This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

A 996,293

2048

3. 10. 2. 3.
838
H47
1856

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Heinrich Heine's

Sämmtliche Werke.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF

Dritter Band:

Salon.

Zweite Auflage.

Philadelphia:
Verlag von John Weik,
No. 195 Chesnutstraße.
1856.

H. Heine's

Sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Salon.

Notiz.

Den „Salon," der in der Campe'schen Ausgabe vier Bände füllt, geben wir vollständig in einem Bande, mit Hinweglassung derjenigen Gedichte, welche schon im Buch der Lieder und in den neuen Liedern enthalten sind.

Die Vorreden, welche Heine den drei ersten Bänden der Campe'schen Ausgabe vorausgeschickt hat, sind in unserer Edition betreffenden Ortes eingeschaltet.

Philadelphia, im Mai 1855.

Der Verleger.

Vorrede

zum

ersten Bande der Campe'schen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Französische Maler," und „Aus den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski."

„Ich rathe Euch, Gevatter, laßt mich auf Eur Schild keinen goldenen Engel, sondern einen rothen Löwen malen; ich bin mal dran gewöhnt, und ihr werdet sehen, wenn ich Euch auch einen goldenen Engel male, so wird er doch wie ein rother Löwe aussehn."

Diese Worte eines ehrsamen Kunstgenossen soll gegenwärtiges Buch an der Stirne tragen, da sie jedem Vorwurf, der sich dagegen auffinden ließe, im Voraus und ganz eingeständig begegnen. Damit alles gesagt sei, erwähne ich zugleich, daß dieses Buch, mit geringen Ausnahmen, im Sommer und Herbst 1831 geschrieben worden, zu einer Zeit, wo ich mich meistens mit den Cartons zu künftigen rothen Löwen beschäftigte. Um mich her war damals viel Gebrülle und Störniß jeder Art.

Bin ich nicht heute sehr bescheiden?

Ihr könnt Euch darauf verlassen, die Bescheidenheit der Leute hat immer ihre guten Gründe. Der liebe Gott hat gewöhnlich die Ausübung der Bescheidenheit und ähnlicher Tugenden den Seinen sehr erleichtert. Es ist z. B. leicht, daß man seinen Feinden verzeiht, wenn man zufällig nicht so viel Geist besitzt, um ihnen schaden zu können, so wie es auch leicht ist keine Weiber zu verführen, wenn man mit einer allzuschäbigen Nase gesegnet ist.

Die Scheinheiligen von allen Farben werden über manches Gedicht in diesem Buche wieder sehr tief seufzen — aber es kann ihnen nichts mehr helfen. Ein zweites „nachwachsendes Geschlecht" hat eingesehen, daß all mein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühte, die wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel ist, wie jene triste, modrige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert hat. Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondirte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen.

Gott lob! die Revoluzion des Julius hat die Zungen gelöst, die so lange stumm geschienen; ja, da die plötzlich Erweckten alles was sie bis dahin verschwiegen auf einmal offenbaren wollten, so entstand viel Geschrei, welches mir

mitunter gar unerfreulich die Ohren betäubte. Ich hatte manchmal nicht übel Luſt das ganze Sprechamt aufzugeben; doch das iſt nicht ſo leicht thunlich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Commentirung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte—nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daß wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem ächten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändniß, wenn Amos ſprach zu König Amazia, ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren ablieſet; aber der Herr nahm mich von der Schaafheerde und ſprach zu mir, gehe hin und weißſage. Es war ein wehmüthiges Geſtändniß, wenn der arme Mönch der, vor Kaiſer und Reich, zu Worms, angeklagt ſtand, ob ſeiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth ſeines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte, und mit den Worten ſchloß: hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

Wenn Ihr dieſe heilige Zwingniſſe kenntet, Ihr würdet uns nicht mehr ſchelten, nicht mehr ſchmähen, nicht mehr verläumden — wahrlich, wir ſind nicht die Herren, ſondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geſtändniß, wenn Maximilian Robespierre ſprach: ich bin ein Sklave der Freiheit.

Und auch ich will jetzt Geſtändniſſe machen. Es war nicht eitel Luſt meines Herzens, daß ich alles verließ was mir Theures im Vaterland blühte und lächelte — mancher liebte mich dort, z. B. meine Mutter — aber ich ging, ohne zu wiſſen warum; ich ging weil ich mußte. Nachher ward mir ſehr müde zu Muthe; ſo lange vor den Juliustagen hatte ich das Prophetenamt getrieben, daß das innere Feuer mich ſchier verzehrt, daß mein Herz von den gewaltigen Worten, die daraus hervorgebrochen, ſo matt geworden, wie der Leib einer Gebährerin —

Ich dachte — habt meiner nicht mehr nöthig, will auch einmal für mich ſelber leben, und ſchöne Gedichte ſchreiben, Commödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenſpiele, die ſich in meinem Hirnkaſten angeſammelt, und will mich wieder ruhig zurückſchleichen in das Land der Poeſie, wo ich als Knabe ſo glücklich gelebt.

Und keinen Ort hätte ich wählen können, wo ich beſſer im Stande war, dieſen Vorſatz in Ausführung zu bringen. Es war auf einer kleinen Villa dicht am Meer, nahe bei Havre-de-Grace, in der Normandie. Wunderbar ſchöne

Aussicht auf die große Nordsee; ein ewig wechselnder und doch einfacher Anblick; heute grimmer Sturm, morgen schmeichelnde Stille; und drüberhin die weißen Wolkenzüge, riesenhaft und abentheuerlich, als wären es die spukenden Schatten jener Normanen, die einst auf diesen Gewässern ihr wildes Wesen getrieben. Unter meinem Fenster aber blühten die lieblichsten Blumen und Pflanzen: Rosen, die liebesüchtig mich anblickten, rothe Nelken mit verschämt bittenden Düften, und Lorbeeren, die an die Mauer zu mir heraufrankten, fast bis in mein Zimmer hereinwuchsen, wie jener Ruhm, der mich verfolgt. Ja, einst lief ich schmachtend hinter Daphne einher, jetzt läuft Daphne nach mir, wie eine Metze, und drängt sich in mein Schlafgemach. Was ich einst begehrte, ist mir jetzt unbequem, ich möchte Ruhe haben, und wünschte, daß kein Mensch von mir spräche, wenigstens in Deutschland. Und stille Lieder wollte ich dichten, und nur für mich, oder allenfalls um sie irgend einer verborgenen Nachtigall vorzulesen. Es ging auch im Anfang, mein Gemüth ward wieder umfriedet von dem Geiste der Dichtkunst, wohlbekannte edle Gestalten und goldne Bilder dämmerten wieder empor in meinem Gedächtnisse, ich ward wieder so traumselig, so mährchentrunken, so verzaubert wie ehemals, und ich brauchte nur mit ruhiger Feder alles aufzuschreiben, was ich eben fühlte und dachte — ich begann.

Nun aber weiß jeder, daß man bei solcher Stimmung nicht immer ruhig im Zimmer sitzen bleibt, und manchmal mit begeistertem Herzen und glühenden Wangen ins freie Feld läuft, ohne auf Weg und Steg zu achten. So ergings auch mir, und ohne zu wissen wie, befand ich mich plötzlich auf der Landstraße von Havre, und vor mir her zogen, hoch und langsam, mehre große Bauerwagen, bepackt mit allerlei ärmlichen Kisten und Kasten, altfränkischem Hausgeräthe, Weibern und Kindern. Nebenher gingen die Männer, und nicht gering war meine Ueberraschung, als ich sie sprechen hörte — sie sprachen Deutsch, in schwäbischer Mundart. Leicht begriff ich, daß diese Leute Auswanderer waren, und als ich sie näher betrachtete, durchzuckte mich ein jähes Gefühl, wie ich es noch nie in meinem Leben empfunden, alles Blut stieg mir plötzlich in die Herzkammern und klopfte gegen die Rippen, als müsse es heraus aus der Brust, als müsse es so schnell als möglich heraus, und der Athem stockte mir in der Kehle. Ja, es war das Vaterland selbst das mir begegnete, auf jenen Wagen saß das blonde Deutschland, mit seinen ernstblauen Augen, seinen traulichen, allzubedächtigen Gesichtern, in den Mundwinkeln noch jene kümmerliche Beschränktheit, über die ich mich einst so sehr gelangweilt und geärgert, die mich aber jetzt gar wehmüthig rührte — denn hatte ich einst in der blühenden Lust der Jugend, gar oft die heimathlichen Verkehrtheiten und Philistereien verdrießlich durchgehechelt, hatte ich einst mit dem glücklichen, bürgermeisterlich gehäbigen, schneckenhaft trägen Vaterlande manchmal einen kleinen

Haushader zu bestehen, wie er in großen Familien wohl vorfallen kann: so war doch all dergleichen Erinnerung in meiner Seele erloschen, als ich das Vaterland in Elend erblickte, in der Fremde, im Elend; selbst seine Gebrechen wurden mir plötzlich theuer und werth, selbst mit seinen Krähwinkeleien war ich ausgesöhnt, und ich drückte ihm die Hand, ich drückte die Hand jener deutschen Auswanderer, als gäbe ich dem Vaterland selber den Handschlag eines erneuten Bündnisses der Liebe, und wir sprachen Deutsch. Die Menschen waren ebenfalls sehr froh auf einer fremden Landstraße diese Laute zu vernehmen; die besorglichen Schatten schwanden von ihren Gesichtern, und sie lächelten beinahe. Auch die Frauen, worunter manche recht hübsch, riefen mir ihr gemüthliches „Griesch di Gott!" vom Wagen herab, und die jungen Bübli grüßten erröthend höflich, und die ganz kleinen Kinder jauchzten mich an, mit ihren zahnlosen lieben Mündchen. Und warum habt Ihr denn Deutschland verlassen? fragte ich diese armen Leute. Das Land ist gut und wären gern dageblieben, antworteten sie, aber wir konntens nicht länger aushalten —

Nein, ich gehöre nicht zu den Demagogen, die nur die Leidenschaften aufregen wollen, und ich will nicht alles wiedererzählen was ich auf jener Landstraße, bei Havre, unter freiem Himmel, gehört habe über den Unfug der hochnobeln und allerhöchst nobeln Sippschaften in der Heimath — auch lag die größere Klage nicht im Wort selbst, sondern im Ton womit es schlicht und grad gesprochen, oder vielmehr geseufzt wurde. Auch jene armen Leute waren keine Demagogen; die Schlußrede ihrer Klage war immer: was sollten wir thun? sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Ich schwöre es bei allen Göttern des Himmels und der Erde, der zehnte Theil von dem was jene Leute in Deutschland erduldet haben, hätte in Frankreich sechsunddreißig Revoluzionen hervorgebracht und sechsunddreißig Königen die Krone mitsammt dem Kopf gekostet.

Und wir hätten es doch noch ausgehalten und wären nicht fortgegangen, bemerkte ein achtzigjähriger, also doppeltvernünftiger Schwabe, aber wir thaten es wegen der Kinder. Die sind noch nicht so stark wie wir an Deutschland gewöhnt, und können vielleicht in der Fremde glücklich werden; freilich, in Afrika werden sie auch manches ausstehen müssen.

Diese Leute gingen nemlich nach Algier, wo man ihnen, unter günstigen Bedingungen, eine Strecke Landes zur Colonisirung versprochen hatte. Das Land soll gut sein, sagten sie, aber wie wir hören, giebt es dort viele giftige Schlangen, die sehr gefährlich, und man hat dort viel auszustehen von den Affen, die die Früchte vom Felde naschen, oder gar die Kinder stehlen und mit sich in die Wälder schleppen. Das ist grausam. Aber zu Hause ist der Amtmann auch giftig, wenn man die Steuer nicht bezahlt, und das Feld wird einem von Wildschaden und Jagd noch weit mehr ruinirt, und unsere Kinder

wurden unter die Soldaten gesteckt — was sollten wir thun? Sollten wir eine Revoluzion anfangen?

Zur Ehre der Menschheit muß ich hier des Mitgefühls erwähnen, das, nach der Aussage jener Auswanderer, ihnen auf ihren Leidensstazionen durch ganz Frankreich zu Theil wurde. Die Franzosen sind nicht blos das geistreichste, sondern auch das barmherzigste Volk. Sogar die Aermsten suchten diesen unglücklichen Fremden irgend eine Liebe zu erzeigen, gingen ihnen thätig zur Hand, beim Aufpacken und Abladen, liehen ihnen ihre kupfernen Kessel zum Kochen, halfen ihnen Holz spalten, Wasser tragen und waschen. Habe mit eigenen Augen gesehen, wie ein französisch Bettelweib einem armen kleinen Schwäbchen ein Stück von ihrem Brod gab; wofür ich mich auch herzlich bei ihr bedankte. Dabei ist noch zu bemerken, daß die Franzosen nur das materielle Elend dieser Leute kennen; jene können eigentlich gar nicht begreifen, warum diese Deutschen ihr Vaterland verlassen. Denn, wenn den Franzosen die Landesherrlichen Plackereien so ganz unerträglich werden, oder auch nur etwas allzustark beschwerlich fallen, dann kommt ihnen doch nie in den Sinn die Flucht zu ergreifen, sondern sie geben vielmehr ihren Drängern den Laufpaß, sie werfen sie zum Lande hinaus und bleiben hübsch selber im Lande, mit einem Worte sie fangen eine Revoluzion an.

Was mich betrifft, so blieb mir, durch jene Begegnung, ein tiefer Kummer, eine schwarze Traurigkeit, eine bleierne Verzagniß im Herzen, dergleichen ich nimmermehr mit Worten zu beschreiben vermag. Ich, der eben noch so übermüthig wie ein Sieger taumelte, ich ging jezt so krank und matt einher, wie ein gebrochener Mensch. Es war dieses wahrhaftig nicht die Wirkung eines plözlich aufgeregten Patriotismus. Ich fühlte, es war etwas Edleres, etwas Besseres. Dazu ist mir seit langer Zeit alles fatal, was den Namen Patriotismus trägt. Ja, es konnte mir einst sogar die Sache selber einigermaßen verleidet werden, als ich den Mummenschanz jener schwarzen Narren erblickte, die aus dem Patriotismus ordentlich ihr Handwerk gemacht, und sich auch eine angemessene Handwerkstracht zugelegt und sich wirklich in Meister, Gesellen und Lehrlinge eingetheilt, und ihre Zunftgrüße hatten, womit sie im Lande fechten gingen. Ich sage Fechten im schmuzigsten Knotensinne; denn das eigentliche Fechten mit dem Schwert gehörte nicht zu ihren Handwerksbräuchen. Vater Jahn, der Herbergvater Jahn, war im Kriege, wie männiglich bekannt, eben so feige wie albern. Gleich dem Meister, waren auch die meisten Gesellen nur gemeine Naturen, schmierige Heuchler, deren Grobheit nicht einmal ächt war. Sie wußten sehr gut, daß deutsche Einfalt noch immer die Grobheit für ein Kennzeichen des Muthes und der Ehrlichkeit ansieht, obgleich ein Blick in unsere Zuchthäuser hinlänglich belehrt, daß es auch grobe Schurken und grobe Memmen giebt. In Frankreich ist der Muth höflich und

gesittet, und die Ehrlichkeit trägt Handschuh und zieht den Hut ab. In Frankreich besteht auch der Patriotismus in der Liebe für ein Geburtsland, welches auch zugleich die Heimath der Civilisazion und des humanen Fortschrittes. Obgedachter deutscher Patriotismus hingegen bestand in einem Hasse gegen die Franzosen, in einem Hasse gegen Civilisazion und Liberalismus. Nicht wahr, ich bin kein Patriot, denn ich lobe Frankreich?

Es ist eine eigene Sache mit dem Patriotismus, mit der wirklichen Vaterlandsliebe. Man kann sein Vaterland lieben, und achtzig Jahr dabei alt werden, und es nie gewußt haben; aber man muß dann auch zu Hause geblieben sein. Das Wesen des Frühlings erkennt man erst im Winter, und hinter dem Ofen dichtet man die besten Maillieder. Die Freiheitsliebe ist eine Kerkerblume und erst im Gefängnisse fühlt man den Werth der Freiheit. So beginnt die deutsche Vaterlandsliebe erst an der deutschen Grenze, vornehmlich aber beim Anblick deutschen Unglücks in der Fremde. In einem Buche, welches mir eben zur Hand liegt, und die Briefe einer verstorbenen Freundin enthält, erschütterte mich gestern die Stelle, wo sie in der Fremde den Eindruck beschreibt, den der Anblick ihrer Landsleute, im Kriege 1813, in ihr hervorbrachte. Ich will die lieben Worte hierher setzen:

„Den ganzen Morgen hab' ich häufige, bittre Thränen der Rührung und Kränkung geweint! O, ich habe es nie gewußt, daß ich mein Land so liebe! Wie einer, der durch Physik den Werth des Blutes etwa nicht kennt: wenn man's ihm abzieht, wird er doch hinstürzen."

Das ist es. Deutschland, das sind wir selber. Und darum wurde ich plötzlich so matt und krank beim Anblick jener Auswanderer, jener großen Blutströme, die aus den Wunden des Vaterlands rinnen und sich in den afrikanischen Sand verlieren. Das ist es; es war wie ein leiblicher Verlust und ich fühlte in der Seele einen fast physischen Schmerz. Vergebens beschwichtigte ich mich mit vernünftigen Gründen: Afrika ist auch ein gutes Land, und die Schlangen dort züngeln nicht viel von christlicher Liebe, und die Affen dort sind nicht so widerwärtig wie die deutschen Affen — und zur Zerstreuung summte ich mir ein Lied vor. Zufällig aber war es das alte Lied von Schubart:

„— — —
Wir sollen über Land und Meer
Ins heiße Afrika."

„— — —
An Deutschlands Grenzen füllen wir
Mit Erde noch die Hand;
Und küssen sie, das sei dein Dank
Für Schirmung, Pflege, Speis' und Trank,
Du liebes Vaterland."

Nur dieſe Worte des Liedes, das ich in meiner Kindheit gehört, blieben immer in meinem Gedächtniß und ſie traten mir jedesmal in den Sinn, wenn ich an Deutſchlands Grenze kam. Von dem Verfaſſer weiß ich auch nur wenig, außer daß er ein armer deutſcher Dichter war, und den größten Theil ſeines Lebens auf der Feſtung ſaß und die Freiheit liebte. Er iſt nun todt und längſt vermodert, aber ſein Lied lebt noch; denn das Wort kann man nicht auf die Feſtung ſetzen und vermodern laſſen.

Ich verſichere Euch, ich bin kein Patriot, und wenn ich an jenem Tage geweint habe, ſo geſchah es wegen des kleinen Mädchens. Es war ſchon gegen Abend, und ein kleines deutſches Mädchen, welches ich vorher ſchon unter den Auswanderern bemerkt, ſtand allein am Strande, wie verſunken in Gedanken, und ſchaute hinaus ins weite Meer. Die Kleine mochte wohl acht Jahr alt ſein, trug zwei niedlich geflochtene Haarzöpfchen, ein ſchwäbiſch kurzes Röckchen von wohlgeſtreiftem Flanell, hatte ein bleichkränkelndes Geſichtchen, groß ernſthafte Augen, und mit weichbeſorgter, jedoch zugleich neugieriger Stimme frug ſie mich: ob das das Weltmeer ſei? — —

Bis tief in die Nacht ſtand ich am Meere und weinte. Ich ſchäme mich nicht dieſer Thränen. Auch Achilles weinte am Meere, und die ſilberfüßige Mutter mußte aus den Wellen emporſteigen, um ihn zu tröſten. Auch ich hörte eine Stimme im Waſſer, aber minder troſtreich, vielmehr aufweckend, gebietend und doch grundweiſe. Denn das Meer weiß alles, die Sterne vertrauen ihm des Nachts die verborgenſten Räthſel des Himmels, in ſeiner Tiefe liegen, mit den fabelhaft verſunkenen Reichen, auch die uralten, längſt verſchollenen Sagen der Erde, an allen Küſten lauſcht es mit tauſend neugierigen Wellenohren und die Flüſſe, die zu ihm hinabſtrömen, bringen ihm alle Nachrichten, die ſie in den entfernteſten Binnenlanden erfundet oder gar aus dem Geſchwätze der kleinen Bäche und Bergquellen erhorcht haben. — Wenn einem aber das Meer ſeine Geheimniſſe offenbart und Einem das große Welterlöſungswort ins Herz geflüſtert, dann Ade Ruhe! Ade ſtille Träume! Ade Novellen und Comödien, die ich ſchon ſo hübſch begonnen und die nun ſchwerlich ſo bald fortgeſetzt werden!

Die goldenen Engelsfarben ſind ſeitdem auf meiner Palette faſt eingetrocknet, und flüſſig blieb darauf nur ein ſchreiendes Roth, das wie Blut ausſieht, und womit man nur rothe Löwen malt. Ja, mein nächſtes Buch wird wohl ganz und gar ein rother Löwe werden, welches ein verehrungswürdiges Publikum, nach obigem Geſtändniſſe, gefälligſt entſchuldigen möge. —

Paris, den 17. Oktober 1833.

Heinrich Heine.

Französische Maler.

Gemäldeausstellung in Paris

1831.

Der Salon ist jetzt geschlossen, nachdem die Gemälde desselben seit Anfang Mai ausgestellt worden. Man hat sie im Allgemeinen nur mit flüchtigen Augen betrachtet; die Gemüther waren anderwärts beschäftigt und mit ängstlicher Politik erfüllt. Was mich betrifft, der ich in dieser Zeit zum ersten Male die Hauptstadt besuchte und von unzählig neuen Eindrücken befangen war, ich habe noch viel weniger als Andere mit der erforderlichen Geistesruhe die Säle des Louvers durchwandeln können. Da standen sie neben einander, an die dreitausend, die hübschen Bilder, die armen Kinder der Kunst, denen die geschäftige Menge nur das Almosen eines gleichgültigen Blicks zuwarf. Mit stummen Schmerzen bettelten sie um ein Bischen Mitempfindung oder um Aufnahme in einem Winkelchen des Herzens. Vergebens! die Herzen waren von der Familie der eigenen Gefühle ganz angefüllt und hatten weder Raum noch Futter für jene Fremdlinge. Aber das war es eben, die Ausstellung glich einem Waisenhause, einer Sammlung zusammengerafften Kinder, die sich selbst überlassen gewesen und wovon keins mit dem anderen verwandt war. Sie bewegte unsere Seele wie der Anblick unwürdiger Hülflosigkeit und jugendlicher Zerrissenheit.

Welch verschiedenes Gefühl ergriff uns dagegen schon beim Eintritt in eine Gallerie jener italienischen Gemälde, die nicht als Findelkinder ausgesetzt worden in die kalte Welt, sondern an den Brüsten einer großen, gemeinsamen Mutter ihre Nahrung eingesogen und als eine große Familie, befriedet und einig, zwar nicht immer dieselben Worte, aber doch dieselbe Sprache sprechen.

Die katholische Kirche, die einst auch den übrigen Künsten eine solche Mutter war, ist jetzt verarmt und selber hülflos. Jeder Maler malt jetzt auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens gibt ihm den Stoff, die Palette gibt ihm die glänzendsten Farben und die Leinwand ist geduldig. Dazu kommt noch, daß jetzt bei den französischen Malern die mißverstandene Romantik grassirt, und, nach ihrem Hauptprincip, jeder sich bestrebt, ganz anders, als die Anderen, zu malen, oder wie die cursirende Redensart heißt: seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen. Welche Bilder hierdurch manchmal zum Vorschein kommen, läßt sich leicht errathen.

Da die Franzosen jedenfalls viel gesunde Vernunft besitzen, so haben sie das Verfehlte immer richtig beurtheilt, das wahrhaft Eigenthümliche leicht erkannt, und aus einem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen leicht heraus-

gefunden. Die Maler, deren Werke man am meisten besprach und als das Vorzüglichste pries, waren A. Scheffer, H. Vernet, Delacroix, Decamps, Lessore, Schnes, Delaroche und Robert. Ich darf mich also darauf beschränken, die öffentliche Meinung zu referiren. Sie ist von der meinigen nicht sehr abweichend. Beurtheilung technischer Vorzüge oder Mängel will ich, so viel als möglich, vermeiden. Auch ist dergleichen von wenig Nutzen bei Gemälden, die nicht in öffentlichen Gallerien der Betrachtung ausgestellt bleiben, und noch weniger nützt es dem deutschen Berichtempfänger, der sie gar nicht gesehen. Nur Winke über das Stoffartige und die Bedeutung der Gemälde mögen letzterem willkommen sein. Als gewissenhafter Referent erwähne ich zuerst die Gemälde von

A. Scheffer.

Haben doch der Faust und das Gretchen dieses Malers im ersten Monat der Ausstellung die meiste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, da die besten Werke von Delaroche und Robert erst späterhin aufgestellt wurden. Ueberdieß, wer nie etwas von Scheffer gesehen, wird gleich frappirt von seiner Manier, die sich besonders in der Farbengebung ausspricht. Seine Feinde sagen ihm nach, er male nur mit Schnupftaback und grüner Seife. Ich weiß nicht, wie weit sie ihm Unrecht thun. Seine braunen Schatten sind nicht selten sehr affectirt und verfehlen den in Rembrandtscher Weise beabsichtigten Lichteffekt. Seine Gesichter haben meistens jene fatale Couleur, die uns manchmal das eigene Gesicht verleiden konnte, wenn wir es, überwacht und verdrießlich, in jenen grünen Spiegeln erblickten, die man in alten Wirthshäusern, wo der Postwagen des Morgens stille hält, zu finden pflegt. Betrachtet man aber Scheffers Bilder etwas näher und länger, so befreundet man sich mit seiner Weise, man findet die Behandlung des Ganzen sehr poetisch, und man sieht, daß aus den trübsinnigen Farben ein lichtes Gemüth hervorbricht, wie Sonnenstrahlen aus Nebelwolken. Jene mürrisch gefegte, gewischte Malerei, jene todmüden Farben mit unheimlich vagen Umrissen, sind in den Bildern von Faust und Gretchen sogar von gutem Effekt. Beide sind lebensgroße Kniestücke. Faust sitzt in einem mittelalterthümlichen rothen Sessel, neben einem mit Pergamentbüchern bedeckten Tische, der seinem linken Arm, worin sein bloßes Haupt ruht, als Stütze dient. Den rechten Arm, mit der flachen Hand nach außen gekehrt, stemmt er gegen seine Hüfte. Gewand seifengrünlich blau. Das Gesicht fast Profil und schnupftabacklich fahl; die Züge desselben streng edel. Trotz der kranken Mißfarbe, der gehöhlten Wangen, der Lippenwelkheit, der eingedrückten Zerstörniß, trägt dieses Gesicht dennoch die Spuren seiner ehemaligen Schönheit, und indem die Augen ihr holdwehmüthiges Licht darüber hingießen, sieht es aus wie eine schöne Ruine, die der Mond beleuchtet. Ja, dieser Mann ist eine schöne Menschenruine, in den Falten über diesen verwitterten Augbrau-

nen brüten fabelhaft gelahrte Eulen, und hinter dieser Stirne lauern böse Gespenster; um Mitternacht öffnen sich dort die Gräber verstorbener Wünsche, bleiche Schatten dringen hervor, und durch die öden Hirnkammern schleicht, wie mit gebundenen Füßen, Gretchens Geist. Das ist eben das Verdienst des Malers daß er uns nur den Kopf eines Mannes gemalt hat, und daß der bloße Anblick desselben uns die Gefühle und Gedanken mittheilt, die sich in des Mannes Hirn und Herzen bewegen. Im Hintergrunde, kaum sichtbar und ganz grün, widerwärtig grün gemalt, erkennt man auch den Kopf des Mephistopheles, des bösen Geistes, des Vaters der Lüge, des Fliegengottes, des Gottes der grünen Seife.

Gretchen ist ein Seitenstück von gleichem Werthe. Sie sitzt ebenfalls auf einem gedämpft rothen Sessel, das ruhende Spinnrad mit vollem Wocken zur Seite; in der Hand hält sie ein aufgeschlagenes Gebetbuch, worin sie nicht liest und worin ein verblichen buntes Muttergottesbildchen hervortröstet. Sie hält das Haupt gesenkt, so daß die größere Seite des Gesichtes, das ebenfalls fast Profil, gar seltsam beschattet wird. Es ist, als ob des Faustes nächtliche Seele ihren Schatten werfe über das Antlitz des stillen Mädchens. Die beiden Bilder hingen nahe neben einander, und es war um so bemerkbarer, daß auf dem des Faustes aller Lichteffekt dem Gesichte gewidmet worden, daß hingegen auf Gretchens Bild weniger das Gesicht, und desto mehr dessen Umrisse beleuchtet sind. Letzteres erhielt dadurch noch etwas unbeschreibbar Magisches. Gretchens Mieder ist saftig grün, ein schwarzes Käppchen bedeckt ihre Scheitel, aber ganz spärlich, und von beiden Seiten dringt ihr schlichtes, goldgelbes Haar um so glänzender hervor. Ihr Gesicht bildet ein rührend edles Oval, und die Züge sind von einer Schönheit, die sich selbst verbergen möchte aus Bescheidenheit. Sie ist die Bescheidenheit selbst, mit ihren lieben blauen Augen. Es zieht eine stille Thräne über die schöne Wange, eine stumme Perle der Wehmuth. Sie ist zwar Wolfgang Göthes Gretchen, aber sie hat den ganzen Friedrich Schiller gelesen, und sie ist viel mehr sentimental als naiv, und viel mehr schwer idealisch als leicht graziös. Vielleicht ist sie zu treu und zu ernsthaft, um graziös sein zu können, denn die Grazie besteht in der Bewegung. Dabei hat sie etwas so Verläßliches, so Solides, so Reelles, wie ein baarer Louisd'or, den man noch in der Tasche hat. Mit einem Wort, sie ist ein deutsches Mädchen, und wenn man ihr tief hineinschaut in die melancholischen Veilchen, so denkt man an Deutschland, an duftige Lindenbäume, an Hölty's Gedichte, an den steinernen Roland vor dem Rathhaus, an den alten Conrektor, an seine rosige Nichte, an das Forsthaus mit den Hirschgeweihen, an schlechten Taback und gute Gesellen, an Großmutters Kirchhofgeschichten, an treuherzige Nachtwächter, an Freundschaft, an erste Liebe, und allerlei andere süße Schnurrpfeifereien. — Wahrlich, Scheffers Gretchen kann nicht

beſchrieben werden. Sie hat mehr Gemüth als Geſicht. Sie iſt eine gemalte Seele. Wenn ich bei ihr vorüberging, ſagte ich immer unwillkührlich: Liebes Kind!

Leider finden wir Scheffers Manier in allen ſeinen Bildern, und wenn ſie ſeinem Fauſt und Gretchen angemeſſen iſt, ſo mißfällt ſie uns gänzlich bei Gegenſtänden, die eine heitere, klare, farbenglühende Behandlung erforderten, z. B. bei einem kleinen Gemälde, worauf tanzende Schulkinder. Mit ſeinen gedämpften, freudloſen Farben hat uns Scheffer nur einen Rudel kleiner Gnomen dargeſtellt. Wie bedeutend auch ſein Talent der Portraitirung iſt, ja, wie ſehr ich hier ſeine Originalität der Auffaſſung rühmen muß, ſo ſehr widerſteht mir auch hier ſeine Farbengebung. Es gab aber ein Portrait im Salon, wofür eben die Scheffersche Manier ganz geeignet war. Nur mit dieſen unbeſtimmten, gelogenen, geſtorbenen, charakterloſen Farben konnte der Mann gemalt werden, deſſen Ruhm darin beſteht, daß man auf ſeinem Geſichte nie ſeine Gedanken leſen konnte, ja, daß man immer das Gegentheil darauf las. Es iſt der Mann, dem wir hinten Fußtritte geben könnten, ohne daß vorne das ſtereotype Lächeln von ſeinen Lippen ſchwände. Es iſt der Mann, der vierzehn falſche Eide 'geſchworen, und deſſen Lügentalente von allen auf einander folgenden Regierungen Frankreichs benutzt wurden, wenn irgend eine tödtliche Perfidie ausgeübt werden ſollte: ſo daß er an jene alte Giftmiſcherin erinnert, an jene Lokuſta, die, wie ein frevelhaftes Erbſtück, im Hauſe des Auguſtus lebte, und ſchweigend und ſicher dem einen Cäſar nach dem andern und dem einen gegen den andern zu Dienſte ſtand mit ihrem diplomatiſchen Tränklein. Wenn ich vor dem Bilde des falſchen Mannes ſtand, den Scheffer ſo treu gemalt, dem er mit ſeinen Schirlingsfarben ſogar die vierzehn falſchen Eide in's Geſicht hinein gemalt, dann durchfröſtelte mich der Gedanke: wem gilt wohl ſeine neueſte Miſchung in London?

Scheffers Heinich IV. und Ludwig Philipp I., zwei Reitergeſtalten in Lebensgröße, verdienen jedenfalls eine beſondere Erwähnung. Erſterer, le roi par droit de conquête et par droit de naissance, hat vor meiner Zeit gelebt; ich weiß nur, daß er einen henry-quatre getragen, und ich kann nicht beſtimmen, in wie weit er getroffen iſt. Der andere, le roi des barricades, le roi par la grâce du peuple souverain, iſt mein Zeitgenoſſe, und ich kann urtheilen, ob ſein Portrait ihm ähnlich ſieht oder nicht. Ich ſah letzteres, ehe ich das Vergnügen hatte, Se. Majeſtät den König ſelbſt zu ſehen, und ich erkannte ihn dennoch nicht im erſten Augenblick. Ich ſah ihn vielleicht in einem allzu ſehr erhöhten Seelenzuſtande, nämlich am erſten Feſttage der jüngſten Revoluzionsfeier, als er durch die Straßen von Paris einherritt, in der Mitte der jubelnden Bürgergarde und der Juliusdekorirten, die alle wie wahnſinnig die Pariſienne und die Marſeiller Hymne brüllten, auch mitunter

die Carmagnole tanzten: Se. Majestät der König saß hoch zu Roß, halb wie ein gezwungener Triumphator, halb wie ein freiwilliger Gefangener, der einen Triumphzug zieren soll; ein entthronter Kaiser ritt symbolisch oder auch prophetisch an seiner Seite; seine beiden jungen Söhne ritten ebenfalls neben ihm, wie blühende Hoffnungen, und seine schwülstigen Wangen glühten hervor aus dem Walddunkel des großen Backenbarts, und seine süßlich grüßenden Augen glänzten vor Lust und Verlegenheit. Auf dem Scheffer'schen Bilde sieht er minder kurzweilig aus, ja fast trübe, als ritte er eben über die Place de Grève, wo sein Vater geköpft worden; sein Pferd scheint zu straucheln. Ich glaube auf dem Scheffer'schen Bilde ist auch der Kopf nicht oben so spitz zulaufend, wie beim erlauchten Originale, wo diese eigenthümliche Bildung mich immer an das Volkslied erinnert:

Es steht eine Tann' im tiefen Thal,
Ist unten breit und oben schmal.

Sonst ist das Bild ziemlich getroffen, sehr ähnlich; doch diese Aehnlichkeit entdeckte ich erst, als ich den König selbst gesehen. Das scheint mir bedenklich, sehr bedenklich für den Werth der ganzen Scheffer'schen Portraitmalerei. Die Portraitmaler lassen sich nämlich in zwei Klassen eintheilen. Die einen haben das wunderbare Talent, gerade diejenigen Züge aufzufassen und hinzumalen, die auch dem fremden Beschauer eine Idee von dem darzustellenden Gesichte geben, so daß er den Charakter des unbekannten Originals gleich begreift und letzteres, sobald er dessen ansichtig wird, gleich wieder erkennt. Bei den alten Meistern, vornämlich bei Holbein, Tizian und Vandyk finden wir solche Weise, und in ihren Portraiten frappirt uns jene Unmittelbarkeit, die uns die Aehnlichkeit derselben mit den längst verstorbenen Originalen so lebendig zusichert. „Wir möchten darauf schwören, daß diese Portraite getroffen sind!" sagen wir dann unwillkürlich, wenn wir Gallerien durchwandeln. Eine zweite Weise der Portraitmalerei finden wir namentlich bei englischen und französischen Malern, die nur das leichte Wiedererkennen beabsichtigen, und nur jene Züge auf die Leinwand werfen, die uns das Gesicht und den Charakter des wohlbekannten Originals ins Gedächtniß zurückrufen. Diese Maler arbeiten eigentlich für die Erinnerung, und sie sind überaus beliebt bei wohlerzogenen Eltern und zärtlichen Eheleuten, die uns ihre Gemälde nach Tische zeigen, und uns nicht genug versichern können, wie gar niedlich der liebe Kleine getroffen war, ehe er die Würmer bekommen, oder wie sprechend ähnlich der Herr Gemahl ist, den wir noch nicht die Ehre haben, zu kennen, und dessen Bekanntschaft uns noch bevorsteht, wenn er von der Braunschweiger Messe zurückkehrt.

Scheffer's „Leonore" ist, in Hinsicht der Farbengebung weit ausgezeichneter

als seine übrigen Stücke. Die Geschichte ist in die Zeit der Kreuzzüge verlegt und der Maler gewann dadurch Gelegenheit zu brillanteren Costümen und überhaupt zu einem romantischen Colorit. Das heimkehrende Heer zieht vorüber, und die arme Leonore vermißt darunter ihren Geliebten. Es herrscht in dem ganzen Bilde eine sanfte Melancholie, nichts läßt den Spuk der künftigen Nacht vorausahnen. Aber ich glaube eben, weil der Maler die Scene in die fromme Zeit der Kreuzzüge verlegt hat, wird die verlassene Leonore nicht die Gottheit lästern und der todte Reuter wird sie nicht abholen. Die Bürger'sche Leonore lebte in einer protestantischen, skeptischen Periode, und ihr Geliebter zog in den siebenjährigen Krieg, um Schlesien für den Freund Voltaires zu erkämpfen. Die Scheffer'sche Leonore lebte hingegen in einem katholischen gläubigen Zeitalter, wo Hunderttausende, begeistert von einem religiösen Gedanken, sich ein rothes Kreuz auf den Rock nähten, und als Pilgerkrieger nach dem Morgenlande wanderten, um dort ein Grab zu erobern. Sonderbare Zeit! Aber, wir Menschen, sind wir nicht alle Kreuzritter, die wir, mit allen unseren mühseligsten Kämpfen, am Ende nur ein Grab erobern? Diesen Gedanken lese ich auf dem edlen Gesichte des Ritters, der, von seinem hohen Pferde herab, so mitleidig auf die trauernde Leonore niederschaut. Diese lehnt ihr Haupt an die Schulter der Mutter. Sie ist eine trauernde Blume, sie wird welken aber nicht lästern. Das Scheffer'sche Gemälde ist eine schöne, musikalische Composizion; die Farben klingen darin so heiter trübe, wie ein wehmüthiges Frühlingslied.

Die übrigen Stücke von Scheffer verdienen keine Beachtung. Dennoch gewannen sie vielen Beifall, während manch besseres Bild von minder ausgezeichneten Malern unbeachtet blieb. So wirkt der Name des Meisters. Wenn Fürsten einen böhmischen Glasstein am Finger tragen, wird man ihn für einen Diamanten halten, und trüge ein Bettler auch einen ächten Diamantring, so würde man doch meinen, es sei eitel Glas.

Die oben angestellte Betrachtung leitet mich auf

Horace Vernet.

Der hat auch nicht mit lauter ächten Steinen den dießjährigen Salon geschmückt. Das vorzüglichste seiner ausgestellten Gemälde war eine Judith, die im Begriff steht, den Holophernes zu tödten. Sie hat sich eben vom Lager desselben erhoben, ein blühend schlankes Mädchen. Ein violettes Gewand, um die Hüften hastig geschürzt, geht bis zu ihren Füßen hinab; oberhalb des Leibes trägt sie ein blaßgelbes Unterkleid, dessen Aermel von der rechten Schulter herunterfällt, und den sie mit der linken Hand, etwas metzgerhaft, und doch zugleich bezaubernd zierlich, wieder in die Höhe streift; denn mit der rechten Hand hat sie eben das krumme Schwert gezogen gegen den schlafenden

Holophernes. Da steht sie, eine reizende Gestalt, an der eben überschrittenen Grenze der Jungfräulichkeit, ganz gottrein und doch weltbefleckt, wie eine entweihte Hostie. Ihr Kopf ist wunderbar anmuthig und unheimlich liebenswürdig; schwarze Locken, wie kurze Schlangen, die nicht herabflattern, sondern sich bäumen, furchtbar graziös. Das Gesicht ist etwas beschattet, und süße Wildheit, düstere Holdseligkeit und sentimentaler Grimm rieselt durch die edlen Züge der tödtlichen Schönen. Besonders in ihrem Auge funkelt süße Grausamkeit und die Lüsternheit der Rache; denn sie hat auch den eignen beleidigten Leib zu rächen an dem häßlichen Heiden. In der That, dieser ist nicht sonderlich liebreizend, aber im Grunde scheint er doch ein bon enfant zu sein. Er schläft so gutmüthig in der Nachwonne seiner Beseligung; er schnarcht vielleicht, oder, wie Luise sagt, er schläft laut; seine Lippen bewegen sich noch, als wenn sie küßten; er lag noch eben im Schooße des Glücks, oder vielleicht lag auch das Glück in seinem Schooße; und trunken von Glück und gewiß auch von Wein, ohne Zwischenspiel von Qual und Krankheit, sendet ihn der Tod, durch seinen schönsten Engel, in die weiße Nacht der ewigen Vernichtung. Welch ein beneidenswerthes Ende! Wenn ich einst sterben soll, ihr Götter, laßt mich sterben wie Holophernes!

Ist es Ironie von Horace Vernet, daß die Strahlen der Frühsonne auf den Schlafenden, gleichsam verklärend, hereinbrechen, und daß eben die Nachtlampe erlischt?

Minder durch Geist als vielmehr durch kühne Zeichnung und Farbengebung, empfiehlt sich ein anderes Gemälde von Vernet, welches den jetzigen Pabst vorstellt. Mit der goldenen dreifachen Krone auf dem Haupte, gekleidet mit einem goldgestickten weißen Gewande, auf einem goldenen Stuhle sitzend, wird der Knecht der Knechte Gottes in der Peterskirche herumgetragen. Der Pabst selbst, obgleich rothwangig, sieht schwächlich aus, fast verbleichend in dem weißen Hintergrund von Weihrauchdampf und weißen Federwedeln, die über ihn hingehalten werden. Aber die Träger des päpstlichen Stuhles sind stämmige, charaktervolle Gestalten, in karmosinrothen Livreen, die schwarzen Haare herabfallend über die gebräunten Gesichter. Es kommen nur drei davon zum Vorschein, aber sie sind vortrefflich gemalt. Dasselbe läßt sich rühmen von den Kapuzinern, deren Häupter nur, oder vielmehr deren gebeugte Hinterhäupter mit den breiten Tonsuren, im Vordergrunde sichtbar werden. Aber eben die verschwimmende Unbedeutenheit der Hauptpersonen und das bedeutende Hervortreten der Nebenpersonen ist ein Fehler des Bildes. Letztere haben mich durch die Leichtigkeit, womit sie hingeworfen sind, und durch ihr Colorit an den Paul Veronese erinnert. Nur der venezianische Zauber fehlt, jene Farbenpoesie, die, gleich dem Schimmer der Lagunen, nur oberflächlich ist, aber dennoch die Seele so wunderbar bewegt.

In Hinsicht der kühnen Darstellung und der Farbengebung, hat sich ein drittes Bild von Horace Vernet vielen Beifall erworben. Es ist die Arretirung der Prinzen Condé, Conti und Longueville. Der Schauplatz ist eine Treppe des Palais Royal, und die arretirten Prinzen steigen herab, nachdem sie eben, auf Befehl Annens von Oesterreich, ihre Degen abgegeben. Durch dieses Herabsteigen behält fast jede Figur ihren ganzen Umriß. Condé ist der erste, auf der untersten Stufe; er hält sinnend seinen Knebelbart in der Hand, und ich weiß, was er denkt. Von der obersten Stufe der Treppe kommt ein Offizier herab, der die Degen der Prinzen unter'm Arme trägt. Es sind drei Gruppen, die natürlich entstanden und natürlich zusammengehören. Nur wer eine sehr hohe Stufe in der Kunst erstiegen, hat solche Treppenideen.

Zu den weniger bedeutenden Bildern von Horace Vernet gehört ein Camille Desmoulins, der im Garten des Palais Royal auf eine Bank steigt und das Volk haranguirt. Mit der linken Hand reißt er ein grünes Blatt von einem Baume, in der rechten hält er eine Pistole. Armer Camille! dein Muth war nicht höher als diese Bank und da wolltest du stehen bleiben, und du schautest dich um. „Vorwärts, immer vorwärts!" ist aber das Zauberwort, das die Revoluzionäre aufrecht erhalten kann; — bleiben sie stehen und schauen sie sich um, dann sind sie verloren, wie Eurydice, als sie dem Saitenspiel des Gemahls folgend, nur einmal zurückschaute in die Greuel der Unterwelt. Armer Camille! armer Bursche! das waren die lustigen Flegeljahre der Freiheit, als du auf die Bank sprangest und dem Despotismus die Fenster einwarfest und Laternenwitze rissest; der Spaß wurde nachher sehr trübe, die Füchse der Revoluzion wurden bemooste Häupter, denen die Haare zu Berge stiegen, und du hörtest schreckliche Töne neben dir erklingen, und hinter dir, aus dem Schattenreich, riefen dich die Geisterstimmen der Gironde, und du schautest dich um.

In Hinsicht der Kostüme von 1789 war dieses Bild ziemlich interessant. Da sah man sie noch, die gepuderten Frisuren, die engen Frauenkleider, die erst bei den Hüften sich bauschten, die buntgestreiften Fräcke, die kutscherlichen Oberröcke mit kleinen Kräglein, die zwei Uhrketten, die parallel über dem Bauche hängen, und gar jene terroristischen Westen mit breitaufgeschlagenen Klappen, die bei der republikanischen Jugend in Paris jetzt wieder in Mode gekommen sind und gilets à la Robespierre genannt werden. Robespierre selbst ist ebenfalls auf dem Bilde zu sehen, auffallend durch seine sorgfältige Toilette und sein geschniegeltes Wesen. In der That, sein Aeußeres war immer schmuck und blank, wie das Beil einer Guillotine; aber auch sein Inneres, sein Herz, war uneigennützig, unbestechbar und konsequent wie das Beil einer Guillotine. Diese unerbittliche Strenge war jedoch nicht Gefühllosigkeit, sondern Tugend, gleich der Tugend des Junius Brutus, die unser

Herz verdammt und die unſere Vernunft mit Entſetzen bewundert. Robespierre hatte ſogar eine beſondere Vorliebe für Desmoulins, ſeinen Schulkameraden, den er hinrichten ließ, als dieſer Fanfaron de la liberté eine unzeitige Mäßigung predigte und ſtaatsgefährliche Schwächen beförderte. Während Camilles Blut auf der Grève floß, floſſen vielleicht in einſamer Kammer die Thränen des Maximilian. Dieß ſoll keine banale Redensart ſein. Unlängſt ſagte mir ein Freund, daß ihm Bourdon de Loïſe erzählt habe: er ſei einſt in das Arbeitszimmer des Comité du Salut public gekommen, als dort Robespierre ganz allein, in ſich ſelbſt verſunken, über ſeinen Akten ſaß und bitterlich weinte.

Ich übergehe die übrigen noch minder bedeutenden Gemälde von Horace Vernet, dem vielſeitigſten Maler, der alles malt, Heiligenbilder, Schlachten, Stillleben, Beſtien, Landſchaften, Portraite, alles flüchtig, faſt pamphletartig.

Ich wende mich zu

Delacroix,

der ein Bild geliefert, vor welchem ich immer einen großen Volkshaufen ſtehen ſah, und das ich alſo zu denjenigen Gemälden zähle, denen die meiſte Aufmerkſamkeit zu Theil worden. Die Heiligkeit des Sujects erlaubt keine ſtrenge Kritik des Colorits, welche vielleicht misslich ausfallen könnte. Aber trotz etwaniger Kunſtmängel, athmet in dem Bilde ein großer Gedanke, der uns wunderbar entgegenweht. Eine Volksgruppe während den Juliustagen iſt dargeſtellt und in der Mitte, beinahe wie eine allegoriſche Figur, ragt hervor ein jugendliches Weib, mit einer rothen phrygiſchen Mütze auf dem Haupte, eine Flinte in der einen Hand und in der andern eine dreifarbige Fahne. Sie ſchreitet dahin über Leichen, zum Kampfe auffordernd, entblößt bis zur Hüfte, ein ſchöner, ungeſtümer Leib, das Geſicht ein kühnes Profil, frecher Schmerz in den Zügen, eine ſeltſame Miſchung von Phryne, Poiſſarde und Freiheitsgöttin. Daß ſie eigentlich letztere bedeuten ſolle, iſt nicht ganz beſtimmt ausgedrückt, dieſe Figur ſcheint vielmehr die wilde Volkskraft, die eine fatale Bürde abwirft, darzuſtellen. Ich kann nicht umhin, zu geſtehen, dieſe Figur erinnert mich an jene peripatetiſchen Philoſophinnen, an jene Schnellläuferinnen der Liebe oder Schnelliebende, die des Abends auf den Boulevards umherſchwärmen; ich geſtehe, daß der kleine Schornſteinkupido, der, mit einer Piſtole in jeder Hand, neben dieſer Gaſſenvenus ſteht, vielleicht nicht allein von Ruß beſchmutzt iſt; daß der Pantheonskandidat, der todt auf dem Boden liegt, vielleicht den Abend vorher mit Contremarquen des Theaters gehandelt; daß der Held, der mit ſeinem Schießgewehr hinſtürmt, in ſeinem Geſichte die Galeere und in ſeinem häßlichen Rock gewiß noch den Duft des Aſſiſenhofes trägt; — aber das iſt es eben, ein großer Gedanke hat dieſe gemeinen Leute,

dieſe Crapüle, geadelt und geheiligt und die entſchlafene Würde in ihrer Seele wieder aufgeweckt.

Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugniß geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris! Aber neidiſch, ängſtlich, wie ſie ſind, fürchteten ſie am Ende, daß die Menſchen zu hoch und zu herrlich emporblühen möchten, und durch ihre willigen Prieſter ſuchten ſie „das Glänzende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehn,“ und ſie ſtifteten die belgiſche Rebellion, das de Potter'ſche Viehſtück. Es iſt dafür geſorgt, daß die Freiheitsbäume nicht in den Himmel hineinwachſen.

Auf keinem von allen Gemälden des Salons iſt ſo ſehr die Farbe eingeſchlagen, wie auf Delacroix Julirevoluzion. Indeſſen, eben dieſe Abweſenheit von Firniß und Schimmer, dabei der Pulverdampf und Staub, der die Figuren wie graues Spinnweb bedeckt, das ſonnengetrocknete Colorit, das gleichſam nach einem Waſſertropfen lechzt, alles dieſes gibt dem Bilde eine Wahrheit, eine Weſenheit, eine Urſprünglichkeit, und man ahnt darin die wirkliche Phyſiognomie der Julitage.

Unter den Beſchauern waren ſo manche, die damals entweder mitgeſtritten oder doch wenigſtens zugeſehen hatten, und dieſe konnten das Bild nicht genug rühmen. „Matin,“ rief ein Epicier, „dieſe Gamins haben ſich wie Rieſen geſchlagen!“ Eine junge Dame meinte, auf dem Bilde fehle der polytechniſche Schüler, wie man ihn ſehe auf allen andern Darſtellungen der Julirevoluzion, deren ſehr viele, über vierzig Gemälde, ausgeſtellt waren.

„Papa!“ rief eine kleine Karliſtin, „wer iſt die ſchmutzige Frau mit der rothen Mütze?“ — „Nun freilich,“ ſpöttelte der noble Papa mit einem ſüßlich zerquetſchten Lächeln, „nun freilich, liebes Kind, mit der Reinheit der Lilien hat ſie nichts zu ſchaffen. Es iſt die Freiheitsgöttin.“ — „Papa, ſie hat auch nicht einmal ein Hemd an.“ — „Eine wahre Freiheitsgöttin, liebes Kind, hat gewöhnlich kein Hemd, und iſt daher ſehr erbittert auf alle Leute, die weiße Wäſche tragen.“

Bei dieſen Worten zupfte der Mann ſeine Manſchetten etwas über die langen müßigen Hände, und ſagte zu ſeinem Nachbar: „Eminenz! wenn es den Republikanern heut an der Pforte St. Denis gelingt, daß eine alte Frau von den Nationalgarden todtgeſchoſſen wird, dann tragen ſie die heilige Leiche auf den Boulevards herum, und das Volk wird raſend, und wir haben dann eine

neue Revoluzion.“ — “Tant mieux!” flüſterte die Eminenz, ein hagerer, zugeknöpfter Menſch, der ſich in weltliche Tracht vermummt, wie jetzt von allen Prieſtern in Paris geſchieht, aus Furcht vor öffentlicher Verhöhnung, vielleicht auch des böſen Gewiſſens halber: “tant mieux, Marquis! wenn nur recht viele Greuel geſchehen, damit das Maaß wieder voll wird! Die Revoluzion verſchluckt dann wieder ihre eignen Anſtifter, beſonders jene eitlen Bankiers, die ſich Gottlob jetzt ſchon ruinirt haben.“ „Ja, Eminenz, ſie wollten uns à tout prix vernichten, weil wir ſie nicht in unſere Salons aufgenommen; das iſt das Geheimniß der Julirevoluzion, und da wurde Geld vertheilt an die Vorſtädter, und die Arbeiter wurden von den Fabrikherrn entlaſſen, und Weinwirthe wurden bezahlt, die umſonſt Wein ſchenkten und noch Pulver hineinmiſchten, um den Pöbel zu erhitzen, et du reste, c'était le soleil!”

Der Marquis hat vielleicht Recht: es war die Sonne. Zumal im Monat Juli hat die Sonne immer am gewaltigſten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariſer entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und ſonnentrunken erhob ſich dann das Volk von Paris gegen die morſchen Baſtillen und Ordonanzen der Knechtſchaft. Sonne und Stadt verſtehen ſich wunderbar, und ſie lieben ſich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabſteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der ſchönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küßt ſie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der ſchönen Stadt Paris. Mit Recht hatte ein franzöſiſcher Dichter den Vorſchlag gemacht, das Julifeſt durch eine ſymboliſche Vermählung zu feiern: und wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bukentauro beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen, flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Caſimir Perier hat dieſen Vorſchlag nicht goutirt, er fürchtet den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtet die allzuſtarke Hitze einer ſolchen Ehe, und er bewilligt der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne.

Doch ich vergeſſe, daß ich nur Berichterſtatter einer Ausſtellung bin. Als ſolcher gelange ich jetzt zur Erwähnung eines Malers, der, indem er die allgemeine Aufmerkſamkeit erregte, zu gleicher Zeit mich ſelber ſo ſehr anſprach, daß ſeine Bilder mir nur wie buntes Echo der eignen Herzensſtimme erſchienen, oder vielmehr, daß die wahlverwandten Farbentöne in meinem Herzen wunderbar wiederklangen. Decamps heißt der Maler, der ſolchen Zauber übte.

Decamps

heißt der Maler, der ſolchen Zauber auf mich ausübte. Leider habe ich eins ſeiner beſten Werke, das Hundehoſpital, gar nicht geſehen. Es war ſchon fortgenommen, als ich die Ausſtellung beſuchte. Einige andere gute Stücke

von ihm entgingen mir, weil ich sie aus der großen Menge nicht herausfinden konnte, ehe sie ebenfalls fortgenommen wurden. Ich erkannte aber gleich von selbst, daß Decamps ein großer Maler sei, als ich zuerst ein kleines Bild von ihm sah, dessen Colorit und Einfachheit mich seltsam frappirten. Es stellte nur ein türkisches Gebäude vor, weiß und hochgebaut, hie und da eine kleine Fensterlucke, wo ein Türkengesicht hervorlauscht, unten ein stilles Wasser, worin sich die Kreidewände mit ihren röthlichen Schatten abspiegeln, wunderbar ruhig. Nachher erfuhr ich, daß Decamps selbst in der Türkei gewesen, und daß es nicht blos sein originelles Colorit war, was mich so sehr frappirt sondern auch die Wahrheit, die sich mit getreuen und bescheidenen Farben in seinen Bildern des Orients ausspricht. Dieses geschieht ganz besonders in seiner „Patrouille." In diesem Gemälde erblicken wir den großen Hadji-Bey, Oberhaupt der Polizei zu Smyrna, der mit seinen Myrmidonen durch diese Stadt die Runde macht. Er sitzt schwammbauchig hoch zu Roß, in aller Majestät seiner Insolenz, ein beleidigend arrogantes, unwissend stockfinsteres Gesicht, das von einem weißen Turban überschildet wird; in den Händen hält er das Scepter des absoluten Bastonadenthums, und neben ihm, zu Fuß, laufen neun getreue Vollstrecker seines Willens quand même, hastige Kreaturen mit kurzen magern Beinen und fast thierischen Gesichtern, katzenhaft, ziegenböcklich, äffisch, ja, eins derselben bildet eine Mosaik von Hundeschnautze, Schweinsaugen, Eselsohren, Kalbslächeln und Hasenangst. In den Händen tragen sie nachlässige Waffen, Piken, Flinten, die Kolbe nach oben, auch Werkzeuge der Gerechtigkeitspflege, nämlich einen Spieß und ein Bündel Bambusstöcke. Da die Häuser, an denen der Zug vorbeikommt, kalkweiß sind und der Boden lehmig gelb ist, so macht es fast den Effekt eines chinesischen Schattenspiels, wenn man die dunkeln putzigen Figuren längs dem hellen Hintergrund und über einen hellen Vorgrund dahineilen sieht. Es ist lichte Abenddämmerung, und die seltsamen Schatten der mageren Menschen- und Pferdebeine verstärken die barock magische Wirkung. Auch rennen die Kerls mit so drolligen Kapriolen, mit so unerhörten Sprüngen, auch das Pferd wirft die Beine so närrisch geschwinde, daß es halb auf dem Bauch zu kriechen und halb zu fliegen scheint — : und das alles haben einige hiesige Kritiker am meisten getadelt und als Unnatürlichkeit und Karrikatur verworfen.

Auch Frankreich hat seine stehenden Kunstrezensenten, die nach alten vorgefaßten Regeln jedes neue Werk bekritteln, seine Oberkenner, die in den Ateliers herumschnüffeln und Beifall lächeln, wenn man ihre Marotte kizelt, und diese haben nicht ermangelt, über Decamps Bild ihr Urtheil zu fällen. Ein Herr Jal, der über jede Ausstellung eine Broschüre edirt, hat sogar nachträglich im Figaro jenes Bild zu schmähen gesucht, und er meint, die Freunde desselben zu persifliren, wenn er scheinbar demüthigst gesteht: „er sei nur ein

Menſch, der nach Verſtandesbegriffen urtheile, und ſein armer Verſtand könne in dem Decamps'ſchen Bilde nicht das große Meiſterwerk ſehen, das von jenen Ueberſchwenglichen, die nicht blos mit dem Verſtande erkennen, darin erblickt wird.“ Der arme Schelm, mit ſeinem armen Verſtande! er weiß nicht, wie richtig er ſich ſelbſt gerichtet! Dem armen Verſtande gebührt wirklich niemals die erſte Stimme, wenn über Kunſtwerke geurtheilt wird, eben ſo wenig als er bei der Schöpfung derſelben jemals die erſte Rolle geſpielt hat. Die Idee des Kunſtwerks ſteigt aus dem Gemüthe, und dieſes verlangt bei der Phantaſie die verwirklichende Hülfe. Die Phantaſie wirft ihm dann alle ihre Blumen entgegen, verſchüttet faſt die Idee, und würde ſie eher tödten als beleben, wenn nicht der Verſtand heranhinkte, und die überflüſſigen Blumen bei Seite ſchöbe, oder mit ſeiner blanken Gartenſcheere abmähte. Der Verſtand übt nur Ordnung, ſo zu ſagen die Polizei im Reiche der Kunſt. Im Leben iſt er meiſtens ein kalter Kalkulator, der unſere Thorheiten addirt; ach! manchmal iſt er nur der Fallitenbuchhalter des gebrochenen Herzens, der das Defizit ruhig ausrechnet.

Der große Irrthum beſteht immer darin, daß der Kritiker die Frage aufwirft: was ſoll der Künſtler? Viel richtiger wäre die Frage: was will der Künſtler, oder gar, was muß der Künſtler? Die Frage, was ſoll der Künſtler? entſtand durch jene Kunſtphiloſophen, die, ohne eigene Poeſie, ſich Merkmale der verſchiedenen Kunſtwerke abſtrahirten, nach dem Vorhandenen eine Norm für alles Zukünftige feſtſtellten, und Gattungen ſchieden, und Definizionen und Regeln erſannen. Sie wußten nicht, daß alle ſolche Abſtraktionen nur allenfalls zur Beurtheilung des Nachahmervolks nützlich ſind, daß aber jeder Originalkünſtler und gar jedes neue Kunſtgenie nach ſeiner eigenen mitgebrachten Aeſthetik beurtheilt werden muß. Regeln und ſonſtige alte Lehren ſind bei ſolchen Geiſtern noch viel weniger anwendbar. Für junge Rieſen, wie Menzel ſagt, gibt es keine Fechtkunſt, denn ſie ſchlagen ja doch alle Paraden durch. Jeder Genius muß ſtudirt, und nur nach dem beurtheilt werden, was er ſelbſt will. Hier gilt nur die Beantwortung der Fragen: hat er die Mittel ſeine Idee auszuführen? hat er die richtigen Mittel angewendet? Hier iſt feſter Boden. Wir modeln nicht mehr an der fremden Erſcheinung nach unſern ſubjektiven Wünſchen, ſondern wir verſtändigen uns über die gottgegebenen Mittel, die dem Künſtler zu Gebote ſtehen bei der Veranſchaulichung ſeiner Idee. In den rezitirenden Künſten beſtehen dieſe Mittel in Tönen und Worten. In den darſtellenden Künſten beſtehen ſie in Farben und Formen. Töne und Worte, Farben und Formen, das Erſcheinende überhaupt, ſind jedoch nur Symbole der Idee, Symbole, die in dem Gemüthe des Künſtlers aufſteigen, wenn es der heilige Weltgeiſt bewegt, ſeine Kunſtwerke ſind nur Symbole, wodurch er andern Gemüthern ſeine eigenen Ideen mittheilt. Wer

mit den wenigsten und einfachsten Symbolen das Meiste und Bedeutendste ausspricht, der ist der größte Künstler.

Es dünkt mir aber des höchsten Preises werth, wenn die Symbole, womit der Künstler seine Idee ausspricht, abgesehen von ihrer innern Bedeutsamkeit, noch außerdem an und für sich die Sinne erfreuen, wie Blumen eines Selams, die, abgesehen von ihrer geheimen Bedeutung, auch an und für sich blühend und lieblich sind und verbunden zu einem schönen Strauße. Ist aber solche Zusammenstimmung immer möglich? Ist der Künstler so ganz willensfrei bei der Wahl und Verbindung seiner geheimnißvollen Blumen? Oder wählt und verbindet er nur, was er muß? Ich bejahe diese Frage einer mystischen Unfreiheit. Der Künstler gleicht jener schlafwandelnden Prinzessin, die des Nachts in den Gärten von Bagdad, mit tiefer Liebesweisheit, die sonderbarsten Blumen pflückte und zu einem Selam verband, dessen Bedeutung sie selbst gar nicht mehr wußte, als sie erwachte. Da saß sie nun des Morgens in ihrem Harem, und betrachtete den nächtlichen Strauß, und sann darüber nach, wie über einen vergessenen Traum, und schickte ihn endlich dem geliebten Kalifen. Der feiste Eunuch, der ihn überbrachte, ergötzte sich sehr an den hübschen Blumen, ohne ihre Bedeutung zu ahnen. Harun Alrabschid aber, der Beherrscher der Gläubigen, der Nachfolger des Propheten, der Besitzer des salomonischen Rings, dieser erkannte gleich den Sinn des schönen Straußes, sein Herz jauchzte vor Freude, und er küßte jede Blume, und er lachte, daß ihm die Thränen herabliefen in den langen Bart.

Ich bin kein Nachfolger des Propheten, und besitze auch nicht den Ring des Salomonis, und habe auch keinen langen Bart, aber ich darf dennoch behaupten, daß ich den schönen Selam, den uns Decamps aus dem Morgenlande mitgebracht, noch immer besser verstehe als alle Eunuchen mitsammt ihrem Kislar Aga, dem großen Oberkenner, dem vermittelnden Zwischenläufer im Harem der Kunst. Das Geschwätze solcher verschnittenen Kennerschaft wird mir nachgerade unerträglich, besonders die herkömmlichen Redensarten und der wohlgemeinte gute Rath für junge Künstler, und gar das leidige Verweisen auf die Natur und wieder die liebe Natur.

In der Kunst bin ich Supernaturalist. Ich glaube, daß der Künstler nicht alle seine Typen in der Natur auffinden kann, sondern daß ihm die bedeutendsten Typen, als eingeborene Symbolik eingeborener Ideen, gleichsam in der Seele geoffenbart werden. Ein neuer Aesthetiker, welcher „italienische Forschungen" geschrieben, hat das alte Prinzip von der Nachahmung der Natur wieder mundgerecht zu machen gesucht, indem er behauptete: der bildende Künstler müsse alle seine Typen in der Natur finden. Dieser Aesthetiker hat, indem er solchen obersten Grundsatz für die bildenden Künste aufstellte, an eine der ursprünglichsten dieser Künste gar nicht gedacht, nämlich an die Ar-

chitektur, deren Typen man jetzt in Waldlauben und Felsengrotten nachträglich hineingefabelt, die man aber gewiß dort nicht zuerst gefunden hat. Sie lagen nicht in der äußern Natur, sondern in der menschlichen Seele.

Dem Kritiker, der im Decamps'schen Bilde die Natur vermißt, und die Art, wie das Pferd des Hadji-Bey die Füße wirft und wie seine Leute laufen, als unnaturgemäß tadelt, dem kann der Künstler getrost antworten: daß er ganz mährchentreu gemalt und ganz nach innerer Traumanschauung. In der That, wenn dunkle Figuren auf hellen Grund gemalt werden, erhalten sie schon dadurch einen visionären Ausdruck, sie scheinen vom Boden abgelöst zu sein, und verlangen daher vielleicht etwas unmaterieller, etwas fabelhaft luftiger behandelt zu werden. Die Mischung des Thierischen mit dem Menschlichen in den Figuren auf dem Decamps'schen Bilde ist noch außerdem ein Motiv zu ungewöhnlicher Darstellung; in solcher Mischung selbst liegt jener uralte Humor, den schon die Griechen und Römer in unzähligen Misgebilden auszusprechen wußten, wie wir mit Ergötzen sehen auf den Wänden von Herkulanum und bei den Statuen der Satyren, Centauren u. s. w. Gegen den Vorwurf der Karrikatur schützt aber den Künstler der Einklang seines Werks, jene delizieuse Farbenmusik, die zwar komisch, aber doch harmonisch klingt, der Zauber seines Colorits. Karrikaturmaler sind selten gute Coloristen, eben jener Gemüthszerrissenheit wegen, die ihre Vorliebe zur Karrikatur bedingt. Die Meisterschaft des Colorits entspringt ganz eigentlich aus dem Gemüthe des Malers, und ist abhängig von der Einheit seiner Gefühle. Auf Hogarths Originalgemälden in der Nationalgallerie zu London sah ich nichts als bunte Klekse, die gegen einander losschrieen, eine Emeute von grellen Farben.

Ich habe vergessen zu erwähnen, daß auf dem Decamps'schen Bilde auch einige junge Frauenzimmer, unverschleierte Griechinnen, am Fenster sitzen und den drolligen Zug vorüberfliegen sehen. Ihre Ruhe und Schönheit bildet mit demselben einen ungemein reizenden Kontrast. Sie lächeln nicht, diese Impertinenz zu Pferde mit dem nebenherlaufenden Hundegehorsam ist ihnen ein gewohnter Anblick, und wir fühlen uns dadurch um so wahrhafter versetzt in das Vaterland des Absolutismus.

Nur der Künstler, der zugleich Bürger eines Freistaats ist, konnte mit heiterer Laune dieses Bild malen. Ein anderer als ein Franzose hätte stärker und bitterer die Farben aufgetragen, er hätte etwas Berliner Blau hineingemischt, oder wenigstens etwas grüne Galle und der Grundton der Persiflage wäre verfehlt worden.

Damit mich dieses Bild nicht noch länger festhält, wende ich mich rasch zu einem Gemälde, worauf der Name

Lessore,

zu lesen war, und das durch seine wunderbare Wahrheit und durch einen

Luxus von Bescheidenheit und Einfachheit Jeden anzog. Man stutzte, wenn man vorbeiging. „Der kranke Bruder," ist es im Katalog verzeichnet. In einer ärmlichen Dachstube, auf einem ärmlichen Bette, liegt ein siecher Knabe und schaut mit flehenden Augen nach einem rohhölzernen Kruzifixe, das an der Wand befestigt ist. Zu seinen Füßen sitzt ein anderer Knabe, niedergeschlagenen Blicks, bekümmert und traurig. Sein kurzes Jäckchen und seine Höschen sind zwar reinlich, aber vielfältig geflickt und von ganz grobem Tuche. Die gelbe wollene Decke auf dem Bette, und weniger die Möbel als vielmehr der Mangel derselben zeugen von banger Dürftigkeit. Dem Stoffe ganz anpassend ist die Behandlung. Diese erinnert zumeist an die Bettlerbilder des Morillo. Scharfgeschnittene Schatten, gewaltige, feste, ernste Striche, die Farben nicht geschwinde hingefegt, sondern ruhigkühn aufgelegt, sonderbar gedämpft und dennoch nicht trübe; den Charakter der ganzen Behandlung bezeichnet Shakespeare mit den Worten: the modesty of nature. Umgeben von brillanten Gemälden mit glänzenden Prachtrahmen, mußte dieses Stück um so mehr auffallen, da der Rahmen alt und von angeschwärztem Golde war, ganz übereinstimmend mit Stoff und Behandlung des Bildes. Solchermaßen konsequent in seiner ganzen Erscheinung und kontrastirend mit seiner ganzen Umgebung, machte dieses Gemälde einen tiefen melancholischen Eindruck auf jeden Beschauer, und erfüllte die Seele mit jenem unnennbaren Mitleid, das uns zuweilen ergreift, wenn wir, aus dem erleuchteten Saal einer heitern Gesellschaft, plötzlich hinaustreten auf die dunkle Straße, und von einem zerlumpten Mitgeschöpfe angeredet werden, das über Hunger und Kälte klagt. Dieses Bild sagt viel mit wenigen Strichen und noch viel mehr erregt es in unserer Seele.

Schnetz

ist ein bekannterer Name. Ich erwähne ihn aber nicht mit so großem Vergnügen, wie den vorhergehenden, der bis jetzt wenig in der Kunstwelt genannt worden. Vielleicht weil die Kunstfreunde schon bessere Werke von Schnetz gesehen, gewährten sie ihm viele Auszeichnung, und in Berücksichtigung derselben muß ich ihm auch in diesem Bericht einen Sperrsitz gönnen. Er malt gut, ist aber nach meinen Ansichten kein guter Maler. Sein großes Gemälde im diesjährigen Salon, italienische Landleute, die vor einem Madonnabilde um Wunderhülfe flehen, hat vortreffliche Einzelnheiten, besonders ein starrkrampfbehafteter Knabe ist vortrefflich gezeichnet, große Meisterschaft bekundet sich überall im Technischen; doch das ganze Bild ist mehr redigirt als gemalt, die Gestalten sind deklamatorisch in Scene gesetzt, und es ermangelt innerer Anschauung, Ursprünglichkeit und Einheit. Schnetz bedarf zu vieler Striche, um etwas zu sagen, und was er alsdann sagt, ist zum Theil überflüssig. Ein großer Künstler wird zuweilen, eben so wohl wie ein mittel-

mäßiger, etwas Schlechtes geben, aber niemals giebt er etwas Ueberflüſſiges. Das hohe Streben, das große Wollen mag bei einem mittelmäßigen Künſtler immerhin achtungswerth ſein, in ſeiner Erſcheinung kann es jedoch ſehr unerquicklich wirken. Eben die Sicherheit, womit er fliegt, gefällt uns ſo ſehr bei dem hochfliegenden Genius; wir erfreuen uns ſeines hohen Flugs, je mehr wir von der gewaltigen Kraft ſeiner Flügel überzeugt ſind, und vertrauungsvoll ſchwingt ſich unſere Seele mit ihm hinauf in die reinſte Sonnenhöhe der Kunſt. Ganz anders iſt uns zu Muthe bei jenen Theatergenien, wo wir die Bindfäden erblicken, woran ſie hinaufgezogen werden, ſo daß wir, jeden Augenblick den Sturz befürchtend, ihre Erhabenheit nur mit zitterndem Unbehagen betrachten. Ich will nicht entſcheiden, ob die Bindfäden, woran Schnetz ſchwebt, zu dünn ſind oder ob ſein Genie zu ſchwer iſt, nur ſo viel kann ich verſichern, daß er meine Seele nicht erhoben hat, ſondern herabgedrückt.

Aehnlichkeit in den Studien und in der Wahl der Stoffe hat Schnetz mit einem Maler, der oft deßhalb mit ihm zuſammen genannt wird, der aber in der dießjährigen Ausſtellung nicht blos ihn, ſondern auch, mit wenigen Ausnahmen, alle ſeine Kunſtgenoſſen überflügelt und auch, als Beurkundung der öffentlichen Anerkenntniß, bei der Preisvertheilung das Offizierskreuz der Ehrenlegion erhalten hat.

L. Robert

heißt dieſer Maler. Iſt er ein Hiſtorienmaler oder ein Genremaler? höre ich die deutſchen Zunftmeiſter fragen. Leider kann ich hier dieſe Frage nicht umgehen, ich muß mich über jene unverſtändigen Ausdrücke etwas verſtändigen, um den größten Mißverſtändniſſen ein für allemal vorzubeugen. Jene Unterſcheidung von Hiſtorie und Genre iſt ſo ſinnverwirrend, daß man glauben ſollte, ſie ſei eine Erfindung der Künſtler, die am babyloniſchen Thurme gearbeitet haben. Indeſſen iſt ſie von ſpäterem Datum. In den erſten Perioden der Kunſt gab es nur Hiſtorienmalerei, nämlich Darſtellungen aus der heiligen Hiſtorie. Nachher hat man die Gemälde, deren Stoffe nicht blos der Bibel, der Legende, ſondern auch der profanen Zeitgeſchichte und der heidniſchen Götterfabel entnommen worden, ganz ausdrücklich mit dem Namen Hiſtorienmalerei bezeichnet; und zwar im Gegenſatze zu jenen Darſtellungen aus dem gewöhnlichen Leben, die namentlich in den Niederlanden aufkamen, wo der proteſtantiſche Geiſt die katholiſchen und mythologiſchen Stoffe ablehnte, wo für letztere vielleicht weder Modelle noch Sinn jemals vorhanden waren, und wo doch ſo viele ausgebildete Maler lebten, die Beſchäftigung wünſchten, und ſo viele Freunde der Malerei, die gerne Gemälde kauften. Die verſchiedenen Manifeſtationen des gewöhnlichen Lebens wurden alsdann verſchiedene „Genres.“

Sehr viele Maler haben den Humor des bürgerlichen Kleinlebens bedeutsam dargestellt, doch die technische Meisterschaft wurde leider die Hauptsache. Alle diese Bilder gewinnen aber für uns ein historisches Interesse, denn wenn wir die hübschen Gemälde des Mieris, des Netscher, des Jan Stehn, des Van Dow, des van der Werft u. s. w. betrachten, offenbart sich uns wunderbar der Geist ihrer Zeit, wir sehen so zu sagen dem sechszehnten Jahrhundert in die Fenster und erlauschen damalige Beschäftigungen und Kostüme. In Hinsicht der letztern waren die niederländischen Maler ziemlich begünstigt, die Bauerntracht war nicht unmalerisch und die Kleidung des Bürgerstandes war bei den Männern eine allerliebste Verbindung von niederländischer Behaglichkeit und spanischer Grandezza, bei den Frauen eine Mischung von bunten Allerweltsgrillen und einheimischem Phlegma. Z. B. Myn heer mit dem burgundischen Sammtmantel und dem bunten Ritterbaret hatte eine irdene Pfeife im Munde; Mifrow trug schwere schillernde Schleppenkleider von venezianischem Atlas, brüsseler Kanten, afrikanische Straußfedern, russisches Pelzwerk, westöstliche Pantoffeln, und hielt im Arm eine andalusische Mandoline oder ein braunzottiges Hondchen von saardamer Race; der aufwartende Mohrenknabe, der türkische Teppich, die bunten Papagaien, die fremdländischen Blumen, die großen Silber- und Goldgeschirre mit getriebenen Arabesken, dergleichen warf auf das holländische Käseleben sogar einen orientalischen Mährchenschimmer.

Als die Kunst, nachdem sie lange geschlafen, in unserer Zeit wieder erwachte, waren die Künstler in nicht geringer Verlegenheit ob der darzustellenden Stoffe. Die Sympathie für Gegenstände der heiligen Historie und der Mythologie war in den meisten Ländern Europas gänzlich erloschen, sogar in katholischen Ländern, und doch schien das Kostüm der Zeitgenossen gar zu unmalerisch, um Darstellungen aus der Zeitgeschichte und aus dem gewöhnlichen Leben zu begünstigen. Unser moderner Frack hat wirklich so etwas Grundprosaisches, daß er nur parodistisch in einem Gemälde zu gebrauchen wäre. Die Maler, die ebenfalls dieser Meinung sind, haben sich daher nach malerischen Kostümen umgesehen. Die Vorliebe für ältere geschichtliche Stoffe mag hierdurch besonders befördert worden sein, und wir finden in Deutschland eine ganze Schule, der es freilich nicht an Talenten gebricht, die aber unabläßig bemüht ist, die heutigsten Menschen mit den heutigsten Gefühlen in die Garderobe des katholischen und feudalistischen Mittelalters, in Kutten und Harnische, einzukleiden. Andere Maler haben ein anderes Auskunftsmittel versucht: zu ihren Darstellungen wählten sie Volksstämme, denen die heranbrängende Civilisazion noch nicht ihre Originalität und ihre Nazionaltracht abgestreift. Daher die Scenen aus dem Tyroler Gebirge, die wir auf den Gemälden der Münchener Maler so oft sehen. Dieses Gebirge liegt ihnen so nahe und das Kostüm

seiner Bewohner ist malerischer, als das unserer Dandys. Daher auch jene freudigen Darstellungen aus dem italienischen Volksleben, das ebenfalls den meisten Malern sehr nahe ist, wegen ihres Aufenthaltes in Rom, wo sie jene idealische Natur und jene uredle Menschenform und malerische Kostüme finden, wonach ihr Künstlerherz sich sehnt.

Robert, Franzose von Geburt, in seiner Jugend Kupferstecher, hat späterhin eine Reihe Jahre in Rom gelebt, und zu der eben erwähnten Gattung, zu Darstellungen aus dem italienischen Volksleben, gehören die Gemälde, die er dem diesjährigen Salon geliefert. Er ist also ein Genremaler, höre ich die Zunftmeister aussprechen, und ich kenne eine Frau Historienmalerin, die jetzt über ihn die Nase rümpft. Ich kann aber jene Benennung nicht zugeben, weil es, im alten Sinne, keine Historienmalerei mehr giebt. Es wäre gar zu vag, wenn man diese Namen für alle Gemälde, die einen tiefen Gedanken aussprechen, in Anspruch nehmen wollte, und sich dann bei jedem Gemälde herumstritte, ob ein Gedanke darin ist; ein Streit, wobei am Ende nichts gewonnen wird, als ein Wort. Vielleicht wenn es in seiner natürlichsten Bedeutung, nämlich für Darstellungen aus der Weltgeschichte, gebraucht würde, wäre dieses Wort, Historienmalerei, ganz bezeichnend für eine Gattung, die jetzt so üppig emporwächst und deren Blüthe schon erkennbar ist in den Meisterwerken von Delaroche.

Doch ehe ich letzteren besonders bespreche, erlaube ich mir noch einige flüchtige Worte über die Robert'schen Gemälde. Es sind, wie ich schon angedeutet, lauter Darstellungen aus Italien, Darstellungen, die uns die Holdseligkeit dieses Landes aufs wunderbarste zur Anschauung bringen. Die Kunst, lange Zeit die Zierde von Italien, wird jetzt der Cicerone seiner Herrlichkeit, die sprechenden Farben des Malers offenbaren uns seine geheimsten Reize, ein alter Zauber wird wieder mächtig, und das Land, das uns einst durch seine Waffen und später durch seine Worte unterjochte, unterjocht uns jetzt durch seine Schönheit. Ja, Italien wird uns immer beherrschen, und Maler, wie Robert, fesseln uns wieder an Rom.

Wenn ich nicht irre, kennt man schon durch Lithographie die Piferari von Robert, die jetzt zur Ausstellung gekommen sind, und jene Pfeifer aus den albanischen Gebirgen vorstellen, welche um Weihnachtzeit nach Rom kommen, vor den Marienbildern musiciren und gleichsam der Muttergottes ein heiliges Ständchen bringen. Dieses Stück ist besser gezeichnet als gemalt, es hat etwas Schroffes, Trübes, Bolognesisches, wie etwa ein kolorirter Kupferstich. Doch bewegt es die Seele, als hörte man die naiv fromme Musik, die eben von jenen albanischen Gebirgshirten gepfiffen wird.

Minder einfach, aber vielleicht noch tiefsinniger ist ein anderes Bild von Robert, worauf man eine Leiche sieht, die unbedeckt, nach italienischer Sitte,

von der barmherzigen Brüderschaft zu Grabe getragen wird. Letztere, ganz schwarz vermummt, in der schwarzen Kappe nur zwei Löcher für die Augen, die unheimlich herauslugen, schreitet dahin wie ein Gespensterzug. Auf einer Bank, im Vordergrunde, dem Beschauer entgegen, sitzt der Vater, die Mutter und der junge Bruder des Verstorbenen. Aermlich gekleidet, tiefbekümmert, gesenkten Hauptes und mit gefalteten Händen sitzt der alte Mann in der Mitte zwischen dem Weibe und dem Knaben. Er schweigt; denn es giebt keinen größeren Schmerz in dieser Welt, als den Schmerz eines Vaters, wenn er, gegen die Sitte der Natur, sein Kind überlebt. Die gelbbleiche Mutter scheint verzweiflungsvoll zu jammern. Der Knabe, ein armer Tölpel, hat ein Brod in den Händen, er will davon essen, aber kein Bissen will ihm munden ob des unbewußten Mitkummers, und um so trauriger ist seine Miene. Der Verstorbene scheint der älteste Sohn zu sein, die Stütze und Zierde der Familie, korinthische Säule des Hauses: und jugendlich blühend, anmuthig und fast lächelnd liegt er auf der Bahre, so daß in diesem Gemälde das Leben trüb, häßlich und traurig, der Tod aber unendlich schön erscheint, ja anmuthig und fast lächelnd.

Der Maler, der so schön den Tod verklärt, hat jedoch das Leben noch weit herrlicher darzustellen gewußt: sein großes Meisterwerk, „die Schnitter," ist gleichsam die Apotheose des Lebens; bei dem Anblick desselben vergißt man, daß es ein Schattenreich giebt und man zweifelt, ob es irgendwo herrlicher und lichter sei, als auf dieser Erde. „Die Erde ist der Himmel und die Menschen sind heilig durchgöttert," das ist die große Offenbarung, die mit seligen Farben aus diesem Bilde leuchtet. Das Pariser Publikum hat dieses gemalte Evangelium besser aufgenommen, als wenn der heilige Lukas es geliefert hätte. Die Pariser haben jetzt gegen letztern sogar ein allzuungünstiges Vorurtheil.

Eine öde Gegend der Romagna im italienisch blühendsten Abendlichte erblicken wir auf dem Robert'schen Gemälde. Der Mittelpunkt desselben ist ein Bauerwagen, der von zwei großen, mit schweren Ketten geschirrten Büffeln gezogen wird, und mit einer Familie von Landleuten beladen ist, die eben Halt machen will. Rechts sitzen Schnitterinnen neben ihren Garben und ruhen aus von der Arbeit, während ein Dudelsackpfeifer musicirt und ein lustiger Gesell zu diesen Tönen tanzt, seelenvergnügt, und es ist als hörte man die Melodie und die Worte:

Damigella, tutta bella,
Versa, versa il bel vino!

Links kommen ebenfalls Weiber mit Fruchtgarben, jung und schön, Blumen, belastet mit Aehren; auch kommen von derselben Seite zwei junge Schnitter, wovon der Eine etwas wollüstig schmachtend mit zu Boden gesenktem Blick ein-

herſchwankt, der Andere aber, mit aufgehobener Sichel, in die Höhe jubelt. Zwiſchen den beiden Büffeln des Wagens ſteht ein ſtämmiger, braunbruſtiger Burſche, der nur der Knecht zu ſein ſcheint und ſtehend Sieſte hält. Oben auf dem Wagen, an der einen Seite, liegt, weich gebettet, der Großvater, ein milder, erſchöpfter Greis, der aber vielleicht geiſtig den Familienwagen lenkt; an der andern Seite erblickt man deſſen Sohn, einen kühnruhigen, männlichen Mann, der mit untergeſchlagenem Beine auf dem Rücken des einen Büffels ſitzt und das ſichtbare Zeichen des Herrſchers, die Peitſche, in den Händen hat; etwas höher auf dem Wagen, faſt erhaben, ſteht das junge ſchöne Eheweib des Mannes, ein Kind im Arm, eine Roſe mit einer Knospe, und neben ihr ſteht eine ebenſo holdblühende Jünglingsgeſtalt, wahrſcheinlich der Bruder, der die Leinwand der Zeltſtange eben entfalten will. Da das Gemälde, wie ich höre, jetzt geſtochen wird und vielleicht ſchon nächſten Monat als Kupferſtich nach Deutſchland reist, ſo erſpare ich mir jede weitere Beſchreibung. Aber ein Kupferſtich wird eben ſo wenig wie irgend eine Beſchreibung den eigentlichen Zauber des Bildes ausſprechen können. Dieſer beſteht im Kolorit. Die Geſtalten, die ſämmtlich dunkler ſind als der Hintergrund, werden durch den Wiederſchein des Himmels ſo himmliſch beleuchtet, ſo wunderbar, daß ſie an und für ſich in freudigſt hellen Farben erglänzen, und dennoch alle Conturen ſich ſtreng abzeichnen. Einige Figuren ſcheinen Porträt zu ſein. Doch der Maler hat nicht, in der dummehrlichen Weiſe mancher ſeiner Kollegen, die Natur nachgepinſelt und die Geſichter diplomatiſch genau abgeſchrieben; ſondern, wie ein geiſtreicher Freund bemerkte, Robert hat die Geſtalten, die ihm die Natur geliefert, erſt in ſein Gemüth aufgenommen, und wie die Seelen im Fegfeuer, die dort nicht ihre Individualität, ſondern ihre irdiſchen Schlacken einbüßen, ehe ſie ſelig hinaufſteigen in den Himmel, ſo wurden jene Geſtalten in der glühenden Flammentiefe des Künſtlergemüthes ſo fegfeurig gereinigt und geläutert, daß ſie verklärt emporſtiegen in den Himmel der Kunſt, wo ebenfalls ewiges Leben und ewige Schönheit herrſcht, wo Venus und Maria niemals ihre Anbeter verlieren, wo Romeo und Julie nimmer ſterben, wo Helena ewig jung bleibt und Hekuba wenigſtens nicht älter wird.

In der Farbengebung des Robertſchen Bildes erkennt man das Studium des Raphael. An dieſen erinnert mich ebenfalls die architektoniſche Schönheit der Gruppirung. Auch einzelne Geſtalten, namentlich die Mutter mit dem Kinde, ähneln den Figuren auf den Gemälden des Raphael, und zwar aus ſeiner Vorfrühlingsperiode, wo er noch die ſtrengen Typen des Perugino, zwar ſonderbar treu, aber doch holdſelig gemildert, wiedergab.

Es wird mir nicht einfallen, zwiſchen Robert und dem größten Maler der katholiſchen Weltzeit eine Parallele zu ziehen. Aber ich kann doch nicht umhin, ihre Verwandtſchaft zu geſtehen. Es iſt indeſſen nur eine materielle For-

menverwandtſchaft, nicht eine geiſtige Wahlverwandtſchaft. Raphael iſt ganz gedrängt von katholiſchem Chriſtenthum, einer Religion, die den Kampf des Geiſtes mit der Materie, oder des Himmels mit der Erde ausſpricht, eine Unterdrückung der Materie beabſichtigt, jeden Proteſt derſelben eine Sünde nennt, und die Erde vergeiſtigen oder vielmehr die Erde dem Himmel aufopfern möchte. Robert gehört aber einem Volke an, worin der Katholizismus erloſchen iſt. Denn, beiläufig geſagt, der Ausdruck der Charte, daß der Katholizismus die Religion der Mehrheit des Volkes ſei, iſt nur eine franzöſiſche Galanterie gegen Notre Dame de Paris, die ihrerſeits wieder mit gleicher Höflichkeit die drei Farben der Freiheit auf dem Haupte trägt, eine Doppelheuchelei, wogegen die rohe Menge etwas unförmlich proteſtirte, als ſie jüngſt die Kirchen demolirte und die Heiligenbilder in der Seine ſchwimmen lehrte. Robert iſt ein Franzoſe, und er, wie die meiſten ſeiner Landsleute, huldigt unbewußt einer noch verhüllten Doktrin, die von einem Kampfe des Geiſtes mit der Materie nichts wiſſen will, die dem Menſchen nicht die ſichern irdiſchen Genüſſe verbietet und dagegen deſto mehr himmliſche Freuden ins Blaue hinein verſpricht, die den Menſchen vielmehr ſchon auf dieſer Erde beſeligen möchte, und die ſinnliche Welt eben ſo heilig achtet wie die geiſtige; „denn Gott iſt alles, was da iſt.“ Roberts Schnitter ſind daher nicht nur ſündenlos, ſondern ſie kennen keine Sünde, ihr irdiſches Tagwerk iſt Andacht, ſie beten beſtändig, ohne die Lippen zu bewegen, ſie ſind ſelig ohne Himmel, verſöhnt ohne Opfer, rein ohne beſtändiges Abwaſchen, ganz heilig. Daher wenn auf katholiſchen Bildern nur die Köpfe, als der Sitz des Geiſtes, mit einem Heiligenſchein umſtrahlt ſind und die Vergeiſtigung dadurch ſymboliſirt wird, ſo ſehen wir dagegen auf dem Robertſchen Bilde auch die Materie verheiligt, indem hier der ganze Menſch, der Leib eben ſo gut, wie der Kopf, vom himmliſchen Lichte, wie von einer Glorie, umfloſſen iſt.

Aber der Katholizismus iſt im neuen Frankreich nicht blos erloſchen, ſondern er hat hier auch nicht einmal einen rückwirkenden Einfluß auf die Kunſt, wie in unſerem proteſtantiſchen Deutſchland, wo er durch die Poeſie, die jeder Vergangenheit inwohnt, eine neue Geltung gewonnen. Es iſt vielleicht bei den Franzoſen ein ſtiller Nachgrimm, der ihnen die katholiſchen Traditionen verleidet, während für alle andern Erſcheinungen der Geſchichte ein gewaltiges Intereſſe bei ihnen auftaucht. Dieſe Bemerkung kann ich durch eine Thatſache beweiſen, die ſich eben wieder durch jene Bemerkung erklären läßt. Die Zahl der Gemälde, worauf chriſtliche Geſchichten, ſowohl des alten Teſtaments als des neuen, ſowohl der Tradition als der Legende, dargeſtellt ſind, iſt im dießjährigen Salon ſo gering, daß manche Unter-Unterabtheilungen einer weltlichen Gattung weit mehr Stücke geliefert, und wahrhaftig beſſere Stücke. Nach genauer Zählung finde ich unter den dreitauſend Nummern des Kata-

logs nur neunundzwanzig jener heiligen Gemälde verzeichnet, während allein ſchon derjenigen Gemälde, worauf Scenen aus Walter Scotts Romanen dargeſtellt ſind, über dreißig gezählt werden. Ich kann alſo, wenn ich von franzöſiſcher Malerei rede, gar nicht mißverſtanden werden, wenn ich die Ausdrücke „hiſtoriſche Gemälde" und „hiſtoriſche Schule" in ihrer natürlichſten Bedeutung gebrauche.

Delaroche

iſt der Chorführer einer ſolchen Schule. Dieſer Maler hat keine Vorliebe für die Vergangenheit ſelbſt, ſondern für ihre Darſtellung, für die Veranſchaulichung ihres Geiſtes, für Geſchichtſchreibung mit Farben. Dieſe Neigung zeigt ſich jetzt bei dem größten Theile der franzöſiſchen Maler: der Salon war erfüllt mit Darſtellungen aus der Geſchichte, und die Namen Deveria, Steuber und Johannot verdienen hier die ausgezeichnetſte Erwähnung.

Delaroche, der große Hiſtorienmaler, hat vier Stücke zur diesjährigen Ausſtellung geliefert. Zwei derſelben beziehen ſich auf die franzöſiſche, die zwei andern auf die engliſche Geſchichte. Die beiden erſten ſind gleich kleinen Umfangs, faſt wie ſogenannte Kabinetſtücke, und ſehr figurenreich und pittoresk. Das eine ſtellt den Kardinal Richelieu vor, „der ſterbekrank von Tarascon die Rhone hinauffährt und ſelbſt, in einem Kahne, der hinter ſeinem eigenen Kahne befeſtigt iſt, den Cinq-Mars und den de Thou nach Lyon führt, um ſie dort köpfen zu laſſen." Zwei Kähne, die hintereinander fahren, ſind zwar eine unkünſtleriſche Konzeption; doch iſt ſie hier mit vielem Geſchick behandelt. Die Farbengebung iſt glänzend, ja blendend, und die Geſtalten ſchwimmen faſt im ſtrahlenden Abendgold. Dieſes kontraſtirt um ſo wehmüthiger mit dem Geſchick, dem die drei Hauptfiguren entgegenfahren. Die zwei blühenden Jünglinge werden zur Hinrichtung geſchleppt und zwar von einem ſterbenden Greiſe. Wie buntgeſchmückt auch dieſe Kähne ſind, ſo ſchiffen ſie doch hinab ins Schattenreich des Todes. Die herrlichen Goldſtrahlen der Sonne ſind nur Scheidegrüße, es iſt Abendzeit, und ſie muß ebenfalls untergehen; ſie wird nur noch einen blutrothen Lichtſtreif über die Erde werfen, und dann iſt alles Nacht.

Eben ſo farbenglänzend und in ſeiner Bedeutung eben ſo tragiſch iſt das hiſtoriſche Seitenſtück, das ebenfalls einen ſterbenden Kardinal-Miniſter, den Mazarin, darſtellt. Er liegt in einem bunten Prachtbette, in der bunteſten Umgebung von luſtigen Hofleuten und Dienerſchaft, die mit einander ſchwatzen und Karten ſpielen und umherſpazieren, lauter farbenſchillernde, überflüſſige Perſonen, am überflüſſigſten für einen Mann, der auf dem Todtenbette liegt. Hübſche Coſtüme aus der Zeit der Fronde, noch nicht überladen mit Goldtroddeln, Stickereien, Bändern und Spitzen, wie in Ludwig XIV. ſpäterer Prachtzeit, wo die letzten Ritter ſich in hoffähige Cavaliere verwandelten, ganz in der Weiſe, wie auch das alte Schlachtſchwert ſich allmählig verfeinerte, bis

es endlich ein alberner Galanteriedegen wurde. Die Trachten auf dem Gemälde, wovon ich spreche, sind noch einfach, Rock und Koller erinnern noch an das ursprüngliche Kriegshandwerk des Adels, auch die Federn auf dem Hute sind noch keck und bewegen sich noch nicht ganz nach dem Hofwind. Die Haare der Männer wallen noch in natürlichen Locken über die Schulter und die Damen tragen die witzige Frisur à la Sevigné. Die Kleider der Damen melden indeß schon einen Uebergang in die langschleppende, weitaufgebauschte Abgeschmacktheit der späteren Periode. Die Korsets sind aber noch naiv zierlich, und die weißen Reize quillen daraus hervor, wie Blumen aus einem Füllhorn. Es sind lauter hübsche Damen auf dem Bilde, lauter hübsche Hofmasken: auf den Gesichtern lächelnde Liebe, und vielleicht grauer Trübsinn im Herzen, die Lippen unschuldig, wie Blumen, und dahinter ein böses Zünglein, wie die kluge Schlange. Tändelnd und zischelnd sitzen drei dieser Damen, neben ihnen ein feinöhriger, spitzäugiger Priester mit lauschender Nase, vor der linken Seite des Krankenbettes. Vor der rechten Seite sitzen drei Chevaliers und eine Dame, die Karten spielen, wahrscheinlich Landsknecht, ein sehr gutes Spiel, das ich selbst in Göttingen gespielt und worin ich einmal sechs Thaler gewonnen. Ein edler Hofmann in einem dunkelvioletten, rothbekreuzten Sammetmantel steht in der Mitte des Zimmers und macht die kratzfüßigste Verbeugung. Am rechten Ende des Gemäldes ergehen sich zwei Hofdamen und ein Abbé, welcher der einen ein Papier zu lesen giebt, vielleicht ein Sonnet von eigner Fabrik, während er nach der andern schielt. Diese spielt hastig mit ihrem Fächer, dem luftigen Telegraphen der Liebe. Beide Damen sind allerliebste Geschöpfe, die eine morgenröthlich blühend wie eine Rose, die andere etwas dämmerungssüchtig, wie ein schmachtender Stern. Im Hintergrund des Gemäldes sitzt ebenfalls schwatzendes Hofgesinde und erzählt einander vielleicht allerlei Staatsunterrocksgeheimnisse oder wettet vielleicht, daß der Mazarin in einer Stunde todt sei. Mit diesem scheint es wirklich zu Ende zu gehen; sein Gesicht ist leichenblaß, sein Auge gebrochen, seine Nase bedenklich spitz, in seiner Seele erlischt allmählig jene schmerzliche Flamme, die wir Leben nennen, in ihm wird es dunkel und kalt, der Flügelschlag des nächtlichen Engels berührt schon seine Stirne;— in diesem Augenblicke wendet sich zu ihm die spielende Dame, und zeigt ihm ihre Karten, und scheint ihn zu fragen, ob sie mit ihrem Coeur trumpfen soll?

Die zwei andern Gemälde von Delaroche geben Gestalten aus der englischen Geschichte. Sie sind in Lebensgröße und einfacher gemalt. Das eine zeigt die beiden Prinzen im Tower, die Richard III. ermorden läßt. Der junge König und sein jüngerer Bruder sitzen auf einem alterthümlichen Ruhebette, und gegen die Thüre des Gefängnisses läuft ihr kleines Hündchen, das durch Bellen die Ankunft der Mörder zu verrathen scheint. Der junge König, noch

halb Knabe und halb schon Jüngling, ist eine überaus rührende Gestalt. Ein gefangener König, wie Sterne so richtig fühlt, ist schon an und für sich ein wehmüthiger Gedanke; und hier ist der gefangene König noch beinahe ein unschuldiger Knabe und hülflos preisgegeben einem tückischen Mörder. Trotz seines zarten Alters, scheint er schon viel gelitten zu haben; in seinem bleichen, kranken Antlitz liegt schon tragische Hoheit, und seine Füße, die, mit ihren langen, blausammtnen Schnabelschuhen, vom Lager herabhängen und doch nicht den Boden berühren, geben ihm gar ein gebrochen Ansehen, wie das einer geknickten Blume. Alles das ist, wie gesagt, sehr einfach, und wirkt desto mächtiger. Ach! es hat mich noch um so mehr bewegt, da ich in dem Antlitz des unglücklichen Prinzen die lieben Freundesaugen entdeckte, die mir so oft zugelächelt, und mit noch lieberen Augen so lieblich verwandt waren. Wenn ich vor dem Gemälde des Delaroche stand, kam es mir immer in's Gedächtniß, wie ich einst auf einem schönen Schlosse im theuren Polen, vor dem Bilde des Freundes stand und mit seiner holden Schwester von ihm sprach und ihre Augen heimlich verglich mit den Augen des Freundes. Wir sprachen auch von dem Maler des Bildes, der kurz vorher gestorben, und wie die Menschen dahinsterben, einer nach dem andern — ach! der liebe Freund selbst ist jetzt todt, erschossen bei Praga, die holden Lichter der schönen Schwester sind ebenfalls erloschen, ihr Schloß ist abgebrannt, und es wird mir einsam ängstlich zu Muthe, wenn ich bedenke, daß nicht blos unsere Lieben so schnell aus der Welt verschwinden, sondern sogar von dem Schauplatz, wo wir mit ihnen gelebt, keine Spur zurückbleibt, als hätte nichts davon existirt, als sei alles nur ein Traum.

Indessen noch weit schmerzlichere Gefühle erregt das andere Gemälde von Delaroche, das eine andere Scene aus der englischen Geschichte darstellt. Es ist eine Scene aus jener entsetzlichen Tragödie, die auch in's Französische übersetzt worden ist und so viele Thränen gekostet hat, diesseits und jenseits des Kanals, und die auch den deutschen Zuschauer so tief erschüttert. Auf dem Gemälde sehen wir die beiden Helden des Stücks, den einen als Leiche im Sarge, den andern in voller Lebenskraft und den Sargdeckel aufhebend, um den todten Feind zu betrachten. Oder sind es etwa nicht die Helden selbst, sondern nur Schauspieler, denen vom Direktor der Welt ihre Rolle vorgeschrieben war, und die vielleicht, ohne es zu wissen, zwei kämpfende Prinzipien tragirten? Ich will sie hier nicht nennen, die beiden feindseligen Prinzipien, die zwei großen Gedanken, die sich vielleicht schon in der schaffenden Gottesbrust befehdeten, und die wir auf diesem Gemälde einander gegenüber sehen, das eine schmählich verwundet und verblutend, in der Person von Karl Stuart, das andere keck und siegreich, in der Person von Oliver Cromwel.

In einem von den dämmernden Sälen Whitehalls, auf dunkelrothen Sam-

metstühlen, steht der Sarg des enthaupteten Königs, und davor steht ein Mann, der mit ruhiger Hand den Deckel aufhebt und den Leichnam betrachtet. Jener Mann steht dort ganz allein, seine Figur ist breit untersetzt, seine Haltung nachlässig, sein Gesicht bäurisch ehrenfest. Seine Tracht ist die eines gewöhnlichen Kriegers, puritanisch schmucklos: eine langherabhängende dunkelbraune Sammtweste; darunter eine gelbe Lederjacke; Reiterstiefeln, die so hoch heraufgehen, daß die schwarze Hose kaum zum Vorschein kommt; quer über die Brust ein schmutziggelbes Degengehänge, woran ein Degen mit Glockengriff; auf den kurzgeschnittenen dunkeln Haaren des Hauptes ein schwarzer, aufgekrämpter Hut mit einer rothen Feder; am Halse ein übergeschlagenes weißes Kräglein, worunter noch ein Stück Harnisch sichtbar wird; schmutzige gelblederne Handschuhe; in der einen Hand, die nahe am Degengriffe liegt, ein kurzer, stützender Stock, in der andern Hand der erhobene Deckel des Sarges, worin der König liegt.

Die Todten haben überhaupt einen Ausdruck im Gesichte, wodurch der Lebende, den man neben ihnen erblickt, wie ein Geringerer erscheint; denn sie übertreffen ihn immer an vornehmer Leidenschaftslosigkeit und vornehmer Kälte. Das fühlen auch die Menschen, und aus Respekt vor dem höheren Todtenstande tritt die Wache ins Gewehr und präsentirt, wenn eine Leiche vorübergetragen wird, und sei es auch die Leiche des ärmsten Flickschneiders. Es ist daher leicht begreiflich, wie sehr dem Oliver Cromwel seine Stellung ungünstig ist bei jeder Vergleichung mit dem todten Könige. Dieser, verklärt von dem eben erlittenen Märtyrerthume, geheiligt von der Majestät des Unglücks, mit dem kostbaren Purpur am Halse, mit dem Kuß der Melpomene auf den weißen Lippen, bildet den herabdrückendsten Gegensatz zu der rohen, der lebendigen Puritanergestalt. Auch mit der äußeren Bekleidung derselben kontrastiren tiefschneidend bedeutsam die letzten Prachtspuren der gefallenen Herrlichkeit, das reiche grünseidene Kissen im Sarge, die Zierlichkeit des blendend weißen Leichenhemds, garnirt mit Brabanter Spitzen.

Welchen großen Weltschmerz hat der Maler hier mit wenigen Strichen ausgesprochen! Da liegt sie, die Herrlichkeit des Königthums, einst Trost und Blüthe der Menschheit, elendiglich verblutend. Englands Leben ist seitdem bleich und grau, und die entsetzte Poesie floh den Boden, den sie ehemals mit ihren heitersten Farben geschmückt. Wie tief empfand ich dieses, als ich einst, um Mitternacht, an dem fatalen Fenster von Whitehall vorbeiging, und die jetzige kaltfeuchte Prosa von England mich durchfröstelte! Warum war aber meine Seele nicht von eben so tiefen Gefühlen ergriffen, als ich jüngst zum ersten Male über den entsetzlichen Platz ging, wo Ludwig XVI. gestorben? Ich glaube, weil dieser, als er starb, kein König mehr war, weil er, als sein Haupt fiel, schon vorher die Krone verloren hatte. König Karl verlor aber die Krone

nur mit dem Haupte ſelbſt. Er glaubte an dieſe Krone, an ſein abſolutes Recht; er kämpfte dafür, wie ein Ritter, kühn und ſchlank; er ſtarb adelig ſtolz, proteſtirend gegen die Geſetzlichkeit ſeines Gerichts, ein wahrer Märtyrer des Königthums von Gottes Gnaden. Der arme Bourbon verdient nicht dieſen Ruhm, ſein Haupt war ſchon durch eine Jacobinermütze entkönigt: er glaubte nicht mehr an ſich ſelber, er glaubte feſt an die Kompetenz ſeiner Richter, er betheuerte nur ſeine Unſchuld; er war wirklich bürgerlich tugendhaft, ein guter, nicht ſehr magerer Hausvater; ſein Tod hat mehr einen ſentimentalen als einen tragiſchen Charakter, er erinnert allzuſehr an Auguſt Lafontaines Familienromane: — eine Thräne für Ludwig Capet, einen Lorbeer für Karl Stuart!

Un plagiat infame d'un crime étranger, ſind die Worte, womit der Vicomte Chateaubriand jene trübe Begebenheit bezeichnet, die einſt am 21. Januar auf der Place de la concorde ſtattfand. Er macht den Vorſchlag, auf dieſer Stelle eine Fontaine zu errichten, deren Waſſer aus einem großen Becken von ſchwarzem Marmor hervorſprudlen, um abzuwaſchen — „ihr wißt wohl, was ich meine," ſetzt er pathetiſch geheimnißvoll hinzu. Der Tod Ludwigs XVI. iſt überhaupt das beſtorte Paradepferd, worauf der edle Vicomte ſich beſtändig herumtummelt; ſeit Jahr und Tag exploitirt er die Himmelfahrt des Sohns des heiligen Ludwigs, und eben die raffinirte Giftdürftigkeit, womit er dabei deklamirt, und ſeine weitgeholten Trauerwitze zeugen von keinem wahren Schmerze. Am allerfatalſten iſt es, wenn ſeine Worte wiederhallen aus den Herzen des Faubourg St. Germain, wenn dort die alten Emigrantenkokketterien mit heuchleriſchen Seufzern noch immer über Ludwig XVI. jammern, als wären ſie ſeine eigentlichen Angehörigen, als habe er eigentlich ihnen zugehört, als wären ſie beſonders bevorrechtet, ſeinen Tod zu betrauern. Und doch iſt dieſer Tod ein allgemeines Weltunglück geweſen, das den geringſten Tagelöhner eben ſo gut betraf, wie den höchſten Ceremonienmeiſter der Tuilerien, und das jedes fühlende Menſchenherz mit unendlichem Kummer erfüllen mußte. O, der feinen Sippſchaft! ſeit ſie nicht mehr unſere Freuden uſurpiren kann, uſurpirt ſie unſere Schmerzen.

Es iſt vielleicht an der Zeit, einerſeits das allgemeine Volksrecht ſolcher Schmerzen zu vindiziren, damit ſich das Volk nicht einreden laſſe, nicht ihm gehörten die Könige, ſondern einigen Auserwählten, die das Privilegium haben, jedes königliche Mißgeſchick als ihr eigenes zu bejammern; andererſeits iſt es vielleicht an der Zeit, jene Schmerzen laut auszuſprechen, da es jetzt wieder einige eiskluge Staatsgrübler giebt, einige nüchterne Bachanten der Vernunft, die, in ihrem logiſchen Wahnſinn, uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unſerer Herzen herausdisputiren möchten. Indeſſen, die trübe Urſache jener Schmerzen nennen

wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen und am allerwenigsten infam; wir nennen sie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menschen zu hoch stellen und zugleich zu tief herabsetzen, wenn wir ihnen so viel Riesenkraft und zugleich so viel Frevel zutrauten, daß sie aus eigener Willkühr jenes Blut vergossen hätten, dessen Spuren Chateaubriand mit dem Wasser seines schwarzen Waschbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zustände erwägt und die Bekenntnisse der überlebenden Zeugen einsammelt, so sieht man, wie wenig der freie Menschenwille bei dem Tode Ludwigs XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod stimmen wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne bestiegen und von dem dunkeln Wahnsinn der politischen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondisten fühlten, daß sie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil aussprachen. Manche Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbstbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeekelt von dem widerwärtigen Geschwätze, stimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgestiegen, sagte er zu seinem Freunde: j'ai voté la mort sans phrase. Der böse Leumund aber mißbrauchte diese Privatäußerung; dem mildesten Menschen ward als parlamentarisch das Schreckenswort "la mort sans phrase" aufgebürdet, und es steht jetzt in allen Schulbüchern und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein versichert, Bestürzung und Trauer herrschte am 21. Januar in ganz Paris, sogar die wüthendsten Jakobiner schienen von schmerzlichem Mißbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabrioletführer, ein alter Sanskülotte, erzählte mir, als er den König sterben sehen, sei ihm zu Muthe gewesen, „als würde ihm selber ein Glied abgesägt." Er setzte hinzu: „es hat mir im Magen weh gethan und ich hatte den ganzen Tag einen Abscheu vor Speisen." Auch meinte er, „der alte Veto" habe sehr unruhig ausgesehen, als wolle er sich zur Wehr setzen. So viel ist gewiß, er starb nicht so großartig wie Karl I., der erst ruhig seine lange protestirende Rede hielt, wobei er so besonnen blieb, daß er die umstehenden Edelleute einige Mal ersuchte, das Beil nicht zu betasten, damit es nicht stumpf werde. Der geheimnißvoll verlarfte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls schauerlich poetischer, als Samson mit seinem nackten Gesichte. Hof und Henker hatten die letzte Maske fallen lassen, und es war ein prosaisches Schauspiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange christliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bei den ersten Worten schon so gerührt worden wäre, daß man kaum seine Unschuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und seine Genossen beständig paraphrasiren: "fils de Saint Louis, monte au ciel!" diese Worte sind auf dem Schaffote gar nicht gesprochen worden, sie passen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgworth, dem sie in den Mund

gelegt werden, und ſie ſind die Erfindung eines damaligen Journaliſten, Namens Charles Hiß, der ſie denſelben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung iſt freilich ſehr unnütz; dieſe Worte ſtehen jetzt ebenfalls in allen Compendien, ſie ſind ſchon längſt auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müßte noch obendrein auswendig lernen, daß dieſe Worte nie geſprochen worden.

Es iſt nicht zu läugnen, daß Delaroche abſichtlich durch ſein ausgeſtelltes Bild zu geſchichtlichen Vergleichungen aufforderte, und wie zwiſchen Ludwig XVI. und Karl I. wurden auch zwiſchen Cromwel und Napoleon beſtändig Parallelen gezogen. Ich darf aber ſagen, daß beiden Unrecht geſchah, wenn man ſie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der ſchlimmſten Blutſchuld; (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord) Cromwel aber ſank nie ſo tief, daß er ſich von einem Prieſter zum Kaiſer ſalben ließ, und, ein abtrünniger Sohn der Revoluzion, die gekrönte Vetterſchaft der Cäſaren erbuhlte. In dem Leben des Einen iſt ein Blutfleck, in dem Leben des Andern iſt ein Oelfleck. Wohl fühlten ſie aber beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Waſhington von Europa werden konnte, und nur deſſen Napoleon ward, ihm iſt nie wohl geworden in ſeinem kaiſerlichen Purpurmantel; ihn verfolgte die Freiheit wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, ſogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität ſchreckte ſie ihn vom Lager; und dann ſah man ihn haſtig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er ſchalt und tobte; und wenn er dann des Morgens, bleich und müde, in den Staatsrath kam, ſo klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und ſehr gefährliche Ideologie, und Corviſart ſchüttelte das Haupt.

Wenn Cromwel ebenfalls nicht ruhig ſchlafen konnte und des Nachts ängſtlich in Whitehall umherlief, ſo war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgeſpenſt, was ihn verfolgte, ſondern die Furcht vor den leiblichen Rächern ſeiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deßhalb trug er unter dem Wamms immer einen Harniſch, und er wurde immer mißtrauiſcher, und endlich gar, als das Büchlein erſchien: „Tödten iſt kein Mord,“ da hat Oliver Cromwel nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaiſers wenig Aehnlichkeiten bietet, ſo iſt die Ausbeute deſto reicher bei den Parallelen zwiſchen den Fehlern der Stuarts und der Bourbonen überhaupt, und zwiſchen den Reſtaurationsperioden in beiden Ländern. Es iſt faſt eine und dieſelbe Untergangsgeſchichte. Auch dieſelbe Quaſilegitimität der neuen Dynaſtie iſt vorhanden, wie einſt in England. Im Foyer des Jeſuitismus werden ebenfalls wieder wie einſt die heiligen Waffen geſchmiedet, die alleinſeligmachende Kirche ſeufzt und intriguirt ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch,

daß der franzöſiſche Prätendent, ſo wie einſt der engliſche, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengeſetzte Schickſal Sauls, der ſeines Vaters Eſel ſuchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone ſuchen, und er findet hie nur die Eſel ſeines Vaters.

Was die Beſchauer des Cromwel am meiſten beſchäftigte, war die Entzifferung ſeiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geſchichte berichtet dieſe Scene nach zwei verſchiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwel des Nachts, bei Fackelſchein, ſich den Sarg öffnen laſſen, und erſtarrten Leibs und verzerrten Angeſichts ſei er lange davor ſtehen geblieben, wie ein ſtummes Steinbild. Nach einer anderen Sage öffnete er den Sarg bei Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und ſprach die Worte: „Er war ein ſtarkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können.“ Nach meiner Anſicht hat Delaroche dieſe demokratiſchere Legende im Sinne gehabt. Im Geſichte ſeines Cromwels iſt durchaus kein Erſtaunen oder Verwundern oder ſonſtiger Seelenſturm ausgedrückt; im Gegentheil, den Beſchauer erſchüttert dieſe grauenhafte, entſetzliche Ruhe im Geſichte des Mannes. Da ſteht ſie, die gefeſtete erdſichere Geſtalt, „brutal wie eine Thatſache,“ gewaltig ohne Pathos, dämoniſch natürlich, wunderbar ordinair, verfehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet ſie ihr Werk, faſt wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat ſie ruhig gefällt, die große Eiche, die einſt ſo ſtolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten ſo viele ſchöne Menſchengeſchlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poeſie ihre ſüßeſten Reigen getanzt; — er hat ſie ruhig gefällt mit dem unglückſeligen Beil, und da liegt ſie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverletzten Krone; — Unglückſeliges Beil!

Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement? das waren die gequälten Worte, womit ein Britte, der hinter mir ſtand, die Empfindung unterbrach, die ich eben niedergeſchrieben, und die ſo wehmüthig meine Seele erfüllte, während ich Karls Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie iſt etwas allzugrell blutig gemalt. Auch iſt der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und gibt dieſem das Anſehen eines Violinkaſtens. Im Uebrigen iſt aber das Bild ganz unübertrefflich meiſterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyk und mit der Schattenkühnheit des Rembrandt; es erinnert mich namentlich an die republikaniſchen Kriegergeſtalten auf dem großen hiſtoriſchen Gemälde des letztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amſterdam geſehen.

Der Charakter des Delaroche, ſo wie des größten Theils ſeiner Kunſtgenoſſen, nähert ſich überhaupt am meiſten der flämiſchen Schule; nur daß die franzöſiſche Grazie etwas zierlich leichter die Gegenſtände behandelt und die fran-

zösische Eleganz hübsch oberflächlich darüber hinspielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graziösen, eleganten Niederländer nennen.

An einem anderen Orte werde ich vielleicht die Gespräche berichten, die ich so oft vor seinem Cromwel vernahm. Kein Ort gewährte eine bessere Gelegenheit zur Belauschung der Volksgefühle und Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne, am Eingang der langen Gallerie, und daneben hing Roberts eben so bedeutsames Meisterwerk, gleichsam tröstend und versöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergestalt, der entsetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beschauer erschütterte und alle politischen Leidenschaften in ihm aufwühlte; so ward seine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren schönern Aehren heimkehrend zum Erndtefest der Liebe und des Friedens, im klarsten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeitkampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unsern Füßen; hören wir hier noch das Rasen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht; sehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutströme einschlürft, so daß grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: so sehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig sicher die Erde stehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römische Universaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaisern und Lastern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geschichte sehen, die sich so närrisch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödsinnig stillsteht, und dann wieder unbeholfen hastig aufspringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeschichte nennen: so sehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geschichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln bespannten Wagen; eine Geschichte ohne Anfang und ohne Ende, die sich ewig wiederholt und so einfach ist wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geschichte, die der Dichter beschreibt und deren Archiv in jedem Menschenherzen zu finden ist; die Geschichte der Menschheit!

Wahrlich, wohlthuend und heilsam war es, daß Roberts Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite gestellt worden. Manchmal, wenn ich den Cromwel lange betrachtet und mich ganz in ihn versenkt hatte, daß ich fast seine Gedanken hörte, einsylbig barsche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und gezischt, im Charakter jener englischen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht: dann rief mich heimlich wieder zu sich der stille Zauber des Nebengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toskanas süße Sprache von römischen Lippen erklingen, und meine Seele wurde besänftigt und erheitert.

Ach! wohl thut es Noth, daß die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsere Seele tröste in dem mißtönendem Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnenverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menschenmeer, mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt sich durch die Gassen das Volk von Paris und heult: „Warschau ist gefallen! Unsere Avantgarde ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preussen!" — Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtische sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung, zu Ende zu schreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, so daß alle meine Kunstideen zerquetscht werden; oder ich bekomme einen Bajonetstich in die linke Seite, wo jetzt das Herz schon von selber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache gesetzt als fremder Unruhstörer.

Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesichte entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. Mirakuleuse verändert sich das Bild des Papstes von Vernet: der alte schwächliche Statthalter Christi sieht auf einmal so jung und gesund aus und erhebt sich lächelnd auf seinem Sessel, und es ist, als ob seine starken Träger das Maul aufsperrten zu einem Te deum laudamus. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plötzlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwel, sondern der Zaar von Rußland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem Könige von Preußen auf dem Balkone stand und diesem die Hand küßte. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah, und ich dachte in meinem Herzen: Gott sei uns allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muß man küssen. — —

Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte sich auch hier an die linke Hand küssen lassen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichsten Feinde des Vaterlandes so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten. Haben sich diese Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, so mußten sie auch seine Marken sichern gegen das herandrängende Rußland. Die Russen sind ein braves Volk, und ich will sie gern achten und lieben; aber seit dem Falle Warschaus, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, sind sie unseren Herzen so nahe gerückt, daß mir Angst wird.

Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zaar von Rußland wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns allen gnädig!

Gott ſei uns allen gnädig! Unſere letzte Schutzmauer iſt gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unſere Freunde liegen zu Boden, der römiſche Großpfaffe erhebt ſich boshaft lächelnd, und die ſiegende Ariſtokratie ſteht triumphirend an dem Sarge des Volksthums.

Ich höre, Delaroche malt jetzt ein Seitenſtück zu ſeinem Cromwel, einen Napoleon auf Sankt Helena, und er wählt den Moment wo Sir Hudſon Lowe die Decke aufhebt von dem Leichnam jenes großen Repräſentanten der Demokratie.

Zu meinem Thema zurückkehrend, hätte ich hier noch manche wackere Maler zu rühmen; aber trotz des beſten Willens iſt es mir dennoch unmöglich ihre ſtillen Verdienſte ruhig auseinander zu ſetzen, denn da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammenzufaſſen, wenn ſolche Stürme in der Seele wiederhallen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannt ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigene Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Roberts Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goetheſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuß zu gelangen und wie ſehr einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch, an dieſem Berichte weiterzuſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todtblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt, an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künſtler in dieſer Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man ſagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Oelbaumes in jeder Hinſicht. Die Herzen, die ängſtlich lauſchen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiß nicht die gehörige Aufmerkſamkeit für die ſüße Muſik. Die Oper wird mit tauben Ohren, das Ballet ſogar wird nur theilnahmlos angeglozt. Und daran iſt die verdammte Julirevoluzion Schuld, ſeufzen die Künſtler, und ſie verwünſchen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verſchlingt, ſo daß von ihnen gar nicht mehr die Rede iſt.

Wie ich höre — aber ich kanns kaum glauben — wird ſogar in Berlin nicht

mehr vom Theater gesprochen, und der Morning Chronicle, der gestern berichtet, daß die Reformbill im Unterhause durchgegangen sei, erzählt bei dieser Gelegenheit, daß der Doktor Raupach sich jetzt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiß ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die Schülerschwänke, oder die sieben Mädchen in Uniform, oder das Fest der Handwerker, oder sonst ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht läugnen, daß der Untergang Warschaus mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor Raupach mit seinem Kunsttalente unterginge. O Warschau! Warschau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Partheistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isolirtes Künstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie, nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit.

Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebähren, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte In-

dividualität, die gottfreie Persönlichkeit, mit all ihrer Lebenslust sich geltend machen, was doch immer ersprießlicher ist, als das todte Scheinwesen der alten Kunst.

Oder hat es überhaupt mit der Kunst und mit der Welt selbst ein trübseliges Ende? Jene überwiegende Geistigkeit, die sich jetzt in der europäischen Literatur zeigt, ist sie vielleicht ein Zeichen von nahem Absterben, wie bei Menschen, die in der Todesstunde plötzlich hellsehend werden und mit verbleichenden Lippen die übersinnlichsten Geheimnisse aussprechen? Oder wird das greise Europa sich wieder verjüngen, und die dämmernde Geistigkeit seiner Künstler und Schriftsteller ist nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, sondern das schaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das sinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausstellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewiesen und die bessere Verheißung bekundet. Der Erzbischof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterscheidet sich unser Glauben. Ich glaube, daß Frankreich aus der Herzenstiefe seines neuen Lebens auch eine neue Kunst hervorathmen wird. Auch diese schwere Aufgabe wird von den Franzosen gelöst werden, von den Franzosen, diesem leichten, flatterhaften Volke, das wir so gerne mit einem Schmetterling vergleichen.

Aber der Schmetterling ist auch ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Nachtrag.

1833.

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausstellung, und obgleich die wichtigsten politischen und religiösen Revoluzionen meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, so konnte ich doch nicht unterlassen, zuerst über die große Revoluzion zu schreiben, die hier im Reiche der Kunst stattgefunden, und als deren bedeutsamste Erscheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünstigsten Vorurtheile gegen die französische Kunst, namentlich gegen die französische Malerei, deren letzte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandtniß mit der Malerei in Frankreich. Auch sie folgte der socialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke selber verjüngt. Doch

geschah dieses nicht so unmittelbar, wie in den Schwesterkünsten, Musik und Poesie, die schon vor der Revoluzion ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der Europe littéraire über den dießjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Interessantesten gehören was je ein Franzose über Kunst geschrieben, hat sich, in Betreff obiger Bemerkung, mit folgenden Worten ausgesprochen, die ich so weit es bei der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich ist, getreu wiedergebe:

„In derselben Weise wie die gleichzeitige Politik und die Literatur beginnt auch die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts; in derselben Weise erreichte sie eine gewisse vollendete Entfaltung; und sie brach auch zusammen denselben Tag, als alles in Frankreich zusammengebrochen. Sonderbares Zeitalter, welches mit einem lauten Gelächter bei dem Tode Ludwig XIV. anfängt und in den Armen des Scharfrichters endigt, „„des Herren Scharfrichters"" wie Madame Dubarry ihn nannte! O, dieses Zeitalter, welches alles verneinte, alles verspöttelte, alles entweihte und an nichts glaubte, war eben deßhalb um so tüchtiger zu dem großen Werke der Zerstörung, und es zerstörte ohne im mindesten etwas wieder aufbauen zu können, und es hatte auch keine Lust dazu.

„Indessen, die Künste, wenn sie auch derselben Bewegung folgen, folgen sie ihr doch nicht mit gleichem Schritte. So ist die Malerei im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beständig im Solde der vornehmen Gönnerschaft, beständig im unterröcklichen Schutze der regierenden Mätressen, hat sich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählig aufgelöst, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelassenheit nie jenen Ungestüm, nie jene Begeisterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den schlechten Geschmack entschädigt. Sie wirkt mißbehaglich mit ihren frostigen Spielereien, mit ihren welken Kleinkünsten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen auf dem Sopha hingestreckt, sich leichtsinnig fächert. Favart, mit seinen Eglees und Zulmas, ist wahrheitlicher als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idyllischen Abees. Favart, wenn er sich auch lächerlich machte, so meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigsten Theil an dem was sich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revoluzion überraschte sie im Negligee. Die Philosophie, die Politik, die Wissenschaft, die Literatur, jede durch einen besonderen Mann repräsentirt, waren sie stürmisch, wie eine Schaar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgestürmt, das sie nicht kannten; aber je näher sie demselben gelangten, desto besänftigter wurde ihr Fieber, desto ruhiger wurde ihr Antlitz, desto sicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches sie nicht kannten, mochten sie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten sie lesen können, daß alle menschlichen Freuden mit Thrä-

nen endigen. Und ach! sie kamen von einem zu wüsten, jauchzenden Gelag, als daß sie nicht zu dem Ernstesten und Schrecklichsten gelangen mußten. Wenn man die Unruhe betrachtet, waren sie in dem süßesten Rausche dieser Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängstigt worden, so sollte man glauben, das Schaffot, das all diese tolle Lust endigen sollte, habe ihnen schon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Gespenstes.

„Die Malerei, welche sich damals von der ernsthaften socialen Bewegung entfernt gehalten, sei es nun weil sie von Wein und Weibern ermattet war, oder sei es auch weil sie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, sie hat sich bis zum letzten Augenblick dahingeschleppt zwischen ihren Rosen, Moschusdüften und Schäferspielen. Vien und einige andere fühlten wohl, daß man sie zu jedem Preis daraus emporziehen müsse, aber sie wußten nicht, was man alsdann damit anfangen sollte. Lesueur, den der Lehrer Davids sehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er mußte dessen wohl eingeständig sein. In eine Zeit geschleudert, wo auch alles geistige Königthum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre gerathen, war David in derselben Verlegenheit wie jene Künstler. Wissen wir doch, daß er nach Rom ging, und daß er eben so Vanlooisch heimkehrte, wie er abgereist war. Erst später, als das griechisch-römische Alterthum gepredigt wurde, als Publizisten und Philosophen auf den Gedanken geriethen, man müsse zu den literärischen, socialen und politischen Formen der Alten zurückkehren: erst alsdann entfaltete sich sein Geist in all seiner angeborenen Kühnheit, und mit gewaltiger Hand zog er die Kunst aus der tändelnden, parfümirten Schäferei, worin sie versunken, und er erhob sie in die ernsten Regionen des antiken Heldenthums. Die Reakzion war unbarmherzig wie jede Reakzion, und David betrieb sie bis zum Aeußersten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerei.“

Ueber Davids Schaffen und Wirken ist Deutschland hinlänglich unterrichtet. Unsere französischen Gäste haben uns, während der Kaiserzeit, oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von seinen Schülern, die ihn, jeder in seiner Weise, fortgesetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bei uns von einem anderen Manne, dessen Name ebenfalls mit einem G anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerschule in Frankreich ist. Das ist Gericault.

Von dieser neuen Malerschule habe ich in den vorstehenden Blättern unmittelbar Kunde gegeben. Indem ich die besten Stücke des Salon von 1831 beschrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine Charakteristik der neuen Meister. Jener Salon war, nach dem allgemeinen Urtheil, der außerordentlichste den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunst. Die Gemälde, die ich einer Beschreibung würdigte, werden sich Jahrhunderte

wir keineswegs ein Plagiat, noch viel weniger ein Verbrechen und am allerwenigsten infam; wir nennen sie eine Schickung Gottes. Würden wir doch die Menschen zu hoch stellen und zugleich zu tief herabsetzen, wenn wir ihnen so viel Riesenkraft und zugleich so viel Frevel zutrauten, daß sie aus eigener Willkühr jenes Blut vergossen hätten, dessen Spuren Chateaubriand mit dem Wasser seines schwarzen Waschbeckens vertilgen will.

Wahrlich, wenn man die derzeitigen Zustände erwägt und die Bekenntnisse der überlebenden Zeugen einsammelt, so sieht man, wie wenig der freie Menschenwille bei dem Tode Ludwigs XVI. vorwaltete. Mancher, der gegen den Tod stimmen wollte, that das Gegentheil, als er die Tribüne bestiegen und von dem dunkeln Wahnsinn der politischen Verzweiflung ergriffen wurde. Die Girondisten fühlten, daß sie zu gleicher Zeit ihr eigenes Todesurtheil aussprachen. Manche Reden, die bei dieser Gelegenheit gehalten wurden, dienten nur zur Selbstbetäubung. Der Abbé Sieyes, angeekelt von dem widerwärtigen Geschwätze, stimmte ganz einfach für den Tod, und als er von der Tribüne herabgestiegen, sagte er zu seinem Freunde: j'ai voté la mort sans phrase. Der böse Leumund aber mißbrauchte diese Privatäußerung; dem mildesten Menschen ward als parlamentarisch das Schreckenswort "la mort sans phrase" aufgebürdet, und es steht jetzt in allen Schulbüchern und die Jungen lernen's auswendig. Wie man mir allgemein versichert, Bestürzung und Trauer herrschte am 21. Januar in ganz Paris, sogar die wüthendsten Jakobiner schienen von schmerzlichem Mißbehagen niedergedrückt. Mein gewöhnlicher Kabrioletführer, ein alter Sanskülotte, erzählte mir, als er den König sterben sehen, sei ihm zu Muthe gewesen, „als würde ihm selber ein Glied abgesägt." Er setzte hinzu: „es hat mir im Magen weh gethan und ich hatte den ganzen Tag einen Abscheu vor Speisen." Auch meinte er, „der alte Veto" habe sehr unruhig ausgesehen, als wolle er sich zur Wehr setzen. So viel ist gewiß, er starb nicht so großartig wie Karl I., der erst ruhig seine lange protestirende Rede hielt, wobei er so besonnen blieb, daß er die umstehenden Edelleute einige Mal ersuchte, das Beil nicht zu betasten, damit es nicht stumpf werde. Der geheimnißvoll verlarfte Scharfrichter von Whitehall wirkte ebenfalls schauerlich poetischer, als Samson mit seinem nackten Gesichte. Hof und Henker hatten die letzte Maske fallen lassen, und es war ein prosaisches Schauspiel. Vielleicht hätte Ludwig eine lange christliche Verzeihungsrede gehalten, wenn nicht die Trommel bei den ersten Worten schon so gerührt worden wäre, daß man kaum seine Unschuldserklärung gehört hat. Die erhabenen Himmelfahrtsworte, die Chateaubriand und seine Genossen beständig paraphrasiren: "fils de Saint Louis, monte au ciel!" diese Worte sind auf dem Schaffote gar nicht gesprochen worden, sie passen gar nicht zu dem nüchternen Werkeltagscharakter des guten Edgworth, dem sie in den Mund

gelegt werden, und sie sind die Erfindung eines damaligen Journalisten, Namens Charles Hiß, der sie denselben Tag drucken ließ. Dergleichen Berichtigung ist freilich sehr unnütz; diese Worte stehen jetzt ebenfalls in allen Compendien, sie sind schon längst auswendig gelernt, und die arme Schuljugend müßte noch obendrein auswendig lernen, daß diese Worte nie gesprochen worden.

Es ist nicht zu läugnen, daß Delaroche absichtlich durch sein ausgestelltes Bild zu geschichtlichen Vergleichungen aufforderte, und wie zwischen Ludwig XVI. und Karl I. wurden auch zwischen Cromwel und Napoleon beständig Parallelen gezogen. Ich darf aber sagen, daß beiden Unrecht geschah, wenn man sie mit einander verglich. Denn Napoleon blieb frei von der schlimmsten Blutschuld; (die Hinrichtung des Herzogs von Enghien war nur ein Meuchelmord) Cromwel aber sank nie so tief, daß er sich von einem Priester zum Kaiser salben ließ, und, ein abtrünniger Sohn der Revoluzion, die gekrönte Vetterschaft der Cäsaren erbuhlte. In dem Leben des Einen ist ein Blutfleck, in dem Leben des Andern ist ein Oelfleck. Wohl fühlten sie aber beide die geheime Schuld. Dem Bonaparte, der ein Washington von Europa werden konnte, und nur dessen Napoleon ward, ihm ist nie wohl geworden in seinem kaiserlichen Purpurmantel; ihn verfolgte die Freiheit wie der Geist einer erschlagenen Mutter, er hörte überall ihre Stimme, sogar des Nachts, aus den Armen der anvermählten Legitimität schreckte sie ihn vom Lager; und dann sah man ihn hastig umherrennen in den hallenden Gemächern der Tuilerien, und er schalt und tobte; und wenn er dann des Morgens, bleich und müde, in den Staatsrath kam, so klagte er über Ideologie, und wieder Ideologie, und sehr gefährliche Ideologie, und Corvisart schüttelte das Haupt.

Wenn Cromwel ebenfalls nicht ruhig schlafen konnte und des Nachts ängstlich in Whitehall umherlief, so war es nicht, wie fromme Kavaliere meinten, ein blutiges Königsgespenst, was ihn verfolgte, sondern die Furcht vor den leiblichen Rächern seiner Schuld; er fürchtete die materiellen Dolche der Feinde, und deßhalb trug er unter dem Wamms immer einen Harnisch, und er wurde immer mißtrauischer, und endlich gar, als das Büchlein erschien: „Tödten ist kein Mord," da hat Oliver Cromwel nie mehr gelächelt.

Wenn aber die Vergleichung des Protektors und des Kaisers wenig Aehnlichkeiten bietet, so ist die Ausbeute desto reicher bei den Parallelen zwischen den Fehlern der Stuarts und der Bourbonen überhaupt, und zwischen den Restaurationsperioden in beiden Ländern. Es ist fast eine und dieselbe Untergangsgeschichte. Auch dieselbe Quasilegitimität der neuen Dynastie ist vorhanden, wie einst in England. Im Foyer des Jesuitismus werden ebenfalls wieder wie einst die heiligen Waffen geschmiedet, die alleinseligmachende Kirche seufzt und intriguirt ebenfalls für das Kind des Mirakles, und es fehlt nur noch,

daß der franzöſiſche Prätendent, ſo wie einſt der engliſche, nach dem Vaterlande zurückkehre. Immerhin, mag er kommen! Ich prophezeie ihm das entgegengeſetzte Schickſal Sauls, der ſeines Vaters Eſel ſuchte und eine Krone fand: — der junge Heinrich wird nach Frankreich kommen und eine Krone ſuchen, und er findet hie nur die Eſel ſeines Vaters.

Was die Beſchauer des Cromwel am meiſten beſchäftigte, war die Entzifferung ſeiner Gedanken bei dem Sarge des todten Karl. Die Geſchichte berichtet dieſe Scene nach zwei verſchiedenen Sagen. Nach der einen habe Cromwel des Nachts, bei Fackelſchein, ſich den Sarg öffnen laſſen, und erſtarrten Leibs und verzerrten Angeſichts ſei er lange davor ſtehen geblieben, wie ein ſtummes Steinbild. Nach einer anderen Sage öffnete er den Sarg bei Tage, betrachtete ruhig den Leichnam und ſprach die Worte: „Er war ein ſtarkgebauter Mann, und er hätte noch lange leben können.“ Nach meiner Anſicht hat Delaroche dieſe demokratiſchere Legende im Sinne gehabt. Im Geſichte ſeines Cromwels iſt durchaus kein Erſtaunen oder Verwundern oder ſonſtiger Seelenſturm ausgedrückt; im Gegentheil, den Beſchauer erſchüttert dieſe grauenhafte, entſetzliche Ruhe im Geſichte des Mannes. Da ſteht ſie, die gefeſtete erdſichere Geſtalt, „brutal wie eine Thatſache,“ gewaltig ohne Pathos, dämoniſch natürlich, wunderbar ordinair, verfehmt und zugleich gefeit, und da betrachtet ſie ihr Werk, faſt wie ein Holzhacker, der eben eine Eiche gefällt hat. Er hat ſie ruhig gefällt, die große Eiche, die einſt ſo ſtolz ihre Zweige verbreitete über England und Schottland, die Königseiche, in deren Schatten ſo viele ſchöne Menſchengeſchlechter geblüht, und worunter die Elfen der Poeſie ihre ſüßeſten Reigen getanzt; — er hat ſie ruhig gefällt mit dem unglückſeligen Beil, und da liegt ſie zu Boden mit all ihrem holden Laubwerk und mit der unverletzten Krone; — Unglückſeliges Beil!

Do you not think, Sir, that the guillotine is a great improvement? das waren die gequälten Worte, womit ein Britte, der hinter mir ſtand, die Empfindung unterbrach, die ich eben niedergeſchrieben, und die ſo wehmüthig meine Seele erfüllte, während ich Karls Halswunde auf dem Bilde von Delaroche betrachtete. Sie iſt etwas allzugrell blutig gemalt. Auch iſt der Deckel des Sarges ganz verzeichnet und gibt dieſem das Anſehen eines Violinkaſtens. Im Uebrigen iſt aber das Bild ganz unübertrefflich meiſterhaft gemalt, mit der Feinheit des Vandyk und mit der Schattenkühnheit des Rembrandt; es erinnert mich namentlich an die republikaniſchen Kriegergeſtalten auf dem großen hiſtoriſchen Gemälde des letztern, die Nachtwache, die ich im Trippenhuis zu Amſterdam geſehen.

Der Charakter des Delaroche, ſo wie des größten Theils ſeiner Kunſtgenoſſen, nähert ſich überhaupt am meiſten der flämiſchen Schule; nur daß die franzöſiſche Grazie etwas zierlich leichter die Gegenſtände behandelt und die fran-

zöſiſche Eleganz hübſch oberflächlich darüber hinſpielt. Ich möchte daher den Delaroche einen graziöſen, eleganten Niederländer nennen.

An einem anderen Orte werde ich vielleicht die Geſpräche berichten, die ich ſo oft vor ſeinem Cromwel vernahm. Kein Ort gewährte eine beſſere Gelegenheit zur Belauſchung der Volksgefühle und Tagesmeinungen. Das Gemälde hing in der großen Tribüne, am Eingang der langen Gallerie, und daneben hing Roberts eben ſo bedeutſames Meiſterwerk, gleichſam tröſtend und verſöhnend. In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergeſtalt, der entſetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beſchauer erſchütterte und alle politiſchen Leidenſchaften in ihm aufwühlte; ſo ward ſeine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren ſchönern Aehren heimkehrend zum Erndtefeſt der Liebe und des Friedens, im klarſten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zeitkampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unſern Füßen; hören wir hier noch das Raſen des Sturmes, der die Welt niederzureißen droht; ſehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutſtröme einſchlürft, ſo daß grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig ſicher die Erde ſtehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römiſche Univerſaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaiſern und Laſtern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geſchichte ſehen, die ſich ſo närriſch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödſinnig ſtillſteht, und dann wieder unbeholfen haſtig aufſpringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeſchichte nennen: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geſchichte, die dennoch genug Raum hat auf einem mit Büffeln beſpannten Wagen; eine Geſchichte ohne Anfang und ohne Ende, die ſich ewig wiederholt und ſo einfach iſt wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geſchichte, die der Dichter beſchreibt und deren Archiv in jedem Menſchenherzen zu finden iſt; die Geſchichte der Menſchheit!

Wahrlich, wohlthuend und heilſam war es, daß Roberts Gemälde dem Gemälde des Delaroche zur Seite geſtellt worden. Manchmal, wenn ich den Cromwel lange betrachtet und mich ganz in ihn verſenkt hatte, daß ich faſt ſeine Gedanken hörte, einſylbig barſche Worte, verdrießlich hervorgebrummt und gezi[ſ]cht, im Charakter jener engliſchen Mundart, die dem fernen Grollen des Meeres und dem Schrillen der Sturmvögel gleicht: dann rief mich heimlich wieder zu ſich der ſtille Zauber des Nebengemäldes, und mir war, als hörte ich lächelnden Wohllaut, als hörte ich Toskanas ſüße Sprache von römiſchen Lippen erklingen, und meine Seele wurde beſänftigt und erheitert.

Ach! wohl thut es Noth, daß die liebe, unverwüstliche, melodische Geschichte der Menschheit unsere Seele tröste in dem mißtönendem Lärm der Weltgeschichte. Ich höre in diesem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals diesen mißtönenden Lärm, dieses sinnenverwirrende Getöse; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen, ein empörtes Menschenmeer, mit wahnsinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt sich durch die Gassen das Volk von Paris und heult: „Warschau ist gefallen! Unsere Avantgarde ist gefallen! Nieder mit den Ministern! Krieg den Russen! Tod den Preussen!“ — Es wird mir schwer, ruhig am Schreibtische sitzen zu bleiben und meinen armen Kunstbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung, zu Ende zu schreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, so wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, so daß alle meine Kunstideen zerquetscht werden; oder ich bekomme einen Bajonetstich in die linke Seite, wo jetzt das Herz schon von selber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache gesetzt als fremder Unruhstörer.

Bei solchem Lärm verwirren und verschieben sich alle Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Gesichte entgegen, fast mit Angst in dem wilden Auge. Mirakuleuse verändert sich das Bild des Papstes von Vernet: der alte schwächliche Statthalter Christi sieht auf einmal so jung und gesund aus und erhebt sich lächelnd auf seinem Sessel, und es ist, als ob seine starken Träger das Maul auffsperrten zu einem Te deum laudamus. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plötzlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwel, sondern der Zaar von Rußland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem Könige von Preußen auf dem Balkone stand und diesem die Hand küßte. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah, und ich dachte in meinem Herzen: Gott sei uns allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muß man küssen. — —

Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte sich auch hier an die linke Hand küssen lassen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichsten Feinde des Vaterlandes so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten. Haben sich diese Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, so mußten sie auch seine Marken sichern gegen das herandrängende Rußland. Die Russen sind ein braves Volk, und ich will sie gern achten und lieben; aber seit dem Falle Warschaus, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, sind sie unseren Herzen so nahe gerückt, daß mir Angst wird.

Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zaar von Rußland wieder beſucht, dann iſt an uns die Reihe ihm die Hand zu küſſen — Gott ſei uns allen gnädig!

Gott ſei uns allen gnädig! Unſere letzte Schutzmauer iſt gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unſere Freunde liegen zu Boden, der römiſche Großpfaffe erhebt ſich boshaft lächelnd, und die ſiegende Ariſtokratie ſteht triumphirend an dem Sarge des Volksthums.

Ich höre, Delaroche malt jetzt ein Seitenſtück zu ſeinem Cromwel, einen Napoleon auf Sankt Helena, und er wählt den Moment wo Sir Hudſon Lowe die Decke aufhebt von dem Leichnam jenes großen Repräſentanten der Demokratie.

Zu meinem Thema zurückkehrend, hätte ich hier noch manche wackere Maler zu rühmen; aber trotz des beſten Willens iſt es mir dennoch unmöglich ihre ſtillen Verdienſte ruhig auseinander zu ſetzen, denn da draußen ſtürmt es wirklich zu laut, und es iſt unmöglich, die Gedanken zuſammenzufaſſen, wenn ſolche Stürme in der Seele wiederhallen. Iſt es doch in Paris ſogar an ſogenannt ruhigen Tagen ſehr ſchwer, das eigene Gemüth von den Erſcheinungen der Straße abzuwenden und Privatträumen nachzuhängen. Wenn die Kunſt auch in Paris mehr als anderswo blüht, ſo werden wir doch in ihrem Genuſſe jeden Augenblick geſtört durch das rohe Geräuſch des Lebens; die ſüßeſten Töne der Paſta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothſchrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Roberts Farbenluſt eingeſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goetheſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuß zu gelangen und wie ſehr einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch, an dieſem Berichte weiterzuſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todtblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt, an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil wenig mehr werth.

Mit Recht klagen die Künſtler in dieſer Zeit der Zwietracht, der allgemeinen Befehdung. Man ſagt, die Malerei bedürfe des friedlichen Oelbaumes in jeder Hinſicht. Die Herzen, die ängſtlich lauſchen, ob nicht die Kriegstrompete erklingt, haben gewiß nicht die gehörige Aufmerkſamkeit für die ſüße Muſik. Die Oper wird mit tauben Ohren, das Ballet ſogar wird nur theilnahmlos angeglozt. Und daran iſt die verdammte Julirevoluzion Schuld, ſeufzen die Künſtler, und ſie verwünſchen die Freiheit und die leidige Politik, die alles verſchlingt, ſo daß von ihnen gar nicht mehr die Rede iſt.

Wie ich höre — aber ich kanns kaum glauben — wird ſogar in Berlin nicht

mehr vom Theater gesprochen, und der Morning Chronicle, der gestern berichtet, daß die Reformbill im Unterhause durchgegangen sei, erzählt bei dieser Gelegenheit, daß der Doktor Raupach sich jetzt in Baden-Baden befinde und über die Zeit jammere, weil sein Kunsttalent dadurch zu Grunde gehe.

Ich bin gewiß ein großer Verehrer des Doktor Raupach, ich bin immer ins Theater gegangen, wenn die Schülerschwänke, oder die sieben Mädchen in Uniform, oder das Fest der Handwerker, oder sonst ein Stück von ihm gegeben wurde; aber ich kann doch nicht läugnen, daß der Untergang Warschaus mir weit mehr Kummer macht, als ich vielleicht empfinden würde, wenn der Doktor Raupach mit seinem Kunsttalente unterginge. O Warschau! Warschau! nicht für einen ganzen Wald von Raupachen hätte ich dich hingegeben!

Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunstperiode, die bei der Wiege Goethes anfing und bei seinem Sarge aufhören wird, scheint ihrer Erfüllung nahe zu sein. Die jetzige Kunst muß zu Grunde gehen, weil ihr Prinzip noch im abgelebten, alten Regime, in der heiligen römischen Reichsvergangenheit wurzelt. Deßhalb, wie alle welken Ueberreste dieser Vergangenheit, steht sie im unerquicklichsten Widerspruch mit der Gegenwart. Dieser Widerspruch und nicht die Zeitbewegung selbst ist der Kunst so schädlich; im Gegentheil, diese Zeitbewegung müßte ihr sogar gedeihlich werden, wie einst in Athen und Florenz, wo eben in den wildesten Kriegs- und Partheistürmen die Kunst ihre herrlichsten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechischen und florentinischen Künstler führten kein egoistisch isolirtes Kunstleben, die müßig dichtende Seele hermetisch verschlossen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und sie selbst waren ganze Männer, deren Persönlichkeit eben so gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michelangelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie diese zu ihren griechischen und katholischen Tempeln paßten, so standen jene Künstler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; sie trennten nicht ihre Kunst von der Politik des Tages, sie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeisterung, die sich leicht in jeden beliebigen Stoff hineinlügt; Aeschylus hat die Perser mit derselben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen sie gefochten, und Dante schrieb seine Komödie, nicht als stehender Kommissionsdichter, sondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang seines Talentes, sondern über den Untergang der Freiheit.

Indessen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunst gebähren, die mit ihr selbst in begeistertem Einklang sein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die sogar eine neue Technik, die von der seitherigen verschieden, hervorbringen muß. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die selbsttrunkenste Subjektivität, die weltentzügelte In-

dividualität, die gottfreie Perſönlichkeit, mit all ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt.

Oder hat es überhaupt mit der Kunſt und mit der Welt ſelbſt ein trübſeliges Ende? Jene überwiegende Geiſtigkeit, die ſich jetzt in der europäiſchen Literatur zeigt, iſt ſie vielleicht ein Zeichen von nahem Abſterben, wie bei Menſchen, die in der Todesſtunde plötzlich hellſehend werden und mit verbleichenden Lippen die überſinnlichſten Geheimniſſe ausſprechen? Oder wird das greiſe Europa ſich wieder verjüngen, und die dämmernde Geiſtigkeit ſeiner Künſtler und Schriftſteller iſt nicht das wunderbare Ahnungsvermögen der Sterbenden, ſondern das ſchaurige Vorgefühl einer Wiedergeburt, das ſinnige Wehen eines neuen Frühlings?

Die diesjährige Ausſtellung hat durch manches Bild jene unheimliche Todesfurcht abgewieſen und die beſſere Verheißung bekundet. Der Erzbiſchof von Paris erwartet alles Heil von der Cholera, von dem Tode; ich erwarte es von der Freiheit, von dem Leben. Darin unterſcheidet ſich unſer Glauben. Ich glaube, daß Frankreich aus der Herzenstiefe ſeines neuen Lebens auch eine neue Kunſt hervorathmen wird. Auch dieſe ſchwere Aufgabe wird von den Franzoſen gelöst werden, von den Franzoſen, dieſem leichten, flatterhaften Volke, das wir ſo gerne mit einem Schmetterling vergleichen.

Aber der Schmetterling iſt auch ein Sinnbild der Unſterblichkeit der Seele und ihrer ewigen Verjüngung.

Nachtrag.

1833.

Als ich im Sommer 1831 nach Paris kam, war ich doch über nichts mehr verwundert, als über die damals eröffnete Gemäldeausſtellung, und obgleich die wichtigſten politiſchen und religiöſen Revoluzionen meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen, ſo konnte ich doch nicht unterlaſſen, zuerſt über die große Revoluzion zu ſchreiben, die hier im Reiche der Kunſt ſtattgefunden, und als deren bedeutſamſte Erſcheinung der erwähnte Salon zu betrachten war.

Nicht minder als meine übrigen Landsleute, hegte auch ich die ungünſtigſten Vorurtheile gegen die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegen die franzöſiſche Malerei, deren letzte Entwicklungen mir ganz unbekannt geblieben. Es hat aber auch eine eigene Bewandtniß mit der Malerei in Frankreich. Auch ſie folgte der ſocialen Bewegung und ward endlich mit dem Volke ſelber verjüngt. Doch

geschah dieses nicht so unmittelbar, wie in den Schwesterkünsten, Musik und Poesie, die schon vor der Revoluzion ihre Umwandlung begonnen.

Herr Louis de Maynard, welcher in der Europe littéraire über den dießjährigen Salon eine Reihe Artikel geliefert, welche zu dem Interessantesten gehören was je ein Franzose über Kunst geschrieben, hat sich, in Betreff obiger Bemerkung, mit folgenden Worten ausgesprochen, die ich so weit es bei der Lieblichkeit und Grazie des Ausdrucks möglich ist, getreu wiedergebe:

„In derselben Weise wie die gleichzeitige Politik und die Literatur beginnt auch die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts; in derselben Weise erreichte sie eine gewisse vollendete Entfaltung; und sie brach auch zusammen denselben Tag, als alles in Frankreich zusammengebrochen. Sonderbares Zeitalter, welches mit einem lauten Gelächter bei dem Tode Ludwig XIV. anfängt und in den Armen des Scharfrichters endigt, „„des Herren Scharfrichters"" wie Madame Dubarry ihn nannte! O, dieses Zeitalter, welches alles verneinte, alles verspöttelte, alles entweihte und an nichts glaubte, war eben deßhalb um so tüchtiger zu dem großen Werke der Zerstörung, und es zerstörte ohne im mindesten etwas wieder aufbauen zu können, und es hatte auch keine Lust dazu.

„Indessen, die Künste, wenn sie auch derselben Bewegung folgen, folgen sie ihr doch nicht mit gleichem Schritte. So ist die Malerei im achtzehnten Jahrhundert zurückgeblieben. Sie hat ihre Crebillon hervorgebracht, aber keine Voltaire, keine Diderot. Beständig im Solde der vornehmen Gönnerschaft, beständig im unterröcklichen Schutze der regierenden Mätressen, hat sich ihre Kühnheit und ihre Kraft allmählig aufgelöst, ich weiß nicht wie. Sie hat in all ihrer Ausgelassenheit nie jenen Ungestüm, nie jene Begeisterung bekundet, die uns fortreißt und blendet und für den schlechten Geschmack entschädigt. Sie wirkt mißbehaglich mit ihren frostigen Spielereien, mit ihren welken Kleinkünsten im Bereiche eines Boudoirs, wo ein nettes Zierdämchen auf dem Sopha hingestreckt, sich leichtsinnig fächert. Favart, mit seinen Eglees und Zulmas, ist wahrheitlicher als Watteau und Boucher mit ihren koketten Schäferinnen und idyllischen Abees. Favart, wenn er sich auch lächerlich machte, so meinte er es doch ehrlich. Die Maler jenes Zeitalters nahmen am wenigsten Theil an dem was sich in Frankreich vorbereitete. Der Ausbruch der Revoluzion überraschte sie im Negligee. Die Philosophie, die Politik, die Wissenschaft, die Literatur, jede durch einen besonderen Mann repräsentirt, waren sie stürmisch, wie eine Schaar Trunkenbolde, auf ein Ziel losgestürmt, das sie nicht kannten; aber je näher sie demselben gelangten, desto besänftigter wurde ihr Fieber, desto ruhiger wurde ihr Antlitz, desto sicherer wurde ihr Gang. Jenes Ziel, welches sie nicht kannten, mochten sie wohl dunkel ahnen; denn im Buche Gottes hatten sie lesen können, daß alle menschlichen Freuden mit Thrä-

nen endigen. Und ach! sie kamen von einem zu wüsten, jauchzenden Gelag, als daß sie nicht zu dem Ernstesten und Schrecklichsten gelangen mußten. Wenn man die Unruhe betrachtet, waren sie in dem süßesten Rausche dieser Orgie des achtzehnten Jahrhunderts zuweilen beängstigt worden, so sollte man glauben, das Schaffot, das all diese tolle Lust endigen sollte, habe ihnen schon von ferne zugewinkt, wie das dunkle Haupt eines Gespenstes.

„Die Malerei, welche sich damals von der ernsthaften socialen Bewegung entfernt gehalten, sei es nun weil sie von Wein und Weibern ermattet war, oder sei es auch weil sie ihre Mitwirkung für fruchtlos hielt, genug, sie hat sich bis zum letzten Augenblick dahingeschleppt zwischen ihren Rosen, Moschusdüften und Schäferspielen. Vien und einige andere fühlten wohl, daß man sie zu jedem Preis daraus emporziehen müsse, aber sie wußten nicht, was man alsdann damit anfangen sollte. Lesueur, den der Lehrer Davids sehr hochachtete, konnte keine neue Schule hervorbringen. Er mußte dessen wohl eingeständig sein. In eine Zeit geschleudert, wo auch alles geistige Königthum in die Gewalt eines Marat und eines Robespierre gerathen, war David in derselben Verlegenheit wie jene Künstler. Wissen wir doch, daß er nach Rom ging, und daß er eben so Vanlooisch heimkehrte, wie er abgereist war. Erst später, als das griechisch-römische Alterthum gepredigt wurde, als Publizisten und Philosophen auf den Gedanken geriethen, man müsse zu den literärischen, socialen und politischen Formen der Alten zurückkehren: erst alsdann entfaltete sich sein Geist in all seiner angeborenen Kühnheit, und mit gewaltiger Hand zog er die Kunst aus der tändelnden, parfümirten Schäferei, worin sie versunken, und er erhob sie in die ernsten Regionen des antiken Heldenthums. Die Reakzion war unbarmherzig wie jede Reakzion, und David betrieb sie bis zum Aeußersten. Es begann durch ihn ein Terrorismus auch in der Malerei.“

Ueber Davids Schaffen und Wirken ist Deutschland hinlänglich unterrichtet. Unsere französischen Gäste haben uns, während der Kaiserzeit, oft genug von dem großen David unterhalten. Ebenfalls von seinen Schülern, die ihn, jeder in seiner Weise, fortgesetzt, von Gerard, Gros, Girodet und Guerin haben wir vielfach reden hören. Weniger weiß man bei uns von einem anderen Manne, dessen Name ebenfalls mit einem G anfängt, und welcher, wenn auch nicht der Stifter, doch der Eröffner einer neuen Malerschule in Frankreich ist. Das ist Gericault.

Von dieser neuen Malerschule habe ich in den vorstehenden Blättern unmittelbar Kunde gegeben. Indem ich die besten Stücke des Salon von 1831 beschrieben, lieferte ich auch zu gleicher Zeit eine Charakteristik der neuen Meister. Jener Salon war, nach dem allgemeinen Urtheil, der außerordentlichste den Frankreich je geliefert, und er bleibt denkwürdig in den Annalen der Kunst. Die Gemälde, die ich einer Beschreibung würdigte, werden sich Jahrhunderte

erhalten, und mein Wort ist vielleicht ein nützlicher Beitrag zur Geschichte der Malerei.

Von jener unermeßlichen Bedeutung des Salon von 1831 habe ich mich dieses Jahr vollauf überzeugen können, als die Säle des Louvre, welche während zwei Monat geschlossen waren, sich den ersten April wieder öffneten, und uns die neuesten Produkte der französischen Kunst entgegen grüßten. Wie gewöhnlich hatte man die alten Gemälde, welche die Nazionalgallerie bilden, durch spanische Wände verdeckt, und an lezteren hingen die neuen Bilder, so daß zuweilen hinter den gothischen Abgeschmacktheiten eines neuromantischen Malers gar lieblich die mythologischen altitalienischen Meisterwerke hervorlauschten. Die ganze Ausstellung glich einem Codex palimpsestus, wo man sich über den neubarbarischen Text um so mehr ärgerte, wenn man wußte, welche griechische Götterpoesie damit übersudelt worden.

Wohl gegen viertehalb tausend Gemälde waren ausgestellt, und es befand sich darunter fast kein einziges Meisterstück. War das die Folge einer allzugroßen Ermüdung nach einer allzugroßen Aufregung? Beurkundete sich in der Kunst der Nazionalkatzenjammer, den wir jezt, nachdem der übertolle Freiheitsrausch verdampft, auch im politischen Leben der Franzosen bemerken? War die diesjährige Ausstellung nur ein buntes Gähnen? nur ein farbiges Echo der diesjährigen Kammer? Wenn der Salon von 1831 noch von der Sonne des Julius durchglüht war, so tröpferte in dem Salon 1833 noch der trübe Regen des Junius. Die beiden gefeierten Helden des vorigen Salon, Delaroche und Robert, traten diesmal gar nicht in die Schranken, und die übrigen Maler, die ich früher gerühmt, gaben dies Jahr nichts vorzügliches. Mit Ausnahme eines Bildes von Tony Johannot, einem Deutschen, hat kein einziges Gemälde dieses Salons mich gemüthlich angesprochen. Herr Scheffer gab wieder eine Margarethe, die von großen Fortschritten im Technischen zeugte, aber doch nicht viel bedeutete. Es war dieselbe Idee, glühender gemalt und frostiger gedacht. Auch Horaz Vernet gab wieder ein großes Bild, worauf jedoch nur schöne Einzelheiten. Decamps hat sich wohl über den Salon und sich selber lustig machen wollen, und er gab meistens Affenstücke; darunter ein ganz vortrefflicher Affe, der ein Historienbild malt. Das deutschchristlich langherabhängende Haar desselben mahnte mich ergötzlich an überrheinische Freunde.

Am meisten besprochen und durch Lob und Widerspruch gefeiert wurde dieses Jahr Herr Ingres. Er gab zwei Stücke; das eine war das Portrait einer jungen Italienerin, das andere war das Portrait des Herrn Bertin l'aîné, eines alten Franzosen.

Wie Ludwig Philipp im Reiche der Politik, so war Herr Ingres dieses Jahr König im Reiche der Kunst. Wie jener in den Tuilerien, so herrschte dieser im

Louvre. Der Charakter des Herrn Ingres iſt ebenfalls Jüſte-milieu, er iſt nemlich ein Jüſte-milieu zwiſchen Mieris und Michelangelo. In ſeinen Gemälden findet man die heroiſche Kühnheit des Mieris und die feine Farbengebung des Michelangelo.

In demſelben Maße wie die Malerei in der diesjährigen Ausſtellung wenig Begeiſterung zu erregen vermochte, hat die Skulptur ſich um ſo glänzender gezeigt, und ſie lieferte Werke, worunter viele zu den höchſten Hoffnungen berechtigten und eins ſogar mit den beſten Erzeugniſſen dieſer Kunſt wetteifern konnte. Es iſt der Kain des Herrn Eter. Es iſt eine Gruppe von ſymetriſcher, ja monumentaler Schöheit, voll antideluvianiſchem Charakter, und doch zugleich voller Zeitbedeutung. Kain mit Weib und Kind, ſchickſalergeben, gedankenlos brütend, eine Verſteinerung troſtloſer Ruhe. Dieſer Mann hat ſeinen Bruder getödtet, in Folge eines Opferzwiſtes, eines Religionsſtreits. Ja, die Religion hat den erſten Brudermord verurſacht, und ſeitdem trägt ſie das Blutzeichen auf der Stirne.

Ich werde auf den Kain von Eter ſpäterhin zurückkommen, wenn ich von dem außerordentlichen Aufſchwung zu reden habe, den wir, in unſerer Zeit, bei den Bildhauern noch weit mehr als bei den Malern bemerken. Der Spartakus und der Theſeus, welche beide jezt im Tuileriengarten aufgeſtellt ſind, erregen jedesmal, wenn ich dort ſpazieren gehe, meine nachdenkende Bewunderung. Nur ſchmerzt es mich zuweilen, wenn es regnet, daß ſolche Meiſterwerke unſerer modernſten Kunſt ſo ganz und gar der freien Luft ausgeſetzt ſtehn. Der Himmel iſt hier nicht ſo milde wie in Griechenland, und auch dort ſtanden die beſſeren Werke nie ſo ganz ungeſchützt gegen Wind und Wetter, wie man gewöhnlich meint. Die beſſeren waren wohlgeſchirmt, meiſtens in Tempeln. Bis jezt hat jedoch die Witterung den neuen Statuen in den Tuilerien wenig geſchadet, und es iſt ein heiterer Anblick, wenn ſie blendend weiß aus dem friſchgrünen Kaſtanienlaub hervorgrüßen. Dabei iſt es hübſch anzuhören, wenn die Bonnen den kleinen Kindern, die dort ſpielen, manchmal erklären, was der marmorne nackte Mann bedeutet, der ſo zornig ſein Schwert in der Hand hält, oder was das für ein ſonderbarer Kautz iſt, der auf ſeinem menſchlichen Leib einen Ochſenkopf trägt, und den ein anderer nackter Mann mit einer Keule niederſchlägt; der Ochſenmenſch, ſagen ſie, hat viele kleine Kinder gefreſſen. Junge Republikaner, die vorübergehn, pflegen auch wohl zu bemerken, daß der Spartakus ſehr bedenklich nach den Fenſtern der Tuilerien hinaufſchielt, und in der Geſtalt des Minotaurus ſehen ſie das Königthum. Andere Leute tadeln auch wohl an dem Theſus die Art wie er die Keule ſchwingt, und ſie behaupten: wenn er damit zuſchlüge, würde er unfehlbar ſich ſelber die Hand zerſchmettern. Dem ſei aber wie ihm wolle; bis jezt ſieht das alles noch ſehr gut aus. Jedoch

nach einigen Wintern werden dieſe vortrefflichen Statuen ſchon verwittert und brüchig ſein und Moos wächſt dann an dem Schwerte des Spartakus, und friedliche Inſektenfamilien niſten zwiſchen dem Ochſenkopfe des Minotaurus und der Keule des Theſus, wenn dieſem nicht gar unterdeſſen die Hand mit ſammt der Keule abgebrochen iſt.

Da hier doch ſo viel unnützes Militär gefüttert werden muß, ſo ſollte der König in den Tuilerien neben jeder Statue eine Schildwache ſtellen, die, wenn es regnet, einen Regenſchirm darüber ausſpannt. Unter dem bürgerkönigſichen Regenſchirm würde dann, im wahren Sinne des Wortes, die Kunſt geſchützt ſein.

Allgemein iſt die Klage der Künſtler über die allzugroße Sparſamkeit des Königs. Als Herzog von Orleans, heißt es, habe er die Künſte eifriger beſchützt. Man murrt, er beſtelle verhältnißmäßig zu wenig Bilder und zahle dafür verhältnißmäßig zu wenig Geld. Er iſt jedoch, mit Ausnahme des Königs von Bayern, der größte Kunſtkenner unter den Fürſten. Sein Geiſt iſt vielleicht jetzt zu ſehr politiſch befangen, als daß er ſich mit Kunſtſachen ſo eifrig wie ehemals beſchäftigen könnte. Wenn aber ſeine Vorliebe für Malerei und Skulptur etwas abgekühlt, ſo hat ſich ſeine Neigung für Architektur faſt bis zur Wuth geſteigert. Nie iſt in Paris ſo viel gebaut worden, wie jetzt auf Betrieb des Königs geſchieht. Ueberall Anlagen zu neuen Bauwerken und ganz neuen Straßen. An den Tuilerien und dem Louvre wird beſtändig gehämmert. Der Plan zu der neuen Bibliothek iſt das großartigſte, was ſich denken läßt. Die Magdalenenkirche, der alte Tempel des Ruhms, iſt ſeiner Vollendung nahe. An dem großen Geſandtſchaftspallaſte, den Napoleon an der rechten Seite der Seine aufführen wollte, und der nur zur Hälfte fertig geworden, ſo daß er wie Trümmer einer Rieſenburg ausſieht, an dieſem ungeheueren Werke wird jetzt weiter gebaut. Dabei erheben ſich wunderbar koloſſale Monumente auf den öffentlichen Plätzen. Auf dem Baſtillenplatz erhebt ſich der große Elephant, der nicht übel die bewußte Kraft und die gewaltige Vernunft des Volks repräſentirt. Auf der Place de la Concorde ſehen wir ſchon, in hölzerner Abbildung, den Obelisk des Luxor; in einigen Monaten ſteht dort das egyptiſche Original und dient als Denkſtein des ſchauerlichen Ereigniſſes, das einſt am 21. Januar auf dieſem Orte ſtattfand. Wie viel tauſendjährige Erfahrungen uns dieſe Hieroglyphen bedeckte Bote aus dem Wunderland Egypten mitbringen mag, ſo hat doch der junge Laternenpfahl, der auf der Place de la Concorde ſeit funfzig Jahren ſteht, noch viel merkwürdigere Dinge erlebt, und der alte, rothe, urheilige Rieſenſtein wird vor Entſetzen erblaſſen und zittern, wenn mahl in einer ſtillen Winternacht, jener frivol franzöſiſche Laternenpfahl zu ſchwatzen beginnt und die Geſchichte des Platzes erzählt, worauf ſie beide ſtehen.

Das Bauwesen ist die Hauptleidenschaft des Königs und diese kann vielleicht die Ursache seines Sturzes werden. Ich fürchte trotz allen Versprechungen werden ihm die forts détachés nicht aus dem Sinne kommen; denn bei diesem Projekte können seine Lieblingswerkzeuge, Kelle und Hammer, angewendet werden, und das Herz klopft ihm vor Freude wenn er an einen Hammer denkt. Dieses Klopfen übertäubt vielleicht einst die Stimme seiner Klugheit, und ohne es zu ahnen wird er von seinen Lieblingslaunen beschwatzt, wenn er jene forts für sein einziges Heil und ihre Errichtung für leicht ausführbar hält. Durch das Medium der Architektur gelangen wir daher vielleicht in die größten Bewegungen der Politik. In Beziehung auf jene forts und auf den König selbst will ich hier ein Fragment aus einem Memoir mittheilen, das ich vorigen Juli geschrieben:

„Das ganze Geheimniß der revoluzionären Partheien besteht darin: daß sie die Regierung nicht mehr angreifen wollen, sondern von Seiten derselben irgend einen großen Angriff abwarten, um thatsächlichen Widerstand zu leisten. Eine neue Insurekzion kann daher in Paris nicht ausbrechen, ohne den besondern Willen der Regierung, die erst durch eine bedeutende Thorheit die Veranlassung geben muß. Gelingt die Insurekzion, so wird Frankreich sogleich zu einer Republik erklärt, und die Revoluzion wälzt sich über ganz Europa, dessen alte Instituzionen alsdann, wo nicht zertrümmert, doch wenigstens sehr erschüttert werden. Mißlingt die Insurekzion so beginnt hier eine unerhört furchtbare Reakzion, die alsdann in den Nachbarländern mit der gewöhnlichen Ungeschicklichkeit nachgeäfft wird, und dann ebenfalls manche Umgestaltung des Bestehenden hervorbringen kann. Auf jeden Fall wird die Ruhe Europas gefährdet durch alles was die hiesige Regierung gegen die Interessen der Revoluzion Außerordentliches unternimmt, durch jede Feindseligkeit, die sie gegen die Partheien der Revoluzion ausübt. Da nun der Wille der hiesigen Regierung ganz ausschließlich der Wille des Königs ist, so ist die Brust Ludwig Philipps die eigentliche Pandorabüchse, die alle Uebel enthält, die sich auf einmal über diese Erde ergießen können. Leider ist es nicht möglich auf seinem Gesichte die Gedanken seines Herzens zu lesen; denn in der Verstellungskunst scheint die jüngere Linie eben so sehr Meister zu sein wie die ältere. Kein Schauspieler auf dieser Erde hat sein Gesicht so sehr in seiner Gewalt, keiner weiß so meisterhaft seine Rolle durchzuspielen wie unser Bürgerkönig. Er ist vielleicht einer der geschicktesten, geistvollsten und muthigsten Menschen Frankreichs; und doch hat er, als es galt die Krone zu gewinnen, sich ein ganz harmloses, spießbürgerliches, zaghaftes Ansehen zu geben gewußt, und die Leute, die ihn ohne viel Umstände auf den Thron setzten, glaubten gewiß ihn mit noch weit weniger Umständen wieder davon herunterwerfen zu können. Diesmal hat das Königthum die blödsinnige Rolle des

Brutus gespielt. Daher sollten die Franzosen eigentlich über sich selber, und nicht über den Ludwig Philipp lachen, wenn sie jene Karikaturen ansehen, wo letzterer mit seinem weißen Filzhut und großen Regenschirm dargestellt wird. Beides waren Requisiten, und wie die Poignées de main gehörten sie zu seiner Rolle. Der Geschichtschreiber wird ihm einst das Zeugniß geben, daß er diese gut ausgeführt hat; dieses Bewußtsein kann ihn trösten über die Satyren und Karikaturen, die ihn zur Zielscheibe ihres Witzes gewählt. „Die Menge solcher Spottblätter und Zerrbilder wird täglich größer und überall, an den Mauern der Häuser, sieht man groteske Birnen. Noch nie ist ein Fürst in seiner eignen Hauptstadt so sehr verhöhnt worden wie Ludwig Philipp. Aber er denkt, wer zuletzt lacht, lacht am besten; Ihr werdet die Birne nicht fressen, die Birne frißt Euch. Gewiß er fühlt alle Beleidigungen, die man ihm zufügt; denn er ist ein Mensch. Er ist auch nicht von so gnädiger Lammsnatur, daß er sich nicht dafür rächen möchte: er ist ein Mensch, aber ein starker Mensch, der seinen augenblicklichen Unmuth bezwingen kann und seiner Leidenschaft zu gebieten weiß. Wenn die Stunde kommt, die er für die rechte hält, dann wird er losschlagen; erst gegen die innern Feinde, hernach gegen die äußeren, die ihn noch weit empfindlicher beleidigt haben. Dieser Mann ist alles fähig, und wer weiß ob er nicht einst jenen Handschuh, der von allen möglichen Poignées de main so schmutzig geworden, der ganzen heiligen Allianz als Fehdehandschuh hinwirft. Es fehlt ihm wahrhaftig nicht an fürstlichem Selbstgefühl. Ihn, den ich kurz nach der Juliusrevoluzion mit Filzhut und Regenschirm sah, wie verändert erblickte ich ihn plötzlich am sechsten Junius voriges Jahr, als er die Republikaner bezwang. Es war nicht mehr der gutmüthige, schwammbäuchige Spießbürger, das lächelnde Fleischgesicht; sogar seine Korpulenz gab ihm plötzlich ein würdiges Ansehn, er warf das Haupt so kühn in die Höhe wie es jemals irgend einer seiner Vorfahren gethan, er erhob sich in dickster Majestät, jedes Pfund ein König. Als er aber dennoch fühlte, daß die Krone auf seinem Haupte noch nicht ganz fest saß und noch manches schlechte Wetter eintreten könnte: wie schnell hatte er wieder den alten Filzhut aufgestülpt und seinen alten Regenschirm zur Hand genommen! Wie bürgerlich, einige Tage nachher, bei der großen Revüe, grüßte er wieder Gevatter Schneider und Schuster, wie gab er wieder rechts und links die herzlichsten Poignées de main, und nicht bloß mit der Hand, sondern auch mit den Augen, mit den lächelnden Lippen, ja sogar mit dem Backenbart! Und dennoch dieser lächelnde, grüßende, bittende, flehende, gute Mann trug damals in seiner Brust vierzehn forts détachés.

„Diese Forts sind jetzt Gegenstand der bedenklichsten Fragen, und die Lösung derselben kann furchtbar werden und den ganzen Erdkreis erschüttern. Das ist wieder der Fluch der die klugen Leute ins Verderben stürzt, sie glau-

hen klüger zu ſein als ganze Völker, und doch hat die Erfahrung gezeigt, daß die Maſſen immer richtig geurtheilt, und wo nicht die ganzen Pläne doch immer die Abſichten ihrer Machthaber errathen. Die Völker ſind allwiſſend, alldurchſchauend; das Auge des Volkes iſt das Auge Gottes. So hat das franzöſiſche Volk mitleidig die Achſel gezuckt, als die Regierung ihm landesväterlichſt vorheuchelte: ſie wolle Paris befeſtigen, um es gegen die heilige Allianz vertheidigen zu können. Jeder fühlte, daß nur Ludwig Philipp ſich ſelber befeſtigen wollte gegen Paris. Es iſt wahr, der König hat Gründe genug, Paris zu fürchten, die Krone glüht ihm auf dem Haupte und verſengt ihm das Toupet, ſo lange die große Flamme noch lodert in Paris, dem Foyer der Revoluzion. Aber warum geſteht er dieſes nicht ganz offen? warum geberdet er ſich noch immer als einen treuen Wächter dieſer Flamme? Erſprießlicher wäre vielleicht für ihn das offene Bekenntniß an die Gewürzkrämer und ſonſtige Partheigenoſſen: daß er für ſie und ſich ſelber nicht ſtehen könne, ſo lange er nicht gänzlich Herr von Paris, daß er deshalb die Hauptſtadt mit vierzehn Forts umgebe, deren Kanonen jeder Emeute gleich von oben herab Stillſchweigen gebieten würden. Offenes Eingeſtändniß, daß es ſich um ſeinen Kopf und alle Jüſte-milieu-Köpfe handle, hätte vielleicht gute Wirkung hervorgebracht. Aber jetzt ſind nicht blos die Partheien der Oppoſizion, ſondern auch die Boutiquiers und die meiſten Anhänger des Jüſte-milieu-Syſtems ganz verdrießlich über die forts détachés, und die Preſſe hat ihnen hinlänglich die Gründe aus einander geſetzt weshalb ſie verdrießlich ſind. Die meiſten Boutiquiers ſind nemlich jetzt der Meinung, Ludwig Philipp ſei ein ganz vortrefflicher König, er ſei werth, daß man Opfer für ihn bringe, ja ſich manchmal für ihn in Gefahr ſetze, wie am 5ten und 6ten Junius, wo ſie ihrer 40,000 Mann in Gemeinſchaft mit 20,000 Mann Linientruppen gegen mehrere hundert Republikaner ihr Leben gewagt haben: keineswegs jedoch ſei Ludwig Philipp werth, daß man, um ihn zu behalten, bei ſpäteren bedeutenderen Emeuten, ganz Paris, alſo ſich ſelber nebſt Weib und Kind und ſämmtlichen Boutiquen in die Gefahr ſetzt von 14 Höhen herab zu Grunde geſchoſſen zu werden. Man ſei ja, meinen ſie übrigens, ſeit funfzig Jahren an alle möglichen Revoluzionen gewöhnt, man habe ſich ganz darauf einſtudirt bei geringen Emeuten zu interveniren, damit die Ruhe gleich wieder hergeſtellt wird. Auch die Fremden, meinen ſie, die reichen Fremden, die in Paris ſo viel Geld verzehren, hätten jetzt eingeſehen, daß eine Revoluzion für jeden ruhigen Zuſchauer ungefährlich, daß dergleichen mit großer Ordnung, ſogar mit großer Artigkeit ſtatt finde, dergeſtalt, daß es für einen Ausländer noch ein beſonderes Amüſement ſei eine Revoluzion in Paris zu erleben. Umgäbe man aber Paris mit forts détachés, ſo würde die Furcht, daß man eines frühen Morgens zu Grunde geſchoſſen werden könne, die Ausländer, die

Provinzialen, und nicht blos die Fremden, sondern auch viele hier ansässige Rentiers aus Paris verscheuchen; man würde dann weniger Zucker, Pfeffer und Pomade verkaufen und geringere Hausmiethe gewinnen; kurz Handel und Gewerbe würden zu Grunde gehn. Die Epiziers, die solcherweise für den Zins ihrer Häuser, für die Kunden ihrer Boutiquen, und für sich selbst und ihre Familien zittern, sind daher Gegner eines Projektes, wodurch Paris eine Festung wird, wodurch Paris nicht mehr das alte, heitere, sorglose Paris bleibt. Andere, die zwar zum Jüste-millieu gehören, aber den liberalen Prinzipien der Reveluzion nicht entsagt haben, und solche Prinzipien noch immer mehr lieben als Ludwig Philipp: diese wollen das Bürgerkönigthum vielmehr durch Instituzionen als durch eine Art von Bauwerken geschützt sehen, die allzu sehr an die alte feudalistische Zeit erinnern, wo der Inhaber der Zitadelle die Stadt nach Willkühr beherrschen konnte. Ludwig Philipp, sagen sie, sei bis jetzt noch immer ein treuer Wächter der bürgerlichen Freiheit und Gleichheit, die man durch so viel Blut erkämpft; aber er sei Mensch, und im Menschen wohne immer ein geheimes Gelüste nach absoluter Herrschaft. Im Besitz der forts détachés, könne er ungeahndet, nach Willkühr, jede Laune befriedigen; er sei alsdann weit unumschränkter als es die Könige vor der Revoluzion jemals sein mochten; diese hätten nur einzelne Unzufriedene in die Bastille setzen können, Ludwig Philipp aber umgebe die ganze Stadt mit Bastillen, er embastillire ganz Paris. Ja, wenn man auch der edlen Gesinnung des jetzigen Königs ganz sicher wäre, so könne man doch nicht für die Gesinnungen seiner Nachfolger Bürge stehen, noch viel weniger für die Gesinnungen aller derjenigen, die sich durch List oder Zufall einst in den Besitz jener forts détachés setzen und Paris alsdann nach Willkühr beherrschen könnten. Weit wichtiger noch als diese Einwürfe war eine andere Besorgniß, die sich von allen Seiten kund gab und sogar diejenigen erschütterte, die bis jetzt weder gegen noch für die Regierung, ja nicht einmal für oder gegen die Revoluzion Parthei genommen. Sie betraf das höchste und wichtigste Interesse des ganzen Volks, die Nazionalunabhängigkeit. Trotz aller französischen Eitelkeit, die nie gern an 1814 und 1815 zurückdenkt, mußte man sich doch heimlich gestehen, daß eine dritte Invasion nicht so ganz außer dem Bereiche der Möglichkeit läge, daß diese forts détachés nicht blos den Alliirten kein allzugroßes Hinderniß sein würden, wenn sie Paris einnehmen wollten, sondern daß sie eben dieser Forts sich bemächtigen könnten, um Paris für ewige Zeiten im Zaum zu halten, oder wo nicht gar für immer in den Grund zu schießen. Ich referire hier nur die Meinung der Franzosen, die sich für überzeugt halten, daß einst, bei der Invasion, die fremden Truppen sich wieder von Paris entfernt, weil sie keinen Stützpunkt gegen die große Einwohnermasse gefunden, und daß jetzt die Fürsten, in der Tiefe ihrer Herzen, nichts

sehnlicheres wünschen, als Paris, das Foyer der Revoluzion von Grund aus zu zerstören. — —"

Sollte jetzt wirklich das Projekt der forts détachés für immer aufgegeben sein? Das weiß nur der Gott, der in die Nieren der Könige schaut.

Ich kann nicht umhin zu erwähnen, daß uns vielleicht der Parteigeist verblendet und der König wirklich die gemeinnützigsten Absichten hegt und sich nur gegen die heilige Allianz barikadiren will. Es ist aber unwahrscheinlich. Die heilige Allianz hat tausend Gründe vielmehr den Ludwig Philipp zu fürchten, und noch außerdem einen allerwichtigsten Hauptgrund seine Erhaltung zu wünschen. Denn erstens ist Ludwig Philipp der mächtigste Fürst in Europa, seine materiellen Kräfte werden verzehnfacht durch die ihnen innewohnende Beweglichkeit, und zehnfach, ja hunderfach stärker noch sind die geistigen Mittel worüber er nöthigenfalls gebieten könnte; und sollten dennoch die vereinigten Fürsten den Sturz dieses Mannes bewirken, so hätten sie selber die mächtigste und vielleicht letzte Stütze des Königthums in Europa umgestürzt. Ja, die Fürsten sollten dem Schöpfer der Kronen und Throne tagtäglich auf ihren Knieen dafür danken, daß Ludwig Philipp König von Frankreich ist. Schon haben sie einmal die Thorheit begangen, den Mann zu tödten, der am gewaltigsten die Republikaner zu bändigen vermochte, den Napoleon. O, mit Recht nennt Ihr Euch Könige von Gottes Gnade! Es war eine besondere Gnade Gottes, daß er den Königen noch einmal einen Mann schickte, der sie rettete, als wieder der Jakobinismus die Axt in Händen hatte, und das alte Königthum zu zertrümmern drohte; tödten die Fürsten auch diesen Mann, so kann ihnen Gott nicht mehr helfen. Durch die Sendung des Napoleon Bonaparte und des Ludwig Philipp Orleans, dieser zwei Mirakel, hat er dem Königthum zweimal seine Rettung angeboten. Denn Gott ist vernünftig und sieht ein, daß die republikanische Regierungsform sehr unpassend, unersprießlich und unerquicklich ist für das alte Europa. Und auch ich habe diese Einsicht. Aber wir können vielleicht beide nichts ausrichten gegen die Verblendung der Fürsten und Demagogen. Gegen die Dummheit kämpfen wir Götter selbst vergebens.

Ja es ist meine heiligste Ueberzeugung, daß das Republikenthum unpassend, unersprießlich und unerquicklich wäre für die Völker Europas, und gar unmöglich für die Deutschen. Als, in blinder Nachäffung der Franzosen, die deutschen Demagogen eine deutsche Republik predigten, und nicht blos die Könige, sondern auch das Königthum selbst, die letzte Garantie unserer Gesellschaft, mit wahnsinniger Wuth zu verlästern und zu schmähen suchten: da hielt ich es für Pflicht mich auszusprechen, wie es in vorstehenden Blättern, in Beziehung auf den 21. Januar geschehen ist. Obgleich mir seit dem 28. Ju-

nius des vorigen Jahrs mein Monarchismus etwas ſauer gemacht wird, ſo habe ich doch jene Aeußerungen bei dieſem erneuerten Druck nicht ausſcheiden wollen. Ich bin ſtolz darauf, daß ich einſt den Muth beſeſſen weder durch Liebkoſung und Intrigue, noch durch Drohung, mich fortreißen zu laſſen in Unverſtand und Irrſal. Wer nicht ſo weit geht als ſein Herz ihn drängt und die Vernunft ihm erlaubt, iſt eine Memme, wer weiter geht, als er gehen wollte, iſt ein Sclave.

Gedichte.

Traum.

Mir träumte von einem ſchönen Kind,
Sie trug das Haar in Flechten;
Wir ſaßen unter der grünen Lind,
In blauen Sommernächten.

Wir hatten uns lieb und küßten uns gern,
Und koſteten Freuden und Leiden.
Es ſeufzten am Himmel die gelben Stern,
Sie ſchienen uns zu beneiden.

Ich bin erwacht und ſchau mich um,
Ich ſteh allein im Dunkeln.
Am Himmel droben, gleichgültig und ſtumm,
Seh' ich die Sterne funkeln.

Nachtrag zu dem Cyklus „Angelique."

(S. II. Band p. 111—114.)

Wie entwickeln ſich doch ſchnelle,
Aus der flüchtigſten Empfindung
Leidenſchaften ohne Grenzen
Und die zärtlichſte Verbindung!

Täglich wächſt zu dieſer Dame
Meines Herzens tiefſte Neigung,
Und daß ich in ſie verliebt ſei
Wird mir faſt zur Ueberzeugung.

Schön iſt ihre Seele. Freilich,
Das iſt immer eine Meinung
Sich'rer bin ich von der Schönheit
Ihrer äußeren Erſcheinung.

Dieſe Hüften! Dieſe Stirne!
Dieſe Naſe! Die Entfaltung
Dieſes Lächelns auf den Lippen!
Und wie gut iſt ihre Haltung!

Ach, wie ſchön biſt du, wenn traulich
Dein Gemüth ſich mir erſchließet,
Und von nobelſter Geſinnung
Deine Rede überfließet!

Wenn du mir erzählſt, wie immer
Du ſo groß und würdig dachteſt,
Wie dem Stolze deines Herzens
Du die größten Opfer brachteſt!

Wie man dich für Millionen
Nicht vermöchte zu erwerben —
Eh' du dich für Geld verkaufteſt,
Lieber würdeſt du ja ſterben!

Und ich ſteh' vor dir und höre,
Und ich höre dich zu Ende;
Wie ein ſtummes Bild des Glaubens
Falt' ich andachtsvoll die Hände. —

Fürchte nichts, geliebte Seele,
Ueberſicher biſt du hier;
Fürchte nicht, daß man uns ſtehle,
Ich verriegle ſchon die Thür.

Wie der Wind auch wüthend wehe,
Er gefährdet nicht das Haus;
Daß auch nicht ein Brand entſtehe,
Löſch' ich unſre Lampe aus.

Ach, erlaube daß ich winde
Meinen Arm um deinen Hals;
Man erkältet ſich geſchwinde
In Ermanglung eines Schawls.

Nachtrag zu dem Cyklus „Clariſſe.“

(S. II. Band p. 119—120).

Jetzt verwundet, krank und leidend,
In den ſchönſten Sommertagen,
Trag ich wieder, Menſchen meidend,
Nach dem Wald die bittern Klagen.

Die geſchwätz'gen Vögel ſchweigen
Mitleidsvoll in meiner Nähe;
In den dunkeln Lindenzweigen
Seufzt es mit, bei meinem Wehe.

In dem Thal, auf grünem Platze,
Setz' ich jammervoll mich nieder.
Katze, meine ſchöne Katze!
Jammert's aus den Bergen wieder.

Katze, meine ſchöne Katze,
Konnteſt du mich ſo verletzen,
Wie mit grimmer Tiegertatze
Mir das arme Herz zerfetzen.

Dieſes Herz war, ernſt und trübe,
Längſt verſchloſſen allem Glücke;
Ach, da traf mich neue Liebe,
Denn mich trafen deine Blicke.

Heimlich ſchienſt du zu miauen:
Glaube nicht daß ich dich kratze,
Wage nur mir zu vertrauen,
Ich bin eine gute Katze.

— — — — —
— —

Wälderfreie Nachtigallen
Singen wild und ohne Regel,
Beſſer müſſen dir gefallen
Flatternde Kanarienvögel.

Dieſe gelben zahmen Dinger
Seh' ich dich im Käfig füttern,
Und ſie picken an den Finger,
Wenn ſie deinen Zucker wittern.

Welch' gemüthlich zarte Scene!
Engel müſſen drob ſich freuen!
Und ich ſelbſt muß eine Thräne
Meiner tiefſten Rührung weihen.

Es kommt der Lenz mit dem Hochzeitgeſchenk,
Mit Jubel und Muſiziren,
Dem Bräutchen und dem Bräutigam
Kommt er zu gratuliren.

Er bringt Jasmin und Röſelein,
Und Veilchen und duftige Kräutchen,
Und Selleri für den Bräutigam,
Und Spargel für das Bräutchen.

Schütz' Euch Gott vor Ueberhitzung,
Allzuſtarker Herzensklopfung,
Allzuriechbarlicher Schwitzung,
Und vor Magenüberſtopfung.

Wie am Tage Eurer Hochzeit,
Sei die Liebe Euch erfreulich,
Wenn Ihr längſt im Ehejoch' ſeid,
Und Eu'r Leib, er ſei gedeihlich.

Jetzt kannſt du mit vollem Recht,
Gutes Mädchen von mir denken:
Dieſer Menſch iſt wirklich ſchlecht,
Mich ſogar ſucht er zu kränken —

Mich, die niemals ihm geſagt
Was im G'ringſten ihn beleidigt,
Und wo man ihn angeklagt
Leidenſchaftlich ihn vertheidigt —

Mich, die im Begriffe ſtand'
Einſtens ihn ſogar zu lieben,
Hätt' er's nicht zu überſpannt,
Hätt' er's nicht zu toll getrieben!

Wie du knurrſt und lachſt und brüteſt,
Wie du dich verdrießlich windeſt,
Wenn du, ohne ſelbſt zu lieben,
Dennoch Eiferſucht empfindeſt!

Nicht die duftig rothe Roſe
Willſt du riechen oder küſſen,
Nein, du ſchnüffelſt an den Dornen,
Bis die Naſe dir zerriſſen.

Nachtrag zu dem Cyklus „Yolante und Marie."

(S. II. Band p. 120—122.)

Vor der Bruſt die trikoloren
Blumen, ſie bedeuten: frei,
Dieſes Herz iſt frei geboren,
Und es haßt die Sklaverei,

Königin Marie, die Vierte
Meines Herzens, höre jetzt:
Manche die vor dir regierte
Wurde ſchmählig abgeſetzt.

Aus den Memoiren

des

Herrn von Schnabelewopski.

Fragment.

Erſtes Kapitel.

Mein Vater hieß Schnabelewopski; meine Mutter hieß Schnabelewopska; als beider ehelicher Sohn wurde ich geboren den erſten April 1795 zu Schnabelewops. Meine Großtante, die alte Frau von Pipitzka, pflegte meine erſte Kindheit, und erzählte mir viele ſchöne Mährchen, und ſang mich oft in den Schlaf mit einem Liede, deſſen Worte und Melodie meinem Gedächtniſſe entfallen. Ich vergeſſe aber nie die geheimnißvolle Art, wie ſie mit dem zitternden Kopfe nickte, wenn ſie es ſang, und wie wehmüthig ihr großer einziger Zahn, der Einſiedler ihres Mundes, alsdann zum Vorſchein kam. Auch erinnere ich mich noch manchmal des Papagois, über deſſen Tod ſie ſo bitterlich weinte. Die alte Großtante iſt jetzt ebenfalls todt, und ich bin in der ganzen weiten Welt wohl der einzige Menſch, der an ihren lieben Papagoi noch denkt. Unſere Katze hieß Mimi und unſer Hund hieß Joli. Er hatte viel Menſchenkenntniß und ging mir immer aus dem Wege, wenn ich zur Peitſche griff. Eines Morgens ſagte unſer Bedienter: der Hund trage den Schwanz etwas eingekniffen zwiſchen den Beinen und laſſe die Zunge länger als gewöhnlich hervorhängen; und der arme Joli wurde, nebſt einigen Steinen, die man ihm an den Hals feſtband, ins Waſſer geworfen. Bei dieſer Gelegenheit ertrank er. Unſer Bedienter hieß Prrſchtzwitſch. Man muß dabei nießen, wenn man dieſen Namen ganz richtig ausſprechen will. Unſere Magd hieß Swurtſzska, welches im Deutſchen etwas rauh, im Polniſchen aber äußerſt melodiſch klingt. Es war eine dicke unterſetzte Perſon mit weißen Haaren und blonden Zähnen. Außerdem liefen noch zwei ſchöne ſchwarze Augen im Hauſe herum, welche man Seraphine nannte. Es war mein ſchönes herzliebes Mühmelein, und wir ſpielten zuſammen im Garten und belauſchten die Haushaltung der Ameiſen, und haſchten Schmetterlinge, und pflanzten Blumen. Sie lachte einſt wie toll, als ich meine kleine Strümpfchen in die Erde pflanzte, in der Meinung, daß ein paar große Hoſen für meinen Vater daraus hervorwachſen würden.

Mein Vater war die gütigſte Seele von der Welt und war lange Zeit ein wunderſchöner Mann; der Kopf gepudert, hinten ein niedlich geflochtenes Zöpfchen, das nicht herabhing, ſondern mit einem Kämmchen von Schildkröte auf dem Scheitel befeſtigt war. Seine Hände waren blendend weiß und ich küßte ſie oft. Es iſt mir, als röche ich noch ihren ſüßen Duft und er dränge mir ſtechend ins Auge. Ich habe meinen Vater ſehr geliebt; denn ich habe nie daran gedacht, daß er ſterben könne.

Mein Großvater, väterlichen Seite, war der alte Herr von Schnabelewopski; ich weiß gar nichts von ihm, außer daß er ein Menſch und daß mein Vater

sein Sohn war. Mein Großvater, mütterlicher Seite, war der alte Herr von Wlrsfrnski, und er ist abgemalt in einem scharlachrothen Sammetrock und einem langen Degen, und meine Mutter erzählte mir oft, daß er einen Freund hatte, der einen grünseidenen Rock, rosaseidene Hosen und weißseidene Strümpfe trug, und wüthend den kleinen Chapeaubas hin- und herschwenkte, wenn er vom König von Preußen sprach.

Meine Mutter, Frau von Schnabelewopska, gab mir, als ich heranwuchs, eine gute Erziehung. Sie hatte viel gelesen; als sie mit mir schwanger ging, las sie fast ausschließlich den Plutarch, und hat sich vielleicht an einem von dessen großen Männern versehen; wahrscheinlich an einem von den Grachen. Daher meine mystische Sehnsucht, das agrarische Gesetz in moderner Form zu verwirklichen. Mein Freiheits- und Gleichheitssinn ist vielleicht solcher mütterlicher Vorlektüre beizumessen. Hätte meine Mutter damals das Leben der Cartuch gelesen, so wäre ich vielleicht ein großer Banquier geworden. Wie oft, als Knabe, versäumte ich die Schule, um auf den schönen Wiesen von Schnabelewops einsam darüber nachzudenken, wie man die ganze Menschheit beglücken könnte. Man hat mich deshalb oft einen Müssiggänger gescholten und als solchen bestraft; und für meine Weltbeglückungsgedanken mußte ich schon damals viel Leid und Noth erdulden. Die Gegend um Schnabelewops ist übrigens sehr schön, es fließt dort ein Flüßchen, worin man des Sommers sehr angenehm badet, auch giebt es allerliebste Vogelnester in den Gehölzen des Ufers. Das alte Gnesen, die ehemalige Hauptstadt von Polen, ist nur drei Meilen davon entfernt. Dort im Dom ist der heilige Adalbert begraben. Dort steht sein silberner Sarkophag, und darauf liegt sein eigenes Conterfei, in Lebensgröße, mit Bischofmütze und Krummstab, die Hände fromm gefaltet, und alles von gegossenem Silber. Wie oft muß ich deiner gedenken, du silberner Heiliger! Ach, wie oft schleichen meine Gedanken nach Polen zurück, und ich stehe wieder in dem Dome von Gnesen, an den Pfeiler gelehnt, bei dem Grabmal Adalberts! Dann rauscht auch wieder die Orgel, als probire der Organist ein Stück aus Allegris Miserere; in einer fernen Kapelle wird eine Messe gemurmelt; die letzten Sonnenlichter fallen durch die bunten Fensterscheiben; die Kirche ist leer; nur vor dem silbernen Grabmal des Heiligen liegt eine betende Gestalt, ein wunderholdes Frauenbild, das mir einen raschen Seitenblick zuwirft, aber ebenso rasch sich wieder gegen den Heiligen wendet und mit ihren sehnsüchtig schlauen Lippen die Worte flüstert: „ich bete dich an!“

In demselben Augenblick, als ich diese Worte hörte, klingelte in der Ferne der Meßner, die Orgel rauschte mit schwellendem Ungestüm, das holde Frauenbild erhob sich von den Stufen des Grabmals, warf ihren weißen Schleier über das erröthende Antlitz, und verließ den Dom.

„Ich bete dich an!“ Galten diese Worte mir oder dem silbernen Adalbert?

Gegen dieſen hatte ſie ſich gewendet, aber nur mit dem Antlitz. Was bedeutet jener Seitenblick, den ſie mir vorher zugeworfen und deſſen Strahlen ſich über meine Seele ergoſſen, gleich einem langen Lichtſtreif, den der Mond über das nächtliche Meer dahingießt, wenn er aus dem Wolkendunkel hervortritt und ſich ſchnell wieder dahinter verbirgt. In meiner Seele, die eben ſo düſter wie das Meer, weckte jener Lichtſtreif alle die Ungethüme, die im tiefen Grunde ſchliefen, und die tollſten Haifiſche und Schwertfiſche der Leidenſchaft ſchoſſen plötzlich empor, und tummelten ſich, und biſſen ſich vor Wonne in die Schwänze, und dabei brauſte und kreiſchte immer gewaltiger die Orgel, wie Sturmgetöſe auf der Nordſee.

Den andern Tag verließ ich Polen.

Zweites Kapitel.

Meine Mutter packte ſelbſt meinen Koffer; mit jedem Hemde hat ſie auch eine gute Lehre hineingepackt. Die Wäſcherinnen haben mir ſpäterhin alle dieſe Hemde mitſammt den guten Lehren vertauſcht. Mein Vater war tief bewegt; und er gab mir einen langen Zettel, worin er artikelweis aufgeſchrieben, wie ich mich in dieſer Welt zu verhalten habe. Der erſte Artikel lautete: daß ich jeden Dukaten zehnmal herumdrehen ſolle, ehe ich ihn ausgäbe. Das befolgte ich auch im Anfang; nachher wurde mir das beſtändige Herumdrehen viel zu mühſam. Mit jenem Zettel überreichte mir mein Vater auch die dazu gehörigen Dukaten. Dann nahm er eine Scheere, ſchnitt damit das Zöpfchen von ſeinem lieben Haupte, und gab mir das Zöpfchen zum Andenken. Ich beſitze es noch und weine immer wenn ich die gepuderten feinen Härchen betrachte — —

Die Nacht vor meiner Abreiſe hatte ich folgenden Traum:

Ich ging einſam ſpazieren in einer heiter ſchönen Gegend am Meer. Es war Mittag und die Sonne ſchien auf das Waſſer, daß es wie lauter Diamanten funkelte. Hie und da, am Geſtade, erhob ſich eine große Aloe, die ſehnſüchtig ihre grünen Arme nach dem ſonnigen Himmel emporſtreckte. Dort ſtand auch eine Trauerweide, mit lang herabhängenden Treſſen, die ſich jedesmal empor hoben, wenn die Wellen heranſpielten, ſo daß ſie alsdann wie eine junge Nixe ausſah, die ihre grünen Locken in die Höhe hebt, um beſſer hören zu können, was die verliebten Luftgeiſter ihr ins Ohr flüſtern. In der That, das klang manchmal wie Seufzer und zärtliches Gekoſe. Das Meer erſtrahlte immer blühender und lieblicher, immer wohllautender rauſchten die Wellen, und auf den rauſchenden glänzenden Wellen ſchritt einher der ſilberne Adalbert, ganz wie ich ihn im gneſener Dome geſehen, den ſilbernen Krummſtab in der

ſilbernen Hand, die ſilberne Biſchofmütze auf dem ſilbernen Haupte, und er winkte mir mit der Hand und er nickte mir mit dem Haupte, und endlich, als er mir gegenüberſtand, rief er mir zu, mit unheimlicher Silberſtimme: ———

Ja, die Worte habe ich wegen des Wellengeräuſches nicht hören können. Ich glaube aber mein ſilberner Nebenbuhler hat mich verhöhnt. Denn ich ſtand noch lange am Strande und weinte, bis die Abenddämmerung heranbrach und Himmel und Meer trüb und blaß wurden, und traurig über alle Maaßen. Es ſtieg die Fluth. Aloe und Weide krachten und wurden fortgeſchwemmt von den Wogen, die manchmal haſtig zurückliefen und deſto ungeſtümer wieder heranſchwollen, toſend, ſchaurig, in ſchaumweißen Halbkreiſen. Dann aber auch hörte ich ein taktförmiges Geräuſch, wie Ruderſchlag, und endlich ſah ich einen Kahn mit der Brandung herantreiben. Vier weiße Geſtalten, fahle Todtengeſichter, eingehüllt in Leichentüchern, ſaßen darin und ruderten mit Anſtrengung. In der Mitte des Kahnes ſtand ein blaſſes aber unendlich ſchönes Frauenbild, unendlich zart, wie geformt aus Lilienduft — und ſie ſprang ans Ufer. Der Kahn mit ſeinen geſpenſtiſchen Ruderknechten ſchoß pfeilſchnell wieder zurück ins hohe Meer, und in meinen Armen lag Panna Jadviga und weinte und lachte: ich bete dich an.

Drittes Kapitel.

Mein erſter Ausflug, als ich Schnabelewops verließ, war nach Deutſchland, und zwar nach Hamburg, wo ich ſechs Monat blieb, ſtatt gleich nach Leyden zu reiſen und mich dort nach dem Wunſche meiner Eltern, dem Studium der Gottesgelahrtheit zu ergeben. Ich muß geſtehen, daß ich während jenes Semeſters mich mehr mit weltlichen Dingen abgab als mit göttlichen.

Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Makbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Bankos herrſcht überall in dieſem kleinen Freiſtaate, deſſen ſichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiſer Senat. In der That, es iſt ein Freiſtaat und hier findet man die größte politiſche Freiheit. Die Bürger können hier thun was ſie wollen und der hoch- und wohlweiſe Senat kann hier ebenfalls thun was er will; jeder iſt hier freier Herr ſeiner Handlungen. Es iſt eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt den Ludwig Philipp zu finden, ſo würde er gewiß ſeinen Franzoſen die hamburgiſchen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg iſt die beſte Republik. Seine Sitten ſind engliſch und ſein Eſſen iſt himmliſch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwiſchen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unſere Philoſophen keine Ahnung haben. Die Hamburger ſind gute Leute und eſſen gut. Ueber Religion,

Politik und Wiſſenſchaft ſind ihre reſpektiven Meinungen ſehr verſchieden, aber in Betreff des Eſſens herrſcht das ſchönſte Einverſtändniß. Mögen die chriſtlichen Theologen dort noch ſo ſehr ſtreiten über die Bedeutung des Abendmahls; über die Bedeutung des Mittagsmahls ſind ſie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tiſchgebet auf deutſch ſpricht, während eine andere es auf Hebräiſch abſingt; beide Parteien eſſen und eſſen gut und wiſſen das Eſſen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Geſetze, die ſolange die Geſetze wenden und anwenden bis ein Braten für ſie dabei abfällt, dieſe mögen noch ſo ſehr ſtreiten: ob die Gerichte öffentlich ſein ſollen oder nicht; darüber ſind ſie einig, daß alle Gerichte gut ſein müſſen, und jeder von ihnen hat ſein Leibgericht. Das Militär denkt gewiß ganz tapfer ſpartaniſch, aber von der ſchwarzen Suppe will es doch nichts wiſſen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten ſo ſehr uneinig ſind und die dortige Nazionalkrankheit (nemlich Magenbeſchwerden) als Braunianer durch noch größere Porzionen Rauchfleiſch, oder als Homöopathen durch $^{1}/_{10,000}$ Tropfen Abſinth in einer großen Kumpe Mokturtelſuppe zu kuriren pflegen, dieſe Aerzte ſind ganz einig, wenn von dem Geſchmacke der Suppe und des Rauchfleiſches ſelbſt die Rede iſt. Hamburg iſt die Vaterſtadt des letztern, des Rauchfleiſches, und rühmt ſich deſſen, wie Mainz ſich ſeines Johann Fauſts und Eisleben ſich ſeines Luthers zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformazion in Vergleich mit Rauchfleiſch? Ob beide erſteren genutzt oder geſchadet, darüber ſtreiten zwei Parteien in Deutſchland; aber ſogar unſere eifrigſten Jeſuiten ſind eingeſtändig, daß das Rauchfleiſch eine gute, für den Menſchen heilſame Erfindung iſt.

Hamburg iſt erbaut von Carl dem Großen und wird bewohnt von 80,000 kleinen Leuten, die alle mit Carl dem Großen, der in Aachen begraben liegt, nicht tauſchen würden. Vielleicht beträgt die Bevölkerung von Hamburg gegen 100,000; ich weiß es nicht genau, obgleich ich ganze Tage lang auf den Straßen ging um mir dort die Menſchen zu betrachten. Auch habe ich gewiß manchen Mann überſehen, indem die Frauen meine beſondere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahmen. Letztere fand ich durchaus nicht mager, ſondern meiſtens ſogar korpulent, mitunter reizend ſchön, und im Durchſchnitt, von einer gewiſſen wohlhabenden Sinnlichkeit, die mir bei Leibe! nicht mißfiel. Wenn ſie in der romantiſchen Liebe ſich nicht allzuſchwärmeriſch zeigen und von der großen Leidenſchaft des Herzens wenig ahnen: ſo iſt das nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld Amors, des kleinen Gottes, der manchmal die ſchärfſten Liebespfeile auf ſeinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeſchick viel zu tief ſchießt, und ſtatt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, ſo ſah ich meiſtens unterſetzte Geſtalten, verſtändige kalte Augen, kurze Stirn, nachläſſig herabhängende, rothe Wangen,

die Eßwerkzeuge besonders ausgebildet, der Hut wie festgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hosentaschen, wie einer der eben fragen will: was hab' ich zu bezahlen?

Zu den Merkwürdigkeiten der Stadt gehören: 1) das alte Rathhaus, wo die großen Hamburger Banquiers, aus Stein gemeißelt und mit Zepter und Reichsapfel in Händen, abkonterfeit stehen. 2) die Börse, wo sich täglich die Söhne Hammonias versammeln, wie einst die Römer auf dem Forum, und wo über ihren Häuptern eine schwarze Ehrentafel hängt mit den Namen ausgezeichneter Mitbürger. 3) Die schöne Marianne, ein außerordentlich schönes Frauenzimmer, woran der Zahn der Zeit schon seit zwanzig Jahren kaut — Nebenbei gesagt, „der Zahn der Zeit" ist eine schlechte Metapher, denn sie ist so alt, daß sie gewiß keine Zähne mehr hat, nemlich die Zeit — die schöne Marianne hat vielmehr jetzt noch alle ihre Zähne und noch immer Haare darauf, nemlich auf den Zähnen. 4) Die ehemalige Centralkasse. 5) Altona. 6) Die Originalmanuskripte von Marrs Tragödien. 7) Der Eigenthümer des Rödingschen Cabinets. 8) Die Börsenhalle. 9) Die Bachushalle, und endlich 10) das Stadttheater. Letzteres verdient besonders gepriesen zu werden, seine Mitglieder sind lauter gute Bürger, ehrsame Hausväter, die sich nicht verstellen können und niemanden täuschen, Männer die das Theater zum Gotteshause machen, indem sie den Unglücklichen, der an der Menschheit verzweifelt, aufs wirksamste überzeugen, daß nicht alles in der Welt eitel Heuchelei und Verstellung ist.

Bei Aufzählung der Merkwürdigkeiten der Republik Hamburg kann ich nicht umhin zu erwähnen, daß, zu meiner Zeit, der Apollosaal auf der Drehbahn sehr brillant war. Jetzt ist er sehr heruntergekommen, und es werden dort philharmonische Concerte gegeben, Taschenspielerkünste gezeigt und Naturforscher gefüttert. Einst war es anders! Es schmetterten die Trompeten, es wirbelten die Pauken, es flatterten die Straußfedern, und Heloise und Minka rannen durch die Reihen der Oginskipolonaise, und alles war sehr anständig. Schöne Zeit, wo mir das Glück lächelte! Und das Glück hieß Heloise! Es war ein süßes, liebes, beglückendes Glück mit Rosenwangen, Liliennäschen, heißduftigen Nelkenlippen, Augen wie der blaue Bergsee, aber etwas Dummheit lag auf der Stirne, wie ein trüber Wolkenflor über einer prangenden Frühlingslandschaft. Sie war schlank wie eine Pappel und lebhaft wie ein Vogel, und ihre Haut war so zart, daß sie zwölf Tage geschwollen blieb durch den Stich einer Haarnadel. Ihr Schmollen, als ich sie gestochen hatte, dauerte aber nur zwölf Sekunden, und dann lächelte Sie — schöne Zeit, als das Glück mir lächelte! Minka lächelte seltener, denn sie hatte keine schöne Zähne. Desto schöner aber waren ihre Thränen, wenn sie weinte, und sie weinte bei jedem fremden Unglück und sie war wohlthätig über alle Begriffe. Den Ar-

men gab ſie ihren letzten Schilling; ſie war ſogar oft in der Lage wo ſie ihr letztes Hemd weggab, wenn man es verlangte. Sie war ſo ſeelengut. Sie konnte nichts abſchlagen, ausgenommen ihr Waſſer. Dieſer weiche, nachgiebige Charakter kontraſtirte gar lieblich mit ihrer äußeren Erſcheinung. Eine kühne, junoniſche Geſtalt; weißer frecher Nacken, umringelt von wilden ſchwarzen Locken, wie von wollüſtigen Schlangen; Augen, die unter ihren düſteren Siegesbogen ſo weltbeherrſchend ſtrahlten; purpurſtolze, hochgewölbte Lippen; marmorne, gebietende Hände, worauf leider einige Sommerſproſſen; auch hatte ſie, in der Form eines kleinen Dolchs, ein braunes Muttermahl an der linken Hüfte.

Wenn ich dich in ſogenannte ſchlechte Geſellſchaft gebracht, lieber Leſer, ſo tröſte dich damit, daß ſie dir wenigſtens nicht ſo viel gekoſtet wie mir. Doch wird es ſpäter in dieſem Buche nicht an idealiſchen Frauensperſonen fehlen, und ſchon jetzt will ich dir, zur Erholung, zwei Anſtandsdamen vorführen, die ich damals kennen und verehren lernte. Es iſt Madame Pieper und Madame Schnieper. Erſtere war eine ſchöne Frau in ihren reifſten Jahren, große ſchwärzliche Augen, eine große weiße Stirne, ſchwarze falſche Locken, eine kühne altrömiſche Naſe, und ein Maul, das eine Guillotine war für jeden guten Namen. In der That, für einen Namen gab es keine leichtere Hinrichtungsmaſchine als Madame Piepers Maul; ſie ließ ihn nicht lange zappeln, ſie machte keine langwichtige Vorbereitungen; war der beſte gute Name zwiſchen ihre Zähne gerathen, ſo lächelte ſie nur — aber dieſes Lächeln war wie ein Fallbeil, und die Ehre war abgeſchnitten und fiel in den Sack. Sie war immer ein Muſter von Anſtand, Ehrſamkeit, Frömmigkeit und Tugend. Von Madame Schnieper ließ ſich daſſelbe rühmen. Es war eine zarte Frau, kleine ängſtliche Brüſte, gewöhnlich mit einem wehmüthig dünnen Flor umgeben, hellblonde Haare, hellblaue Augen, die entſetzlich klug hervorſtachen aus dem weißen Geſichte. Es hieß man könne ihren Tritt nie hören, und wirklich, ehe man ſich deſſen verſah, ſtand ſie oft neben einem, und verſchwand dann wieder eben ſo geräuſchlos. Ihr Lächeln war ebenfalls tödtlich für jeden guten Namen, aber minder wie ein Beil, als vielmehr wie jener afrikaniſche Giftwind, von deſſen Hauch ſchon alle Blumen verwelken; elendiglich verwelken mußte jeder gute Name, über den ſie nur leiſe hinlächelte. Sie war immer ein Muſter von Anſtand, Ehrſamkeit, Frömmigkeit und Tugend.

Ich würde nicht ermangeln, mehre von den Söhnen Hammonias ebenfalls hervorzuloben und einige Männer, die man ganz beſonders hochſchätzt — namentlich diejenigen, welche man auf einige Millionen Mark Banko zu ſchätzen pflegt — aufs prächtigſte zu rühmen; aber ich will in dieſem Augenblick meinen Enthuſiasmus unterdrücken, damit er ſpäterhin in deſto helleren Flammen emporlodere. Ich habe nemlich nichts Geringeres im Sinn, als einen

Ehrentempel Hamburgs herauszugeben, ganz nach demſelben Plane, welchen ſchon vor zehn Jahren ein berühmter Schriftſteller entworfen hat, der in dieſer Abſicht jeden Hamburger aufforderte, ihm ein ſpezifizirtes Inventarium ſeiner ſpeziellen Tugenden, nebſt einem Spezies-Thaler, aufs ſchleunigſte einzuſenden. Ich habe nie recht erfahren können, warum dieſer Ehrentempel nicht zur Ausführung kam; denn die Einen ſagten, der Unternehmer, der Ehrenmann, ſei, als er kaum von Aaron bis Abendroth gekommen und gleichſam die erſten Klötze eingerammt, von der Laſt des Materials ſchon ganz erdrückt worden; die Anderen ſagten, der hoch- und wohlweiſe Senat habe aus allzugroßer Beſcheidenheit das Projekt hintertrieben, indem er dem Baumeiſter ſeines eignen Ehrentempels plötzlich die Weiſung gab, binnen vier und zwanzig Stunden das hamburgiſche Gebiet mit allen ſeinen Tugenden zu verlaſſen. Aber gleichviel aus welchem Grunde, das Werk iſt nicht zu Stande gekommen; und da ich ja doch einmal, aus angeborener Neigung, etwas Großes thun wollte in dieſer Welt und immer geſtrebt habe das Unmögliche zu leiſten: ſo habe ich jenes ungeheure Projekt wieder aufgefaßt und ich liefere einen Ehrentempel Hamburgs, ein unſterbliches Rieſenbuch, worin ich die Herrlichkeit ſeiner Einwohner ohne Ausnahme beſchreibe, worin ich edle Züge von geheimer Mildthätigkeit mittheile, die noch gar nicht in der Zeitung geſtanden, worin ich Großthaten erzähle, die keiner glauben wird, und worin mein eignes Bildniß, wie ich auf dem Jungfernſtieg vor dem Schweizerpavillon ſitze und über Hamburgs Verherrlichung nachdenke, als Vignette paradiren ſoll.

Viertes Kapitel.

Für Leſer, denen die Stadt Hamburg nicht bekannt iſt — und es giebt deren vielleicht in China und Ober-Bayern — für dieſe muß ich bemerken: daß der ſchönſte Spaziergang der Söhne und Töchter Hammonias den rechtmäßigen Namen Jungfernſtieg führt; daß er aus einer Lindenallee beſteht, die auf der einen Seite von einer Reihe Häuſer, auf der anderen Seite von dem großen Alſterbaſſin begrenzt wird; und daß vor letzteren, ins Waſſer hineingebaut, zwei zeltartige luſtige Kaffeehäuslein ſtehen, die man Pavillons nennt. Beſonders vor dem einen, dem ſogenannten Schweizerpavillon, läßt ſich gut ſitzen wenn es Sommer iſt und die Nachmittagsſonne nicht zu wild glüht, ſondern nur heiter lächelt und mit ihrem Glanze die Linden, die Häuſer, die Menſchen, die Alſter und die Schwäne, die ſich darauf wiegen, faſt mährchenhaft lieblich übergießt. Da läßt ſich gut ſitzen, und da ſaß ich gut, gar manchen Sommernachmittag, und dachte, was ein junger Menſch zu denken pflegt,

nemlich gar nichts, und betrachtete, was ein junger Menſch zu betrachten pflegt, nemlich die jungen Mädchen, die vorübergingen — und da flatterten ſie vorüber jene holden Weſen mit ihren geflügelten Häubchen und ihren verdeckten Körbchen, worin nichts enthalten iſt — da trippelten ſie dahin, die bunten Vierländerinnen, die ganz Hamburg mit Erdbeeren und eigener Milch verſehen, und deren Röcke noch immer viel zu lang ſind — da ſtolzierten die ſchönen Kaufmannstöchter, mit deren Liebe man auch ſo vieles baares Geld bekömmt — da hüpft eine Amme, auf den Armen ein roſiges Knäbchen, das ſie beſtändig küßt, während ſie an ihren Geliebten denkt — da wandeln Prieſterinnen der ſchaumentſtiegenen Göttin, hanſeatiſche Veſtalen, Dianen die auf die Jagd gehn, Nayaden, Dryaden, Hamadryaden und ſonſtige Predigerstöchter — ach! da wandelt auch Minka und Heloiſa! Wie oft ſaß ich vor dem Pavillon und ſah ſie vorüberwandeln in ihren roſageſtreiften Roben — die Elle koſtet 4 Mark und 3 Schilling und Herr Seeligman hat mir verſichert, die Roſaſtreifen würden im Waſchen die Farbe behalten — Prächtige Dirnen! riefen dann die tugendhaften Jünglinge, die neben mir ſaßen — Ich erinnere mich, ein großer Aſſekuradeur, der immer wie ein Pfingſtochs geputzt ging, ſagte einſt: die Eine möcht ich mir mal als Frühſtück und die Andere als Abendbrot zu Gemüthe führen, und ich würde an ſolchem Tage gar nicht zu Mittag ſpeiſen — Sie iſt ein Engel! ſagte einſt ein Seekapitän ganz laut, ſo daß ſich beide Mädchen zu gleicher Zeit umſahen, und ſich dann einander eiferſüchtig anblickten — Ich ſelber ſagte nie etwas, und ich dachte meine ſüßeſten Garnichtsgedanken, und betrachtete die Mädchen, und den heiter ſanften Himmel, und den langen Petrithurm mit der ſchlanken Taille, und die ſtille blaue Alſter, worauf die Schwäne ſo ſtolz und ſo lieblich und ſo ſicher umherſchwammen. Die Schwäne! Stundenlang konnte ich ſie betrachten, dieſe holden Geſchöpfe mit ihren ſanften langen Hälſen, wie ſie ſich üppig auf den weichen Fluthen wiegten, wie ſie zuweilen ſelig untertauchten und wieder auftauchten, und übermüthig plätſcherten, bis der Himmel dunkelte, und die goldnen Sterne hervortraten, verlangend, verheißend, wunderbar zärtlich, verklärt. Die Sterne! Sind es goldne Blumen am bräutlichen Buſen des Himmels? Sind es verliebte Engelsaugen, die ſich ſehnſüchtig ſpiegeln in den blauen Gewäſſern der Erde und mit den Schwänen buhlen?

— — — Ach! das iſt nun lange her. Ich war damals jung und thöricht. Jetzt bin ich alt und thöricht. Manche Blume iſt unterdeſſen verwelkt und manche ſogar zertreten worden. Manches ſeidne Kleid iſt unterdeſſen zerriſſen, und ſogar der roſageſtreifte Kattun des Herrn Seeligman hat unterdeſſen die Farbe verloren. Er ſelbſt aber iſt ebenfalls verblichen — die Firma iſt jetzt „Seeligmans ſeelige Wittwe“ — und Heloiſa, das ſanfte Weſen, das geſchaffen ſchien nur auf weichbeblümten indiſchen Teppichen zu wandeln und

mit Pfauenfedern gefächelt zu werden, ſie ging unter in Matroſenlärm, Punſch, Tabacksrauch und ſchlechter Muſik. Als ich Minka wiederſah — ſie nannte ſich jetzt Kathinka und wohnte zwiſchen Hamburg und Altona — da ſah ſie aus wie der Tempel Salomonis als ihn Nebukadnezar zerſtört hatte und roch nach aſſyriſchem Knaſter — und als ſie mir Heloiſas Tod erzählte, weinte ſie bitterlich und riß ſich verzweiflungsvoll die Haare aus, und wurde ſchier ohnmächtig, und mußte ein großes Glas Branntewein austrinken, um zur Beſinnung zu kommen.

Und die Stadt ſelbſt, wie war ſie verändert! Und der Jungfernſtieg! Der Schnee lag auf den Dächern und es ſchien, als hätten ſogar die Häuſer gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernſtiegs waren nur todte Bäume mit dürren Aeſten, die ſich geſpenſtiſch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war ſchneidend blau und dunkelte haſtig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die alte Fütterungsſtunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen ſtiegen aus, mit einem gefrornen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entſetzlich! in dieſem Augenblick durchſchauerte mich die ſchreckliche Bemerkung, daß ein unergründlicher Blödſinn auf allen dieſen Geſichtern lag, und daß alle Menſchen, die eben vorbeigingen in einem wunderbaren Wahnwitz befangen ſchienen. Ich hatte ſie ſchon vor zwölf Jahren, um dieſelbe Stunde, mit denſelben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derſelben Bewegung geſehen, und ſie hatten ſeitdem ununterbrochen in derſelben Weiſe gerechnet, die Börſe beſucht, ſich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt, und wieder gerechnet: zwei mal zwei iſt vier — Entſetzlich! rief ich, wenn einem von dieſen Leuten, während er auf dem Contoirbock ſäße, plötzlich einfiele, daß zwei mal zwei eigentlich fünf ſei, und daß er alſo ſein ganzes Leben verrechnet und ſein ganzes Leben in einem ſchauderhaften Irrthum vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich ſelbſt ein närriſcher Wahnſinn, und als ich die vorüberwandelnden Menſchen genauer betrachtete, kam es mir vor, als ſeien ſie ſelber nichts anderes als Zahlen, als arabiſche Chiffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer ſchwangeren und vollbuſigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatſchelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechſe und eine noch wohlbekanntere böſe Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie ſie vorüberſchwankte ganz genau betrachtete, erkannte ich den Aſſekuradeur der ſonſt wie ein Pfingſtochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerſte von Pharaos mageren Kühen ausſah — blaſſe hohle Wangen, wie ein leerer Suppenteller, kaltrothe Naſe, wie eine Winterroſe, abgeſchabter ſchwarzer Rock, der einen kümmerlich weißen Wiederſchein gab, ein Hut, worin Saturn mit der Senſe einige Luftlöcher geſchnitten, doch die Stiefel noch immer ſpiegelblank gewichſt — und er ſchien nicht mehr daran zu denken, Heloiſa und

Minka als Frühstück und Abendbrot zu verzehren, er schien sich vielmehr nach einem Mittagsessen von gewöhnlichem Rindfleisch zu sehnen. Unter den vorüberrollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Diese und die anderen Zahlenmenschen rollten vorüber, hastig und hungrig, während unfern, längst den Häusern des Jungfernstiegs, noch grauenhafter drollig, ein Leichenzug sich hinbewegte. Ein trübsinniger Mummenschanz! hinter den Trauerwagen, einherstelzend auf ihren dünnen schwarzseidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegirte Leidtragende in parodirt altburgundischem Costüm; kurze schwarze Mäntel und schwarze Pluderhosen, weiße Perücken und weiße Halsbergen, wozwischen die rothen bezahlten Gesichter gar possenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenschirm.

Aber noch unheimlicher und verwirrender als diese Bilder, die sich wie ein chinesisches Schattenspiel, schweigend vorbeibewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren heisere, schnarrende, metallose Töne, ein unsinniges Kreischen, ein ängstliches Plätschern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Aechzen, ein unbeschreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Bassin der Alster war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entsetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geschöpfe, die darin herumschwammen und in entsetzlicher Todesangst schrieen und ach! es waren dieselben Schwäne, die einst so weich und heiter meine Seele bewegten. Ach! die schönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit sie im Herbst nicht auswandern konnten, nach dem warmen Süden und jetzt hielt der Norden sie festgebannt in seinen dunkeln Eisgruben — und der Markör des Pavillons meinte, sie befänden sich wohl darin und die Kälte sei ihnen gesund. Das ist aber nicht wahr, es ist einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert ist, fast eingefroren, und einem die Flügel gebrochen sind, und man nicht fortfliegen kann nach dem schönen Süden, wo die schönen Blumen, wo die goldenen Sonnenlichter, wo die blauen Bergseen — Ach! auch mir erging es einst nicht viel besser, und ich verstand die Qual dieser armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieselben Sterne, die einst in schönen Sommernächten, so liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber so winterkalt, so frostig klar und fast verhöhnend auf sie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daß die Sterne keine liebende mitfühlende Wesen sind, sondern nur glänzende Täuschungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts — — —

Fünftes Kapitel.

Während ich das vorige Kapitel hinſchrieb, dacht' ich unwillkührlich an ganz etwas Anderes. Ein altes Lied ſummte mir beſtändig im Gedächtniß, und Bilder und Gedanken verwirrten ſich aufs unleidlichſte; ich mag wollen oder nicht, ich muß von jenem Liede ſprechen. Vielleicht auch gehört es hierher und es drängt ſich mit Recht in mein Geſchreibſel hinein. Ja, ich fange jetzt ſogar an es zu verſtehen, und ich verſtehe jetzt auch den verdüſterten Ton, womit der Claas Hinrichſon es ſang; er war ein Jütländer und diente bei uns als Pferdeknecht. Er ſang es noch den Abend vorher ehe er ſich in unſerem Stall erhenkte. Bei dem Refrain „Schau dich um, Herr Vonved!" lachte er manchmal gar bitterlich; die Pferde wieherten dabei ſehr angſtvoll und der Hofhund bellte, als ſtürbe jemand. Es iſt das altdäniſche Lied von dem Herrn Vonved, der in die Welt ausreitet und ſich ſolange darin herumſchlägt bis man ſeine Fragen beantwortet, und der endlich, wenn alle ſeine Räthſel gelöſt ſind, gar verdrießlich nach Hauſe reitet. Die Harfe klingt von Anfang bis zu Ende. Was ſang er im Anfang? was ſang er am Ende? Ich habe oft drüber nachgedacht. Claas Hinrichſons Stimme war manchmal thränenweich wenn er das Lied anfing und wurde allmählig rauh und grollend, wie das Meer wenn ein Sturm heranzieht. Es beginnt:

Herr Vonved ſitzt im Kämmerlein,
Er ſchlägt die Goldharf an ſo rein,
Er ſchlägt die Goldharf unterm Kleid,
Da kommt ſeine Mutter gegangen herein.
Schau dich um, Herr Vonved!

Das war ſeine Mutter Adelin, die Königin, die ſpricht zu ihm: mein junger Sohn, laß Andere die Harfe ſpielen, gürt um das Schwert, beſteige dein Roß, reit aus, verſuche deinen Muth, kämpfe und ringe, ſchau dich um in der Welt, ſchau dich um, Herr Vonved. Und

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet mit Kämpfern zu ſtreiten
So wunderlich iſt ſeine Fahrt:
Gar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Helm war blinkend,
Sein Sporn war klingend,

Sein Roß war ſpringend,
Selbſt der Herr war ſo ſchwingend.
Schau dich um, Herr Vonved!

Ritt einen Tag, ritt drei darnach,
Doch nimmer eine Stadt er ſah;
Eia, ſagte der junge Mann,
Iſt keine Stadt in dieſem Land?
Schau dich um, Herr Vonved!

Er ritt wohl auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet ihm:
Herr Thule mit ſeinen Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all.
Schau dich um, Herr Vonved!

Mein jüngſter Sohn, hör du mein Wort:
Den Harniſch tauſch mit mir ſofort,
Unter uns tauſchen wir das Panzerkleid,
Eh wir ſchlagen dieſen Helden frei.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved reißt ſein Schwert von der Seite,
Es lüſtet ihn mit Kämpfern zu ſtreiten:
Erſt ſchlägt er den Herren Thule ſelbſt,
Darnach all ſeine Söhne zwölf.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite, es lüſtet ihn weiter auszureiten. Da kommt er zu dem Weidmann und verlangt von ihm die Hälfte ſeiner Jagdbeute; der aber will nicht theilen und muß mit ihm kämpfen und wird erſchlagen. Und

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet weiter auszureiten;
Zum großen Berge der Held hinreit't
Sieht wie der Hirte das Vieh da treibt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und hör' du, Hirte, ſag du mir:
Weß iſt das Vieh, das du treibſt vor dir!
Und was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken fröhliche Weihnacht?
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag: wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Und wo iſt der rothe Vogel gut?
Wo miſchet man den beſten Wein?
Wo trinkt Vibrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

Da ſaß der Hirt, ſo ſtill ſein Mund,
Davon er gar nichts ſagen kunnt.
Er ſchlug nach ihm mit der Zunge,
Da fiel heraus Leber und Lunge.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er kommt zu einer anderen Heerde und da ſitzt wieder ein Hirt an den er ſeine Fragen richtet. Dieſer aber giebt ihm Beſcheid und Herr Vonved nimmt einen Goldring und ſteckt ihn dem Hirten an den Arm. Dann reitet er weiter und kommt zu Tyge Nold und erſchlägt ihn mit ſammt ſeinen zwölf Söhnen. Und wieder

Er warf herum ſein Pferd,
Herr Vonved der junge Edelherr;
Er thät über Berg und Thale bringen
Doch konnt er niemand zur Rede bringen.
Schau dich um, Herr Vonved!

So kam er zu der dritten Schaar.
Da ſaß ein Hirt mit ſilbernem Haar:
Hör du, guter Hirt mit deiner Heerd,
Du giebſt mir gewißlich Antwort werth.
Schau dich um, Herr Vonved!

Was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken die beſte Weihnacht?
Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruhn eines Todten Mannes Füß?
Schau dich um, Herr Vonved!

Was füllet aus alle Thale?
Was kleidet am beſten im Königs-Saale?
Was ruft lauter als der Kranich kann?
Und was iſt weißer als ein Schwan?
Schau dich um, Herr Vonved!

Wer trägt den Bart auf ſeinem Rück?
Wer trägt die Naſ' unter ſeinem Kinn?
Als ein Riegel, was iſt ſchwärzer noch mehr?
Und was iſt raſcher als ein Reh?
Schau dich um, Herr Vonved!

Wo iſt die allerbreiteſte Brück?
Was iſt am meiſten zuwider der Menſchen Blick?
Wo wird gefunden der höchſte Gang?
Wo wird getrunken der kälteſte Trank?
Schau dich um, Herr Vonved!

„Die Sonn' iſt runder als ein Rad,
Im Himmel begeht man die fröhliche Weihnacht,
Gen Weſten geht die Sonne zu ihrem Sitz.
Gen Oſten ruhn eines todten Mannes Füß."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Schnee füllt aus alle Thale,
Am herrlichſten kleidet der Muth im Saale,
Der Donner ruft lauter als der Kranich kann,
Und Engel ſind weißer als der Schwan."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Kibitz trägt den Bart in dem Nacken ſein,
Der Bär hat die Naſ' unterm Kinn allein,
Die Sünde ſchwärzer iſt als ein Riegel noch mehr,
Und der Gedanke raſcher als ein Reh."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Das Eis macht die allerbreiteſte Brück,
Die Kröt iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick,
Zum Paradies geht der höchſte Gang,
Da unten da trinkt man den kälteſten Trank."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Weiſen Spruch und Rath haſt du nun hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir."
Nun hab ich ſo gutes Vertrauen auf dich,
Viel Kämpfer zu finden beſcheideſt du mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

„Ich weiſ' dich zu der Sonderburg,
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg,
Dort findeſt du viel Kämpfer und Rittersleut,
Die können viel Gut ſich wehren im Streit."
Schau dich um, Herr Vonved!

Er zog einen Goldring von der Hand,
Der wog wohl fünfzehn goldne Pfund;
Den thät er dem alten Hirten reichen,
Weil er ihm durft die Helden anzeigen.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er reitet ein in die Burg und er erſchlägt zuerſt den Randulf, hernach den Stranbulf,

Er ſchlug den ſtarken Ege Under,
Er ſchlug den Ege Karl ſeinen Bruder,
So ſchlug er in die Kreuz und Quer,
Er ſchlug die Feinde vor ſich her.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ſteckt ſein Schwert in die Scheide,
Er denkt noch weiter fort zu reiten.
Er findet da in der wilden Mark
Einen Kämpfer und der war viel ſtark.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag mir, du edler Ritter gut,
Wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Wo wird geſchenkt der beſte Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

„In Oſten ſteht der Fiſch in der Fluth,
Im Norden wird getrunken der Wein ſo gut,
In Holland findſt du Vidrich daheim
Mit Kämpfern und vielen Geſellen ſein."
Schau dich um, Herr Vonved!

Von der Bruſt Vonved einen Goldring nahm,
Den ſteckt er den Kämpfern an ſeinen Arm:
Sag, du wärſt der letzte Mann,
Der Gold vom Herr Vonved gewann.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved vor die hohe Zinne thät reiten,
Bat die Wächter ihn hineinzuleiten;
Als aber keiner heraus zu ihm ging,
Da sprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Roß an einen Strick er band
Darauf er sich zur Burgstube gewandt;
Er setzte sich oben an die Tafel sofort,
Dazu sprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Herr Vonved!

Er aß, er trank, nahm Speise sich,
Den König fragt er darum nicht;
Gar nimmer bin ich ausgefahren,
Wo so viel verfluchte Zungen waren.
Schau dich um, Herr Vonved!

Der König sprach zu den Kämpfern sein:
„Der tolle Gesell muß gebunden sein;
Bindet Ihr den fremden Gast nicht fest,
So dienet Ihr mir nicht aufs best.“
Schau dich um, Herr Vonved!

Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu
Und komm zum Spiel du selbst herzu:
Ein Huren-Sohn, so nenn ich dich,
Außer, du bindest mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

König Esmer, mein lieber Vater
Und stolz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das strenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzehren mein Gold.
Schau dich um, Herr Vonved!

„War Esmer der König dein Vater,
Und Frau Adelin deine liebe Mutter,
So bist du Herr Vonved, ein Kämpfer schön,
Dazu meiner liebsten Schwester Sohn.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Herr Vonved willſt du bleiben bei mir,
Beides Ruhm und Ehre ſoll werden dir
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wenn du willſt halten deine Heimfahrt.“
Doch das zu thun lüſtet ihn nicht,
Er wollt fahren zu ſeiner Mutter zurück.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ritt auf dem Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn;
Und als er zur Burg geritten kam,
Da ſtanden zwölf Zauberweiber daran.
Schau dich um, Herr Vonved!

Standen mit Rocken und Spindeln vor ihm,
Schlugen ihn über's weiße Schienbein hin;
Herr Vonved mit ſeinem Roß herumdringt,
Die zwölf Zauberweiber ſchlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Herr Vonved!

Schlägt die Zauberweiber, die ſtehen da,
Sie finden bei ihm ſo kleinen Rath.
Seine Mutter genießt daſſelbe Glück,
Er haut ſie in fünftauſend Stück.
Schau dich um, Herr Vonved!

So geht er in den Saal hinein,
Er ißt, und trinkt den klaren Wein,
Dann ſchlägt er die Goldharfe ſo lang,
Daß ſpringen entzwei alle die Strang.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sechstes Kapitel.

Es war aber ein gar lieblicher Frühlingstag, als ich zum erſtenmal die Stadt Hamburg verlaſſen. Noch ſehe ich wie im Hafen die goldnen Sonnenlichter auf die betheerten Schiffsbäuche ſpielen, und ich höre noch das heitre langhin-

gesungene Hoiho! der Matrosen. So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichste Aehnlichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erstenmal in die Welt geht, sich zum erstenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch sind alle seine Gedanken buntbewimpelt, Uebermuth schwellt alle Segel seiner Wünsche, Hoiho! — aber bald erheben sich die Stürme, der Horizont verdüstert sich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerschellt an romantischen Klippen oder strandet auf seicht-prosaischem Sand — oder vielleicht morsch und gebrochen, mit gekappten Mast, ohne ein einziges Anker der Hoffnung gelangt es wieder heim in den alten Hafen, und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als elendes Wrak!

Aber es giebt auch Menschen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, sondern mit Dampfschiffen. Diese tragen ein dunkles Feuer in der Brust und sie fahren gegen Wind und Wetter — Ihre Rauchflagge flattert wie der schwarze Federbusch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder sind wie kolossale Pfundsporen, womit sie das Meer in den Wellenrippen stacheln, und das widerspenstisch schäumende Element muß ihrem Willen gehorchen, wie ein Roß — aber sehr oft platzt der Kessel, und der innere Brand verzehrt uns.

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehn und auf ein wirkliches Schiff setzen, welches von Hamburg nach Amsterdam fährt. Es war ein schwedisches Fahrzeug, hatte außer den Helden dieser Blätter auch Eisenbarren geladen, und sollte wahrscheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfische nach Hamburg, oder Eulen nach Athen bringen.

Die Ufergegenden der Elbe sind wunderlieblich. Besonders hinter Altona, bei Rainville. Unfern liegt Klopstock begraben. Ich kenne keine Gegend, wo ein todter Dichter so gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, ist schon weit schwerer. Wie oft habe ich dein Grab besucht, Sänger des Messias, der du so rührend wahr die Leiden Jesu besungen! Du hast aber auch lang genug auf der Königstraße hinter dem Jungfernstieg gewohnt, um zu wissen, wie Propheten gekreuzigt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Cuxhaven, welches eine hamburgische Kolonie. Die Einwohner sind Unterthanen der Republik und haben es sehr gut. Wenn sie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geschickt, und in allzuheißen Sommertagen schickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonsul residirt dort ein hoch- oder wohlweiser Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20,000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es ist dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vortheil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad ist. Ein großer Damm, worauf man spazieren gehen kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Cuxhaven

gehört. Das Wort kommt aus dem Phönizischen; die Worte „Ritze" und „Büttel" heißen auf phönizisch: Mündung der Elbe. Manche Historiker behaupten, Carl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönizier aber hätten Hamburg und Altona gegründet und zwar zu derselben Zeit, als Sodom und Gomorra zu Grunde gingen. Vielleicht haben sich Flüchtlinge aus diesen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwischen der Fuhlentwiete und der Kaffamacherei einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Birsa X. geschlagen worden. Nach meiner Meinung ist Hamburg das alte Tharsis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nemlich der König von Juda und Israel, hatte immer eine besondere Liebhaberei für Gold und Affen.

Unvergeßlich bleibt mir diese erste Seereise. Meine alte Großmuhme hatte mir so viele Wassermährchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke sitzen und an die alten Geschichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme sprechen zu hören. Wenn ich die Augen schloß, dann sah ich sie wieder leibhaftig vor mir sitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und hastig bewegte sie wieder die Lippen und erzählte die Geschichte vom fliegenden Holländer.

Ich hätte gern die Meernixen gesehen, die auf weißen Klippen sitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte sie nur singen hören.

Wie angestrengt ich auch manchmal in die klare See hinabschaute, so konnte ich doch nicht die versunkenen Städte sehen, worin die Menschen in allerlei Fischgestalten verwünscht, ein tiefes, wundertiefes Wasserleben führen. Es heißt, die Lachse und alte Rochen sitzen dort, wie Damen geputzt, am Fenster und fächern sich und gucken hinab auf die Straße, wo Schellfische in Rathsherrentracht vorbeischwimmen, wo junge Modehäringe nach ihnen hinaufforgniren, und wo Krappen, Hummer, und sonstig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht so tief hinabsehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht sah ich mal ein großes Schiff mit ausgespannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es aussah wie ein dunkler Riese in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

In Amsterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, sah ich ihn leibhaftig selbst, den graunhaften Myn Heer, und zwar auf der Bühne. Bei dieser Gelegenheit, im Theater zu Amsterdam, lernte ich auch eine von jenen Niren kennen, die ich auf dem Meere selbst vergeblich gesucht. Ich will ihr, weil sie gar zu lieblich war, ein besonderes Kapitel weihen.

Siebentes Kapitel.

Die Fabel von dem fliegenden Holländer ist Euch gewiß bekannt. Es ist die Geschichte von dem verwünschten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt schon seit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, so kommen einige von der unheimlichen Mannschaft in einem Boote herangefahren, und bitten ein Paquet Briefe gefälligst mitzunehmen. Diese Briefe muß man an den Mastbaum festnageln, sonst widerfährt dem Schiffe ein Unglück, besonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeisen am Fockmaste befindlich ist. Die Briefe sind immer an Menschen adressirt, die man gar nicht kennt, oder die längst verstorben, so daß zuweilen der späte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an seine Urgroßmutter gerichtet ist, die schon seit hundert Jahr im Grabe liegt. Jenes hölzerne Gespenst, jenes grauenhafte Schiff, führt seinen Namen von seinem Capitän, einem Holländer, der einst bei allen Teufeln geschworen, daß er irgend ein Vorgebirge, dessen Namen mir entfallen, trotz des heftigsten Sturms, der eben wehte, umschiffen wolle, und sollte er auch bis zum jüngsten Tage segeln müssen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngsten Tage auf dem Meer herumirren, es sei denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöst werde. Der Teufel, dumm wie er ist, glaubt nicht an Weiber-Treue, und erlaubte daher dem verwünschten Capitän alle sieben Jahr einmal ans Land zu steigen, und zu heurathen, und bei dieser Gelegenheit seine Erlösung zu betreiben. Armer Holländer! Er ist oft froh genug, von der Ehe selbst wieder erlöst und seine Erlöserin los zu werden, und er begiebt sich dann wieder an Bord.

Auf diese Fabel gründete sich das Stück, das ich im Theater zu Amsterdam gesehen. Es sind wieder sieben Jahre verflossen, der arme Holländer ist des endlosen Umherirrens müder als jemals, steigt ans Land, schließt Freundschaft mit einem schottischen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu spottwohlfeilem Preise, und wie er hört, daß sein Kunde eine schöne Tochter besitzt, verlangt er sie zur Gemahlin. Auch dieser Handel ward abgeschlossen. Nun sehen wir das Haus des Schotten, das Mädchen erwartet den Bräutigam zagen Herzens. Sie schaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen schönen Mann in spanisch niederländischer Tracht darstellt; es ist ein altes Erbstück und nach der Aussage der Großmutter ist es ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr in Schottland gesehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch ist mit diesem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familien sich vor dem Originale hüten sollten.

Fünftes Kapitel.

Während ich das vorige Kapitel hinschrieb, dacht' ich unwillkührlich an ganz etwas Anderes. Ein altes Lied summte mir beständig im Gedächtniß, und Bilder und Gedanken verwirrten sich aufs unleidlichste; ich mag wollen oder nicht, ich muß von jenem Liede sprechen. Vielleicht auch gehört es hierher und es drängt sich mit Recht in mein Geschreibsel hinein. Ja, ich fange jetzt sogar an es zu verstehen, und ich verstehe jetzt auch den verdüsterten Ton, womit der Claas Hinrichson es sang; er war ein Jütländer und diente bei uns als Pferdeknecht. Er sang es noch den Abend vorher ehe er sich in unserem Stall erhenkte. Bei dem Refrain „Schau dich um, Herr Vonved!" lachte er manchmal gar bitterlich; die Pferde wieherten dabei sehr angstvoll und der Hofhund bellte, als stürbe jemand. Es ist das altdänische Lied von dem Herrn Vonved, der in die Welt ausreitet und sich solange darin herumschlägt bis man seine Fragen beantwortet, und der endlich, wenn alle seine Räthsel gelöst sind, gar verdrießlich nach Hause reitet. Die Harfe klingt von Anfang bis zu Ende. Was sang er im Anfang? was sang er am Ende? Ich habe oft drüber nachgedacht. Claas Hinrichsons Stimme war manchmal thränenweich wenn er das Lied anfing und wurde allmählig rauh und grollend, wie das Meer wenn ein Sturm heranzieht. Es beginnt:

Herr Vonved sitzt im Kämmerlein,
Er schlägt die Goldharf an so rein,
Er schlägt die Goldharf unterm Kleid,
Da kommt seine Mutter gegangen herein.
Schau dich um, Herr Vonved!

Das war seine Mutter Adelin, die Königin, die spricht zu ihm: mein junger Sohn, laß Andere die Harfe spielen, gürt um das Schwert, besteige dein Roß, reit aus, versuche deinen Muth, kämpfe und ringe, schau dich um in der Welt, schau dich um, Herr Vonved. Und

Herr Vonved bindet sein Schwert an die Seite,
Ihn lüstet mit Kämpfern zu streiten
So wunderlich ist seine Fahrt:
Gar keinen Mann er drauf gewahrt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Helm war blinkend,
Sein Sporn war klingend,

Sein Roß war ſpringend,
Selbſt der Herr war ſo ſchwingend.
Schau dich um, Herr Vonved!

Ritt einen Tag, ritt drei darnach,
Doch nimmer eine Stadt er ſah;
Eia, ſagte der junge Mann,
Iſt keine Stadt in dieſem Land?
Schau dich um, Herr Vonved!

Er ritt wohl auf dem Weg dahin,
Herr Thule Vang begegnet ihm:
Herr Thule mit ſeinen Söhnen zumal,
Die waren gute Ritter all.
Schau dich um, Herr Vonved!

Mein jüngſter Sohn, hör du mein Wort:
Den Harniſch tauſch mit mir ſofort,
Unter uns tauſchen wir das Panzerkleid,
Eh wir ſchlagen dieſen Helden frei.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved reißt ſein Schwert von der Seite,
Es lüſtet ihn mit Kämpfern zu ſtreiten:
Erſt ſchlägt er den Herren Thule ſelbſt,
Darnach all ſeine Söhne zwölf.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite, es lüſtet ihn weiter auszureiten. Da kommt er zu dem Weidmann und verlangt von ihm die Hälfte ſeiner Jagdbeute; der aber will nicht theilen und muß mit ihm kämpfen und wird erſchlagen. Und

Herr Vonved bindet ſein Schwert an die Seite,
Ihn lüſtet weiter auszureiten;
Zum großen Berge der Held hinreit't
Sieht wie der Hirte das Vieh da treibt.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und hör' du, Hirte, ſag du mir:
Weß iſt das Vieh, das du treibſt vor dir!
Und was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken fröhliche Weihnacht?
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag: wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Und wo iſt der rothe Vogel gut?
Wo miſchet man den beſten Wein?
Wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

Da ſaß der Hirt, ſo ſtill ſein Mund,
Davon er gar nichts ſagen kunnt.
Er ſchlug nach ihm mit der Zunge,
Da fiel heraus Leber und Lunge.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er kommt zu einer anderen Heerde und da ſitzt wieder ein Hirt an den er ſeine Fragen richtet. Dieſer aber giebt ihm Beſcheid und Herr Vonved nimmt einen Goldring und ſteckt ihn dem Hirten an den Arm. Dann reitet er weiter und kommt zu Tyge Nold und erſchlägt ihn mit ſammt ſeinen zwölf Söhnen. Und wieder

Er warf herum ſein Pferd,
Herr Vonved der junge Edelherr;
Er thät über Berg und Thale dringen
Doch konnt er niemand zur Rede bringen.
Schau dich um, Herr Vonved!

So kam er zu der dritten Schaar.
Da ſaß ein Hirt mit ſilbernem Haar:
Hör du, guter Hirt mit deiner Heerd,
Du giebſt mir gewißlich Antwort werth.
Schau dich um, Herr Vonved!

Was iſt runder als ein Rad?
Wo wird getrunken die beſte Weihnacht?
Wo geht die Sonne zu ihrem Sitz?
Und wo ruhn eines Todten Mannes Füß?
Schau dich um, Herr Vonved!

Was füllet aus alle Thale?
Was kleidet am beſten im Königs-Saale?
Was ruft lauter als der Kranich kann?
Und was iſt weißer als ein Schwan?
Schau dich um, Herr Vonved!

Wer trägt den Bart auf ſeinem Rück?
Wer trägt die Naſ' unter ſeinem Kinn?
Als ein Riegel, was iſt ſchwärzer noch mehr?
Und was iſt raſcher als ein Reh?
Schau dich um, Herr Vonved!

Wo iſt die allerbreiteſte Brück?
Was iſt am meiſten zuwider der Menſchen Blick?
Wo wird gefunden der höchſte Gang?
Wo wird getrunken der kälteſte Trank?
Schau dich um, Herr Vonved!

„Die Sonn' iſt runder als ein Rad,
Im Himmel begeht man die fröhliche Weihnacht,
Gen Weſten geht die Sonne zu ihrem Sitz.
Gen Oſten ruhn eines todten Mannes Füß."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Schnee füllt aus alle Thale,
Am herrlichſten kleidet der Muth im Saale,
Der Donner ruft lauter als der Kranich kann,
Und Engel ſind weißer als der Schwan."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Der Kibitz trägt den Bart in dem Nacken ſein,
Der Bär hat die Naſ' unterm Kinn allein,
Die Sünde ſchwärzer iſt als ein Riegel noch mehr,
Und der Gedanke raſcher als ein Reh."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Das Eis macht die allerbreiteſte Brück,
Die Kröt iſt am meiſten zuwider des Menſchen Blick,
Zum Paradies geht der höchſte Gang,
Da unten da trinkt man den kälteſten Trank."
Schau dich um, Herr Vonved!

„Weiſen Spruch und Rath haſt du nun hier,
So wie ich ihn habe gegeben dir."
Nun hab ich ſo gutes Vertrauen auf dich,
Viel Kämpfer zu finden beſcheidest du mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

„Ich weiſ' dich zu der Sonderburg,
Da trinken die Helden den Meth ohne Sorg,
Dort findeſt du viel Kämpfer und Rittersleut,
Die können viel Gut ſich wehren im Streit."
Schau dich um, Herr Vonved!

Er zog einen Goldring von der Hand,
Der wog wohl fünfzehn goldne Pfund;
Den thät er dem alten Hirten reichen,
Weil er ihm durft die Helden anzeigen.
Schau dich um, Herr Vonved!

Und er reitet ein in die Burg und er erſchlägt zuerſt den Randulf, hernach den Strandulf,

Er ſchlug den ſtarken Ege Under,
Er ſchlug den Ege Karl ſeinen Bruder,
So ſchlug er in die Kreuz und Quer,
Er ſchlug die Feinde vor ſich her.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ſteckt ſein Schwert in die Scheide,
Er denkt noch weiter fort zu reiten.
Er findet da in der wilden Mark
Einen Kämpfer und der war viel ſtark.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sag mir, du edler Ritter gut,
Wo ſteht der Fiſch in der Fluth?
Wo wird geſchenkt der beſte Wein?
Und wo trinkt Vidrich mit den Kämpfern ſein?
Schau dich um, Herr Vonved!

„In Oſten ſteht der Fiſch in der Fluth,
Im Norden wird getrunken der Wein ſo gut,
In Holland findſt du Vidrich daheim
Mit Kämpfern und vielen Geſellen ſein."
Schau dich um, Herr Vonved!

Von der Bruſt Vonved einen Goldring nahm,
Den ſteckt er den Kämpfern an ſeinen Arm:
Sag, du wärſt der letzte Mann,
Der Gold vom Herr Vonved gewann.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved vor die hohe Zinne thät reiten,
Bat die Wächter ihn hineinzuleiten;
Als aber keiner heraus zu ihm ging,
Da sprang er über die Mauer dahin.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sein Roß an einen Strick er band
Darauf er sich zur Burgstube gewandt;
Er setzte sich oben an die Tafel sofort,
Dazu sprach er kein einziges Wort.
Schau dich um, Herr Vonved!

Er aß, er trank, nahm Speise sich,
Den König fragt er darum nicht;
Gar nimmer bin ich ausgefahren,
Wo so viel verfluchte Zungen waren.
Schau dich um, Herr Vonved!

Der König sprach zu den Kämpfern sein:
„Der tolle Gesell muß gebunden sein;
Bindet Ihr den fremden Gast nicht fest,
So dienet Ihr mir nicht aufs best.“
Schau dich um, Herr Vonved!

Nimm du fünf, nimm du zwanzig auch dazu
Und komm zum Spiel du selbst herzu:
Ein Huren-Sohn, so nenn ich dich,
Außer, du bindest mich.
Schau dich um, Herr Vonved!

König Esmer, mein lieber Vater
Und stolz Adelin, meine Mutter,
Haben mir gegeben das strenge Verbot,
Mit 'nem Schalk nicht zu verzehren mein Gold.
Schau dich um, Herr Vonved!

„War Esmer der König dein Vater,
Und Frau Adelin deine liebe Mutter,
So bist du Herr Vonved, ein Kämpfer schön,
Dazu meiner liebsten Schwester Sohn.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Herr Vonved willſt du bleiben bei mir,
Beides Ruhm und Ehre ſoll werden dir
Und willſt du zu Land ausfahren,
Meine Ritter ſollen dich bewahren.“
Schau dich um, Herr Vonved!

„Mein Gold ſoll werden für dich geſpart,
Wenn du willſt halten deine Heimfahrt.“
Doch das zu thun lüſtet ihn nicht,
Er wollt fahren zu ſeiner Mutter zurück.
Schau dich um, Herr Vonved!

Herr Vonved ritt auf dem Weg dahin,
Er war ſo gram in ſeinem Sinn;
Und als er zur Burg geritten kam,
Da ſtanden zwölf Zauberweiber daran.
Schau dich um, Herr Vonved!

Standen mit Rocken und Spindeln vor ihm,
Schlugen ihn über's weiße Schienbein hin;
Herr Vonved mit ſeinem Roß herumbringt,
Die zwölf Zauberweiber ſchlägt er in einen Ring.
Schau dich um, Herr Vonved!

Schlägt die Zauberweiber, die ſtehen da,
Sie finden bei ihm ſo kleinen Rath.
Seine Mutter genießt daſſelbe Glück,
Er haut ſie in fünftauſend Stück.
Schau dich um, Herr Vonved!

So geht er in den Saal hinein,
Er ißt, und trinkt den klaren Wein,
Dann ſchlägt er die Goldharfe ſo lang,
Daß ſpringen entzwei alle die Strang.
Schau dich um, Herr Vonved!

Sechstes Kapitel.

Es war aber ein gar lieblicher Frühlingstag, als ich zum erſtenmal die Stadt Hamburg verlaſſen. Noch ſehe ich wie im Hafen die goldnen Sonnenlichter auf die betheerten Schiffsbäuche ſpielen, und ich höre noch das heitre langhin-

gesungene Hoiho! der Matrosen. So ein Hafen im Frühling hat überdies die freundlichste Aehnlichkeit mit dem Gemüth eines Jünglings, der zum erstenmal in die Welt geht, sich zum erstenmal auf die hohe See des Lebens hinauswagt — noch sind alle seine Gedanken buntbewimpelt, Uebermuth schwellt alle Segel seiner Wünsche, Hoiho! — aber bald erheben sich die Stürme, der Horizont verdüstert sich, die Windsbraut heult, die Planken krachen, die Wellen zerbrechen das Steuer, und das arme Schiff zerschellt an romantischen Klippen oder strandet auf seicht-prosaischem Sand — oder vielleicht morsch und gebrochen, mit gekappten Mast, ohne ein einziges Anker der Hoffnung gelangt es wieder heim in den alten Hafen, und vermodert dort, abgetakelt kläglich, als elendes Wrak!

Aber es giebt auch Menschen, die nicht mit gewöhnlichen Schiffen verglichen werden dürfen, sondern mit Dampfschiffen. Diese tragen ein dunkles Feuer in der Brust und sie fahren gegen Wind und Wetter — Ihre Rauchflagge flattert wie der schwarze Federbusch des nächtlichen Reiters, ihre Zackenräder sind wie kolossale Pfundsporen, womit sie das Meer in den Wellenrippen stacheln, und das widerspenstisch schäumende Element muß ihrem Willen gehorchen, wie ein Roß — aber sehr oft platzt der Kessel, und der innere Brand verzehrt uns.

Doch ich will mich aus der Metapher wieder herausziehn und auf ein wirkliches Schiff setzen, welches von Hamburg nach Amsterdam fährt. Es war ein schwedisches Fahrzeug, hatte außer den Helden dieser Blätter auch Eisenbarren geladen, und sollte wahrscheinlich als Rückfracht eine Ladung Stockfische nach Hamburg, oder Eulen nach Athen bringen.

Die Ufergegenden der Elbe sind wunderlieblich. Besonders hinter Altona, bei Rainville. Unfern liegt Klopstock begraben. Ich kenne keine Gegend, wo ein todter Dichter so gut begraben liegen kann wie dort. Als lebendiger Dichter dort zu leben, ist schon weit schwerer. Wie oft habe ich dein Grab besucht, Sänger des Messias, der du so rührend wahr die Leiden Jesu besungen! Du hast aber auch lang genug auf der Königstraße hinter dem Jungfernstieg gewohnt, um zu wissen, wie Propheten gekreuzigt werden.

Den zweiten Tag gelangten wir nach Cuxhaven, welches eine hamburgische Kolonie. Die Einwohner sind Unterthanen der Republik und haben es sehr gut. Wenn sie im Winter frieren, werden ihnen aus Hamburg wollene Decken geschickt, und in allzuheißen Sommertagen schickt man ihnen auch Limonade. Als Prokonsul residirt dort ein hoch- oder wohlweiser Senator. Er hat jährlich ein Einkommen von 20,000 Mark und regiert über 5000 Seelen. Es ist dort auch ein Seebad, welches vor anderen Seebädern den Vortheil bietet, daß es zu gleicher Zeit ein Elbbad ist. Ein großer Damm, worauf man spazieren gehen kann, führt nach Ritzebüttel, welches ebenfalls zu Cuxhaven

gehört. Das Wort kommt aus dem Phöniziſchen; die Worte „Ritze“ und „Büttel“ heißen auf phöniziſch: Mündung der Elbe. Manche Hiſtoriker behaupten, Carl der Große habe Hamburg nur erweitert, die Phönizier aber hätten Hamburg und Altona gegründet und zwar zu derſelben Zeit, als Sodom und Gomorra zu Grunde gingen. Vielleicht haben ſich Flüchtlinge aus dieſen Städten nach der Mündung der Elbe gerettet. Man hat zwiſchen der Fuhlentwiete und der Kaffamacherei einige alte Münzen ausgegraben, die noch unter der Regierung von Bera XVI. und Birſa X. geſchlagen worden. Nach meiner Meinung iſt Hamburg das alte Tharſis, woher Salomo ganze Schiffsladungen voll Gold, Silber, Elfenbein, Pfauen und Affen erhalten hat. Salomo, nemlich der König von Juda und Iſrael, hatte immer eine beſondere Liebhaberei für Gold und Affen.

Unvergeßlich bleibt mir dieſe erſte Seereiſe. Meine alte Großmuhme hatte mir ſo viele Waſſermährchen erzählt, die jetzt alle wieder in meinem Gedächtniß aufblühten. Ich konnte ganze Stunden lang auf dem Verdecke ſitzen und an die alten Geſchichten denken, und wenn die Wellen murmelten, glaubte ich die Großmuhme ſprechen zu hören. Wenn ich die Augen ſchloß, dann ſah ich ſie wieder leibhaftig vor mir ſitzen, mit dem einzigen Zahn in dem Munde, und haſtig bewegte ſie wieder die Lippen und erzählte die Geſchichte vom fliegenden Holländer.

Ich hätte gern die Meernixen geſehen, die auf weißen Klippen ſitzen und ihr grünes Haar kämmen; aber ich konnte ſie nur ſingen hören.

Wie angeſtrengt ich auch manchmal in die klare See hinabſchaute, ſo konnte ich doch nicht die verſunkenen Städte ſehen, worin die Menſchen in allerlei Fiſchgeſtalten verwünſcht, ein tiefes, wundertiefes Waſſerleben führen. Es heißt, die Lachſe und alte Rochen ſitzen dort, wie Damen geputzt, am Fenſter und fächern ſich und gucken hinab auf die Straße, wo Schellfiſche in Rathsherrentracht vorbeiſchwimmen, wo junge Modehäringe nach ihnen hinaufkorgniren, und wo Krappen, Hummer, und ſonſtig niedriges Krebsvolk umherwimmelt. Ich habe aber nicht ſo tief hinabſehen können, und nur die Glocken hörte ich unten läuten.

In der Nacht ſah ich mal ein großes Schiff mit ausgeſpannten blutrothen Segeln vorbeifahren, daß es ausſah wie ein dunkler Rieſe in einem weiten Scharlachmantel. War das der fliegende Holländer?

In Amſterdam aber, wo ich bald darauf anlangte, ſah ich ihn leibhaftig ſelbſt, den graunhaften Myn Heer, und zwar auf der Bühne. Bei dieſer Gelegenheit, im Theater zu Amſterdam, lernte ich auch eine von jenen Nixen kennen, die ich auf dem Meere ſelbſt vergeblich geſucht. Ich will ihr, weil ſie gar zu lieblich war, ein beſonderes Kapitel weihen.

Siebentes Kapitel.

Die Fabel von dem fliegenden Holländer iſt Euch gewiß bekannt. Es iſt die Geſchichte von dem verwünſchten Schiffe, das nie in den Hafen gelangen kann, und jetzt ſchon ſeit undenklicher Zeit auf dem Meere herumfährt. Begegnet es einem anderen Fahrzeuge, ſo kommen einige von der unheimlichen Mannſchaft in einem Boote herangefahren, und bitten ein Paquet Briefe gefälligſt mitzunehmen. Dieſe Briefe muß man an den Maſtbaum feſtnageln, ſonſt widerfährt dem Schiffe ein Unglück, beſonders wenn keine Bibel an Bord oder kein Hufeiſen am Fockmaſte befindlich iſt. Die Briefe ſind immer an Menſchen adreſſirt, die man gar nicht kennt, oder die längſt verſtorben, ſo daß zuweilen der ſpäte Enkel einen Liebesbrief in Empfang nimmt, der an ſeine Urgroßmutter gerichtet iſt, die ſchon ſeit hundert Jahr im Grabe liegt. Jenes hölzerne Geſpenſt, jenes grauenhafte Schiff, führt ſeinen Namen von ſeinem Capitän, einem Holländer, der einſt bei allen Teufeln geſchworen, daß er irgend ein Vorgebirge, deſſen Namen mir entfallen, trotz des heftigſten Sturms, der eben wehte, umſchiffen wolle, und ſollte er auch bis zum jüngſten Tage ſegeln müſſen. Der Teufel hat ihn beim Wort gefaßt, er muß bis zum jüngſten Tage auf dem Meer herumirren, es ſei denn, daß er durch die Treue eines Weibes erlöſt werde. Der Teufel, dumm wie er iſt, glaubt nicht an Weiber-Treue, und erlaubte daher dem verwünſchten Capitän alle ſieben Jahr einmal ans Land zu ſteigen, und zu heurathen, und bei dieſer Gelegenheit ſeine Erlöſung zu betreiben. Armer Holländer! Er iſt oft froh genug, von der Ehe ſelbſt wieder erlöſt und ſeine Erlöſerin los zu werden, und er begiebt ſich dann wieder an Bord.

Auf dieſe Fabel gründete ſich das Stück, das ich im Theater zu Amſterdam geſehen. Es ſind wieder ſieben Jahre verfloſſen, der arme Holländer iſt des endloſen Umherirrens müder als jemals, ſteigt ans Land, ſchließt Freundſchaft mit einem ſchottiſchen Kaufmann, dem er begegnet, verkauft ihm Diamanten zu ſpottwohlfeilem Preiſe, und wie er hört, daß ſein Kunde eine ſchöne Tochter beſitzt, verlangt er ſie zur Gemahlin. Auch dieſer Handel ward abgeſchloſſen. Nun ſehen wir das Haus des Schotten, das Mädchen erwartet den Bräutigam zagen Herzens. Sie ſchaut oft mit Wehmuth nach einem großen verwitterten Gemälde, welches in der Stube hängt und einen ſchönen Mann in ſpaniſch niederländiſcher Tracht darſtellt; es iſt ein altes Erbſtück und nach der Ausſage der Großmutter iſt es ein getreues Conterfei des fliegenden Holländers, wie man ihn vor hundert Jahr in Schottland geſehen, zur Zeit König Wilhelms von Oranien. Auch iſt mit dieſem Gemälde eine überlieferte Warnung verknüpft, daß die Frauen der Familien ſich vor dem Originale hüten ſollten.

Eben deshalb hat das Mädchen, von Kind auf, sich die Züge des gefährlichen Mannes ins Herz geprägt. Wenn nun der wirkliche fliegende Holländer leibhaftig hereintritt, erschrickt das Mädchen; aber nicht aus Furcht. Auch jener ist betroffen bei dem Anblick des Portraits. Als man ihm bedeutet, wen es vorstelle, weiß er jedoch jeden Argwohn von sich fern zu halten; er lacht über den Aberglauben, er spöttelt selber über den fliegenden Holländer, den ewigen Juden des Oceans; jedoch unwillkürlich in einen wehmüthigen Ton übergehend, schildert er, wie Myn Heer auf der unermeßlichen Wasserwüste die unerhörtesten Leiden erdulden müsse, wie sein Leib nichts anders sei, als ein Sarg von Fleisch, worin seine Seele sich langweilt, wie das Leben ihn von sich stößt und auch der Tod ihn abweist: gleich einer leeren Tonne, die sich die Wellen einander zuwerfen und sich spottend einander zurückwerfen, so werde der arme Holländer zwischen Tod und Leben hin- und hergeschleudert, keins von beiden wolle ihn behalten; sein Schmerz sei tief wie das Meer, worauf er herumschwimmt, sein Schiff sei ohne Anker und sein Herz ohne Hoffnung.

Ich glaube, dieses waren ungefähr die Worte womit der Bräutigam schließt. Die Braut betrachtet ihn ernsthaft und wirft manchmal Seitenblicke nach seinem Conterfei. Es ist als ob sie sein Geheimniß errathen habe, und wenn er nachher fragt: Catharina, willst du mir treu sein? antwortet sie entschlossen: treu bis in den Tod.

Bei dieser Stelle, erinnere ich mich, hörte ich lachen, und dieses Lachen kam nicht von unten, aus der Hölle, sondern von oben, vom Paradiese. Als ich hinaufschaute, erblickte ich eine wunderschöne Eva, die mich mit ihren großen blauen Augen verführerisch ansah. Ihr Arm hing über der Gallerie herab, und in der Hand hielt sie einen Apfel, oder vielmehr eine Apfelsine. Statt mir aber symbolisch die Hälfte anzubieten, warf sie mir bloß metaphorisch die Schalen auf den Kopf. War es Absicht oder Zufall? Das wollte ich wissen. Ich war aber als ich ins Paradies hinaufstieg, um die Bekanntschaft fortzusetzen, nicht wenig befremdet, ein weißes sanftes Mädchen zu finden, eine überaus weiblich weiche Gestalt, nicht schmächtig aber doch kristallig zart, ein Bild häuslicher Zucht und beglückender Holdseligkeit. Nur um die linke Oberlippe zog sich etwas, oder vielmehr ringelte sich etwas, wie das Schwänzchen einer fortschlüpfenden Eidechse. Es war ein geheimnißvoller Zug, wie man ihn just nicht bei den reinen Engeln, aber auch nicht bei häßlichen Teufeln zu finden pflegt. Dieser Zug bedeutete weder das Gute noch das Böse, sondern bloß ein schlimmes Wissen; es ist ein Lächeln welches vergiftet worden von jenem Apfel der Erkenntniß, den der Mund genossen. Wenn ich diesen Zug auf weichen vollrosigen Mädchenlippen sehe, dann fühl ich in den eigenen Lippen ein krampfhaftes Zucken, ein zuckendes Verlangen jene Lippen zu küssen; es ist Wahlverwandtschaft.

Ich flüsterte daher dem schönen Mädchen ins Ohr: Juffrow! ich will deinen Mund küssen.

Bei Gott, Myn Heer, das ist ein guter Gedanke! war die Antwort, die hastig und mit entzückendem Wohllaut aus dem Herzen hervorklang.

Aber nein — die ganze Geschichte, die ich hier zu erzählen dachte, und wozu der fliegende Holländer nur als Rahmen dienen sollte, will ich jetzt unterdrücken. Ich räche mich dadurch an den Prüden, die dergleichen Geschichten mit Wonne einschlürfen, und bis an den Nabel, ja noch tiefer, davon entzückt sind, und nachher den Erzähler schelten, und in Gesellschaft über ihn die Nase rümpfen, und ihn als unmoralisch verschreien. Es ist eine gute Geschichte, köstlich wie eingemachte Ananas, oder wie frischer Caviar, oder wie Trüffel in Burgunder, und wäre eine angenehme Lektüre nach der Betstunde; aber aus Ranküne, zur Strafe für frühere Unbill, will ich sie unterdrücken. Ich mache daher hier einen langen Gedankenstrich —

Dieser Strich bedeutet ein schwarzes Sopha, und darauf passirte die Geschichte, die ich nicht erzähle. Der Unschuldige muß mit dem Schuldigen leiden, und manche gute Seele schaut mich jetzt an mit bittendem Blick. Jenun diesen Besseren will ich im Vertrauen gestehn, daß ich noch nie so wild geküßt worden, wie von jener holländischen Blondine, und daß diese das Vorurtheil, welches ich bisher gegen blonde Haare und blaue Augen hegte, aufs siegreichste zerstört hat. Jetzt erst begriff ich, warum ein englischer Dichter solche Damen mit gefrorenem Champagner verglichen hat. In der eisigen Hülle lauert der heißeste Extrakt. Es giebt nichts pikanteres als der Contrast jener äußeren Kälte und der inneren Glut, die bachantisch emporlodert und den glücklichen Zecher unwiderstehlich berauscht. Ja, weit mehr als in Brünetten zehrt der Sinnenbrand in manchen scheinstillen Heiligenbildern, mit goldenem Glorienhaar und blauen Himmelsaugen und frommen Lilienhänden. Ich weiß eine Blondine aus einem der besten niederländischen Häuser, die zuweilen ihr schönes Schloß am Zuydersee verließ, und inkognito nach Amsterdam und dort ins Theater ging, jedem der ihr gefiel Apfelsinenschalen auf den Kopf warf, zuweilen gar in Matrosenherbergen die wüsten Nächte zubrachte, eine holländische Messaline.

— — Als ich ins Theater noch einmal zurückkehrte, kam ich eben zur letzten Scene des Stücks, wo auf einer hohen Meerklippe das Weib des fliegenden Holländers, die Frau fliegende Holländerin, verzweiflungsvoll die Hände ringt, während auf dem Meere, auf dem Verdeck seines unheimlichen Schiffes, ihr unglücklicher Gemahl zu schauen ist. Er liebt sie und will sie verlassen, um sie nicht ins Verderben zu ziehen, und er gesteht ihr sein grauenhaftes Schicksal, und den schrecklichen Fluch, der auf ihm lastet. Sie aber ruft mit

lauter Stimme: ich war dir treu bis zu dieser Stunde, und ich weiß ein sicheres Mittel wodurch ich dir meine Treue erhalte bis in den Tod!

Bei diesen Worten stürzt sich das treue Weib ins Meer, und nun ist auch die Verwünschung des fliegenden Holländers zu Ende, er ist erlöst, und wir sehen wie das gespenstische Schiff in den Abgrund des Meeres versinkt.

Die Moral des Stückes ist für die Frauen, daß sie sich in Acht nehmen müssen, keinen fliegenden Holländer zu heirathen; und wir Männer ersehen aus diesem Stücke, wie wir durch die Weiber, im günstigsten Falle, zu Grunde gehn.

Achtes Kapitel.

Aber nicht bloß in Amsterdam haben die Götter sich gütigst bemüht, mein Vorurtheil gegen Blondinen zu zerstören. Auch im übrigen Holland hatte ich das Glück meine früheren Irrthümer zu berichtigen. Ich will bei Leibe die Holländerinnen nicht auf Kosten der Damen anderer Länder hervorstreichen. Bewahre mich der Himmel vor solchem Unrecht, welches von meiner Seite zugleich der größte Undank wäre. Jedes Land hat seine besondere Küche und seine besonderen Weiblichkeiten, und hier ist alles Geschmacksache. Der Eine liebt gebratene Hühner, der Andere gebratene Enten; was mich betrifft, ich liebe gebratene Hühner und gebratene Enten und noch außerdem gebratene Gänse. Von hohem idealischen Standpunkte betrachtet, haben die Weiber überall eine gewisse Aehnlichkeit mit der Küche des Landes. Sind die brittischen Schönen nicht eben so gesund, nahrhaft, solide, konsistent, kunstlos und doch so vortrefflich wie Altenglands einfach gute Kost: Rostbeaf, Hammelbraten, Pudding in flammendem Cogniac, Gemüse in Wasser gekocht, nebst zwei Saucen, wovon die eine aus gelassener Butter besteht? Da lächelt kein Frikassé, da täuscht kein flatterndes Vol-au-vent, da seufzt kein geistreiches Ragout; da tändeln nicht jene tausendartig gestopften, gesottenen, aufgehüpften, gerösteten, durchzückerten, pikanten, deklamatorischen und sentimentalen Gerichte, die wir bei einem französischen Restaurant finden, und die mit den schönen Französinnen selbst die größte Aehnlichkeit bieten! Merken wir doch nicht selten, daß bei diesen ebenfalls der eigentliche Stoff nur als Nebensache betrachtet wird, daß der Braten selber manchmal weniger werth ist als die Sauce, daß hier Geschmack, Grazie und Eleganz die Hauptsache sind. Italiens gelbfette, leidenschaft-gewürzte, humoristisch garnirte, aber doch schmachtend idealische Küche trägt ganz den Charakter der italienischen Schönen. O, wie sehne ich mich manchmal nach dem lombardischen Stuffados, nach den Tagliarinis und Brokolis des holdseligen Toskana! Alles schwimmt in Oel

träge und zärtlich, und trillert Rossinis süße Melodieen, und weint vor Zwiebelduft und Sehnsucht! Den Makaroni mußt du aber mit den Fingern essen, und dann heißt er: Beatrice!

Nur gar zu oft denke ich an Italien und am öftersten des Nachts. Vorgestern träumte mir: ich befände mich in Italien und sei ein bunter Harlekin und läge, recht faulenzerisch unter einer Trauerweide. Die herabhängenden Zweige dieser Trauerweide waren aber lauter Makaroni, die mir lang und lieblich bis ins Maul hineinfielen; zwischen diesem Laubwerk von Makaroni flossen, statt Sonnenstrahlen, lauter gelbe Butterströme, und endlich fiel von oben herab ein weißer Regen von geriebenem Parmesankäse.

Ach! von geträumtem Makaroni wird man nicht satt — Beatrice!

Von der deutschen Küche kein Wort. Sie hat alle möglichen Tugenden und nur einen einzigen Fehler; ich sage aber nicht welchen. Da giebts gefühlvolles, jedoch unentschlossenes Backwerk, verliebte Eierspeisen, tüchtige Dampfnudeln, Gemüthssuppe mit Gerste, Pfannkuchen mit Aepfel und Speck, tugendhafte Hausklöse, Sauerkohl — wohl dem, der es verdauen kann.

Was die holländische Küche betrifft, so unterscheidet sie sich von letzterer, erstens durch die Reinlichkeit, zweitens durch die eigentliche Leckerkeit. Besonders ist die Zubereitung der Fische unbeschreibbar liebenswürdig. Rührend inniger, und doch zugleich tiefsinnlicher Sellerieduft. Selbstbewußte Naivität und Knoblauch. Tadelhaft jedoch ist es, daß sie Unterhosen von Flannel tragen; nicht die Fische, sondern die schönen Töchter des meerumspülten Hollands.

Aber zu Leyden, als ich ankam, fand ich das Essen fürchterlich schlecht. Die Republik Hamburg hatte mich verwöhnt; ich muß die dortige Küche nachträglich noch einmal loben, und bei dieser Gelegenheit preise ich noch einmal Hamburgs schöne Mädchen und Frauen. O Ihr Götter! in den ersten vier Wochen, wie sehnte ich mich zurück nach den Rauchfleischlichkeiten und nach den Mokturteltauben Hammonias! Ich schmachtete an Herz und Magen. Hätte sich nicht endlich die Frau Wirthin zur rothen Kuh in mich verliebt, ich wäre vor Sehnsucht gestorben.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Es war eine untersetzte Frau, mit einem sehr großen runden Bauche und einem sehr kleinen runden Kopfe. Rothe Wängelein, blaue Aeugelein; Rosen und Veilchen. Stundenlang saßen wir beisammen im Garten, und tranken Thee, aus ächtchinesischen Porzelantassen. Es war ein schöner Garten, viereckige und dreieckige Beete, symmetrisch bestreut mit Goldsand, Zinober und kleinen blanken Muscheln. Die Stämme der Bäume hübsch roth und blau angestrichen. Kupferne Käfige voll Kanarienvögel. Die kostbarsten Zwiebelgewächse in buntbemalten, glasirten Töpfen. Der Taxus aller-

liebst künſtlich geſchnitten, mancherlei Obelisken, Pyramiden, Vaſen, auch Thiergeſtalten bildend. Da ſtand ein aus Taxus geſchnittener grüner Ochs, welcher mich faſt eiferſüchtig anſah, wenn ich ſie umarmte, die holde Wirthin zur rothen Kuh.

Heil dir, Wirthin zur rothen Kuh!

Wenn Myfrow den Obertheil des Kopfes mit den friſiſchen Goldplatten umſchildet, den Bauch mit ihrem buntgeblümten Damaſtrock eingepanzert, und die Arme mit der weißen Fülle ihrer brabanter Spitzen gar koſtbar belaſtet hatte: dann ſah ſie aus wie eine fabelhafte chineſiſche Puppe, wie etwa die Göttin des Porzelans. Wenn ich alsdann in Begeiſterung gerieth und ſie auf beide Backen laut küßte, ſo blieb ſie ganz porzelanig ſteif ſtehen und ſeufzte ganz porzelanig: Myn Heer! Alle Tulpen des Gartens ſchienen dann mitgerührt und mitbewegt zu ſein und ſchienen mitzuſeufzen: Myn Heer!

Dieſes delikate Verhältniß ſchaffte mir manchen delikaten Biſſen. Denn jede ſolche Liebesſcene influenzirte auf den Inhalt der Eßkörbe, welche mir die vortreffliche Wirthin alle Tage ins Haus ſchickte. Meine Tiſchgenoſſen, ſechs andere Studenten, die auf meiner Stube mit mir aßen, konnten an der Zubereitung des Kalbsbratens oder des Ochſenfilets jedesmal ſchmecken, wie ſehr ſie mich liebte, die Frau Wirthin zur rothen Kuh. Wenn das Eſſen einmal ſchlecht war, mußte ich viele demüthigende Spötteleien ertragen, und es hieß dann: ſeht wie der Schnabelewopski miſerabel ausſieht, wie gelb und runzlicht ſein Geſicht, wie katzenjämmerlich ſeine Augen, als wollte er ſie ſich aus dem Kopfe herauskotzen, es iſt kein Wunder, daß unſere Wirthin ſeiner überdrüſſig wird und uns jetzt ſchlechtes Eſſen ſchickt. Oder man ſagte auch: um Gotteswillen, der Schnabelewopski wird täglich ſchwächer und matter, und verliert am Ende ganz die Gunſt unſerer Wirthin, und wir kriegen dann immer ſchlechtes Eſſen wie heut — wir müſſen ihn tüchtig füttern, damit er wieder ein feuriges Aeußere gewinnt. Und dann ſtopften ſie mir juſt die allerſchlechteſten Stücke ins Maul, und nöthigten mich übergebührlich viel Sellerie zu eſſen. Gab es aber magere Küche mehrere Tage hintereinander, dann wurde ich mit den ernſthafteſten Bitten beſtürmt; für beſſeres Eſſen zu ſorgen, das Herz unſerer Wirthin aufs neue zu entflammen, meine Zärtlichkeit für ſie zu erhöhen, kurz, mich fürs allgemeine Wohl aufzuopfern. In langen Reden wurde mir dann vorgeſtellt, wie edel, wie herrlich es ſei, wenn jemand für das Heil ſeiner Mitbürger ſich heroiſch reſignirt, gleich dem Regulus, welcher ſich in eine vernagelte Tonne ſtecken ließ, oder auch gleich dem Theſeus, welcher ſich in die Höhle des Minotaurs freiwillig begeben hat — und dann wurde der Livius zitirt und der Plutarch u. ſ. w. Auch ſollte ich bildlich zur Nacheiferung gereizt werden, indem man jene Großthaten auf die Wand zeichnete, und zwar mit grotesken Anſpielungen; denn der Minotaur

sah aus wie die rothe Kuh auf dem wohlbekannten Wirthshausschilde, und die karthaginensische vernagelte Tonne sah aus wie meine Wirthin selbst. Ueberhaupt hatten jene undankbaren Menschen die äußere Gestalt der vortrefflichen Frau zur beständigen Zielscheibe ihres Witzes gewählt. Sie pflegten gewöhnlich ihre Figur aus Aepfeln zusammen zu setzen, oder aus Brodkrumen zu kneten. Sie nahmen dann ein kleines Aepfelchen, welches der Kopf sein sollte, setzten dieses auf einen ganz großen Apfel, welcher den Bauch vorstellte, und dieser stand wieder auf zwei Zahnstochern, welche sich für Beine ausgaben. Sie formten auch wohl aus Brodkrumen das Bild unserer Wirthin und kneteten dann ein ganz winziges Püppchen, welches mich selber vorstellen sollte, und dieses setzten sie dann auf die große Figur, und rissen dabei die schlechtesten Vergleiche. Z. B. der Eine bemerkte, die kleine Figur sei Hannibal, welcher über die Alpen steigt. Ein Anderer meinte hingegen, es sei Marius, welcher auf den Ruinen von Carthago sitzt. Dem sei nun wie ihm wolle, wäre ich nicht manchmal über die Alpen gestiegen, oder hätte ich mich nicht manchmal auf die Ruinen von Carthago gesetzt, so würden meine Tischgenossen beständig schlechtes Essen bekommen haben.

Neuntes Kapitel.

Wenn der Braten ganz schlecht war, disputirten wir über die Existenz Gottes. Der liebe Gott hatte aber immer die Majorität. Nur drei von der Tischgenossenschaft waren atheistisch gesinnt; aber auch diese ließen sich überreden, wenn wir wenigstens guten Käse zum Dessert bekamen. Der eifrigste Deist war der kleine Simson, und wenn er mit dem langen Vanpitter über die Existenz Gottes disputirte, wurde er zuweilen höchst ärgerlich, lief im Zimmer auf und ab, und schrie beständig: das ist bei Gott nicht erlaubt! Der lange Vanpitter, ein magerer Friese, dessen Seele so ruhig wie das Wasser in einem holländischen Canal, und dessen Worte sich ruhig hinzogen wie ein Trekschuite, holte seine Argumente aus der deutschen Philosophie, womit man sich damals in Leyden stark beschäftigte. Er spöttelte über die engen Köpfe, die dem lieben Gott eine Privatexistenz zuschreiben, er beschuldigte sie sogar der Blasphemie, indem sie Gott mit Weisheit, Gerechtigkeit, Liebe und ähnlichen menschlichen Eigenschaften versähen, die sich gar nicht für ihn schickten; denn diese Eigenschaften seien gewissermaßen die Negazion von menschlichen Gebrechen, da wir sie nur als Gegensatz zu menschlicher Dummheit, Ungerechtigkeit und Haß aufgefaßt haben. Wenn aber Vanpitter seine eigenen pantheistischen Ansichten entwickelte, so trat der dicke Fichteaner, ein gewisser Driksen aus Utrecht, gegen ihn auf, und wußte seinen vagen, in der Natur verbrei-

teten, also immer im Raume existirenden Gott gehörig durchzuhecheln, ja er behauptete: es sei Blasphemie, wenn man auch nur von einer Existenz Gottes spricht, indem „Existiren" ein Begriff sei, der einen gewissen Raum, kurz etwas Substanzielles voraussetze. Ja, es sei Blasphemie von Gott zu sagen: „er ist;" das reinste Sein könne nicht ohne sinnliche Beschränkung gedacht werden; wenn man Gott denken wolle, müsse man von aller Substanz abstrahiren, man müsse ihn nicht denken als eine Form der Ausdehnung, sondern als eine Ordnung der Begebenheiten; Gott sei kein Sein, sondern ein reines Handeln, er sei nur Prinzip einer übersinnlichen Weltordnung.

Bei diesen Worten aber wurde der kleine Simson immer ganz wüthend, und lief noch toller im Zimmer herum, und schrie noch lauter: O Gott! Gott! das ist bei Gott nicht erlaubt, O Gott! Ich glaube er hätte den dicken Fichtraner geprügelt, zur Ehre Gottes, wenn er nicht gar zu dünne Aermchen hatte. Manchmal stürmte er auch wirklich auf ihn los; dann aber nahm der Dicke die beiden Aermchen des kleinen Simson, hielt ihn ruhig fest, setzte ihm sein System ganz ruhig aus einander, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, und bließ ihm dann seine dünnen Argumente mitsammt dem dicksten Tabacksdampf ins Gesicht; so daß der Kleine fast erstickte vor Rauch und Aerger, und immer leiser und hülfeflehend wimmerte: O Gott! O Gott! Aber der half ihm nie, obgleich er dessen eigene Sache verfocht.

Trotz dieser göttlichen Indifferenz, trotz diesem fast menschlichen Undank Gottes, blieb der kleine Simson doch der beständige Champion des Deismus, und ich glaube aus angeborener Neigung. Denn seine Väter gehörten zu dem auserwählten Volke Gottes, einem Volke, das Gott einst mit seiner besonderen Liebe protegirt, und das daher bis auf diese Stunde eine gewisse Anhänglichkeit für den lieben Gott bewahrt hat. Die Juden sind immer die gehorsamsten Deisten, namentlich diejenigen, welche, wie der kleine Simson, in der freien Stadt Frankfurt geboren sind. Diese können, bei politischen Fragen, so republikanisch als möglich denken, ja sich sogar sanskülotisch im Kothe wälzen; kommen aber religiöse Begriffe ins Spiel, dann bleiben sie unterthänige Kammerknechte ihres Jehova, des alten Fetischs, der doch von ihrer ganzen Sippschaft nichts mehr wissen will und sich zu einem Gott-reinen Geist umtaufen lassen.

Ich glaube, dieser Gott-reiner Geist, dieser Parvenü des Himmels, der jetzt so moralisch, so kosmopolitisch und universell gebildet ist, hegt ein geheimes Mißwollen gegen die armen Juden, die ihn noch in seiner ersten rohen Gestalt gekannt haben und ihn täglich in ihren Synagogen, an seine ehemaligen obscuren Nazionalverhältnisse erinnern. Vielleicht will es der alte Herr gar nicht mehr wissen, daß er palestinischen Ursprungs und einst der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs gewesen und damals Jehova geheißen hat.

Zehntes Kapitel.

Mit dem kleinen Simson hatte ich zu Leyden sehr vielen Umgang und er wird in diesen Denkblättern noch oft erwähnt werden. Außer ihm, sah ich am öftersten einen anderen meiner Tischgenossen, den jungen Van Moeulen, ich konnte ganze Stunden lang sein schönes Gesicht betrachten und dabei an seine Schwester denken, die ich nie gesehen, und wovon ich nur wußte, daß sie die schönste Frau im Waterland sei. Van Moeulen war ebenfalls ein schönes Menschenbild, ein Apollo, aber kein Apollo von Marmor, sondern viel eher von Käse. Er war der vollendetste Holländer, den ich je gesehn. Ein sonderbares Gemisch von Muth und Phlegma. Als er einst im Kaffeehause einen Irländer so sehr erzürnt, daß dieser eine Pistole aus der Tasche zog, auf ihn losdrückte, und statt ihn zu treffen, ihm nur die irdene Pfeife vom Munde wegschoß; da blieb Van Moeulens Gesicht so bewegungslos wie Käse, und im gleichgültig ruhigsten Tone rief er: Jan e nüe Piep! Fatal war mir an ihm sein Lächeln; denn alsdann zeigte er eine Reihe ganz kleiner weißer Zähnchen, die eher wie Fischgräte aussahen. Auch mißfiel mir, daß er große goldene Ohrringe trug. Er hatte die sonderbare Gewohnheit alle Tage in seiner Wohnung die Aufstellung der Möbeln zu verändern, und wenn man zu ihm kam, fand man ihn entweder beschäftigt, die Commode an die Stelle des Bettes, oder den Schreibtisch an die Stelle des Sophas zu setzen.

Der kleine Simson bildete, in dieser Beziehung den ängstlichsten Gegensatz. Er konnte nicht leiden, daß man in seinem Zimmer das mindeste verrückte; er wurde sichtbar unruhig wenn man dort auch nur das mindeste, sei es auch nur eine Lichtscheere, zur Hand nahm. Alles mußte liegen bleiben wie es lag. Denn seine Möbel und sonstigen Effekten dienten ihm als Hülfsmittel, nach den Vorschriften der Mnemonik, allerlei historische Daten oder philosophische Sätze in seinem Gedächtnisse zu fixiren. Als einst die Hausmagd, in seiner Abwesenheit, einen alten Kasten aus seinem Zimmer fortgeschafft und seine Hemde und Strümpfe aus der Commode genommen, um sie waschen zu lassen: da war er untröstlich als er nach Hause kam, und er behauptete: er wisse jetzt gar nichts mehr von der assyrischen Geschichte, und alle seine Beweise für die Unsterblichkeit der Seele, die er so mühsam, in den verschiedenen Schubladen, ganz systematisch geordnet, seien jetzt in die Wäsche gegeben.

Zu den Originalen, die ich in Leyden kennen gelernt, gehört auch Myn Heer van der Pissen, ein Vetter van Moeulens, der mich bei ihm eingeführt. Er war Professor der Theologie an der Universität und ich hörte bei ihm das hohe Lied Salomonis und die Offenbarung Johannis. Er war ein schöner blühender Mann, etwa fünf und dreißig Jahr alt, und auf dem Katheder sehr

ernst und gesetzt. Als ich ihn aber einst besuchen wollte, und in seinem Wohnzimmer niemanden fand, sah ich durch die halbgeöffnete Thür eines Seitenkabinets ein gar merkwürdiges Schauspiel. Dieses Kabinet war halb chinesisch, halb pompadourisch verziert; an den Wänden goldig schillernde Damastapeten; auf dem Boden der kostbarste persische Teppich; überall wunderliche Porzelanpagoden, Spielsachen von Perlmutter, Blumen, Straußfedern, und Edelsteine; die Sessel von rothem Sammet mit Goldtroddeln, und darunter ein besonders erhöhter Sessel, der wie ein Thron aussah, und worauf ein kleines Mädchen saß, das etwa drei Jahre alt sein mochte, und in blauen silbergestickten Atlas, jedoch sehr altfränkisch, gekleidet war, und in der einen Hand, gleich einem Zepter, einen bunten Pfauenwedel, und in der andern einen welken Lorbeerkranz emporhielt. Vor ihr aber, auf dem Boden, wälzten sich Myn Heer van der Pissen, sein kleiner Mohr, sein Pudel und sein Affe. Diese vier zausten sich und bissen sich unter einander, während das Kind und der grüne Papagoi, welcher auf der Stange saß, beständig Bravo! riefen. Endlich erhob sich Myn Heer vom Boden, kniete vor dem Kinde nieder, rühmte in einer ernsthaften lateinischen Rede den Muth, womit er seine Feinde bekämpft und besiegt, ließ sich von der Kleinen den welken Lorbeerkranz auf das Haupt setzen; — und Bravo! Bravo! rief das Kind und der Papagoi und ich, welcher jetzt ins Zimmer trat.

Myn Heer schien etwas bestürzt, daß ich ihn in seinen Wunderlichkeiten überrascht. Diese, wie man mir später sagte, trieb er alle Tage; alle Tage besiegte er den Mohr, den Pudel und den Affen; alle Tage ließ er sich belorbeeren von dem kleinen Mädchen, welches nicht sein eigenes Kind, sondern ein Findling aus dem Waisenhause von Amsterdam war.

Eilftes Kapitel.

Das Haus, worin ich zu Leyden logirte, bewohnte einst Jan Stehn, der große Jan Stehn, den ich für eben so groß halte wie Raphael. Auch als religiöser Maler war Jan eben so groß, und das wird man einst ganz klar einsehn, wenn die Religion des Schmerzes erloschen ist, und die Religion der Freude den trüben Flor von den Rosenbüschen dieser Erde fortreißt, und die Nachtigallen endlich ihre lang verheimlichten Entzückungen hervorjauchzen dürfen.

Aber keine Nachtigall wird je so heiter und jubelnd singen, wie Jan Stehn gemalt hat. Keiner hat so tief wie er begriffen, daß auf dieser Erde ewige Kirmes sein sollte; er begriff, daß unser Leben nur ein farbiger Kuß Gottes sei, und er wußte, daß der heilige Geist sich am herrlichsten offenbart im Licht und Lachen.

Sein Auge lachte ins Licht hinein und das Licht spiegelte sich in seinem lachenden Auge.

Und Jan blieb immer ein gutes, liebes Kind. Als der alte strenge Prädikant von Leyden sich neben ihm an den Heerd setzte, und eine lange Vermahnung hielt über sein fröhliches Leben, seinen lachend unchristlichen Wandel, seine Trunkliebe, seine ungeregelte Wirthschaft und seine verstockte Lustigkeit; da hat Jan ihm zwei Stunden lang ganz ruhig zugehört, und er verrieth nicht die mindeste Ungeduld über die lange Strafpredigt, und nur einmal unterbrach er sie mit den Worten: „ja Domine, die Beleuchtung wäre dann viel besser, ja ich bitte Euch, Domine, dreht Euren Stuhl ein klein wenig dem Kamine zu, damit die Flamme ihren rothen Schein über Eur ganzes Gesicht wirft und der übrige Körper im Schatten bleibt — —"

Der Domine stand wüthend auf und ging davon. Jan aber griff sogleich nach der Palette, und malte den alten strengen Herrn ganz wie er ihm in jener Strafpredigtpositur, ohne es zu ahnen, Modell gesessen. Das Bild ist vortrefflich und hing in meinem Schlafzimmer zu Leyden.

Nachdem ich in Holland so viele Bilder von Jan Stehn gesehen, ist mir, als kennte ich das ganze Leben des Mannes. Ja, ich kenne seine sämmtliche Sippschaft, seine Frau, seine Kinder, seine Mutter, alle seine Vettern, seine Hausfeinde und sonstige Angehörigen, ja, ich kenne sie von Angesicht zu Angesicht. Grüßen uns doch diese Gesichter aus allen seinen Gemälden hervor, und eine Sammlung derselben wäre eine Biographie des Malers. Er hat oft mit einem einzigen Pinselstrich die tiefsten Geheimnisse seiner Seele darin eingezeichnet. So glaube ich, seine Frau hat ihm allzuoft Vorwürfe gemacht über sein vieles Trinken. Denn auf dem Gemälde, welches das Bohnenfest vorstellt, und wo Jan mit seiner ganzen Familie zu Tische sitzt, da sehen wir seine Frau mit einem gar großen Weinkrug in der Hand, und ihre Augen leuchten wie die einer Bachantin. Ich bin aber überzeugt, die gute Frau hat nie zuviel Wein genossen, und der Schalk hat uns weiß machen wollen, nicht er, sondern seine Frau liebe den Trunk. Deshalb lacht er desto vergnügter aus dem Bilde hervor. Er ist glücklich: er sitzt in der Mitte der Seinigen; sein Söhnchen ist Bohnenkönig und steht mit der Krone von Flittergold auf einem Stuhle; seine alte Mutter, in ihren Gesichtsfarben das seligste Schmunzeln, trägt das jüngste Enkelchen auf dem Arm; die Musikanten spielen ihre närrisch lustigsten Hopsamelodieen; und die sparsam bedächtige, ökonomisch schmollende Hausfrau ist bei der ganzen Nachwelt in den Verdacht hineingemalt, als sei sie besoffen.

Wie oft, in meiner Wohnung zu Leyden, konnte ich mich ganze Stunden lang in die häuslichen Scenen zurückdenken, die der vortreffliche Jan dort erlebt und erlitten haben mußte. Manchmal glaubte ich, ich sähe ihn leibhaftig selber an seiner Staffelei sitzen, dann und wann nach dem großen Henkelkrug

greifen, „überlegen und dabei trinken, und dann wieder trinken ohne zu überlegen.“ Das war kein trübkatholischer Spuk, sondern ein modern heller Geist der Freude, der nach dem Tode noch sein altes Attelier besucht, um lustige Bilder zu malen und zu trinken. Nur solche Gespenster werden unsere Nachkommen zuweilen schauen, am lichten Tage, während die Sonne durch die blanken Fenster schaut, und vom Thurme herab keine schwarz dumpfe Glocke, sondern rothjauchzende Trompetentöne die liebliche Mittagsstunde ankündigen.

Die Erinnerung an Jan Steyn war aber das Beste, oder vielmehr das einzig Gute an meiner Wohnung zu Leyden. Ohne diesen gemüthlichen Reiz hätte ich darin keine acht Tage ausgehalten. Das Aeußere des Hauses war elend und kläglich und mürrisch, ganz unholländisch. Das dunkle morsche Haus stand dicht am Wasser, und wenn man an der anderen Seite des Canals vorbeiging, glaubte man eine alte Hexe zu sehen, die sich in einem glänzenden Zauberspiegel betrachtet. Auf dem Dache standen immer ein paar Störche, wie auf allen holländischen Dächern. Neben mir logirte die Kuh, deren Milch ich des Morgens trank, und unter meinem Fenster war ein Hühnersteig. Meine gefiederten Nachbarinnen lieferten gute Eier; aber da ich immer, ehe sie deren zur Welt brachten, ein langes Gackern, gleichsam die langweilige Vorrede zu den Eiern anhören mußte, so wurde mir der Genuß derselben ziemlich verleidet. Zu den Unnannehmlichkeiten meiner Wohnung gehörten aber zwei der fatalsten Mißstände: erstens das Violinspielen, womit man meine Ohren während des Tags belästigte, und dann die Störungen des Nachts, wenn meine Wirthin ihren armen Mann mit ihrer sonderbaren Eifersucht verfolgte.

Wer das Verhältniß meines Hauswirths zu meiner Frau Wirthin kennen lernen wollte, brauchte nur beide zu hören, wenn sie mit einander Musik machten. Der Mann spielte das Violoncello und die Frau spielte das sogenannte Violon d'amour; aber sie hielt nie Tempo, und war dem Manne immer einen Takt voraus, und wußte ihrem unglücklichen Instrumente die grellfeinsten Keiflaute abzuquälen; wenn das Cello brummte und die Violine greinte, glaubte man ein zankendes Ehepaar zu hören. Auch spielte die Frau noch immer weiter, wenn der Mann längst fertig war, daß es schien, als wollte sie das letzte Wort behalten. Es war ein großes aber sehr mageres Weib, nichts als Haut und Knochen, ein Maul worin einige falsche Zähne klapperten, eine kurze Stirn, fast gar kein Kinn und eine desto längere Nase, deren Spitze wie ein Schnabel sich herabzog, und womit sie zuweilen, wenn sie Violin spielte, den Ton einer Saite zu dämpfen schien.

Mein Hauswirth war etwa fünfzig Jahr alt und ein Mann von sehr dünnen Beinen, abgezehrt bleichem Antlitz und ganz kleinen grünen Aeuglein, womit er beständig blinzelte, wie eine Schildwache, welcher die Sonne ins

Gesicht scheint. Er war seines Gewerbes ein Bruchbandmacher und seiner Religion nach ein Wiedertäufer. Er las sehr fleißig in der Bibel. Diese Lektüre schlich sich in seine nächtlichen Träume und mit blinzelnden Aeuglein erzählte er seiner Frau des Morgens beim Caffe: wie er wieder hachbegnadigt worden, wie die heiligsten Personen ihn ihres Gespräches gewürdigt, wie er sogar mit der allerhöchst heiligen Majestät Jehovahs verkehrt, und wie alle Frauen des alten Testamentes ihn mit der freundlichsten und zärtlichsten Aufmerksamkeit behandelt. Letzterer Umstand war meiner Hauswirthin gar nicht lieb, und nicht selten bezeugte sie die eifersüchtigste Mißlaune über ihres Mannes nächtlichen Umgang mit den Weibern des alten Testamentes. Wäre es noch, sagte sie, die keusche Mutter Maria, oder die alte Marthe, oder auch meinethalb die Magdalene, die sich ja gebessert hat — aber ein nächtliches Verhältniß mit den Saufstöchtern des alten Loth, mit der sauberen Madam Judith, mit der verlaufenen Königin von Saba und dergleichen zweideutigen Weibsbildern, darf nicht geduldet werden. Nichts glich aber ihrer Wuth, als eines Morgens ihr Mann, im Uebergeschwätze seiner Seligkeit, eine begeisterte Schilderung der schönen Esther entwarf, welche ihn gebeten, ihr bei ihrer Toilette behülflich zu sein, indem sie durch die Macht ihrer Reize, den König Ahasverus für die gute Sache gewinnen wollte. Vergebens betheuerte der arme Mann, daß Herr Mardachai selber ihn bei seiner schönen Pflegetochter eingeführt, daß diese schon halb bekleidet war, daß er ihr nur die langen schwarzen Haare ausgekämmt — vergebens! die erboßte Frau schlug den armen Mann mit seinen eignen Bruchbändern, goß ihm den heißen Caffe ins Gesicht, und sie hätte ihn gewiß umgebracht, wenn er nicht auf's heiligste versprach, allen Umgang mit den alttestamentalischen Weibern aufzugeben, und künftig nur mit Erzvätern und männlichen Propheten zu verkehren.

Die Folge dieser Mißhandlung war, daß Myn Heer von nun an sein nächtliches Glück gar ängstlich verschwieg; er wurde jetzt erst ein heiliger Rous; wie er mir gestand, hatte er den Muth sogar der nackten Susanna die unsittlichsten Anträge zu machen; ja, er war am Ende frech genug, sich in den Harem des Königs Salomon hineinzuträumen und mit dessen tausend Weibern Thee zu trinken.

Zwölftes Kapitel.

Unglückselige Eifersucht! durch diese ward einer meiner schönsten Träume und mittelbar vielleicht das Leben des kleinen Simson unterbrochen!

Was ist Traum? Was ist Tod? Ist dieser nur eine Unterbrechung des Lebens? Oder gänzliches Aufhören desselben? Ja, für Leute, die nur Ver-

gangenheit und Zukunft kennen und nicht in jedem Momente der Gegenwart eine Ewigkeit leben können, ja für solche muß der Tod schrecklich sein! Wenn ihnen die beiden Krücken, Raum und Zeit, entfallen, dann sinken sie ins ewige Nichts.

Und der Traum? Warum fürchten wir uns vor dem Schlafengehn nicht weit mehr als vor dem Begrabenwerden? Ist es nicht furchtbar, daß der Leib eine ganze Nacht leichentodt sein kann, während der Geist in uns das bewegteste Leben führt, ein Leben mit allen Schrecknissen jener Scheidung, die wir eben zwischen Geist und Leib gestiftet? Wenn einst, in der Zukunft, beide wieder in unserem Bewußtsein vereinigt sind, dann giebt es vielleicht keine Träume mehr, oder nur kranke Menschen, Menschen deren Harmonie gestört, werden träumen. Nur leise und wenig träumten die Alten; ein starker, gewaltiger Traum war bei ihnen wie ein Ereigniß und wurde in die Geschichtsbücher eingetragen. Das rechte Träumen beginnt erst bei den Juden, dem Volke des Geistes, und erreichte seine höchste Blüthe bei den Christen, dem Geistervolk. Unsere Nachkommen werden schaudern, wenn sie einst lesen, welch ein gespenstisches Dasein wir geführt, wie der Mensch in uns gespalten war und nur die eine Hälfte ein eigentliches Leben geführt. Unsere Zeit — und sie beginnt am Kreuze Christi — wird als eine große Krankheitsperiode der Menschheit betrachtet werden.

Und doch, welche süße Träume haben wir träumen können! Unsere gesunden Nachkommen werden es kaum begreifen. Um uns her verschwanden alle Herrlichkeiten der Welt, und wir fanden sie wieder in unserer inneren Seele — in unsere Seele flüchtete sich der Duft der zertretenen Rosen und der lieblichste Gesang der verscheuchten Nachtigallen —

Ich weiß das alles und sterbe an den unheimlichen Aengsten und grauenhaften Süßigkeiten unserer Zeit. Wenn ich des Abends mich auskleide, und zu Bette lege, und die Beine lang ausstrecke, und mich bedecke mit dem weißen Laken: dann schaudre ich manchmal unwillkührlich, und mir kommt in den Sinn, ich sei eine Leiche und ich begrübe mich selbst. Dann schließe ich hastig die Augen um diesem schauerlichen Gedanken zu entrinnen, um mich zu retten in das Land der Träume.

Es war ein süßer, lieber, sonniger Traum. Der Himmel himmelblau und wolkenlos, das Meer meergrün und still. Unabsehbar weite Wasserfläche, und darauf schwamm ein buntgewimpeltes Schiff, und auf dem Verdeck saß ich kosend zu den Füßen Jadvigas. Schwärmerische Liebeslieder, die ich selber auf rosige Papierstreifen geschrieben, las ich ihr vor, heiter seufzend, und sie horchte mit ungläubig geneigtem Ohr, und sehnsüchtigem Lächeln, und riß mir zuweilen hastig die Blätter aus der Hand und warf sie ins Meer. Aber

die schönen Nixen, mit ihren schneeweißen Busen und Armen, tauchten jedesmal aus dem Wasser empor, und erhaschten die flatternden Lieder der Liebe. Als ich mich über Bord beugte, konnte ich ganz klar bis in die Tiefe des Meeres hinabschaun, und da saßen, wie in einem gesellschaftlichen Kreise, die schönen Nixen, und in ihrer Mitter stand ein junger Nix, der, mit gefühlvoll belebtem Angesicht, meine Liebeslieder deklamirte. Ein stürmischer Beifall erscholl bei jeder Strophe; die grünlockigten Schönen applaudirten so leidenschaftlich, daß Brust und Nacken errötheten, und sie lobten, mit einer freudigen, aber doch zugleich mitleidigen Begeisterung: „Welche sonderbare Wesen sind diese Menschen! Wie sonderbar ist ihr Leben! Wie tragisch ihr ganzes Schicksal! Sie lieben sich und dürfen es meistens nicht sagen, und dürfen sie es einmal sagen, so können sie doch einander selten verstehn! Und dabei leben sie nicht ewig wie wir, sie sind sterblich, nur eine kurze Spanne Zeit ist ihnen vergönnt das Glück zu suchen, sie müssen es schnell erhaschen, hastig ans Herz drücken, ehe es entflieht — deshalb sind ihre Liebeslieder auch so zart, so innig, so süßängstlich, so verzweiflungsvoll lustig, ein so seltsames Gemisch von Freude und Schmerz. Der Gedanke des Todes wirft seinen melancholischen Schatten über ihre glücklichsten Stunden und tröstet sie lieblich im Unglück. Sie können weinen. Welche Poesie in so einer Menschenthräne!

Hörst du, sagte ich zu Jadviga, wie die da unten über uns urtheilen? — Wir wollen uns umarmen, damit sie uns nicht mehr bemitleiden, damit sie sogar neidisch werden! Sie aber, die Geliebte, sah mich an mit unendlicher Liebe, und ohne ein Wort zu reden. Ich hatte sie stumm geküßt. Sie erblich, und ein kalter Schauer überflog die holde Gestalt. Sie lag endlich starr, wie weißer Marmor, in meinen Armen, und ich hätte sie für todt gehalten, wenn sich nicht zwei große Thränenströme unaufhaltsam aus ihren Augen ergossen — und diese Thränen überfluteten mich, während ich das holde Bild immer gewaltiger in meinen Armen umschlang —

Da hörte ich plötzlich die keifende Stimme meiner Hauswirthin und erwachte aus meinem Traum. Sie stand vor meinem Bette, mit der Blendlaterne in der Hand, und bat mich schnell aufzustehn und sie zu begleiten. Nie hatte ich sie so häßlich gesehn. Sie war im Hemde und ihre verwitterten Brüste vergoldete der Mondschein, der eben durchs Fenster fiel; sie sahen aus wie zwei getrocknete Zitronen. Ohne zu wissen was sie begehrte, fast noch schlummertrunken, folgte ich ihr nach dem Schlafgemach ihres Gatten, und da lag der arme Mann, die Nachtmütze über die Augen gezogen, und schien heftig zu träumen. Manchmal zuckte sichtbar sein Leib unter der Bettdecke, seine Lippen lächelten vor überschwenglichster Wonne, spitzten sich manchmal krampfhaft, wie zu einem Kusse, und er röchelte und stammelte: Vasthi! Königin Vasthi! Majestät! Fürchte keinen Ahasveros! Geliebte Vasthi!

Mit zornglühenden Augen beugte sich nun das Weib über den schlafenden Gatten, legte ihr Ohr an sein Haupt, als ob sie seine Gedanken erlauschen könnte, und flüsterte mir zu: haben Sie sich nun überzeugt, Myn Heer Schnabelewopski? Er hat jetzt eine Buhlschaft mit der Königin Vasthi! Der schändliche Ehebrecher! Ich habe dieses unzüchtige Verhältniß schon gestern Nacht entdeckt. Sogar eine Heidin hat er mir vorgezogen! Aber ich bin Weib und Christin, und Sie sollen sehen, wie ich mich räche.

Bei diesen Worten riß sie erst die Bettdecke von dem Leibe des armen Sünders — er lag im Schweiß — alsdann ergriff sie ein hirschledernes Bruchband, und schlug damit gotteslästerlich los auf die dünnen Gliedmaßen des armen Sünders. Dieser, also unangenehm geweckt, aus seinem biblischen Traum, schrie so laut, als ob die Hauptstadt Susa in Feuer und Holland in Wasser stünde, und brachte mit seinem Geschrei die Nachbarschaft in Aufruhr.

Den andern Tag hieß es in ganz Leyden, mein Hauswirth habe solch großes Geschrei erhoben, weil er mich des Nachts in der Gesellschaft seiner Gattin gesehen. Man hatte letztere halb nackt am Fenster erblickt; und unsere Hausmagd, die mir gram war, und von der Wirthin zur rothen Kuh über dies Ereigniß befragt worden, erzählte, daß sie selber gesehen, wie Myfrow mir in meinem Schlafzimmer einen nächtlichen Besuch abgestattet.

Ich kann nicht ohne gewaltigen Kummer an dieses Ereigniß denken. Welche fürchterliche Folgen!

Dreizehntes Kapitel.

Wäre die Wirthin zur rothen Kuh eine Italienerin gewesen, so hätte sie vielleicht mein Essen vergiftet; da sie aber eine Holländerin war, so schickte sie mir sehr schlechtes Essen. Schon des anderen Mittags erduldeten wir die Folgen ihres weiblichen Unwillens. Das erste Gericht war: keine Suppe. Das war schrecklich, besonders für einen wohlerzogenen Menschen wie ich, der von Jugend auf alle Tage Suppe gegessen, der sich bis jetzt gar keine Welt denken konnte, wo nicht des Morgens die Sonne aufgeht und des Mittags die Suppe aufgetragen wird. Das zweite Gericht bestand aus Rindfleisch, welches kalt und hart war wie Myrons Kuh. Drittens kam ein Schellfisch, der aus dem Halse roch wie ein Mensch. Viertens kam ein großes Huhn, das, weit entfernt unsern Hunger stillen zu wollen, so mager und abgezehrt aussah, als ob es selber Hunger hätte: so daß man fast vor Mitleid nichts davon essen konnte.

Und nun, kleiner Simson, rief der dicke Drikse, glaubst du noch an Gott? Ist das Gerechtigkeit? Die Frau Bandagistin besucht den Schnabelewopski

in der dunkeln Nacht, und wir müssen dafür schlecht essen am hellen lichten Tag?

O Gott! Gott! seufzte der Kleine, gar verdrießlich wegen solcher atheistischer Ausbrüche und vielleicht auch wegen des schlechten Essens. Seine Verdrießlichkeit stieg, als auch der lange Banpitter seine Witze gegen die Anthropomorphisten losließ und die Egypter lobte, die einst Ochsen und Zwiebel verehrten: denn erstere, wenn sie gebraten, und letztere, wenn sie gestopft, schmeckten ganz göttlich.

Des kleinen Simsons Gemüth wurde aber durch solche Spöttereien immer bitterer gestimmt, und er schloß endlich folgendermaßen seine Apologie des Deismus: Was die Sonne für die Blumen ist, das ist Gott für die Menschen. Wenn die Strahlen jenes himmlischen Gestirns die Blumen berühren, dann wachsen sie heiter empor und öffnen ihre Kelche, und entfalten ihren buntesten Farbenschmuck. Des Nachts, wenn ihre Sonne entfernt ist, stehen sie traurig, mit geschlossenen Kelchen, und schlafen, oder träumen von den goldenen Strahlenküssen der Vergangenheit. Diejenigen Blumen, die immer im Schatten stehen, verlieren Farbe und Wuchs, verkrüppeln und erbleichen, und welken mißmüthig, glücklos. Die Blumen aber, die ganz im Dunkeln wachsen, in alten Burgkellern, unter Klosterruinen, die werden häßlich und giftig, sie ringeln am Boden wie Schlangen, schon ihr Duft ist unheilbringend, boshaft betäubend, tödtlich —

O, du brauchst deine biblische Parabel nicht weiter auszuspinnen, schrie der dicke Driessen, indem er sich ein großes Glas schiedammer Genever in den Schlund goß; du, kleiner Simson, bist eine fromme Blume, die im Sonnenschein Gottes die heiligen Strahlen der Tugend und Liebe so trunken einsaugt, daß deine Seele wie ein Regenbogen blüht, während die unsrige, abgewendet von der Gottheit, farblos und häßlich verwelkt, wo nicht gar pestilenzialische Düfte verbreitet —

Ich habe einmal zu Frankfurt, sagte der kleine Simson, eine Uhr gesehen, die an keinen Uhrmacher glaubte; sie war von Tombak und ging sehr schlecht —

Ich will dir wenigstens zeigen, daß so eine Uhr wenigstens gut schlagen kann, versetzte Driessen, indem er plötzlich ganz ruhig wurde und den Kleinen nicht weiter molestirte.

Da letzterer, trotz seiner schwachen Aermchen, ganz vortrefflich stieß, so ward beschlossen, daß sich die beiden noch denselben Tag auf Parisiens schlagen sollten. Sie stachen auf einander los mit großer Erbitterung. Die schwarzen Augen des kleinen Simson glänzten feurig groß, und kontrastirten um so wunderbarer mit seinen Aermchen, die aus den aufgeschürzten Hemdärmeln gar kläglich dünn hervortraten. Er wurde immer heftiger; er schlug sich ja für die Existenz Gottes, des alten Jehovah, des Königs der Könige. Dieser aber

gewährte seinem Champion nicht die mindeste Unterstützung und im sechsten Gang bekam der Kleine einen Stich in die Lunge.

O Gott! seufzte er und stürzte zu Boden.

Vierzehntes Kapitel.

Diese Scene hatte mich furchtbar erschüttert. Gegen das Weib aber, das mittelbar solches Unglück verursacht, wandte sich der ganze Ungestüm meiner Empfindungen; das Herz voll Zorn und Kummer, stürmte ich nach dem rothen Ochsen.

Ungeheur, warum hast du keine Suppe geschickt? Dieses waren die Worte womit ich die erbleichende Wirthin anredete, als ich sie in der Küche antraf. Das Porzelan auf dem Kamine zitterte bei dem Tone meiner Stimme. Ich war so entsetzlich, wie der Mensch es nur immer sein kann, wenn er keine Suppe gegessen und sein bester Freund einen Stich in die Lunge bekommen.

Ungeheur, warum hast du keine Suppe geschickt? Diese Worte wiederholte ich, während das schuldbewußte Weib starr und sprachlos vor mir stand. Endlich aber, wie aus geöffneten Schleusen, stürzten aus ihren Augen die Thränen. Sie überschwemmten ihr ganzes Antlitz und tröpfelten bis in den Canal ihres Busens. Dieser Anblick konnte jedoch meinen Zorn nicht erweichen, und mit verstärkter Bitterkeit sprach ich: O Ihr Weiber, ich weiß daß Ihr weinen könnt; aber Thränen sind keine Suppe. Ihr seid erschaffen zu unserem Unheil. Eur Blick ist Lug und Eur Hauch ist Trug. Wer hat zuerst vom Apfel der Sünde gegessen? Gänse haben das Capitol gerettet, aber durch ein Weib ging Troja zu Grunde. O Troja! Troja! des Priamos heilige Veste, du bist gefallen durch die Schuld eines Weibes! Wer hat den Markus Antonius ins Verderben gestürzt? Wer verlangte den Kopf Johannis des Täufers? Wer war Ursache von Abelards Verstümmelung? Ein Weib! Die Geschichte ist voll Beispiele, wie wir durch Euch zu Grunde gehn. All Eur Thun ist Thorheit und all Eur Denken ist Undank. Wir geben Euch das Höchste, die heiligste Flamme des Herzens, unsere Liebe — was gebt Ihr uns als Ersatz? Fleisch, schlechtes Rindfleisch, noch schlechteres Hühnerfleisch — Ungeheur, warum hast du keine Suppe geschickt?

Vergebens begann Myfrow jetzt eine Reihe von Entschuldigungen herzustammeln und mich bei allen Seligkeiten unserer genossenen Liebe zu beschwören, ihr diesmal zu verzeihen. Sie wollte mir von nun an noch besseres Essen schicken als früher, und noch immer nur sechs Gulden die Porzion anrechnen, obgleich der groote Dohlenwirth für sein ordinäres Essen sich acht Gulden be-

zahlen läßt. Sie ging so weit, mir für den folgenden Tag Austerpastete zu versprechen; ja, in dem weichen Ton ihrer Stimme dufteten sogar Trüffel. Aber ich blieb standhaft, ich war entschlossen auf immer zu brechen und verließ die Küche mit den tragischen Worten: Adieu, für dieses Leben haben wir ausgekocht!

Im Fortgehn hörte ich etwas zu Boden fallen. War es irgend ein Küchentopf oder Myfrow selber? Ich nahm mir nicht einmal die Mühe nachzusehen, und ging direkt nach der grooten Dohlen, um sechs Porzion Essen für den nächsten Tag zu bestellen.

Nach diesem wichtigsten Geschäft, eilte ich nach der Wohnung des kleinen Simson, den ich in einem sehr schlechten Zustande fand. Er lag in einem großen altfränkischen Bette, das keine Vorhänge hatte, und an dessen Ecken vier große marmorirte Holzsäulen befindlich waren, die oben einen reich vergoldeten Betthimmel trugen. Das Antlitz des Kleinen war leidend blaß, und in dem Blick, den er mir zuwarf, lag so viel Wehmuth, Güte und Elend, daß ich davon bis in die Tiefe meiner Seele gerührt wurde. Der Arzt hatte ihn eben verlassen und seine Wunde für bedenklich erklärt. Van Moeulen, der allein dort geblieben, um die Nacht bei ihm zu wachen, saß vor seinem Bette und las ihm vor aus der Bibel.

Schnabelewopski, seufzte der Kleine, es ist gut, daß du kommst. Kannst zuhören, und es wird dir wohlthun. Das ist ein liebes Buch. Meine Vorfahren haben es in der ganzen Welt mit sich herumgetragen, und gar viel Kummer und Unglück und Schimpf und Haß dafür erduldet, oder sich gar dafür todtschlagen lassen. Jedes Blatt darin hat Thränen und Blut gekostet, es ist das aufgeschriebene Vaterland der Kinder Gottes, es ist das heilige Erbe Jehovas —

Rede nicht zuviel, rief Van Moeulen, es bekömmt dir schlecht.

Und gar, setzte ich hinzu, rede nicht von Jehovah, dem undankbarsten der Götter, für dessen Existenz du dich heute geschlagen —

O Gott! seufzte der Kleine und Thränen fielen aus seinen Augen — O Gott du hilfst unseren Feinden!

Rede nicht so viel, wiederholte Van Moeulen. Und du, Schnabelewopski, flüsterte er mir zu, entschuldige, wenn ich dich langweile; der Kleine wollte durchaus, daß ich ihm die Geschichte seines Namensvetters, des Simson, vorlese — wir sind am vierzehnten Kapitel, hör zu:

„Simson ging hinab gen Thimnath, und sahe ein Weib zu Thimnath unter den Töchtern der Philister —"

Nein, rief der Kleine, mit geschlossenen Augen, wir sind schon am sechszehnten Kapitel. Ist mir doch, als lebte ich das alles mit, was du da vorliest, als hörte ich die Schafe blöcken, die am Jordan weiden, als hätte ich selber den Füchsen

die Schwänze angezündet und sie in die Felder der Philister gejagt, als hätte ich mit einem Eselskinnbacken tausend Philister erschlagen — O, die Philister, sie hatten uns unterjocht und verspottet, und ließen uns wie Schweine Zoll bezahlen, und haben mich zum Tanzsaal hinausgeschmissen, auf dem Roß, und zu Bockenheim mit Füßen getreten — hinausgeschmissen, mit Füßen getreten, auf dem Roß, O Gott, das ist nicht erlaubt!

Er liegt im Wundfieber und phantasiert, bemerkte leise Van Moeulen, und begann das sechszehnte Kapitel:

„Simson ging hin gen Gasa und sahe daselbst eine Hure, und lag bei ihr.

„Da ward den Gasitern gesagt: Simson ist herein kommen. Und sie umgaben ihn, und ließen auf ihn lauern die ganze Nacht in der Stadt Thor, und waren die ganze Nacht stille, und sprachen: Harre, morgen, wenn es Licht wird, wollen wir ihn erwürgen.

„Simson aber lag bis zu Mitternacht. Da stund er auf zu Mitternacht, und ergriff beide Thüren an der Stadt Thor, samt den beiden Pfosten, und hub sie aus mit den Riegeln, und legte sie auf seine Schultern, und trug sie hinauf auf die Höhe des Berges von Hebron.

„Darnach gewann er ein Weib lieb, am Bach Sorek, die hieß Delila.

„Zu der kamen der Philister Fürsten hinauf, und sprachen zu ihr: Ueberrede ihn, und besiehe, worin er so große Kraft hat, und womit wir ihn übermögen, daß wir ihn binden und zwingen, so wollen wir dir geben ein jeglicher tausend und hundert Silberlinge.

„Und Delila sprach zu Simson: Lieber, sage mir, worinnen deine große Kraft sei, und womit man dich binden möge, damit man dich zwinge?

„Simson sprach zu ihr: wenn man mich bünde mit sieben Seilen von frischem Bast, die noch nicht verdorret waren: und sie band ihn damit.

„(Man hielt aber auf ihn bei ihr in der Kammer.) Und sie sprach zu ihm: Die Philister über dir, Simson. Er aber zerriß die Seile, wie eine flächsene Schnur zerreißet, wenn sie ans Feuer reucht: und ward nicht kund, wo seine Kraft wäre."

O dumme Philister! rief jetzt der Kleine, und lächelte vergnügt, wollten mich auch auf die Konstablerwacht setzen —

Van Moeulen aber las weiter:

„Da sprach Delila zu Simson: Siehe du hast mich getäuschet, mir gelogen; nun, so sage mir doch, womit kann man dich binden?

„Er antwortete ihr: Wenn sie mich bünden mit neuen Stricken, damit nie keine Arbeit geschehen ist; so würde ich schwach und wie ein andrer Mensch.

„Da nahm Delila neue Stricke, und band ihn damit, und sprach: Philister über dir, Simson; (man hielt aber auf ihn in der Kammer;) und er zerriß sie von seinen Armen, wie einen Faden."

O dumme Philiſter! rief der Kleine im Bette.

„Delila aber ſprach zu ihm: Noch haſt du mich getäuſchet, und mir gelogen. Lieber, ſage mir doch, womit kann man dich binden? Er antwortete ihr: Wenn du ſieben Locken meines Hauptes flöchteſt mit einem Flechtbande, und hefteteſt ſie mit einem Nagel ein.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon. Er aber wachte auf von ſeinem Schlaf, und zog die geflochtenen Locken mit Nagel und Flechtband heraus.“

Der Kleine lachte: das war auf der Eſchenheimer Gaſſe. Van Moeulen aber fuhr fort:

„Da ſprach ſie zu ihm: wie kannſt du ſagen, du habeſt mich lieb, ſo dein Herz doch nicht mit mir iſt? Dreimal haſt du mich getäuſchet, und mir nicht geſagt, worinnen deine große Kraft ſei.

„Da ſie ihn aber trieb mit ihren Worten alle Tage, und zerplagte ihn, ward ſeine Seele matt bis an den Tod.

„Und ſagte ihr ſein ganzes Herz, und ſprach zu ihr: es iſt nie kein Scheermeſſer auf mein Haupt kommen, denn ich bin ein Verlobter Gottes von Mutterleib an. Wenn du mich beſchöreſt, ſo wiche meine Kraft von mir, daß ich ſchwach würde, und wie alle andre Menſchen.

„Da nun Delila ſahe, daß er ihr alle ſein Herz offenbaret hatte, ſandte ſie hin, und ließ der Philiſter Fürſten rufen, und ſagen: Kommet noch einmal herauf, denn er hat mir alle ſein Herz offenbaret. Da kamen der Philiſter Fürſten und brachten das Geld mit ſich in ihrer Hand.

„Und ſie ließ ihn entſchlafen auf ihrem Schooß, und rief einem, der ihm die ſieben Locken ſeines Hauptes abſchöre. Und ſie fing an, ihn zu zwingen. Da war ſeine Kraft von ihm gewichen.

„Und ſie ſprach zu ihm: Philiſter über dir, Simſon. Da er nun von ſeinem Schlaf erwachte, gedachte er: ich will ausgehen, wie ich mehrmals gethan habe, ich will mich ausreißen, und wußte nicht, daß der Herr von ihm gewichen war.

„Aber die Philiſter griffen ihn, und ſtachen ihm die Augen aus, und führten ihn hinab gen Gaſa, und bunden ihn mit zwo ehernen Ketten, und er mußte mahlen im Gefängniß.“

O Gott! Gott! wimmerte und weinte beſtändig der Kranke. Sei ſtill, ſagte Van Moeulen, und las weiter:

„Aber das Haar ſeines Hauptes fing wieder an zu wachſen, wo es beſchoren war.

„Da aber der Philiſter Fürſten ſich verſamleten, ihrem Gott Dagon ein groß Opfer zu thun, und ſich zu freuen, ſprachen ſie: Unſer Gott hat uns unſern Feind Simſon in unſere Hände gegeben.

„Deſſelbigen Gleichen als ihn das Volk ſahe, lobeten ſie ihren Gott; denn ſie ſprachen: Unſer Gott hat uns unſern Feind in unſere Hände gegeben, der unſer Land verderbete, und unſerer viele erſchlug.

„Da nun ihr Herz guter Dinge war, ſprachen ſie: Laſſet Simſon holen, daß er vor uns ſpiele. Da holeten ſie Simſon aus dem Gefängniß, und er ſpielete vor ihnen, und ſie ſtelleten ihn zwiſchen zwo Säulen.

„Simſon aber ſprach zu dem Knaben, der ihn bei der Hand leitete: Laß mich, daß ich die Säulen taſte, auf welchen das Haus ſteht, daß ich mich daran lehne.

„Das Haus aber war voll Männer und Weiber. Es waren auch der Philiſter Fürſten alle da, und auf dem Dach bei dreitauſend, Mann und Weib, die da zuſahen wie Simſon ſpielete.

„Simſon aber rief den Herrn an, und ſprach: Herr, Herr, gedenke mein, und ſtärke mich doch, Gott, diesmal, daß ich für meine beide Augen mich einſt räche an den Philiſtern.

„Und er faſſete die zwo Mittel-Säulen, auf welchen das Haus geſetzet war, und darauf ſich hielt, eine in ſeine rechte und die andere in ſeine linke Hand.

„Und ſprach: Meine Seele ſterbe mit den Philiſtern; und neigte ſich kräftiglich. Da fiel das Haus auf die Fürſten, und auf alles Volk, das drinnen war, daß der Todten mehr waren, die in ſeinem Tode ſturben, denn die bei ſeinem Leben ſturben.“

Bei dieſer Stelle öffnete der kleine Simſon ſeine Augen, geiſterhaft weit; hob ſich krampfhaft in die Höhe; ergriff, mit ſeinen dünnen Aermchen, die beiden Säulen, die zu Füßen ſeines Bettes; rüttelte daran, während er zornig ſtammelte: es ſterbe meine Seele mit den Philiſtern. Aber die ſtarken Bettſäulen blieben unbeweglich, ermattet und wehmüthig lächelnd fiel der Kleine zurück auf ſeine Kiſſen, und aus ſeiner Wunde, deren Verband ſich verſchoben, quoll ein rother Blutſtrom.

Zur

Geſchichte der Religion und Philoſophie

in

Deutſchland.

Vorreden

zum

zweiten Bande der Campe'schen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland."

Vorrede zur ersten Auflage.

Ich muß den deutschen Leser darauf besonders aufmerksam machen, daß diese Blätter ursprünglich für eine französische Zeitschrift, die Revue des deux mondes, und zu einem bestimmten Zeitzweck abgefaßt worden. Sie gehören nämlich zu einer Ueberschau deutscher Geistesvorgänge, wovon ich bereits früher dem französischen Publikum einige Theile vorgelegt, und die auch in deutscher Sprache als Beiträge „zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland" erschienen sind. Die Anforderungen der periodischen Presse, Uebelstände in der Oekonomie derselben, Mangel an wissenschaftlichen Hülfsmitteln, französische Unzulänglichkeiten, ein neulich in Deutschland promulgirtes Gesetz über ausländische Drucke, welches nur auf mich seine Anwendung fand und dergleichen Hemmungen mehr, erlaubten mir nicht, die verschiedenen Theile jener Ueberschau in chronologischer Reihenfolge und unter einem Gesammttitel mitzutheilen. Das gegenwärtige Buch, trotz seiner inneren Einheit und seiner äußerlichen Geschlossenheit, ist also nur das Fragment eines größeren Ganzen.

Ich grüße die Heimath mit dem freundlichsten Gruße.

Geschrieben zu Paris, im Monat December 1834.

Heinrich Heine.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Als die erste Auflage dieses Buches die Presse verließ, und ich ein Exemplar desselben zur Hand nahm, erschrack ich nicht wenig ob den Verstümmelungen, deren Spur sich überall kund gab. Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwischensatz, ganze Stellen waren ausgelassen, ohne Rücksicht auf die Uebergänge, so daß nicht blos der Sinn, sondern manchmal die Gesinnung selbst verschwand. Vielmehr die Furcht Cäsar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei diesen Verstümmelungen, und während sie alles politisch Verfängliche ausmerzte, verschonte sie selbst das Bedenklichste, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieses Buches, welche eine patriotisch-demokratische war, verloren, und unheimlich starrte mir daraus ein ganz fremder Geist entgegen, welcher an scholastisch-theologische Klopffechtereien erinnert, und meinem humanistisch-toleranten Naturell tief zuwider ist.

Ich schmeichelte mir anfangs mit der Hoffnung, daß ich bei einem zweiten Abdruck die Lacunen dieses Buches wieder ausfüllen könne; doch keine Restauration der Art ist jetzt möglich, da bei dem großen Brand zu Hamburg das Original-Manuscript im Hause meines Verlegers verloren gegangen. Mein Gedächtniß ist zu schwach, als daß ich aus der Erinnerung nachhelfen könnte, und außerdem dürfte eine genaue Durchsicht des Buches mir wegen des Zustandes meiner Augen nicht erlaubt sein. Ich begnüge mich damit, daß ich nach der französischen Version, welche früher als die deutsche gedruckt worden, einige der größern ausgelassenen Stellen aus dem Französischen übersetze und intercalire. Eine dieser Stellen, welche in unzähligen französischen Blättern abgedruckt, discutirt und auch in der vorjährigen französischen Deputirtenkammer von einem der größten Staatsmänner der Franzosen, dem Grafen Molé, besprochen worden, ist am Ende dieser neuen Ausgabe befindlich und mag zeigen, welche Bewandtniß es hat mit der Verkleinerung und Herabsetzung Deutschlands, deren ich mich, wie gewisse ehrliche Leute versicherten, dem Auslande gegenüber schuldig gemacht haben soll. Aeußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, offizielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, — das aber keinen Goliath, keinen einzigen großen Mann hervorgebracht hat,— so wußte man das was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnißvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souverainen, mit dessen Szepter und Krone die Meerkatzen spielen. Solche

Insinuation ward den ehrlichen Leuten noch dadurch erleichtert, daß jede Kundgabe meiner wahren Gesinnung mir während einer langen Periode schier unmöglich war, besonders zur Zeit als die Bundestagsdecrete gegen das „junge Deutschland" erschienen, welche hauptsächlich gegen mich gerichtet waren und mich in eine exceptionell gebundene Lage brachten, die unerhört in den Annalen der Preßknechtschaft. Als ich späterhin den Maulkorb etwas lüften konnte, blieben doch die Gedanken noch geknebelt.

Das vorliegende Buch ist Fragment, und soll auch Fragment bleiben. Ehrlich gestanden, es wäre mir lieb, wenn ich das Buch ganz ungedruckt lassen könnte. Es haben sich nämlich seit dem Erscheinen desselben meine Ansichten über manche Dinge, besonders über göttliche Dinge, bedenklich geändert, und manches, was ich behauptete, widerspricht jetzt meiner bessern Ueberzeugung. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, sobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, sobald es seiner Lippe entsprungen und gar durch die Presse vervielfältigt worden. Außerdem würden fremde Befugnisse mir mit zwingendem Einspruch entgegentreten, wenn ich dieses Buch ungedruckt ließe und meinen Gesammtwerken entzöge. Ich könnte zwar, wie manche Schriftsteller in solchen Fällen thun, zu einer Milderung der Ausdrücke, zu Verhüllungen durch Phrase meine Zuflucht nehmen; aber ich hasse im Grund meiner Seele die zweideutigen Worte, die heuchlerischen Blumen, die feigen Feigenblätter. Einem ehrlichen Manne bleibt aber unter allen Umständen das unveräußerliche Recht, seinen Irrthum offen zu gestehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daß alles, was in diesem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, ebenso falsch wie unbesonnen ist. Ebenso unbesonnen wie falsch ist die Behauptung, die ich der Schule nachsprach, daß der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet sei und sich nur noch in der Erscheinungswelt kümmerlich hinfriste. Nein, es ist nicht wahr, daß die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Dasein Gottes, wie wir dieselben seit Anselm von Canterbury kennen, zernichtet hat, auch dem Dasein Gottes selber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt sein lebendigstes Leben, er ist nicht todt, und am allerwenigsten hat ihn die neueste deutsche Philosophie getödtet. Diese spinnwebige Berliner Dialektik kann keinen Hund aus dem Ofenloch locken, sie kann keine Katze tödten, wie viel weniger einen Gott. Ich habe es am eignen Leibe erprobt, wie wenig gefährlich ihr Umbringen ist; sie bringt immer um, und die Leute bleiben dabei am Leben. Der Thürhüter der Hegel'schen Schule, der grimme Ruge, behauptete einst steif und fest, oder vielmehr fest und steif, daß er mich mit seinem Portierstock in den Hallischen Jahrbüchern todt geschlagen habe, und doch zur selben Zeit ging ich umher auf den Boulevards von Paris, frisch und gesund und un-

sterblicher als je. Der arme, brave Ruge! er selber konnte sich später nicht des ehrlichsten Lachens enthalten, als ich ihm hier in Paris das Geständniß machte, daß ich die fürchterlichen Todtschlagblätter, die Hallischen Jahrbücher, nie zu Gesicht bekommen hatte, und sowohl meine vollen rothen Backen, als auch der gute Appetit, womit ich Austern schluckte, überzeugten ihn, wie wenig mir der Name einer Leiche gebührte. In der That, ich war damals noch gesund und feist, ich stand im Zenith meines Fettes, und war so übermüthig wie der König Nebucadnezar vor seinem Sturze.

Ach! einige Jahre später ist eine leibliche und geistige Veränderung eingetreten. Wie oft seitdem denke ich an die Geschichte dieses babylonischen Königs, der sich selbst für den lieben Gott hielt, aber von der Höhe seines Dünkels erbärmlich herabstürzte, wie ein Thier am Boden kroch und Gras aß — (es wird wohl Salat gewesen sein). In dem prachtvoll grandiosen Buch Daniel steht diese Legende, die ich nicht blos dem guten Ruge, sondern auch meinem noch viel verstocktern Freunde Marx, ja auch den Herren Feuerbach, Daumer, Bruno Bauer, Hengstenberg und wie sie sonst heißen mögen, diese gottlosen Selbstgötter, zur erbaulichen Beherzigung empfehle. Es stehen überhaupt noch viel schöne und merkwürdige Erzählungen in der Bibel, die ihrer Beachtung werth wären, z. B. gleich im Anfang die Geschichte von dem verbotenen Baume im Paradiese und von der Schlange, der kleinen Privatdocentin, die schon sechstausend Jahre vor Hegel's Geburt die ganze Hegel'sche Philosophie vortrug. Dieser Blaustrumpf ohne Füße zeigt sehr scharfsinnig, wie das Absolute in der Identität von Sein und Wissen besteht, wie der Mensch zum Gotte werde durch die Erkenntniß, oder was dasselbe ist, wie Gott im Menschen zum Bewußtsein seiner selbst gelange. — Diese Formel ist nicht so klar wie die ursprünglichen Worte: wenn ihr vom Baume der Erkenntniß genossen, werdet ihr wie Gott sein! Frau Eva verstand von der ganzen Demonstration nur das Eine, daß die Frucht verboten sei, und weil sie verboten, aß sie davon, die gute Frau. Aber kaum hatte sie von dem lockenden Apfel gegessen, so verlor sie ihre Unschuld, ihre naive Unmittelbarkeit, sie fand, daß sie viel zu nackend sei für eine Person von ihrem Stande, die Stammmutter so vieler künftigen Kaiser und Könige, und sie verlangte ein Kleid. Freilich nur ein Kleid von Feigenblättern, weil damals noch keine Lyoner Seidenfabrikanten geboren waren, und weil es auch im Paradiese noch keine Putzmacherinnen und Modehändlerinnen gab — o Paradies! Sonderbar, so wie das Weib zum denkenden Selbstbewußtsein kommt, ist ihr erster Gedanke ein neues Kleid! Auch diese biblische Geschichte, zumal die Rede der Schlange, kommt mir nicht aus dem Sinn, und ich möchte sie als Motto diesem Buche voransetzen, in derselben Weise, wie man oft vor fürstlichen Gärten eine Tafel sieht mit der warnenden Aufschrift: Hier liegen Fußangeln und Selbstschüsse.

Ich habe mich bereits in meinem jüngsten Buche, im Romanzero, über die Umwandlung ausgesprochen, welche in Bezug auf göttliche Dinge in meinem Geiste stattgefunden. Es sind seitdem mit christlicher Zudringlichkeit sehr viele Anfragen an mich ergangen, auf welchem Wege die bessere Erleuchtung über mich gekommen. Fromme Seelen scheinen darnach zu lechzen, daß ich ihnen irgend ein Mirakel aufbinde, und sie möchten gerne wissen, ob ich nicht wie Saulus ein Licht erblickte auf dem Wege nach Damascus, oder ob ich nicht wie Barlam, der Sohn Boers, einen stätigen Esel geritten, der plötzlich den Mund aufthat und zu sprechen begann wie ein Mensch? Nein, ihr gläubigen Gemüther, ich reiste niemals nach Damascus, ich weiß nichts von Damascus, als daß jüngst die dortigen Juden beschuldigt worden, sie fräßen alte Kapuziner, und der Name der Stadt wäre mir vielleicht ganz unbekannt, hätte ich nicht das Hohe Lied gelesen, wo der König Salomo die Nase seiner Geliebten mit einem Thurm vergleicht, der gen Damascus schaut. Auch sah ich nie einen Esel, nämlich keinen vierfüßigen, der wie ein Mensch gesprochen hätte, während ich Menschen genug traf, die jedesmal, wenn sie den Mund aufthaten, wie Esel sprachen. In der That, weder eine Vision, noch eine seraphitische Verzückung, noch eine Stimme vom Himmel, auch kein merkwürdiger Traum oder sonst ein Wunderspuk brachte mich auf den Weg des Heils, und ich verdanke meine Erleuchtung ganz einfach der Lectüre eines Buches — Eines Buches? Ja, und es ist ein altes, schlichtes Buch, bescheiden wie die Natur, auch natürlich wie diese; ein Buch, das werkeltägig und anspruchslos aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brod, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche lies't, mit den lieben, bebenden Lippen, und mit der Brille auf der Nase — und dieses Buch heißt auch ganz kurz weg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes. Die Juden, welche sich auf Kostbarkeiten verstehen, wußten sehr gut, was sie thaten, als sie bei dem Brande des zweiten Tempels die goldenen und silbernen Opfergeschirre, die Leuchter und Lampen, sogar den hohenpriesterlichen Brustlatz mit den großen Edelsteinen im Stich ließen, und nur die Bibel retteten. Diese war der wahre Tempelschatz, und derselbe ward gottlob nicht ein Raub der Flammen oder des Titus Vespasianus, des Bösewichts, der ein so schlechtes Ende genommen, wie die Rabbiner erzählen. Ein jüdischer Priester, der zweihundert Jahr vor dem Brand des zweiten Tempels, während der Glanzperiode des Ptolemäers Philadelphus, zu Jerusalem lebte und Josua ben Sira's ben-Eliezer hieß, hat in einer Gnomensammlung, Meschalim, in Bezug auf die Bibel den Gedanken seiner Zeit ausgesprochen,

und ich will seine schönen Worte hier mittheilen. Sie sind sacerdotal feierlich und doch zuglich so erquickend frisch, als wären sie erst gestern einer lebenden Menschenbrust entquollen, und sie lauten wie folgt:

„Dies Alles ist eben das Buch des Bundes, mit dem höchsten Gott gemacht, nämlich das Gesetz, welches Mose dem Hause Jakob zum Schatz befohlen hat. Daraus die Weisheit geflossen ist, wie das Wasser Pison, wenn es groß ist: und wie das Wasser Tigris, wenn es übergehet in Lenzen. Daraus der Verstand geflossen ist, wie der Euphrates, wenn er groß ist, und wie der Jordan in der Ernte. Aus demselben ist hervorbrochen die Zucht, wie das Licht, und wie das Wasser Nilus im Herbst. Er ist nie gewesen, der es ausgelernt hätte: und wird nimmermehr werden, der es ausgründen möchte. Denn sein Sinn ist reicher, weder kein Meer: und sein Wort tiefer, denn kein Abgrund."

Geschrieben zu Paris, im Wonnemond 1852.

Heinrich Heine.

Erstes Buch.

Die Franzosen glaubten, in der letzten Zeit, zu einer Verständniß Deutschlands zu gelangen, wenn sie sich mit den Erzeugnissen unserer schönen Literatur bekannt machten. Hierdurch haben sie sich aber aus dem Zustande gänzlicher Ignoranz nur erst zur Oberflächlichkeit erhoben. Denn die Erzeugnisse unserer schönen Literatur bleiben für sie nur stumme Blumen, der ganze deutsche Gedanke bleibt für sie ein unwirthliches Räthsel, so lange sie die Bedeutung der Religion und der Philosophie in Deutschland nicht kennen.

Indem ich nun über diese beiden einige erläuternde Auskunft zu ertheilen suche, glaube ich ein nützliches Werk zu unternehmen. Dieses ist für mich keine leichte Aufgabe. Es gilt zunächst die Ausdrücke einer Schulsprache zu vermeiden, die den Franzosen gänzlich unbekannt ist. Und doch habe ich weder die Subtilitäten der Theologie, noch die der Metaphysik so tief ergründet, daß ich im Stande wäre, dergleichen nach den Bedürfnissen des französischen Publikums, ganz einfach und ganz kurz zu formuliren. Ich werde daher nur von den großen Fragen handeln, die in der deutschen Gottesgelahrtheit und Weltweisheit zur Sprache gekommen, ich werde nur ihre sociale Wichtigkeit beleuchten, und immer werde ich die Beschränktheit meiner eigenen Verdeutlichungsmittel und das Fassungsvermögen des französischen Lesers berücksichtigen.

Große deutsche Philosophen, die etwa zufällig einen Blick in diese Blätter werfen, werden vornehm die Achseln zucken über den dürftigen Zuschnitt alles dessen, was ich hier vorbringe. Aber sie mögen gefälligst bedenken, daß das wenige, was ich sage, ganz klar und deutlich ausgedrückt ist, während ihre eignen Werke, zwar sehr gründlich, unermeßbar gründlich, sehr tiefsinnig, stupent tiefsinnig, aber eben so unverständlich sind. Was helfen dem Volke die verschlossenen Kornkammern, wozu es keinen Schlüssel hat? Das Volk hungert nach Wissen und dankt mir für das Stückchen Geistesbrod, das ich ehrlich mit ihm theile.

Ich glaube, es ist nicht Talentlosigkeit, was die meisten deutschen Gelehrten davon abhält, über Religion und Philosophie sich populair auszusprechen. Ich glaube, es ist Scheu vor den Resultaten ihres eigenen Denkens, die sie nicht wagen, dem Volke mitzutheilen. Ich, ich habe nicht diese Scheu, denn ich bin kein Gelehrter, ich selber bin Volk. Ich bin kein Gelehrter, ich gehöre

nicht zu den siebenhundert Weisen Deutschlands. Ich stehe mit dem großen Haufen vor den Pforten ihrer Weisheit, und ist da irgend eine Wahrheit durchgeschlüpft, und ist diese Wahrheit bis zu mir gelangt, dann ist sie weit genug: — ich schreibe sie mit hübschen Buchstaben auf Papier und gebe sie dem Setzer; der setzt sie in Blei und giebt sie dem Drucker; dieser druckt sie und sie gehört dann der ganzen Welt.

Die Religion, deren wir uns in Deutschland erfreuen, ist das Christenthum. Ich werde also zu erzählen haben: was das Christenthum ist, wie es römischer Katholizismus geworden, wie aus diesem der Protestantismus und aus dem Protestantismus die deutsche Philosophie hervorging.

Indem ich nun mit Besprechung der Religion beginne, bitte ich im Voraus alle frommen Seelen, sich bei Leibe nicht zu ängstigen. Fürchtet nichts, fromme Seelen! Keine profanirende Scherze sollen Euer Ohr verletzen. Diese sind allenfalls noch nützlich in Deutschland, wo es gilt, die Macht der Religion, für den Augenblick, zu neutralisiren. Wir sind nämlich dort in derselben Lage wie Ihr vor der Revoluzion, als das Christenthum im untrennbarsten Bündnisse stand mit dem alten Regime. Dieses konnte nicht zerstört werden, so lange noch jenes seinen Einfluß übte auf die Menge. Voltaire mußte sein scharfes Gelächter erheben, ehe Samson sein Beil fallen lassen konnte. Jedoch wie durch dieses Beil, so wurde auch durch jenes Lachen im Grunde nichts bewiesen, sondern nur bewirkt. Voltaire hat nur den Leib des Christenthums verletzen können. Alle seine Späße, die aus der Kirchengeschichte geschöpft, alle seine Witze über Dogmatik und Kultus, über die Bibel, dieses heiligste Buch der Menschheit, über die Jungfrau Maria, diese schönste Blume der Poesie, das ganze Dictionaire philosophischer Pfeile, das er gegen Clerus und Priesterschaft losschoß, verletzte nur den sterblichen Leib des Christenthums, nicht dessen inneres Wesen, nicht dessen tieferen Geist, nicht dessen ewige Seele.

Denn das Christenthum ist eine Idee, und als solche unzerstörbar und unsterblich, wie jede Idee. Was ist aber diese Idee?

Eben weil man diese Idee noch nicht klar begriffen und Aeußerlichkeiten für die Hauptsache gehalten hat, giebt es noch keine Geschichte des Christenthums. Zwei entgegengesetzte Parteien schreiben die Kirchengeschichte und widersprechen sich beständig, doch die eine, eben so wenig wie die andere, wird jemals bestimmt aussagen: was eigentlich jene Idee ist, die dem Christenthum als Mittelpunkt dient, die sich in dessen Symbolik, im Dogma wie im Kultus, und in dessen ganzer Geschichte zu offenbaren strebt, und im wirklichen Leben der christlichen Völker manifestirt hat! Weder Baronius, der katholische Kardinal, noch der protestantische Hofrath Schröckh entdeckt uns, was eigentlich jene Idee war. Und wenn Ihr alle Folianten der Mansischen Concilienſammlung, des

Assemannischen Codex der Liturgien und die ganze Historia ecclesiastica von Sacarelli durchblättert, werdet Ihr doch nicht einsehen, was eigentlich die Idee des Christenthums war. Was seht Ihr denn in den Historien der orientalischen und der occidentalischen Kirchen? In jener, der orientalischen Kirchengeschichte seht Ihr nichts als dogmatische Spitzfindigkeiten, wo sich die altgriechische Sophistik wieder kund giebt; in dieser, in der occidentalischen Kirchengeschichte, seht Ihr nichts als disciplinarische, die kirchlichen Interessen betreffende Zwiste, wobei die altrömische Rechtskasuistik und Regierungskunst, mit neuen Formeln und Zwangsmitteln sich wieder geltend machen. In der That, wie man in Constantinopel über den Logos stritt, so stritt man in Rom über das Verhältniß der weltlichen zur geistlichen Macht; und wie etwa dort über Homousios, so befehdete man sich hier über Investitur. Aber der byzantinischen Fragen: ob der Logos dem Gott-Vater Homousios sei? ob Maria Gottgebärerin heißen soll oder Menschengebärerin? ob Christus in Ermangelung der Speise hungern mußte, oder nur deswegen hungerte, weil er hungern wollte? alle diese Fragen haben im Hintergrund lauter Hofintriguen, deren Lösung davon abhängt, was in den Gemächern des Sacri Palatii gezischelt und gekichert wird, ob z. B. Eudoxia fällt oder Pulcheria; — denn diese Dame haßt den Nestorius, den Verräther ihrer Liebeshändel, jene haßt den Cyrillus, welchen Pulcheria beschützt, alles bezieht sich zuletzt auf lauter Weiber- und Hämmlingsgeklätsche, und im Dogma wird eigentlich der Mann und im Manne eine Partei verfolgt oder befördert. Eben so geht's im Occident; Rom wollte herrschen; „als seine Legionen gefallen, schickte es Dogmen in die Provinzen;" alle Glaubenszwiste hatten römische Usurpazionen zum Grunde; es galt, die Obergewalt des römischen Bischofs zu konsolidiren. Dieser war über eigentliche Glaubenspunkte immer sehr nachsichtig, spie aber Feuer und Flamme, sobald die Rechte der Kirche angegriffen wurden; er disputirte nicht viel über die Personen in Christus, sondern über die Consequenzen der Isidorschen Dekretalen; er centralisirte seine Gewalt durch kanonisches Recht, Einsetzung der Bischöfe, Herabwürdigung der fürstlichen Macht, Mönchsorden, Cölibat u. s. w. Aber war dieses das Christenthum? Offenbart sich uns aus der Lektüre dieser Geschichten die Idee des Christenthums? Was ist diese Idee?

Wie sich diese Idee historisch gebildet und in der Erscheinungswelt manifestirt, ließe sich wohl schon in den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt entdecken, wenn wir namentlich in der Geschichte der Manichäer und der Gnostiker vorurtheilsfrei nachforschen. Obgleich erstere verketzert und letztere verschrien sind und die Kirche sie verdammt hat, so erhielt sich doch ihr Einfluß auf das Dogma, aus ihrer Symbolik entwickelte sich die katholische Kunst, und ihre Denkweise durchdrang das ganze Leben der christlichen Völker. Die Manichäer sind ihren

letzten Gründen nach nicht sehr verschieden von den Gnostikern. Die Lehre von den beiden Prinzipien, dem guten und dem bösen, die sich bekämpfen, ist beiden eigen. Die Einen, die Manichäer, erhielten diese Lehre aus der altpersischen Religion, wo Ormuz, das Licht, dem Ariman, der Finsterniß feindlich entgegengesetzt ist. Die Anderen, die eigentlichen Gnostiker, glaubten vielmehr an die Präexistenz des guten Prinzips, und erklärten die Entstehung des bösen Prinzips durch Emanazion, durch Generazionen von Aeonen, die, jemehr sie von ihrem Ursprung entfernt sind, sich desto trüber verschlechtern. Nach Cerinthus war der Erschaffer unserer Welt keineswegs der höchste Gott, sondern nur eine Emanazion desselben, einer von den Aeonen, der eigentliche Demiurgos, der allmählich ausgeartet ist, und jetzt, als böses Prinzip, dem aus dem höchsten Gott unmittelbar entsprungenen Logos, dem guten Prinzip, feindselig gegenüber stehe. Diese gnostische Weltansicht ist urindisch und sie führte mit sich die Lehre von der Inkarnazion Gottes, von der Abtödtung des Fleisches, vom geistigen Insichselbstversenken, sie gebar das ascetisch beschauliche Mönchsleben, welches die reinste Blüthe der christlichen Idee. Diese Idee hat sich in der Dogmatik nur sehr verworren und im Kultus nur sehr trübe aussprechen können. Doch sehen wir überall die Lehre von den beiden Prinzipien hervor treten; dem guten Christus steht der böse Satan entgegen; die Welt des Geistes wird durch Christus, die Welt der Materie durch Satan repräsentirt; jenem gehört unsere Seele, diesem unser Leib; und die ganze Erscheinungswelt, die Natur ist demnach ursprünglich böse, und Satan, der Fürst der Finsterniß, will uns damit ins Verderben locken, und es gilt allen sinnlichen Freuden des Lebens zu entsagen, unsern Leib, das Lehn Satans, zu peinigen, damit die Seele sich desto herrlicher emporschwinge in den lichten Himmel, in das strahlende Reich Christi.

Diese Weltansicht, die eigentliche Idee des Christenthums, hatte sich, unglaublich schnell, über das ganze römische Reich verbreitet, wie eine ansteckende Krankheit, das ganze Mittelalter hindurch dauerten die Leiden, manchmal Fieberwuth, manchmal Abspannung, und wir Modernen fühlen noch immer Krämpfe und Schwäche in den Gliedern. Ist auch mancher von uns schon genesen, so kann er doch der allgemeinen Lazarethluft nicht entrinnen, und er fühlt sich unglücklich als der einzig gesunde unter lauter Siechen. Einst wenn die Menschheit ihre völlige Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen: dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schönern Generazionen, die gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude emporblühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und, durch Abtödtung der warmen farbigen Sinnlichkeit, fast zu kalten Gespenstern ver-

blichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, er habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich, durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etabliren, die, nach der Meinung der Frommen, erst am jüngsten Tage, im Himmel, stattfinden soll. Jenes ist vielleicht eben so wie dieses eine thörichte Hoffnung, und es giebt keine Auferstehung der Menschheit, weder im politisch moralischen, noch im apostolisch katholischen Sinne.

Die Menschheit ist vielleicht zu ewigem Elend bestimmt, die Völker sind vielleicht auf ewig verdammt von Despoten zertreten, von den Spießgesellen derselben exploitirt, und von den Lakaien verhöhnt zu werden.

Ach, in diesem Falle müßte man das Christenthum, selbst wenn man es als Irrthum erkannt, dennoch zu erhalten suchen, man müßte in der Mönchskutte und baarfuß durch Europa laufen, und die Nichtigkeit aller irdischen Güter und Entsagung predigen, und den gegeißelten und verspotteten Menschen das tröstende Crucifix vorhalten, und ihnen nach dem Tode, dort oben, alle sieben Himmel versprechen.

Vielleicht eben, weil die Großen dieser Erde ihrer Obermacht gewiß sind, und im Herzen beschlossen haben, sie ewig zu unserem Unglück zu mißbrauchen, sind sie von der Nothwendigkeit des Christenthums für ihre Völker überzeugt, und es ist im Grunde ein zartes Menschlichkeitsgefühl, daß sie sich für die Erhaltung dieser Religion so viele Mühe geben!

Das endliche Schicksal des Christenthums ist also davon abhängig, ob wir dessen noch bedürfen. Diese Religion war eine Wohlthat für die leidende Menschheit während achtzehn Jahrhunderten, sie war providentiell, göttlich, heilig. Alles, was sie der Civilisazion genützt, indem sie die Starken zähmte und die Zahmen stärkte, die Völker verband durch gleiches Gefühl und gleiche Sprache, und was sonst noch von ihren Apologeten hervorgerühmt wird, das ist sogar noch unbedeutend in Vergleichung mit jener großen Tröstung, die sie durch sich selbst den Menschen angedeihen lassen. Ewiger Ruhm gebührt dem Symbol jenes leidenden Gottes, des Heilands mit der Dornenkrone, des gekreuzigten Christus, dessen Blut gleichsam der lindernde Balsam war, der in die Wunden der Menschheit herabrann. Besonders der Dichter wird die schauerliche Erhabenheit dieses Symbols mit Ehrfurcht anerkennen. Das ganze System von Symbolen, die sich ausgesprochen in der Kunst und im Leben des Mittelalters, wird zu allen Zeiten die Bewunderung der Dichter erregen. In der That, welche colossale Consequenz in der christlichen Kunst, namentlich in der Architektur! Diese gothischen Dome, wie stehen sie im Einklang mit dem

Kultus, und wie offenbart sich in ihnen die Idee der Kirche selber! Alles strebt da empor, alles transsubstanzirt sich: der Stein sproßt aus in Aesten und Laubwerk und wird Baum; die Frucht des Weinstocks und der Aehre wird Blut und Fleisch; der Mensch wird Gott; Gott wird reiner Geist! Ein ergiebiger, unversiegbar kostbarer Stoff für die Dichter ist das christliche Leben im Mittelalter. Nur durch das Christenthum konnten auf dieser Erde sich Zustände bilden, die so kecke Contraste, so bunte Schmerzen, und so abenteuerliche Schönheiten enthalten, daß man meinen sollte, dergleichen habe niemals in der Wirklichkeit existirt, und das alles sei ein kolossaler Fiebertraum, es sei der Fiebertraum eines wahnsinnigen Gottes. Die Natur selber schien sich damals phantastisch zu vermummen; indessen, obgleich der Mensch, befangen in abstrakten Grübeleien, sich verdrießlich von ihr abwendete, so weckte sie ihn doch manchmal mit einer Stimme, die so schauerlich süß, so entsetzlich liebevoll, so zaubergewaltig war, daß der Mensch unwillkürlich aufhorchte, und lächelte, und erschrack, und gar zu Tode erkrankte. Die Geschichte von der Baseler Nachtigall kommt mir hier in's Gedächtniß, und da ihr sie wahrscheinlich nicht kennt, so will ich sie erzählen.

Im Mai 1433, zur Zeit des Concils, ging eine Gesellschaft Geistlicher in einem Gehölze bei Basel spazieren, Prälaten und Doktoren, Mönche von allen Farben, und sie disputirten über theologische Streitigkeiten, und distinguirten und argumentirten, oder stritten über Annaten, Expektativen und Reservazionen, oder untersuchten, ob Thomas von Aquino ein größerer Philosoph sei als Bonaventura, was weiß ich! Aber plötzlich, mitten in ihren dogmatischen und abstrakten Diskussionen, hielten sie inne und blieben wie angewurzelt stehen vor einem blühenden Lindenbaum, worauf eine Nachtigall saß, die in den weichsten und zärtlichsten Melodien jauchzte und schluchzte. Es ward den gelehrten Herren dabei so wunderselig zu Muthe, die warmen Frühlingstöne drangen ihnen in die scholastisch verklausulirten Herzen, ihre Gefühle erwachten aus dem dumpfen Winterschlaf, sie sahen sich an mit staunendem Entzücken; — als endlich einer von ihnen die scharfsinnige Bemerkung machte, daß solches nicht mit rechten Dingen zugehe, daß diese Nachtigall wohl ein Teufel sein könne, daß dieser Teufel sie mit seinen holdseligen Lauten von ihren christlichen Gesprächen abziehen, und zu Wollust und sonstig süßen Sünden verlocken wolle, und er hub an zu exorciren, wahrscheinlich mit der damals üblichen Formel: adjuro te per eum, qui venturus est, judicare vivos et mortuos etc. etc. Bei dieser Beschwörung, sagt man, habe der Vogel geantwortet: „ja, ich bin ein böser Geist!“ und sei lachend davon geflogen; diejenigen aber, die seinen Gesang gehört, sollen noch selbigen Tages erkrankt und bald darauf gestorben sein.

Diese Geschichte bedarf wohl keines Commentars. Sie trägt ganz das

grauenhafte Gepräge einer Zeit, die alles, was süß und lieblich war, als Teufelei verschrie. Die Nachtigall sogar wurde verläumdet und man schlug ein Kreuz, wenn sie sang. Der wahre Christ spazierte, mit ängstlich verschlossenen Sinnen, wie ein abstraktes Gespenst, in der blühenden Natur umher. Dieses Verhältniß des Christen zur Natur werde ich vielleicht in einem späteren Buche weitläufiger erörtern, wenn ich, zum Verständniß der neuromantischen Literatur, den deutschen Volksglauben gründlich besprechen muß. Vorläufig kann ich nur bemerken, daß französische Schriftsteller, mißleitet durch deutsche Autoritäten, in großem Irrthume sind, wenn sie annehmen, der Volksglauben sei während des Mittelalters überall in Europa derselbe gewesen. Nur über das gute Prinzip, über das Reich Christi, hegte man in ganz Europa dieselben Ansichten; dafür sorgte die römische Kirche, und wer hier von der vorgeschriebenen Meinung abwich, war ein Ketzer. Aber über das böse Prinzip, über das Reich des Satans, herrschten verschiedene Ansichten in den verschiedenen Ländern, und im germanischen Norden hatte man ganz andere Vorstellungen davon, wie im romanischen Süden. Dieses entstand dadurch, daß die christliche Priesterschaft die vorgefundenen alten Nazionalgötter nicht als leere Hirngespinnste verwarf, sondern ihnen eine wirkliche Existenz einräumte, aber dabei behauptete, alle diese Götter seien lauter Teufel und Teufelinnen gewesen, die durch den Sieg Christi ihre Macht über die Menschen verloren und sie jetzt durch Lust und List zur Sünde verlocken wollen. Der ganze Olymp wurde nun eine luftige Hölle, und wenn ein Dichter des Mittelalters die griechischen Göttergeschichten noch so schön besang, so sah der fromme Christ darin doch nur Spuk und Teufel. Der düstere Wahn der Mönche traf am härtesten die arme Venus; absonderlich diese galt für eine Tochter Beelzebubs und der gute Ritter Tanhüser sagt ihr sogar in's Gesicht:

O, Venus, schöne Fraue mein
Ihr seid eine Teufelinne!

Den Tanhüser hatte sie nämlich verlockt in jene wunderbare Höhle, welche man den Venusberg hieß und wovon die Sage ging, daß die schöne Göttin dort mit ihren Fräulein und Gesponsen, unter Spiel und Tänzen, das lüderlichste Leben führe. Die arme Diana sogar, trotz ihrer Keuschheit, war vor einem ähnlichen Schicksal nicht sicher, und man ließ sie nächtlich mit ihren Nymphen durch die Wälder ziehen, und daher die Sage von dem wüthenden Heer, von der wilden Jagd. Hier zeigt sich noch ganz die gnostische Ansicht von der Verschlechterung des ehemals Göttlichen, und in dieser Umgestaltung des früheren Nazionalglaubens manifestirt sich am tiefsinnigsten die Idee des Christenthums.

Der Nazionalglaube in Europa, im Norden noch viel mehr als im Süden, war pantheistisch, seine Mysterien und Symbole bezogen sich auf einen Naturdienst, in jedem Elemente verehrte man wunderbare Wesen, in jedem Baume athmete eine Gottheit, die ganze Erscheinungswelt war durchgöttert; das Christenthum verkehrte diese Ansicht, und an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Die heiteren, durch die Kunst verschönerten Gebilde der griechischen Mythologie, die mit der römischen Civilisazion im Süden herrschte, hat man jedoch nicht so leicht in häßliche, schauerliche Satanslarven verwandeln können, wie die germanischen Göttergestalten, woran freilich kein besonderer Kunstsinn gemodelt hatte, und die schon vorher so mißmüthig und trübe waren, wie der Norden selbst. Daher hat sich bei Euch, in Frankreich, kein so finsterschreckliches Teufelsthum bilden können, wie bei uns, und das Geister- und Zauberwesen selber erhielt bei Euch eine heitere Gestalt. Wie schön, klar und farbenreich sind Eure Volkssagen in Vergleichung mit den unsrigen, diesen Mißgeburten, die aus Blut und Nebel bestehen und uns so grau und grausam angrinsen. Unsere mittelalterlichen Dichter, indem sie meistens Stoffe wählten, die Ihr, in der Bretagne und in der Normandie, entweder ersonnen oder zuerst behandelt habt, verliehen ihren Werken vielleicht absichtlich, so viel als möglich von jenem heiter altfranzösischen Geiste. Aber in unseren Nazionaldichtungen und in unseren mündlichen Volkssagen, blieb jener düster nordische Geist, von dem Ihr kaum eine Ahnung habt. Ihr habt, eben so wie wir, mehre Sorten von Elementargeistern, aber die unsrigen sind von den Eurigen so verschieden wie ein Deutscher von einem Franzosen. Die Dämonen in Euren Fabliaux und Zauberromanen wie hellfarbig und besonders wie reinlich sind sie in Vergleichung mit unseren grauen und sehr oft unflätigen Geisterkanaille. Eure Feen und Elementargeister, woher Ihr sie auch bezogen, aus Cornwallis oder aus Arabien, sie sind doch ganz naturalisirt und ein französischer Geist unterscheidet sich von einem deutschen, wie etwa ein Dandy, der mit gelben Glacehandschuhen auf dem Boulevard Coblence flanirt, sich von einem schweren deutschen Sackträger unterscheidet. Eure Nixen, z. B. die Melusine, sind von den unsrigen eben so verschieden wie eine Prinzessin von einer Wäscherin. Die Fee Morgana, wie würde sie erschrecken, wenn sie etwa einer deutschen Hexe begegnete, die nackt, mit Salben beschmiert, und auf einem Besenstiel, nach dem Brocken reitet. Dieser Berg ist kein heiteres Avalon, sondern ein Rendez-vous für alles, was wüst und häßlich ist. Auf dem Gipfel des Bergs sitzt Satan in der Gestalt eines schwarzen Bocks. Jede von den Hexen naht sich ihm mit einer Kerze in der Hand und küßt ihn hinten, wo der Rücken aufhört. Nachher tanzt die verruchte Schwesterschaft um ihn herum und singt: Donderemus, Donderemus: Es meckert der Bock, es jauchzt der infernale Chahüt. Es ist ein böses Omen

für die Hexe, wenn sie bei diesem Tanze einen Schuh verliert; das bedeutet, daß sie noch im selbigen Jahr verbrannt wird. Doch alle ahnende Angst übertäubt die tolle echtberliozische Sabbathmusik; — und wenn die arme Hexe des Morgens aus ihrer Berauschung erwacht, liegt sie nackt und müde in der Asche, neben dem verglimmenden Herde.

Die beste Auskunft über diese Hexen findet man in der „Dämonologie" des ehrenfesten und hochgelahrten Doktor Nicolai Remigii, des durchlauchtigsten Herzogs von Lothringen Criminalrichter. Dieser scharfsinnige Mann hatte fürwahr die beste Gelegenheit das Treiben der Hexen kennen zu lernen, da er in ihren Prozessen instruirte, und zu seiner Zeit allein in Lothringen achthundert Weiber den Scheiterhaufen bestiegen, nachdem sie der Hexerei überwiesen worden. Diese Beweisführung bestand meistens darin: Man band ihnen Hände und Füße zusammen und warf sie in's Wasser. Gingen sie unter und ersoffen, so waren sie unschuldig, blieben sie aber schwimmend über dem Wasser, so erkannte man sie für schuldig, und sie wurden verbrannt. Das war die Logik jener Zeit.

Als Grundzug im Charakter der deutschen Dämonen sehen wir, daß alles Idealische von ihnen abgestreift, daß in ihnen das Gemeine und Gräßliche gemischt ist. Je plump vertraulicher sie an uns herantreten, desto grauenhafter ihre Wirkung. Nichts ist unheimlicher als unsere Poltergeister, Kobolde und Wichtelmännchen. Prätorius in seinem Antropodemus enthält in dieser Beziehung eine Stelle, die ich nach Dobeneck hier mittheile:

„Die Alten haben nicht anders von den Poltergeistern halten können, als daß es rechte Menschen sein müssen, in der Gestalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche setzen dazu, daß sie theils Messer in den Rücken haben sollen, theils noch anders und gar gräulich gestaltet wären; nachdem sie so und so, mit diesem oder jenem Instrument vorzeiten umgebracht seien. Denn die Abergläubischen halten dafür, daß es derer vorweilen im Hause ermordeten Leute Seelen sein sollen. Und schwatzen sie von vielen Historien, daß, wenn die Kobolde denen Mägden oder Köchinnen eine Weile im Hause gute Dienste gethan, und sich ihnen beliebt gemacht haben; daß manches Mensch daher gegen die Kobolde eine solche Affektion bekommen, daß sie solche Knechtchen auch zu sehen indrünstig gewünscht und von ihnen begehrt haben: worin aber die Poltergeister niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daß man sie nicht sehen könne, ohne sich darüber zu entsetzen. Doch wenn dennoch die lüsternen Mägde nicht haben nachlassen können, so sollen die Kobolde jenen einen Ort im Hause benannt haben, wo sie sich leibhaft präsentiren wollen; aber man müsse zugleich einen Eimer kaltes Wasser mitbringen. Da habe es sich denn begeben, daß ein solcher Kobold, etwa auf dem Boden, in einem Kissen, nackt gelegen, und ein großes Schlachtmesser im Rücken.

steckend gehabt habe. Hierüber manche Magd so sehr erschrocken war, daß sie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding alsbald aufgesprungen ist, das Wasser genommen, und das Mensch damit über und über begossen hat, damit sie wieder zu sich selbst kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Lust verloren, und lieb Chimgen niemals weiter zu schauen begehrt haben. Die Kobolde nämlich sollen auch alle besondere Namen führen, in's Gemein aber Chim heißen. So sollen sie auch für die Knechte und Mägde, welchen sie sich etwa ergeben, alle Hausarbeit thun: die Pferde striegeln, füttern, den Stall ausmisten, alles aufscheuern, die Kühe sauber halten und was sonsten im Hause zu thun ist, sehr wohl in Acht nehmen, und das Vieh soll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müssen die Kobolde auch von dem Gesinde karessirt werden; daß sie ihnen nur im Geringsten nichts zu Leide thun, weder mit Auslachen oder Versäumung in Speisen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehülfen einmal im Hause angenommen, so muß sie täglich, um eine gewisse Zeit, und an einem bestimmten Ort im Hause sein bereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen, und ihren Weg wieder gehen; sie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig schlafen gehen, sie wird dennoch früh Morgens ihre Arbeit beschickt finden. Vergißt sie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speise unterlassend, so bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und sie hat allerhand Mißgeschick: daß sie sich entweder im heißen Wasser verbrennt, die Töpfe und das Geschirr zerbricht, das Essen umgeschüttet oder gefallen ist u. s. w., daß sie also nothwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgescholten werden; worüber man auch zum öftern den Kobold soll kichern oder lachen gehört haben. Und so ein Kobold soll stets in seinem Hause verblieben sein, wenngleich sich das Gesinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandiren und auf's beste anbefehlen müssen, daß jene seiner auch also wartete. Hat diese nun nicht gewollt, so hat es ihr auch an kontinuirlichem Unglück nicht gemangelt, und sie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müssen."

Vielleicht zu den grauenhaftesten Geschichten gehört folgende kleine Erzählung:

Eine Magd hatte jahrelang einen unsichtbaren Hausgeist bei sich am Herde sitzen, wo sie ihm ein eignes Stättchen eingeräumt, und wo sie sich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn also hieß sie den Geist, er solle sich doch einmal sehen lassen, wie er von Natur gestaltet sei. Aber das Heinzlein weigerte sich dessen. Endlich aber willigte es ein, und sagte, sie möchte in den Keller hinabgehen, dort solle sie ihn sehen. Da nimmt die Magd ein Licht, steigt hinab in den Keller, und dort, in einem offenen Fasse, sieht sie ein todtes Kindlein in seinem Blute

schwimmen. Die Magd hatte aber vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß gesteckt.

Indessen, wie die Deutschen nun einmal sind, sie suchen oft im Grauen selbst ihren besten Spaß und die Volkssagen von den Kobolden sind manchmal voll ergötzlicher Züge. Besonders amüsant sind die Geschichten von Hüdeken, einem Kobold, der, im zwölften Jahrhundert, zu Hildesheim sein Wesen getrieben und von welchem in unseren Spinnstuben und Geisterromanen so viel die Rede ist. Eine schon oft abgedruckte Stelle aus einer alten Chronik giebt von ihm folgende Kunde:

„Um das Jahr 1132 erschien ein böser Geist eine lange Zeit hindurch vielen Menschen im Bisthum Hildesheim, in der Gestalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe: weshalb die Bauern ihn in sächsischer Sprache Hüdeken nannten. Dieser Geist fand ein Vergnügen daran mit Menschen umzugehen, sich ihnen bald sichtbar, bald unsichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte niemanden ohne Ursache. Wenn man ihn aber auslachte, oder sonst beschimpfte, so vergalt er das empfangene Unrecht mit vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Herman von Wiesenburg erschlagen wurde, und das Land des letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, so weckte der Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe, und redete ihn mit folgenden Worten an: Stehe auf, Kahlkopf! die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord verlassen und erledigt, und wird also leicht von dir besetzt werden können. Der Bischof versammelte schnell seine Krieger, fiel in das Land des schuldigen Grafen, und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaisers, mit seinem Stift. Der Geist warnte den genannten Bischof häufig ungebeten vor nahen Gefahren, und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete, und ihnen allerlei Dienste erwieß. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, so wagte es ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken, und ihn sogar mit unreinem Wasser zu begießen. Der Geist bat den Hauptkoch, oder den Küchenmeister, daß er dem unartigen Knaben seinen Muthwillen untersagen möchte. Der Meisterkoch antwortete: du bist ein Geist, und fürchtest dich vor einem Buben! worauf Hüdeken drohend erwiederte: Weil du den Knaben nicht strafen willst, so werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie sehr ich mich vor ihm fürchte. Bald nachher saß der Bube, der den Geist beleidigt hatte, ganz allein schlafend in der Küche. In diesem Zustand ergriff ihn der Geist, erdrosselte ihn, zerriß ihn in Stücken, und setzte diese in Töpfen an's Feuer. Da der Koch diesen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geist, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße gesteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausschüttete. Die Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beschimpfun-

gen, nach welchen der Geist ihn endlich über eine falsche vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben stürzte. Zugleich machte er die Nacht durch, auf den Mauern und Thürmen der Stadt, fleißig die Runde, und zwang die Wächter zu einer beständigen Wachsamkeit. Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, sagte einst, als er verreisen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte sie sorgfältig. Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecherische Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ keinen zu ihr, sondern warf sie alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von seiner Reise zurückkam, da ging ihm der Geist weit entgegen und sagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich sehr über deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienst frei werde, den du mir auferlegt hast. Ich habe deine Frau mit unsäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet. Ich bitte dich aber, daß du sie mir nie wieder anvertrauen mögest. Lieber wollte ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen sucht."

Der Genauigkeit wegen muß ich bemerken, daß Hüdekens Kopfbedeckung von dem gewöhnlichen Kostüme der Kobolde abweicht. Diese sind meistens grau gekleidet und tragen ein rothes Käppchen. Wenigstens sieht man sie so im Dänischen, wo sie heut zu Tage am zahlreichsten sein sollen. Ich war ehemals der Meinung, die Kobolde lebten deshalb so gern in Dänemark, weil sie am liebsten rothe „Grütze" äßen. Aber ein junger dänischer Dichter, Herr Andersen, den ich das Vergnügen hatte diesen Sommer hier in Paris zu sehen, hat mir ganz bestimmt versichert, die Nissen, wie man in Dänemark die Kobolde nennt, äßen am liebsten „Brei" mit Butter. Wenn diese Kobolde sich mal in einem Hause eingenistet, so sind sie auch nicht sobald geneigt, es zu verlassen. Indessen, sie kommen nie unangemeldet, und wenn sie irgend wohnen wollen, machen sie dem Hausherrn auf folgende Art davon Anzeige: sie tragen des Nachts allerlei Holzspäne in's Haus und in die Milchfässer streuen sie Mist von Vieh. Wenn nun der Hausherr diese Holzspäne nicht wieder wegwirft, oder wenn er mit seiner Familie von jener beschmutzten Milch trinkt, dann bleiben die Kobolde auf immer bei ihm. Dieses ist manchem sehr mißbehaglich geworden. Ein armer Jütländer wurde am Ende so verdrießlich über die Genossenschaft eines solchen Kobolds, daß er sein Haus selbst aufgeben wollte, und seine sieben Sachen auf eine Karre lud und damit nach dem nächsten Dorfe fuhr, um sich dort niederzulassen. Unterwegs aber, als er sich mal umdrehte, erblickte er das rothbemützte Köpfchen des Kobolds, der aus einer von den leeren Bütten hervorguckte, und ihm freundlich zurief: wi flütten! (wir ziehen aus.)

Ich habe mich vielleicht zu lange bei diesen kleinen Dämonen aufgehalten, und es ist Zeit, daß ich wieder zu den großen übergehe. Aber alle diese Ge-

schichten illustriren den Glauben und den Charakter des deutschen Volks. Jener Glaube war in den verflossenen Jahrhunderten eben so gewaltig wie der Kirchenglaube. Als der gelehrte Doktor Remigius sein großes Buch über das Hexenwesen beendigt hatte, glaubte er seines Gegenstandes so kundig zu sein, daß er sich einbildete, jetzt selber heren zu können; und, ein gewissenhafter Mann wie er war, ermangelte er nicht, sich selber bei den Gerichten als Hexenmeister anzugeben, und in Folge dieser Angabe wurde er als Hexenmeister verbrannt.

Diese Greuel entstanden nicht direkt durch die christliche Kirche, sondern indirekt dadurch, daß diese die altgermanische Nazionalreligion so tückisch verkehrt, daß sie die pantheistische Weltansicht der Deutschen in eine pandämonische umgebildet, daß sie die früheren Heiligthümer des Volks in häßliche Teufelei verwandelt hatte. Der Mensch läßt aber nicht gern ab von dem, was ihm und seinen Vorfahren theuer und lieb war, und heimlich krämpen sich seine Empfindungen daran fest, selbst wenn man es verderbt und entstellt hat. Daher erhält sich jener verkehrte Volksglaube vielleicht noch länger als das Christenthum in Deutschland, welches wie jener in der Nazionalität wurzelt. Zur Zeit der Reformazion schwand sehr schnell der Glaube an die katholischen Legenden, aber keineswegs der Glaube an Zauber und Hexerei.

Luther glaubt nicht mehr an katholische Wunder, aber er glaubt noch an Teufelswesen. Seine Tischreden sind voll kurioser Geschichtchen, von Satanskünsten, Kobolden und Heren. Er selber in seinen Nöthen glaubte manchmal mit dem leibhaftigen Gott-sei-bei-uns zu kämpfen. Auf der Wartburg, wo er das neue Testament übersetzte, ward er so sehr vom Teufel gestört, daß er ihm das Tintenfaß an den Kopf schmiß. Seitdem hat der Teufel eine große Scheu vor Tinte, aber noch weit mehr vor Druckerschwärze. Von der Schlauheit des Teufels wird in den erwähnten Tischreden manch ergötzliches Stücklein erzählt, und ich kann nicht umhin ein's davon mitzutheilen.

„Doktor Martin Luther erzählte, daß einmal gute Gesellen bei einander in einer Zeche gesessen waren. Nun war ein wild wüstes Kind unter ihnen, der hatte gesagt: Wenn einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins schenkte, wollte er ihm dafür seine Seele verkaufen.

„Nicht lange darauf kömmt einer in die Stube zu ihm, setzet sich bei ihm nieder und zecht mit ihm, und spricht unter anderen zu dem, der sich also viel vermessen gehabt:

„Höre, du sagst zuvor, wenn einer dir eine Zeche Weins gebe, so wolltest du ihm dafür deine Seele verkaufen?

„Da sprach er nochmals: Ja, ich will's thun, laß mich heute recht schlemmen, demmen und guter Dinge sein.

„Der Mann, welcher der Teufel war, sagte ja, und bald darnach verschlich er sich wieder von ihm. Als nun derselbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war, und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder, und setzt sich zu ihm nieder, und fragt die anderen Zechbrüder, und spricht: Lieben Herren, was dünket Euch, wenn einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu? Dieselbigen erschraken alle. Aber letzlich sprach der Mann:

„Nun sagt's flugs." Da bekannten sie und sagten: Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu. Da nimmt der Teufel denselbigen wilden, rohen Gesellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daß niemand gewußt, wo er war hinkommen."

Obgleich ich für unsern großen Meister Martin Luther den größten Respekt hege, so will es mich doch bedünken, als habe er den Charakter des Satans ganz verkannt. Dieser denkt durchaus nicht mit solcher Geringschätzung vom Leibe, wie hier erwähnt wird. Was man auch Böses vom Teufel erzählen mag, so hat man ihm doch nie nachsagen können, daß er ein Spiritualist sei.

Aber mehr noch als die Gesinnung des Teufels verkannte Martin Luther die Gesinnung des Papstes und der katholischen Kirche. Bei meiner strengen Unparteilichkeit muß ich beide, eben so wie den Teufel, gegen den allzueifrigen Mann in Schutz nehmen. Ja, wenn man mich auf's Gewissen früge, würde ich eingestehn, daß der Papst, Leo X., eigentlich weit vernünftiger war, als Luther, und daß dieser die letzten Gründe der katholischen Religion gar nicht begriffen hat. Denn Luther hatte nicht begriffen, daß die Idee des Christenthums, die Vernichtung der Sinnlichkeit, gar zu sehr in Widerspruch war mit der menschlichen Natur, als daß sie jemals im Leben ganz ausführbar gewesen sei; er hatte nicht begriffen, daß der Katholizismus gleichsam ein Concordat war zwischen Gott und dem Teufel, d. h. zwischen dem Geist und der Materie, wodurch die Alleinherrschaft des Geistes in der Theorie ausgesprochen wird, aber die Materie in den Stand gesetzt wird alle ihre annullirten Rechte in der Praxis auszuüben. Daher ein kluges System von Zugeständnissen, welche die Kirche zum Besten der Sinnlichkeit gemacht hat, obgleich immer unter Formen, welche jeden Akt der Sinnlichkeit fletriren und dem Geiste seine höhnischen Usurpazionen verwahren. Du darfst den zärtlichen Neigungen des Herzens Gehör geben und ein schönes Mädchen umarmen, aber du mußt eingestehn, daß es eine schändliche Sünde war, und für diese Sünde mußt du Abbuße thun. Daß diese Abbuße durch Geld geschehen konnte, war eben so wohlthätig für die Menschheit, wie nützlich für die Kirche. Die Kirche ließ so zu sagen Wehrgeld bezahlen für jeden fleischlichen Genuß, und da entstand eine Taxe für alle Sorten von Sünden, und es gab heilige Colporteurs, welche, im Namen der römischen Kirche, die Ablaßzettel für jede taxirte Sünde

im Lande feil boten, und ein solcher war jener Tetzel, wogegen Luther zuerst auftrat. Unsere Historiker meinen, dieses Protestiren gegen den Ablaßhandel sei ein geringfügiges Ereigniß gewesen, und erst durch römischen Starrsinn sei Luther, der anfangs nur gegen einen Mißbrauch der Kirche geeifert, dahin getrieben worden, die ganze Kirchenautorität in ihrer höchsten Spitze anzugreifen. Aber das ist eben ein Irrthum, der Ablaßhandel war kein Mißbrauch, er war eine Consequenz des ganzen Kirchensystems, und indem Luther ihn angriff, hatte er die Kirche selbst angegriffen, und diese mußte ihn als Ketzer verdammen. Leo X., der feine Florentiner, der Schüler des Polizian, der Freund des Raphael, der griechische Philosoph mit der dreifachen Krone, die ihm das Conclav vielleicht deshalb ertheilte, weil er an einer Krankheit litt, die keineswegs durch christliche Abstinenz entsteht und damals noch sehr gefährlich war .... Leo von Medicis, wie mußte er lächeln über den armen, keuschen, einfältigen Mönch, der da wähnte, das Evangelium sei die Charte des Christenthums, und diese Charte müsse eine Wahrheit sein! Er hat vielleicht gar nicht gemerkt, was Luther wollte, indem er damals viel zu sehr beschäftigt war mit dem Bau der Peterskirche, dessen Kosten eben mit den Ablaßgeldern bestritten wurden, so daß die Sünde ganz eigentlich das Geld hergab zum Bau dieser Kirche, die dadurch gleichsam ein Monument sinnlicher Lust wurde, wie jene Pyramide, die ein ägyptisches Freudenmädchen für das Geld erbaute, das sie durch Prostituzion erworben. Von diesem Gotteshause könnte man vielleicht eher als von dem Kölner Dome behaupten, daß es durch den Teufel erbaut worden. Diesen Triumph des Spiritualismus, daß der Sensualismus selber ihm seinen schönsten Tempel bauen mußte, daß man eben für die Menge Zugeständnisse, die man dem Fleische machte, die Mittel erwarb, den Geist zu verherrlichen, dieses begriff man nicht im deutschen Norden. Denn hier, weit eher als unter dem glühenden Himmel Italiens, war es möglich, ein Christenthum auszuüben, das der Sinnlichkeit die allerwenigsten Zugeständnisse macht. Wir Nordländer sind kälteren Blutes, und wir bedurften nicht so viel Ablaßzettel für fleischliche Sünden, als uns der väterlich besorgte Leo zugeschickt hatte. Das Klima erleichtert uns die Ausübung der christlichen Tugenden, und am 31. October 1516, als Luther seine Thesen gegen den Ablaß an die Thüre der Augustiner-Kirche anschlug, war der Stadtgraben von Wittenberg vielleicht schon zugefroren, und man konnte dort Schlittschuhe laufen, welches ein sehr kaltes Vergnügen und also keine Sünde ist.

Ich habe mich oben vielleicht schon mehrmals der Worte Spiritualismus und Sensualismus bedient; diese Worte beziehen sich aber hier nicht, wie bei den französischen Philosophen, auf die zwei verschiedenen Quellen unserer Erkenntnisse, ich gebrauche sie vielmehr, wie schon aus dem Sinne meiner Rede von selber hervorgeht, zur Bezeichnung jener beiden verschiedenen Denkweisen, wo-

von die eine den Geist dadurch verherrlichen will, daß sie die Materie zu zerstören strebt, während die andere die natürlichen Rechte der Materie gegen die Usurpazionen des Geistes zu vindiziren sucht.

Auf obige Anfänge der lutherischen Reformazion, die schon den ganzen Geist derselben offenbaren, muß ich ebenfalls besonders aufmerksam machen, da man hier in Frankreich über die Reformazion noch die alten Mißbegriffe hegt, die Bossuet durch seine Histoire des variations verbreitet hat und die sich sogar bei heutigen Schriftstellern geltend machen. Die Franzosen begriffen nur die negative Seite der Reformazion, sie sahen darin nur einen Kampf gegen den Katholizismus, und glaubten manchmal, dieser Kampf sei jenseits des Rheines immer aus denselben Gründen geführt worden, wie diesseits, in Frankreich. Aber die Gründe waren dort ganz andere als hier, und ganz entgegengesetzte. Der Kampf gegen den Katholizismus in Deutschland war nichts anders, als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einsah, daß er nur den Titel der Herrschaft führte, und nur de jure herrschte, während der Sensualismus durch hergebrachten Unterschleif, die wirkliche Herrschaft ausübte und de facto herrschte; — die Ablaßkrämer wurden fortgejagt, die hübschen Priesterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauscht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entstand hie und da der sinnenfeindlichste Puritanismus. Der Kampf gegen den Katholizismus in Frankreich, im siebenzehnten und achtzehnten Jahrhundert war hingegen ein Krieg, den der Sensualismus begann, als er sah, daß er de facto herrschte und dennoch jeder Akt seiner Herrschaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrschen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichsten Weise fletrirt wurde. Statt daß man nun in Deutschland mit keuschem Ernste kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit schlüpfrigem Spaße; uud statt daß man dort eine theologische Disputazion führte, dichtete man hier irgend eine lustige Satyre. Der Gegenstand dieser letzteren war gewöhnlich, den Widerspruch zu zeigen, worin der Mensch mit sich selber geräth, wenn er ganz Geist sein will; und da erblühten die köstlichsten Historien von frommen Männern, welche ihrer thierischen Natur unwillkürlich unterliegen oder gar alsdann den Schein der Heiligkeit retten wollen, und zur Heuchelei ihre Zuflucht nehmen. Schon die Königin von Navarra schilderte in ihren Novellen solche Mißstände, das Verhältniß der Mönche zu den Weibern ist ihr gewöhnliches Thema, und sie will alsdann nicht blos unser Zwerchfell, sondern auch das Mönchsthum erschüttern. Die boshafteste Blüthe solcher komischen Polemik ist unstreitig der Tartüff von Molière; denn dieser ist nicht blos gegen den Jesuitismus seiner Zeit gerichtet, sondern gegen das Christenthum selbst, ja gegen die Idee des Christenthums, gegen den Spiritualismus. In der That, durch die affischirte Angst vor dem nackten Busen der Dorine, durch die Worte

Le ciel défend, de vrai, certains contentements,
Mais on trouve avec lui des accomodements —

dadurch wurde nicht blos die gewöhnliche Scheinheiligkeit persiflirt, sondern auch die allgemeine Lüge, die aus der Ausführbarkeit der christlichen Idee nothwendig entsteht; persiflirt wurde dadurch das ganze System von Concessionen, die der Spiritualismus dem Sensualismus machen mußte. Wahrlich, der Jansenismus hatte immer weit mehr Grund, als der Jesuitismus sich durch die Darstellung des Tartüff verletzt zu fühlen, und Molière dürfte den heutigen Methodisten noch immer so mißbehagen, wie den katholischen Devoten seiner Zeit. Darum eben ist Molière so groß, weil er, gleich Aristophanes und Cervantes, nicht blos temporelle Zufälligkeiten, sondern das Ewig-Lächerliche, die Urschwächen der Menschheit, persiflirt. Voltaire, der immer nur das Zeitliche und Unwesentliche angriff, muß ihm in dieser Beziehung nachstehen.

Jene Persiflage aber, namentlich die Voltairesche, hat in Frankreich ihre Mission erfüllt, und wer sie weiter fortsetzen wollte, handelte eben so unzeitgemäß, wie unklug. Denn wenn man die letzten sichtbaren Reste des Katholizismus vertilgen würde, könnte es sich leicht ereignen, daß die Idee desselben sich in eine neue Form, gleichsam in einen neuen Leib flüchtet, und, sogar den Namen Christenthum ablegend, in dieser Umwandlung uns noch weit verdrießlicher belästigen könnte, als in ihrer jetzigen gebrochenen, ruinirten und allgemein diskreditirten Gestalt. Ja, es hat sein Gutes, daß der Spiritualismus durch eine Religion und eine Priesterschaft repräsentirt werde, wovon die erstere ihre beste Kraft schon verloren und letztere mit dem ganzen Freiheitsenthusiasmus unserer Zeit in direkter Opposition steht.

Aber warum ist uns denn der Spiritualismus so sehr zuwider? Ist er etwas so Schlechtes? Keineswegs. Rosenoel ist eine kostbare Sache, und ein Fläschchen desselben ist erquicksam, wenn man in den verschlossenen Gemächern des Harem seine Tage vertrauern muß. Aber wir wollen dennoch nicht, daß man alle Rosen des Lebens zertrete und zerstampfe, um einige Tropfen Rosenoel zu gewinnen, und mögen diese noch so tröstsam wirken. Wir sind vielmehr wie die Nachtigallen, die sich gern an der Rose selber ergötzen, und von ihrer erröthend blühenden Erscheinung eben so beseligt werden, wie von ihrem unsichtbaren Dufte.

Ich habe oben geäußert, daß es eigentlich der Spiritualismus war, welcher bei uns den Katholizismus angriff. Aber dieses gilt nur vom Anfang der Reformazion; sobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Bresche geschossen, stürzte der Sensualismus hervor mit all seiner lang verhaltenen Gluth, und Deutschland wurde der wildeste Tummelplatz von Freiheitsrausch und Sinnenlust. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geistliche Waffen gefunden, mit denen sie den Krieg gegen die Aristokratie führen

konnten; die Luft zu einem solchen Kriege war schon seit anderthalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münster lief der Sensualismus nackt durch die Straßen, in der Gestalt des Jan van Leiden, und legte sich mit seinen zwölf Weibern in jene große Bettstelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhause zu sehen ist. Die Klosterpforten öffneten sich überall, und Nonnen und Mönchlein stürzten sich in die Arme und schnäbelten sich. Ja, die äußere Geschichte jener Zeit besteht fast aus lauter sensualischen Emeuten; wie wenig Resultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden seine Herrschaft sicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Busen erzogen, nämlich durch die Philosophie, zu Tode verwundet wurde, sehen wir später. Es ist dieses eine sehr verwickelte Geschichte, schwer zu entwirren. Der katholischen Partei wird es leicht, nach Belieben die schlimmsten Motive hervorzukehren, und wenn man sie sprechen hört, galt es nur die frechste Sinnlichkeit zu legitimiren und die Kirchengüter zu plündern. Freilich, die geistigen Interessen müssen immer mit den materiellen Interessen eine Allianz schließen, um zu siegen. Aber der Teufel hatte die Karte so sonderbar gemischt, daß man über die Intenzionen nichts Sicheres mehr sagen kann.

Die erlauchten Leute, die Anno 1521 im Reichssaale zu Worms versammelt waren, mochten wohl allerlei Gedanken im Herzen tragen, die im Widerspruch standen mit den Worten ihres Mundes. Da saß ein junger Kaiser, der sich, mit jugendlicher Herrscherwonne, in seinen neuen Purpurmantel wickelte, und sich heimlich freute, daß der stolze Römer, der die Vorgänger im Reiche so oft mißhandelt und noch immer seine Anmaßungen nicht aufgegeben, jetzt die wirksamste Zurechtweisung gefunden. Der Repräsentant jenes Römers hatte seinerseits wieder die geheime Freude, daß ein Zwiespalt unter jenen Deutschen entstand, die, wie betrunkene Barbaren, so oft das schöne Italien überfallen und ausgeplündert, und es noch immer mit neuen Ueberfällen und Plünderungen bedrohten. Die weltlichen Fürsten freuten sich, daß sie, mit der neuen Lehre, sich auch zu gleicher Zeit die alten Kirchengüter zu Gemüthe führen konnten. Die hohen Prälaten überlegten schon, ob sie nicht ihre Köchinnen heirathen und ihre Kurstaaten, Bisthümer und Abteien auf ihre männlichen Sprößlinge vererben könnten. Die Abgeordneten der Städte freuten sich einer neuen Erweiterung ihrer Unabhängigkeit. Jeder hatte hier etwas zu gewinnen und dachte heimlich an irdische Vortheile.

Doch ein Mann war dort, von dem ich überzeugt bin, daß er nicht an sich dachte, sondern nur an die göttlichen Interessen, die er vertreten sollte. Dieser Mann war Martin Luther, der arme Mönch, den die Vorsehung auserwählt, jene römische Weltmacht zu brechen, wogegen schon die stärksten Kaiser und kühnsten Weisen vergeblich angekämpft. Aber die Vorsehung weiß sehr gut,

auf welche Schultern sie ihre Lasten legt; hier war nicht blos eine geistige, sondern auch eine physische Kraft nöthig. Eines durch klösterliche Strenge und Keuschheit von Jugend auf gestählten Leibes bedurfte es, um die Mühseligkeiten eines solchen Amtes zu ertragen. Unser theurer Meister war damals noch mager und sah sehr blaß aus, so daß die rothen wohlgefütterten Herren des Reichstags fast mit Mitleid auf den armseligen Mann in der schwarzen Kutte herabsahen. Aber er war doch ganz gesund, und seine Nerven waren so fest, daß ihn der glänzende Tumult nicht im mindesten einschüchterte, und gar seine Lunge muß stark gewesen sein. Denn, nachdem er seine lange Vertheidigung gesprochen, mußte er, weil der Kaiser kein Hochdeutsch verstand, sie in lateinischer Sprache wiederholen. Ich ärgere mich jedesmal, wenn ich daran denke; denn unser theurer Meister stand neben einem offenen Fenster, der Zugluft ausgesetzt, während ihm der Schweiß von der Stirne troff. Durch das lange Reden mochte er wohl sehr ermüdet und sein Gaumen mochte wohl etwas trocken geworden sein. Der muß jetzt großen Durst haben, dachte gewiß der Herzog von Braunschweig; wenigstens lesen wir, daß er dem Martin Luther drei Kannen des besten Eimbecker Biers in die Herberge zuschickte. Ich werde diese edle That dem Hause Braunschweig nie vergessen.

Wie von der Reformazion, so hat man auch von ihren Helden sehr falsche Begriffe in Frankreich. Die nächste Ursache dieses Nichtbegreifens liegt wohl darin, daß Luther nicht blos der größte, sondern auch der deutscheste Mann unserer Geschichte ist; daß in seinem Charakter alle Tugenden und Fehler der Deutschen auf's Großartigste vereinigt sind, daß er auch persönlich das wunderbare Deutschland repräsentirt. Dann hatte er auch Eigenschaften, die wir selten vereinigt finden, und die wir gewöhnlich sogar als feindselige Gegensätze antreffen. Er war zugleich ein träumerischer Mystiker und ein praktischer Mann in der That. Seine Gedanken hatten nicht blos Flügel, sondern auch Hände; er sprach und handelte. Er war nicht blos die Zunge, sondern auch das Schwert seiner Zeit. Auch war er zugleich ein kalter scholastischer Wortklauber und ein begeisterter, gottberauschter Prophet. Wenn er des Tags über mit seinen dogmatischen Distinkzionen sich mühsam abgearbeitet, dann griff er des Abends zu seiner Flöte, und betrachtete die Sterne und zerfloß in Melodie und Andacht. Derselbe Mann, der wie ein Fischweib schimpfen konnte, er konnte auch weich sein, wie eine zarte Jungfrau. Er war manchmal wild wie der Sturm, der die Eiche entwurzelt, und dann war er wieder sanft wie der Zephyr, der mit Veilchen kos't. Er war voll der schauerlichsten Gottesfurcht, voll Aufopferung zu Ehren des heiligen Geistes, er konnte sich ganz versenken in's reine Geistthum; und dennoch kannte er sehr gut die Herrlichkeiten dieser Erde, und wußte sie zu schätzen, und aus seinem Munde erblühte der famose Wahlspruch: Wer nicht liebt Wein, Weiber und Ge-

sang, der bleibt ein Narr sein Lebenlang. Er war ein kompleter Mensch, ich möchte sagen: ein absoluter Mensch, in welchem Geist und Materie nicht getrennt sind. Ihn einen Spiritualisten nennen, wäre daher eben so irrig, als nennte man ihn einen Sensualisten. Wie soll ich sagen, er hatte etwas Ursprüngliches, Unbegreifliches, Mirakuleuses, wie wir es bei allen providenziellen Männern finden, etwas Schauerlich-Naives, etwas Tölpelhaft-Kluges, etwas Erhaben-Bornirtes, etwas Unbezwingbar-Dämonisches.

Luther's Vater war Bergmann zu Mannsfeld, und da war der Knabe oft bei ihm in der unterirdischen Werkstatt, wo die mächtigen Metalle wachsen und die starken Urquellen rieseln, und das junge Herz hatte vielleicht unbewußt die geheimsten Naturkräfte in sich eingesogen, oder wurde gar gefeit von den Berggeistern. Daher mag auch so viel Erdstoff, so viel Leidenschaftschlacke an ihm kleben geblieben sein, wie man dergleichen ihm hinlänglich vorwirft. Man hat aber Unrecht, ohne jene irdische Beimischung hätte er nicht ein Mann der That sein können. Reine Geister können nicht handeln. Erfahren wir doch aus Jung Stilling's Gespensterlehre, daß die Geister sich zwar recht farbig und bestimmt versichtbaren können, auch wie lebendige Menschen zu gehen, zu laufen, zu tanzen, und alle möglichen Geberden zu machen verstehen, daß sie aber nichts Materielles, nicht den kleinsten Nachttisch, von seiner Stelle fortzubewegen vermögen.

Ruhm dem Luther! Ewiger Ruhm dem theuren Manne, dem wir die Rettung unserer edelsten Güter verdanken, und von dessen Wohlthaten wir noch heute leben! Es ziemt uns wenig, über die Beschränktheit seiner Ansichten zu klagen. Der Zwerg, der auf den Schultern des Riesen steht, kann freilich weiter schauen als dieser selbst, besonders wenn er eine Brille aufgesetzt; aber zu der erhöhten Anschauung fehlt das hohe Gefühl, das Riesenherz, das wir uns nicht aneignen können. Es ziemt uns noch weniger, über seine Fehler ein herbes Urtheil zu fällen; diese Fehler haben uns mehr genutzt, als die Tugend von tausend Andern. Die Feinheit des Erasmus und die Milde des Melanchthon hätten uns nimmer so weit gebracht wie manchmal die göttliche Brutalität des Bruder Martin. Ja, der Irrthum in Betreff des Beginnes, wie ich ihn oben angedeutet, hat die kostbarsten Früchte getragen, Früchte, woran sich die ganze Menschheit erquickt. Von dem Reichstage an, wo Luther die Autorität des Papstes läugnet und öffentlich erklärt: „daß man seine Lehre durch die Aussprüche der Bibel selbst oder durch vernünftige Gründe widerlegen müsse!" da beginnt ein neues Zeitalter in Deutschland. Die Kette, womit der heilige Bonifaz die deutsche Kirche an Rom gefesselt, wird entzwei gehauen. Diese Kirche, die vorher einen integrirenden Theil der großen Hierarchie bildete, zerfällt in religiöse Demokratien. Die Religion selber wird eine andere; es verschwindet daraus das indisch gnostische Element,

und wir sehen, wie sich wieder das judäisch-deistische Element darin erhebt. Es entsteht das evangelische Christenthum. Indem die nothwendigsten Ansprüche der Materie nicht blos berücksichtigt, sondern auch legitimirt werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Priester wird Mensch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott selbst wird wieder ein himmlischer Hagestolz ohne Familie; die Legitimität seines Sohnes wird bestritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beschnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Ansprüche an die himmlische Krone und es wird ihr untersagt, Wunder zu thun. Ueberhaupt von nun an, besonders seit die Naturwissenschaften so große Fortschritte machen, hören die Wunder auf. Sei es nun, daß es den lieben Gott verdrießt, wenn ihm die Physiker so mißtrauisch auf die Finger sehen, sei es auch, daß er nicht gern mit Bosko konkuriren will: sogar in der jüngsten Zeit, wo die Religion so sehr gefährdet ist, hat er es verschmäht, sie durch irgend ein eklatantes Wunder zu unterstützen. Vielleicht wird er von jetzt an, bei allen neuen Religionen, die er auf dieser Erde einführt, sich auf gar keine heiligen Kunststücke mehr einlassen, und die Wahrheiten der neuen Lehren immer durch die Vernunft beweisen; was auch am vernünftigsten ist. Wenigstens beim Saint-Simonismus, welcher die neueste Religion, ist gar kein Wunder vorgefallen, ausgenommen etwa, daß eine alte Schneiderrechnung, die Saint-Simon auf Erden schuldig geblieben, zehn Jahre nach seinem Tode, von seinen Schülern baar bezahlt worden ist. Noch sehe ich, wie der vortreffliche Père Olinde in der Salle-Taitbout, begeisterungsvoll sich erhebt, und der erstaunten Gemeinde die quittirte Schneiderrechnung vorhält. Junge Epizièrs stutzten ob solchem übernatürlichen Zeugniß. Die Schneider aber fingen schon an zu glauben!

Indessen, wenn bei uns in Deutschland, durch den Protestantismus, mit den alten Mirakeln auch sehr viele andere Poesie verloren ging, so gewannen wir doch mannichfaltigen Ersatz. Die Menschen wurden tugendhafter und edler. Der Protestantismus hatte den günstigsten Einfluß auf jene Reinheit der Sitten und jene Strenge in der Ausübung der Pflichten, welche wir gewöhnlich Moral nennen; ja, der Protestantismus hat in manchen Gemeinden eine Richtung genommen, wodurch er am Ende mit dieser Moral ganz zusammenfällt, und das Evangelium nur als schöne Parabel gültig bleibt. Besonders sehen wir jetzt eine erfreuliche Veränderung im Leben der Geistlichen. Mit dem Cölibat verschwanden auch fromme Unzüchten und Mönchslaster. Unter den protestantischen Geistlichen finden wir nicht selten die tugendhaftesten Menschen, Menschen, vor denen selbst die alten Stoiker Respekt hätten. Man muß zu Fuß, als armer Student, durch Norddeutschland wandern, um zu erfahren, wie viel Tugend, und damit ich der Tugend ein schönes Beiwort gebe, wie viel evangelische Tugend manchmal in so einer

scheinlosen Pfarrerwohnung zu finden ist. Wie oft, des Winterabends, fand ich da eine gastfreie Aufnahme, ich ein Fremder, der keine andere Empfehlung mitbrachte, außer daß ich Hunger hatte und müde war. Wenn ich dann gut gegessen und gut geschlafen hatte, und des Morgens weiter ziehen wollte, kam der alte Pastor im Schlafrock und gab mir noch den Segen auf den Weg, welches mir nie Unglück gebracht hat; und die gutmüthig geschwätzige Frau Pastorin steckte mir einige Butterbröde in die Tasche, welche mich nicht minder erquickten; und in schweigender Ferne standen die schönen Predigertöchter mit ihren erröthenden Wangen und Veilchenaugen, deren schüchternes Feuer, noch in der Erinnerung, für den ganzen Wintertag mein Herz erwärmte.

Indem Luther den Satz aussprach, daß man seine Lehre nur durch die Bibel selber, oder durch vernünftige Gründe, widerlegen müsse, war der menschlichen Vernunft das Recht eingeräumt, die Bibel zu erklären und sie, die Vernunft, war als oberste Richterin in allen religiösen Streitfragen anerkannt. Dadurch entstand in Deutschland die sogenannte Geistesfreiheit, oder, wie man sie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht und die Befugnisse der Vernunft wurden legitim. Freilich, schon seit einigen Jahrhunderten hatte man ziemlich frei denken und reden können, und die Scholastiker haben über Dinge disputirt, wovon wir kaum begreifen, wie man sie im Mittelalter auch nur aussprechen durfte. Aber dieses geschah vermittelst der Distinkzion, welche man zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit machte, eine Distinkzion, wodurch man sich gegen Ketzerei ausdrücklich verwahrte; und das geschah auch nur innerhalb den Hörsälen der Universitäten, und in einem gothisch abstrusen Latein, wovon doch das Volk nichts verstehen konnte, so daß wenig Schaden für die Kirche dabei zu befürchten war. Dennoch hatte die Kirche solches Verfahren nie eigentlich erlaubt, und dann und wann hat sie auch wirklich einen armen Scholastiker verbrannt. Jetzt aber, seit Luther, machte man gar keine Distinkzion mehr zwischen theologischer und philosophischer Wahrheit, und man disputirte auf öffentlichem Markt, und in der deutschen Landessprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürsten, welche die Reformazion annahmen, haben diese Denkfreiheit legitimisirt, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derselben ist die deutsche Philosophie.

In der That, nicht einmal in Griechenland hat der menschliche Geist sich so frei aussprechen können wie in Deutschland, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zur französischen Invasion. Namentlich in Preußen herrschte eine grenzenlose Gedankenfreiheit. Der Marquis von Brandenburg hatte begriffen, daß er, der nur durch das protestantische Prinzip ein legitimer König von Preußen sein konnte, auch die protestantische Denkfreiheit aufrecht erhalten mußte.

Seitdem freilich haben sich die Dinge verändert, und der natürliche Schirm-

vogt unserer protestantischen Denkfreiheit hat sich, zur Unterdrückung derselben, mit der ultramontanen Partei verständigt, und er benutzt oft dazu die Waffe, die das Papstthum zuerst gegen uns ersonnen und angewandt: die Censur.

Sonderbar! Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europa's, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den Hamburger Correspondent setzen wollen: „meine liebe Gattin ist in Wochen gekommen, mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit!" dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu seinem Rothstift und streicht uns „die Freiheit."

Wird dieses noch lange geschehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Preßfreiheit, die jetzt in Deutschland so heftig diskutirt wird, knüpft sich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube ihre Lösung ist nicht schwer, wenn man bedenkt, daß die Preßfreiheit nichts anderes ist, als die Konsequenz der Denkfreiheit und folglich ein protestantisches Recht. Für Rechte dieser Art hat der Deutsche schon sein bestes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten.

Dasselbe ist anwendbar auf die Frage von der akademischen Freiheit, die jetzt so leidenschaftlich die Gemüther in Deutschland bewegt. Seit man entdeckt zu haben glaubt, daß auf den Universitäten am meisten politische Aufregung, nämlich Freiheitsliebe, herrscht, seitdem wird den Souverainen von allen Seiten insinuirt, daß man diese Institute unterdrücken, oder doch wenigstens in gewöhnliche Unterrichtsanstalten verwandeln müsse. Da werden nun Plane geschmiedet und das Pro und Kontra diskutirt. Die öffentlichen Gegner der Universitäten, eben so wenig wie die öffentlichen Vertheidiger, die wir bisher vernommen, scheinen aber die letzten Gründe der Frage nicht zu verstehen. Jene begreifen nicht, daß die Jugend überall, und unter allen Disciplinen, für die Interessen der Freiheit begeistert sein wird, und daß, wenn man die Universitäten unterdrückt, jene begeisterte Jugend anderswo, und vielleicht, in Verbindung mit der Jugend des Handelsstands und der Gewerbe, sich desto thatkräftiger aussprechen wird. Die Vertheidiger suchen nur zu beweisen, daß mit den Universitäten auch die Blüthe der deutschen Wissenschaftlichkeit zu Grunde ginge, daß eben die akademische Freiheit den Studien so nützlich sei, daß die Jugend dadurch so hübsch Gelegenheit finde, sich vielseitig auszubilden u. s. w. Als ob es auf einige griechische Vokabeln oder einige Rohheiten mehr oder weniger hier ankomme!

Und was gälte den Fürsten alle Wissenschaft, Studien oder Bildung, wenn die heilige Sicherheit ihrer Throne gefährdet stünde! Sie waren heroisch ge-

nug, alle jene relativen Güter für das einzig absolute, für ihre absolute Herrschaft aufzuopfern. Denn diese ist ihnen von Gott anvertraut und wo der Himmel gebietet, müssen alle irdischen Rücksichten weichen.

Mißverstand ist sowohl auf Seiten der armen Professoren, die als Vertreter, wie auf Seiten der Regierungsbeamten, die als Gegner der Universitäten öffentlich auftreten. Nur die katholische Propaganda in Deutschland begreift die Bedeutung derselben, diese frommen Obscuranten sind die gefährlichsten Gegner unseres Universitätssystems, diese wirken dagegen meuchlerisch mit Lug und Trug, und gar, wenn sich einer von ihnen den liebevollen Anschein giebt, als wollte er den Universitäten das Wort reden, offenbart sich die jesuitische Intrigue. Wohl wissen diese feigen Heuchler, was hier auf dem Spiel steht zu gewinnen. Denn mit den Universitäten fällt auch die protestantische Kirche, die seit der Reformazion nur in jenen wurzelt, so daß die ganze protestantische Kirchengeschichte der letzten Jahrhunderte fast nur aus den theologischen Streitigkeiten der Wittenberger, Leipziger, Tübinger und Halle'schen Universitätsgelehrten besteht. Die Consistorien sind nur der schwache Abglanz der theologischen Fakultät, sie verlieren mit dieser allen Halt und Charakter, und sinken in die öde Abhängigkeit der Ministerien oder gar der Polizei.

Doch laßt uns solchen melancholischen Betrachtungen nicht zu viel Raum geben, um so mehr, da wir hier noch von dem providenziellen Manne zu reden haben, durch welchen so Großes für das deutsche Volk geschehen. Ich habe oben gezeigt, wie wir durch ihn zur größten Denkfreiheit gelangt. Aber dieser Martin Luther gab uns nicht blos die Freiheit der Bewegung, sondern auch das Mittel der Bewegung, dem Geist gab er nämlich einen Leib. Er gab dem Gedanken auch das Wort. Er schuf die deutsche Sprache.

Dieses geschah, indem er die Bibel übersetzte.

In der That, der göttliche Verfasser dieses Buchs scheint es eben so gut wie wir Andere gewußt zu haben, daß es gar nicht gleichgültig ist, durch wen man übersetzt wird, und er wählte selber seinen Uebersetzer, und verlieh ihm die wundersame Kraft, aus einer todten Sprache, die gleichsam schon begraben war, in eine andere Sprache zu übersetzen, die noch gar nicht lebte.

Man besaß zwar die Vulgata, die man verstand, so wie auch die Septuaginta, die man schon verstehen konnte. Aber die Kenntniß des Hebräischen war in der christlichen Welt ganz erloschen. Nur die Juden, die sich, hie und da, in einem Winkel dieser Welt verborgen hielten, bewahrten noch die Tradizionen dieser Sprache. Wie ein Gespenst, das einen Schatz bewacht, der ihm einst im Leben anvertraut worden, so saß dieses gemordete Volk, dieses Volk-Gespenst, in seinen dunklen Ghettos und bewahrte dort die hebräische Bibel und in diese verrufenen Schlupfwinkel sah man die deutschen Gelehrten heimlich hinabsteigen, um den Schatz zu heben, um die Kenntniß der hebräischen Sprache

zu erwerben. Als die katholische Geistlichkeit merkte, daß ihr von dieser Seite Gefahr drohte, daß das Volk auf diesem Seitenweg zum wirklichen Wort Gottes gelangen und die römischen Fälschungen entdecken könnte: da hätte man gern auch die jüdische Tradizion unterdrückt, und man ging damit um, alle hebräischen Bücher zu vernichten, und am Rhein begann die Bücherverfolgung, wogegen unser vortrefflicher Doktor Reuchlin so glorreich gekämpft hat. Die Kölner Theologen, die damals agirten, besonders Hochstraaten, waren keineswegs so geistesbeschränkt, wie der tapfere Mitkämpfer Reuchlin's, Ritter Ulrich von Hutten sie in seinen litteris obscurorum virorum schildert. Es galt die Unterdrückung der hebräischen Sprache. Als Reuchlin siegte, konnte Luther sein Werk beginnen. In einem Briefe, den dieser damals an Reuchlin schrieb, scheint er schon zu fühlen, wie wichtig der Sieg war, den jener erfochten, und in einer abhängig schwierigen Stellung erfochten, während er, der Augustinermönch, ganz unabhängig stand; sehr naiv sagt er in diesem Briefe: ego nihil timeo, quia nihil habeo.

Wie aber Luther zu der Sprache gelangt ist, worin er seine Bibel übersetzte, ist mir bis auf diese Stunde unbegreiflich. Der altschwäbische Dialekt war, mit der Ritterpoesie der Hohenstaufen'schen Kaiserzeit, gänzlich untergegangen. Der altsächsische Dialekt, das sogenannte Plattdeutsche, herrschte nur in einem Theile des nördlichen Deutschlands, und hat sich, trotz aller Versuche, die man gemacht, nie zu literärischen Zwecken eignen wollen. Nahm Luther zu seiner Bibelübersetzung die Sprache, die man im heutigen Sachsen sprach, so hätte Adelung Recht gehabt, zu behaupten, daß der sächsische, namentlich der meißensche Dialekt, unser eigentliches Hochdeutsch, d. h. unsere Schriftsprache, sei. Aber dieses ist längst widerlegt worden, und ich muß dieses hier um so schärfer erwähnen, da solcher Irrthum in Frankreich noch immer Gäng und Gäbe ist. Das heutige Sächsische war nie ein Dialekt des deutschen Volks, eben so wenig, wie etwa das Schlesische; denn so wie dieses, entstand es durch slavische Färbung. Ich bekenne daher offenherzig, ich weiß nicht, wie die Sprache, die wir in der lutherischen Bibel finden, entstanden ist. Aber ich weiß, daß durch diese Bibel, wovon die junge Presse, die schwarze Kunst, Tausende von Exemplaren in's Volk schleuderte, die lutherische Sprache in wenigen Jahren über ganz Deutschland verbreitet und zur allgemeinen Schriftsprache erhoben wurde. Diese Schriftsprache herrscht noch immer in Deutschland, und giebt diesem politisch und religiös zerstückelten Lande eine literärische Einheit. Ein solches unschätzbares Verdienst mag uns bei dieser Sprache dafür entschädigen, daß sie, in ihrer heutigen Ausbildung, etwas von jener Innigkeit entbehrt, welche wir bei Sprachen, die sich aus einem einzigen Dialekt gebildet, zu finden pflegen. Die Sprache in Luther's Bibel entbehrt jedoch durchaus nicht einer solchen Innigkeit, und dieses alte Buch ist eine

ewige Quelle der Verfügung für unsere Sprache. Alle Ausdrücke und Wendungen, die in der lutherischen Bibel stehn, sind deutsch, der Schriftsteller darf sie immerhin noch gebrauchen; und da dieses Buch in den Händen der ärmsten Leute ist, so bedürfen diese keiner besonderen gelehrten Anleitung, um sich literarisch aussprechen zu können.

Dieser Umstand wird, wenn bei uns die politische Revoluzion ausbricht, gar merkwürdige Erscheinungen zur Folge haben. Die Freiheit wird überall sprechen können und ihre Sprache wird biblisch sein.

Luther's Originalschriften haben ebenfalls dazu beigetragen, die deutsche Sprache zu fixiren. Durch ihre polemische Leidenschaftlichkeit drangen sie tief in das Herz der Zeit. Ihr Ton ist nicht immer sauber. Aber man macht auch keine religiöse Revoluzion mit Orangenblüthe. Zu dem groben Klotz gehört manchmal ein grober Keil. In der Bibel ist Luther's Sprache aus Ehrfurcht vor dem gegenwärtigen Geist Gottes, immer in eine gewisse Würde gebannt. In seinen Streitschriften hingegen überläßt er sich einer plebejischen Rohheit, die oft eben so widerwärtig, wie grandios ist. Seine Ausdrücke und Bilder gleichen dann jenen riesenhaften Steinfiguren, die wir in indischen oder ägyptischen Tempelgrotten finden, und deren grelles Colorit und abenteuerliche Häßlichkeit uns zugleich abstößt und anzieht. Durch diesen barocken Felsenstyl erscheint uns der kühne Mönch manchmal wie ein religiöser Danton, ein Prediger des Berges, der, von der Höhe desselben, die bunten Wortblöcke hinabschmettert auf die Häupter seiner Gegner.

Merkwürdiger und bedeutender als diese prosaischen Schriften sind Luther's Gedichte, die Lieder, die, in Kampf und Noth, aus seinem Gemüthe entsprossen. Sie gleichen manchmal einer Blume, die auf einem Felsen wächst, manchmal einem Mondstrahl, der über ein bewegtes Meer hinzittert. Luther liebte die Musik, er hat sogar einen Traktat über diese Kunst geschrieben, und seine Lieder sind daher außerordentlich melodisch. Auch in dieser Hinsicht gebührt ihm der Name: Schwan von Eisleben. Aber er war nichts weniger als ein milder Schwan in manchen Gesängen, wo er den Muth der Seinigen anfeuert und sich selber zur wildesten Kampflust begeistert. Ein Schlachtlied war jener trotzige Gesang, womit er und seine Begleiter in Worms einzogen. Der alte Dom zitterte bei diesen neuen Klängen, und die Raben erschraken in ihren obskuren Thurmnestern. Jenes Lied, die Marseiller Hymne der Reformazion, hat bis auf unsere Tage seine begeisternde Kraft bewahrt.

Ein feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen,
Er hilft uns frei aus aller Noth,
Die uns jetzt hat betroffen.

Der alte böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erd' ist nicht sein's Gleichen.

Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren,
Es streit't für uns der rechte Mann,
Den Gott selbst hat erkoren.
Fragst du, wer es ist?
Er heißt Jesus Christ,
Der Herr Zebaoth,
Und ist kein and'rer Gott,
Das Feld muß er behalten.

Und wenn die Welt voll Teufel wär'
Und wollten uns verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es soll uns doch gelingen;
Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch nicht,
Das macht, er ist gericht',
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Das Wort sie sollen lassen stahn,
Und keinen Dank dazu haben,
Er ist bei uns wohl auf dem Plan
Mit seinem Geist und Gaben.
Nehmen sie uns den Leib,
Gut, Ehr', Kind und Weib,
Laß fahren dahin,
Sie haben's kein Gewinn,
Das Reich muß uns doch bleiben.

Ich habe gezeigt, wie wir unserm theuern Doktor Martin Luther die Geistesfreiheit verdanken, welche die neuere Literatur zu ihrer Entfaltung bedurfte. Ich habe gezeigt, wie er uns auch das Wort schuf, die Sprache, worin diese neue Literatur sich aussprechen konnte. Ich habe jetzt nur noch hinzuzufügen, daß er auch selber die Literatur eröffnet, daß diese, und ganz eigentlich die

schöne Literatur mit Luther beginnt, daß seine geistlichen Lieder sich als die ersten wichtigen Erscheinungen derselben ausweisen und schon den bestimmten Charakter derselben kund geben. Wer über die neuere deutsche Literatur reden will, muß daher mit Luther beginnen, und nicht etwa mit einem Nürnberger Spießbürger, Namens Hans Sachs, wie aus unredlichem Mißwollen von einigen romantischen Literatoren geschehen ist. Hans Sachs, dieser Troubadour der ehrbaren Schusterzunft, dessen Meistergesang nur eine läppische Parodie der früheren Minnelieder und dessen Dramen nur eine tölpelhafte Travestie der alten Mysterien, dieser pedantische Hanswurst, der die freie Naivität des Mittelalters ängstlich nachäfft, ist vielleicht als der letzte Poet der älteren Zeit, keineswegs aber als der erste Poet der neueren Zeit zu betrachten. Es wird dazu keines weiteren Beweises bedürfen, als daß ich den Gegensatz unserer neuen Literatur zur älteren mit bestimmten Worten erörtere.

Betrachten wir daher die deutsche Literatur, die vor Luther blühte, so finden wir:

1) Ihr Material, ihr Stoff ist, wie das Leben des Mittelalters selbst, eine Mischung zweier heterogener Elemente, die in einem langen Zweikampf sich so gewaltig umschlungen, daß sie am Ende in einander verschmolzen, nämlich: die germanische Nazionalität und das indisch gnostische, sogenannte katholische Christenthum.

2) Die Behandlung, oder vielmehr der Geist der Behandlung in dieser älteren Literatur ist romantisch. Abusive sagt man dasselbe auch von dem Material jener Literatur, von allen Erscheinungen des Mittelalters, die durch die Verschmelzung der erwähnten beiden Elemente, germanische Nazionalität und katholisches Christenthum, entstanden sind. Denn, wie einige Dichter des Mittelalters die griechische Geschichte und Mythologie ganz romantisch behandelt haben, so kann man auch die mittelalterlichen Sitten und Legenden in klassischer Form darstellen. Die Ausdrücke „klassisch" und „romantisch" beziehen sich also nur auf den Geist der Behandlung. Die Behandlung ist klassisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Darzustellenden, wie dieses der Fall ist bei den Kunstwerken der Griechen, wo daher in dieser Identität auch die größte Harmonie zwischen Form und Idee zu finden. Die Behandlung ist romantisch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, sondern parabolisch diese Idee errathen läßt. Ich gebrauche hier das Wort „parabolisch" lieber als das Wort „symbolisch." Die griechische Mythologie hatte eine Reihe von Göttergestalten, deren jede, bei aller Identität der Form und der Idee, dennoch eine symbolische Bedeutung bekommen konnte. Aber in dieser griechischen Religion war eben nur die Gestalt der Götter bestimmt, alles andere, ihr Leben und Treiben, war der Willkür der Poeten zur beliebigen Behandlung überlassen. In der christlichen Religion

hingegen giebt es keine so bestimmte Gestalten, sondern bestimmte Fakta, bestimmte heilige Ereignisse und Thaten, worin das dichtende Gemüth des Menschen eine parabolische Bedeutung legen konnte. Man sagt, Homer habe die griechischen Götter erfunden; das ist nicht wahr, sie existirten schon vorher in bestimmten Umrissen, aber er erfand ihre Geschichten. Die Künstler des Mittelalters hingegen wagten nimmermehr in dem geschichtlichen Theil ihrer Religion das mindeste zu erfinden; der Sündenfall, die Menschwerdung, die Taufe, die Kreuzigung u. dgl. waren unantastbare Thatsachen, woran nicht gemodelt werden durfte, worin aber das dichtende Gemüth der Menschen eine parabolische Bedeutung legen konnte. In diesem parabolischen Geist wurden nun auch alle Künste im Mittelalter behandelt, und diese Behandlung ist romantisch. Daher in der Poesie des Mittelalters jene mystische Allgemeinheit; die Gestalten sind so schattenhaft, was sie thun ist so unbestimmt, alles ist darin so dämmernd, wie von wechselndem Mondlicht beleuchtet; die Idee ist in der Form nur wie ein Räthsel angedeutet, und wir sehen hier eine vague Form, wie sie eben zu einer spiritualistischen Literatur geeignet war. Da ist nicht wie bei den Griechen eine sonnenklare Harmonie zwischen Form und Idee; sondern manchmal überragt die Idee die gegebene Form, und diese strebt verzweiflungsvoll jene zu erreichen, und wir sehen dann bizarre, abenteuerliche Erhabenheit: manchmal ist die Form ganz der Idee über den Kopf gewachsen, ein läppisch winziger Gedanke schleppt sich einher in einer kolossalen Form, und wir sehen groteske Farce; fast immer sehen wir Unförmlichkeit.

3) Der allgemeine Charakter jener Literatur war, daß sich in allen Produkten derselben jener feste, sichere Glaube kund gab, der damals in allen weltlichen wie geistlichen Dingen herrschte. Basirt auf Autoritäten waren alle Ansichten der Zeit; der Dichter wandelte, mit der Sicherheit eines Maulesels, längs den Abgründen des Zweifels, und es herrscht in seinen Werken eine kühne Ruhe, eine selige Zuversicht, wie sie später unmöglich war, als die Spitze jener Autoritäten, nämlich die Autorität des Papstes, gebrochen war und alle anderen nachstürzten. Die Gedichte des Mittelalters haben daher alle denselben Charakter, es ist, als habe sie nicht der einzelne Mensch, sondern das ganze Volk gedichtet; sie sind objektiv, episch und naiv.

In der Literatur hingegen, die mit Luther emporblüht, finden wir ganz das Gegentheil:

1) Ihr Material, der Stoff, der behandelt werden soll, ist der Kampf der Reformazionsinteressen und Ansichten mit der alten Ordnung der Dinge. Dem neuen Zeitgeist ist jener Mischglaube, der aus den erwähnten zwei Elementen, germanische Nazionalität und indisch gnostisches Christenthum, entstanden ist, gänzlich zuwider; letzteres dünkt ihm heidnische Götzendienerei, an dessen Stelle die wahre Religion des judaisch deistischen Evangeliums treten

soll. Eine neue Ordnung der Dinge gestaltet sich; der Geist macht Empfindungen, die das Wohlsein der Materie befördern; durch das Gedeihen der Industrie und durch die Philosophie wird der Spiritualismus in der öffentlichen Meinung diskreditirt; der dritte Stand erhebt sich; die Revoluzion grollt schon in den Herzen und Köpfen; und was die Zeit fühlt und denkt und bedarf und will, wird ausgesprochen, und das ist der Stoff der modernen Literatur.

2) Der Geist der Behandlung ist nicht mehr romantisch, sondern klassisch. Durch das Wiederaufleben der alten Literatur verbreitete sich über ganz Europa eine freudige Begeisterung für die griechischen und römischen Schriftsteller, und die Gelehrten, die Einzigen, welche damals schrieben, suchten den Geist des klassischen Alterthums sich anzueignen, oder wenigstens in ihren Schriften die klassischen Kunstformen nachzubilden. Konnten sie nicht, gleich den Griechen, eine Harmonie der Form und der Idee erreichen, so hielten sie sich doch desto strenger an das Aeußere der griechischen Behandlung, sie schieden, nach griechischer Vorschrift, die Gattungen, enthielten sich jeder romantischen Extravaganz, und in dieser Beziehung nennen wir sie klassisch.

3) Der allgemeine Charakter der modernen Literatur besteht darin, daß jetzt die Individualität und die Skepsis vorherrschen. Die Autoritäten sind niedergebrochen; nur die Vernunft ist jetzt des Menschen einzige Lampe, und sein Gewissen ist sein einziger Stab in den dunkeln Irrgängen dieses Lebens. Der Mensch steht jetzt allein seinem Schöpfer gegenüber, und singt ihm sein Lied. Daher beginnt diese Literatur mit geistlichen Gesängen. Aber auch später, wo sie weltlich wird, herrscht darin das innigste Selbstbewußtsein, das Gefühl der Persönlichkeit. Die Poesie ist jetzt nicht mehr objektiv, episch und naiv, sondern subjektiv, lyrisch und reflektirend.

Zweites Buch.

Im vorigen Buche haben wir von der großen religiösen Revoluzion gehandelt, die von Martin Luther in Deutschland repräsentirt ward. Jetzt haben wir von der philosophischen Revoluzion zu sprechen, die aus jener hervorging, ja, die eben nichts anderes ist, wie diese letzte Consequenz des Protestantismus.

Ehe wir aber erzählen wie diese Revoluzion durch Immanuel Kant zum Ausbruch kam, müssen die philosophischen Vorgänge im Auslande, die Bedeutung des Spinoza, die Schicksale der Leibnitzischen Philosophie, die Wechselverhältnisse dieser Philosophie und der Religion, die Reibungen derselben, ihr Zerwürfniß u. dgl. mehr erwähnt werden. Beständig aber halten wir im Auge diejengen von den Fragen der Philosophie, denen wir eine sociale Bedeutung beimessen, und zu deren Lösung sie mit der Religion konkurrirt.

Dieses ist nun die Frage von der Natur Gottes. Gott ist Anfang und Ende aller Weisheit! sagen die Gläubigen in ihrer Demuth, und der Philosoph, in allem Stolze seines Wissens, muß diesem frommen Spruche beistimmen.

Nicht Baco, wie man zu lehren pflegt, sondern Rene Descartes ist der Vater der neuern Philosophie, und in welchem Grade die deutsche Philosophie von ihm abstammt, werden wir ganz deutlich zeigen.

Rene Descartes ist ein Franzose, und dem großen Frankreich gebührt auch hier der Ruhm der Iniziative. Aber das große Frankreich, das geräuschvolle, bewegte, vielschwatzende Land der Franzosen, war nie ein geeigneter Boden für Philosophie, diese wird vielleicht niemals darauf gedeihen, und das fühlte Rene Descartes, und er ging nach Holland, dem stillen, schweigenden Lande der Trekschuiten und Holländer, und dort schrieb er seine philosophischen Werke. Nur dort konnte er seinen Geist von dem tradizionellen Formalismus befreien und eine ganze Philosophie aus reinen Gedanken emporbauen, die weder dem Glauben noch der Empirie abgeborgt sind, wie es seitdem von jeder wahren Philosophie verlangt wird. Nur dort konnte er so tief in des Denkens Abgründe sich versenken, daß er es in den letzten Gründen des Selbstbewußtseins ertappte, und er eben durch den Gedanken das Selbstbewußtsein konstatiren konnte, in dem weltberühmten Satze: cogito ergo sum.

Aber auch vielleicht nirgends, anders als in Holland konnte Descartes es

wagen, eine Philosophie zu lehren, die mit allen Tradizionen der Vergangenheit in den offenbarsten Kampf gerieth. Ihm gebührt die Ehre, die Autonomie der Philosophie gestiftet zu haben; diese brauchte nicht mehr die Erlaubniß zum Denken von der Theologie zu erbetteln und durfte sich jetzt als selbstständige Wissenschaft hinstellen. Ich sage nicht: derselben entgegensetzen, denn es galt damals der Grundsatz: die Wahrheiten, wozu wir durch die Philosophie gelangen, sind am Ende dieselben, welche uns auch die Religion überliefert. Die Scholastiker, wie ich schon früher bemerkt, hatten hingegen der Religion nicht blos die Suprematie über die Philosophie eingeräumt, sondern auch diese letztere für ein nichtiges Spiel, für eitel Wortfechterei erklärt, sobald sie mit den Dogmen der Religion in Widerspruch gerieth. Den Scholastikern war es nur darum zu thun, ihre Gedanken auszusprechen, gleichviel unter welcher Bedingung. Sie sagten Ein mal Eins ist Eins, und bewiesen es; aber sie setzten lächelnd hinzu, das ist wieder ein Irrthum der menschlichen Vernunft, die immer irrt, wenn sie mit den Beschlüssen der Oekumenischen Concilien in Widerspruch geräth; Ein mal Eins ist Drei, und das ist die wahre Wahrheit, wie uns längst offenbart worden, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Die Scholastiker bildeten, im Geheim, eine philosophische Oppozizion gegen die Kirche. Aber öffentlich heuchelten sie die größte Unterwürfigkeit, kämpften sogar in manchen Fällen für die Kirche, und bei Aufzügen parabirten sie im Gefolge derselben, ungefähr wie die französischen Oppozizionsdeputirten bei den Feierlichkeiten der Restaurazion. Die Komödie der Scholastiker dauerte mehr als sechs Jahrhunderte und sie wurde immer trivialer. Indem Descartes den Scholastizismus zerstörte, zerstörte er auch die verjährte Oppozizion des Mittelalters. Die alten Besen waren durch das lange Fegen stumpf geworden, es klebte daran allzuviel Kehricht, und die neue Zeit verlangte neue Besen. Nach jeder Revoluzion muß die bisherige Oppozizion abdanken; es geschehen sonst große Dummheiten. Wir haben's erlebt. Weniger war es nun die katholische Kirche, als die alten Gegner derselben, der Nachtrab der Scholastiker, welche sich zuerst gegen die Cartesianische Philosophie erhoben. Erst 1663 verbot sie der Papst.

Ich darf bei Franzosen eine zulängliche, süffisante Bekanntschaft mit der Philosophie ihres großen Landsmannes voraussetzen, und ich brauche hier nicht erst zu zeigen, wie die entgegengesetztesten Doktrinen aus ihr das nöthige Material entlehnen konnten. Ich spreche hier vom Idealismus und vom Materialismus.

Da man, besonders in Frankreich, diese zwei Doktrinen mit den Namen Spiritualismus und Sensualismus bezeichnet, und da ich mich dieser beiden Benennungen in anderer Weise bediene, so muß ich, um Begriffsverwirrungen vorzubeugen, die obigen Ausdrücke näher besprechen.

Seit den ältesten Zeiten giebt es zwei entgegengesetzte Ansichten über die Natur des menschlichen Denkens, d. h. über die letzten Gründe der geistigen Erkenntniß, über die Entstehung der Ideen. Die Einen behaupten, wir erlangen unsere Ideen nur von Außen, unser Geist sei nur ein leeres Behältniß, worin die von den Sinnen eingeschluckten Anschauungen sich verarbeiten, ungefähr wie die genossenen Speisen in unserem Magen. Um ein besseres Bild zu gebrauchen, diese Leute betrachten unseren Geist wie eine Tabula rasa, worauf später die Erfahrung täglich etwas Neues schreibt, nach bestimmten Schreibregeln.

Die Anderen, die entgegengesetzter Ansicht, behaupten: die Ideen sind dem Menschen angeboren, der menschliche Geist ist der Ursitz der Ideen, und die Außenwelt, die Erfahrung, und die vermittelnden Sinne bringen uns nur zur Erkenntniß dessen, was schon vorher in unserem Geiste war, sie wecken dort nur die schlafenden Ideen.

Die erstere Ansicht hat man nun den Sensualismus, manchmal auch den Empirismus genannt; die andere nannte man den Spiritualismus, manchmal auch den Razionalismus. Dadurch können jedoch leicht Mißverständnisse entstehen, da wir mit diesen zwei Namen, wie ich schon im vorigen Buche erwähnt, seit einiger Zeit auch jene zwei sociale Systeme, die sich in allen Manifestazionen des Lebens geltend machen, bezeichnen. Den Namen Spiritualismus überlassen wir daher jener frevelhaften Anmaßung des Geistes, der nach alleiniger Verherrlichung strebend, die Materie zu zertreten, wenigstens zu stetriren sucht: und den Namen Sensualismus überlassen wir jener Opposizion, die, dagegen eifernd, ein Rehabilitiren der Materie bezweckt und den Sinnen ihre Rechte vindizirt, ohne die Rechte des Geistes, ja nicht einmal ohne die Supremazie des Geistes zu läugnen. Hingegen den philosophischen Meinungen über die Natur unserer Erkenntnisse, gebe ich lieber die Namen Idealismus und Materialismus; und ich bezeichne mit dem ersteren die Lehre von den angeborenen Ideen, von den Ideen a priori, und mit dem anderen Namen bezeichne ich die Lehre von der Geisteserkenntniß durch die Erfahrung, durch die Sinne, die Lehre von den Ideen a posteriori.

Bedeutungsvoll ist der Umstand, daß die idealistische Seite der Cartesianischen Philosophen niemals in Frankreich Glück machen wollte. Mehre berühmte Jansenisten verfolgten einige Zeit diese Richtung, aber sie verloren sich bald in den christlichen Spiritualismus. Vielleicht war es dieser Umstand, welcher den Idealismus in Frankreich diskreditirte. Die Völker ahnen instinktmäßig, wessen sie bedürfen, um ihre Mission zu erfüllen. Die Franzosen waren schon auf dem Wege zu jener politischen Revoluzion, die erst am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausbrach, und wozu sie eines Beils und einer eben so kaltscharfen, materialistischen Philosophie bedurften. Der christ-

liche Spiritualismus stand als Mitkämpfer in den Reihen ihrer Feinde, und der Sensualismus wurde daher ihr natürlicher Bundesgenosse. Da die französischen Sensualisten gewöhnlich Materialisten waren, so entstand der Irrthum, daß der Sensualismus nur aus dem Materialismus hervorgehe. Nein, jener kann sich eben so gut als ein Resultat des Pantheismus geltend machen, und da ist seine Erscheinung schön und herrlich. Wir wollen jedoch dem französischen Materialismus keineswegs seine Verdienste absprechen. Der französische Materialismus war ein gutes Gegengift gegen das Uebel der Vergangenheit, ein verzweifeltes Heilmittel in einer verzweifelten Krankheit, Merkur für ein infizirtes Volk. Die französischen Philosophen wählten John Locke zu ihrem Meister. Das war der Heiland, dessen sie bedurften. Sein Essay on human understanding ward ihr Evangelium; darauf schworen sie. John Locke war bei Descartes in die Schule gegangen, und hatte alles von ihm gelernt, was ein Engländer lernen kann, Mechanik, Scheidekunst, Combiniren, Construiren, Rechnen. Nur eins hat er nicht begreifen können, nämlich die angeborenen Ideen. Er vervollkommnete daher die Doktrin, daß wir unsere Erkenntnisse von Außen, durch die Erfahrung, erlangen. Er machte den menschlichen Geist zu einer Art Rechenkasten, der ganze Mensch wurde eine englische Maschine. Dieses gilt auch von dem Menschen, wie ihn die Schüler Locke's konstruirten, obgleich sie sich durch verschiedene Benennungen von einander unterscheiden wollen. Sie haben alle Angst vor den letzten Folgerungen ihres obersten Grundsatzes, und der Anhänger Condillac's erschrickt, wenn man ihn mit einem Helvetius, oder gar mit einem Holbach, oder vielleicht noch am Ende mit einem La Metrie in eine Klasse setzt, und doch muß es geschehen, und ich darf daher die französischen Philosophen des achtzehnten Jahrhunderts und ihre heutigen Nachfolger sammt und sonders als Materialisten bezeichnen. L'homme machine ist das konsequenteste Buch der französischen Philosophie, und der Titel schon verräth das letzte Wort ihrer ganzen Weltansicht.

Diese Materialisten waren meistens auch Anhänger des Deismus, denn eine Maschine setzt einen Mechanikus voraus, und es gehört zu der höchsten Vollkommenheit dieser ersteren, daß sie die technischen Kenntnisse eines solchen Künstlers, theils an ihrer eigenen Construkzion, theils an seinen übrigen Werken, zu erkennen und zu schätzen weiß.

Der Materialismus hat in Frankreich seine Mission erfüllt. Er vollbringt jetzt vielleicht dasselbe Werk in England, und auf Locke fußen dort die revolzionairen Parteien, namentlich die Benthamisten, die Prädikanten der Utilität. Diese sind gewaltige Geister, die den rechten Hebel ergriffen, womit man John Bull in Bewegung setzen kann. John Bull ist ein geborener Materialist und sein christlicher Spiritualismus ist meistens eine tradizionelle Heuchelei oder

doch nur materielle Bornirtheit — sein Fleisch resignirt sich, weil ihm der Geist nicht zu Hülfe kommt. Anders ist es in Deutschland und die deutschen Revoluzionaire irren sich, wenn sie wähnen, daß eine materialistische Philosophie ihren Zwecken günstig sei.

Deutschland hat von jeher eine Abneigung gegen den Materialismus bekundet und wurde deshalb, während anderthalb Jahrhunderte, der eigentliche Schauplatz des Idealismus. Auch die Deutschen begaben sich in die Schule des Descart, und der große Schüler desselben hieß Gottfried Wilhelm Leibnitz. Wie Locke die materialistische Richtung, so verfolgte Leibnitz die idealistische Richtung des Meisters. Hier finden wir am determinirtesten die Lehre von den angeborenen Ideen. Er bekämpfte Locke in seinem nouveaux essays sur l'entendement humain. Mit Leibnitz erblühte ein großer Eifer für philosophisches Studium bei den Deutschen. Er weckte die Geister und lenkte sie in neue Bahnen. Ob der inwohnenden Milde, ob des religiösen Sinnes, der seine Schriften belebte, wurden auch die widerstrebenden Geister mit der Kühnheit derselben einigermaßen ausgesöhnt, und die Wirkung war ungeheuer. Die Kühnheit dieses Denkers zeigt sich namentlich in seiner Monadenlehre, eine der merkwürdigsten Hypothesen, die je aus dem Haupte eines Philosophen hervorgegangen. Diese ist auch zugleich das Beste, was er geliefert; denn es dämmert darin schon die Erkenntniß der wichtigsten Gesetze, die unsere heutige Philosophie erkannt hat. Die Lehre von den Monaden war vielleicht nur eine unbehülfliche Formulirung dieser Gesetze, die jetzt von den Naturphilosophen in bessern Formeln ausgesprochen worden. Ich sollte hier eigentlich statt des Wortes „Gesetz" eben nur „Formel" sagen; denn Newton hat ganz Recht, wenn er bemerkt, daß dasjenige, was wir Gesetze in der Natur nennen, eigentlich nicht existirt, und daß es nur Formeln sind, die unserer Fassungskraft zu Hülfe kommen, um eine Reihe von Erscheinungen in der Natur zu erklären. Die Theodizee ist in Deutschland von allen Leibnitzischen Schriften am meisten besprochen worden. Es ist jedoch sein schwächstes Werk. Dieses Buch, wie noch einige andere Schriften, worin sich der religiöse Geist des Leibnitz ausspricht, hat ihm manchen bösen Leumund, manche bittere Verkennung zugezogen. Seine Feinde haben ihn der gemüthlichsten Schwachköpfigkeit beschuldigt; seine Freunde, die ihn vertheidigten, machten ihn dagegen zu einem pfiffigen Heuchler. Der Charakter des Leibnitz blieb lange bei uns ein Gegenstand der Controverse. Die Billigsten haben ihn von dem Vorwurf der Zweideutigkeit nicht freisprechen können. Am meisten schmähten ihn die Freidenker und Aufklärer. Wie konnten sie einem Philosophen verzeihen, die Dreieinigkeit, die ewigen Höllenstrafen, und gar die Gottheit Christi vertheidigt zu haben! So weit erstreckte sich nicht ihre Toleranz. Aber Leibnitz war weder ein Thor noch ein Schuft, und von seiner harmonischen Höhe konnte er sehr

gut das ganze Christenthum vertheidigen. Ich sage, das ganze Christenthum, denn er vertheidigte es gegen das halbe Christenthum. Er zeigte die Consequenz der Orthodoxen im Gegensatze zur Halbheit ihrer Gegner. Mehr hat er nie gewollt. Und dann stand er auf jenem Indifferenzpunkte, wo die verschiedensten Systeme nur verschiedene Seiten derselben Wahrheit sind. Diesen Indifferenzpunkt hat späterhin auch Herr Schelling erkannt, und Hegel hat ihn wissenschaftlich begründet, als ein System der Systeme. In gleicher Weise beschäftigte sich Leibnitz mit einer Harmonie zwischen Plato und Aristoteles. Auch in der späteren Zeit ist diese Aufgabe oft genug bei uns vorgekommen. Ist sie gelöst worden?

Nein, wahrhaftig nein! Denn diese Aufgabe ist eben nichts anders als eine Schlichtung des Kampfes zwischen Idealismus und Materialismus. Plato ist durchaus Idealist und kennt nur angeborene oder vielmehr mitgeborene Ideen: der Mensch bringt die Ideen mit zur Welt, und wenn er derselben bewußt wird, so kommen sie ihm vor wie Erinnerungen aus einem früheren Dasein. Daher auch das Vague und Mystische des Plato, er erinnert sich mehr oder minder klar. Bei Aristoteles hingegen ist Alles klar, Alles deutlich, Alles sicher: denn seine Erkenntnisse offenbaren sich nicht in ihm mit vorweltlichen Beziehungen, sondern er schöpft Alles aus der Erfahrung, und weiß Alles auf's Bestimmteste zu klassifiziren. Er bleibt daher auch ein Muster für alle Empiriker, und diese wissen nicht genug Gott zu preisen, daß er ihn zum Lehrer des Alexander gemacht, daß er durch dessen Eroberungen so viele Gelegenheiten fand zur Beförderung der Wissenschaft, und daß sein siegender Schüler ihm so viele Tausend Talente gegeben zu zoologischen Zwecken. Dieses Geld hat der alte Magister gewissenhaft verwendet, und er hat dafür eine ehrliche Anzahl von Säugethieren secirt und Vögel ausgestopft, und dabei die wichtigsten Beobachtungen angestellt: aber die große Bestie, die er am nächsten vor Augen hatte, die er selber auferzogen, und die weit merkwürdiger war, als die ganze damalige Weltmenagerie, hat er leider übersehen und unerforscht gelassen. In der That, er ließ uns ganz ohne Kunde über die Natur jenes Jünglingkönigs, dessen Leben und Thaten wir noch immer als Wunder und Räthsel anstaunen. Wer war Alexander? Was wollte er? War er ein Wahnsinniger oder ein Gott? Noch jetzt wissen wir es nicht. Desto bessere Auskunft giebt uns Aristoteles über babylonische Meerkatzen, indische Papageien und griechische Tragödien, welche er ebenfalls secirt hat.

Plato und Aristoteles! Das sind nicht blos die zwei Systeme, sondern auch die Typen zweier verschiedenen Menschennaturen, die sich seit undenklicher Zeit, unter allen Costümen, mehr oder minder feindselig entgegenstehen. Vorzüglich das ganze Mittelalter hindurch, bis auf den heutigen Tag, wurde solchermaßen gekämpft, und dieser Kampf ist der wesentlichste Inhalt der christ-

lichen Kirchengeschichte. Von Plato und Aristoteles ist immer die Rede, wenn auch unter anderem Namen. Schwärmerische, mystische, platonische Naturen offenbaren aus den Abgründen ihres Gemüthes die christlichen Ideen und die entsprechenden Symbole. Praktische, ordnende, aristotelische Naturen bauen aus diesen Ideen und Symbolen ein festes System, eine Dogmatik und einen Cultus. Die Kirche umschließt endlich beide Naturen, wovon die einen sich meistens im Clerus, und die anderen im Mönchsthum verschlangen, aber sich unablässig befehden. In der protestantischen Kirche zeigt sich derselbe Kampf, und das ist der Zwiespalt zwischen Pietisten und Orthodoxen, die den katholischen Mystikern und Dogmatikern in einer gewissen Weise entsprechen. Die protestantischen Pietisten sind Mystiker ohne Phantasie, und die protestantischen Orthodoxen sind Dogmatiker ohne Geist.

Diese beiden protestantischen Parteien finden wir in einem erbitterten Kampfe zur Zeit des Leibnitz, und die Philosophie desselben intervenirte späterhin, als Christian Wolf sich derselben bemächtigte, sie den Zeitbedürfnissen anpaßte, und sie, was die Hauptsache war, in deutscher Sprache vortrug. Ehe wir aber von diesem Schüler des Leibnitz, von den Wirkungen seines Strebens und von den späteren Schicksalen des Lutherthums ein Weiteres berichten, müssen wir des providentiellen Mannes erwähnen, der gleichzeitig mit Locke und Leibnitz sich in der Schule des Descartes gebildet hatte, lange Zeit nur mit Hohn und Haß betrachtet worden, und dennoch in unseren heutigen Tagen zur alleinigen Geisterherrschaft emporsteigt.

Ich spreche von Benedikt Spinoza.

Ein großer Genius bildet sich durch einen anderen großen Genius, weniger durch Assimilirung als durch Reibung. Ein Diamant schleift den andern. So hat die Philosophie des Descartes keineswegs die des Spinoza hervorgebracht, sondern nur befördert. Daher zunächst finden wir bei dem Schüler die Methode des Meisters; dieses ist ein großer Gewinn. Dann finden wir bei Spinoza, wie bei Descartes, die der Mathematik abgeborgte Beweisführung. Dieses ist ein großes Gebrechen. Die mathematische Form giebt dem Spinoza ein herbes Aeußere. Aber dieses ist wie die herbe Schale der Mandel; der Kern ist um so erfreulicher. Bei der Lektüre des Spinoza ergreift uns ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Ein Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln. Es ist ein gewisser Hauch in den Schriften des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbtheil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu

jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischsten Königen aus Spanien vertrieben worden. Dazu kommt noch die Geduld des Holländers, die sich ebenfalls, wie im Leben, so auch in den Schriften des Mannes niemals verläugnet hat.

Constatirt ist es, daß der Lebenswandel des Spinoza frei von allem Tadel war, und rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone. Ueberall, wo ein großer Geist seinen Gedanken ausspricht, ist Golgatha.

Theurer Leser, wenn du mal nach Amsterdam kömmst, so laß dir dort von dem Lohnlakaien die spanische Synagoge zeigen. Diese ist ein schönes Gebäude, und das Dach ruht auf vier kolossalen Pfeilern, und in der Mitte steht die Kanzel, wo einst der Bannfluch ausgesprochen wurde über den Verächter des mosaischen Gesetzes, den Hidalgo Don Benedikt de Spinoza. Bei dieser Gelegenheit wurde auf einem Bockshorne geblasen, welches Schofar heißt. Es muß eine furchtbare Bewandtniß haben mit diesem Horne. Denn wie ich mal in dem Leben des Salomon Maimon gelesen, suchte einst der Rabbi von Altona ihn, den Schüler Kant's, wieder zum alten Glauben zurückzuführen, und als derselbe bei seinen philosophischen Ketzereien halsstarrig beharrte, wurde er drohend und zeigte ihm den Schofar, mit den finsteren Worten: weißt du, was das ist? Als aber der Schüler Kant's sehr gelassen antwortete: „es ist das Horn eines Bockes!" da fiel der Rabbi rücklings zu Boden vor Entsetzen.

Mit diesem Horne wurde die Exkommunikazion des Spinoza akkompagnirt, er wurde feierlich ausgestoßen aus der Gemeinschaft Israels und Unwürdig erklärt hinfüro den Namen Jude zu tragen. Seine christlichen Feinde waren großmüthig genug, ihm diesen Namen zu lassen. Die Juden aber, die Schweizergarde des Deismus, waren unerbittlich, und man zeigt den Platz vor der spanischen Synagoge zu Amsterdam, wo sie einst mit ihren langen Dolchen nach dem Spinoza gestochen haben.

Ich konnte nicht umhin, auf solche persönliche Mißgeschicke des Mannes besonders aufmerksam zu machen. Ihn bildete nicht blos die Schule, sondern auch das Leben. Das unterscheidet ihn von den meisten Philosophen, und in seinen Schriften erkennen wir die mittelbaren Einwirkungen des Lebens. Die Theologie war für ihn nicht blos eine Wissenschaft. Eben so die Politik. Auch diese lernte er in der Praxis kennen. Der Vater seiner Geliebten wurde wegen politischer Vergehen in den Niederlanden gehenkt. Und nirgends in der Welt wird man schlechter gehenkt wie in den Niederlanden. Ihr habt keinen Begriff davon, wie unendlich viele Vorbereitungen und Ceremonien dabei stattfinden. Der Delinquent stirbt zugleich vor langer Weile, und der Zuschauer hat dabei hinlängliche Muße zum Nachdenken. Ich bin daher überzeugt, daß

Benedikt Spinoza über die Hinrichtung des alten Van Ende sehr viel nachgedacht hat, und so wie er früher die Religion mit ihren Dolchen begriffen, so begriff er auch jetzt die Politik mit ihren Stricken. Kunde davon giebt sein Tractatus politicus.

Ich habe nur die Art und Weise hervorzuheben, wie die Philosophen mehr oder minder mit einander verwandt sind, und ich zeige nur die Verwandtschaftsgrade und die Erbfolge. Diese Philosophie des Spinoza, des dritten Sohnes des Rene Descartes, wie er sie in seinem Hauptwerk, in der Ethik, dozirt, ist von dem Materialismus seines Bruders Locke eben so sehr entfernt, wie von dem Idealismus seins Bruders Leibnitz. Spinoza quält sich nicht analytisch mit der Frage über die letzten Gründe unserer Erkenntnisse. Er giebt uns seine große Syntheſe, seine Erklärung von der Gottheit.

Benedikt Spinoza lehrt: Es giebt nur eine Substanz, das ist Gott. Diese eine Substanz ist unendlich, sie ist absolut. Alle endliche Substanzen derivíren von ihr, sind in ihr enthalten, tauchen in ihr auf, tauchen in ihr unter, sie haben nur relative, vorübergehende accidenzielle Existenz. Die absolute Substanz offenbart sich uns sowohl unter der Form des unendlichen Denkens, als auch unter der Form der unendlichen Ausdehnung. Beides, das unendliche Denken und die unendliche Ausdehnung sind die zwei Attribute der absoluten Substanz. Wir erkennen nur diese zwei Attribute; Gott, die absolute Substanz, hat aber vielleicht noch mehr Attribute, die wir nicht kennen. "Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem."

Nur Unverstand und Böswilligkeit konnten dieser Lehre das Beiwort „atheistisch" beilegen. Keiner hat sich jemals erhabener über die Gottheit ausgesprochen wie Spinoza. Statt zu sagen, er läugne Gott, könnte man sagen, er läugne den Menschen. Alle endlichen Dinge sind ihm nur Modi der unendlichen Substanz. Alle endliche Dinge sind in Gott enthalten, der menschliche Geist ist nur ein Lichtstrahl des unendlichen Denkens, der menschliche Leib ist nur ein Atom der unendlichen Ausdehnung; Gott ist die unendliche Ursache beider, der Geister und der Leiber, natura, naturans.

In einem Briefe an Madame Dü Devant zeigt Voltaire sich ganz entzückt über einen Einfall dieser Dame, die sich geäußert hatte, daß alle Dinge, die der Mensch durchaus nicht wissen könne, sicher von der Art sind, daß ein Wissen derselben ihm nichts nützen würde. Diese Bemerkung möchte ich auf jenen Satz des Spinoza anwenden, den ich oben mit seinen eigenen Worten mitgetheilt, und wonach der Gottheit nicht blos die zwei erkennbaren Attribute, Denken und Ausdehnung, sondern vielleicht auch andere für uns unerkennbare Attribute gebühren. Was wir nicht erkennen können, hat für uns keinen Werth, wenigstens keinen Werth auf dem socialen Standpunkte, wo es gilt,

das im Geiste erkannte zur leiblichen Erscheinung zu bringen. In unserer Erklärung des Wesens Gottes nehmen wir daher Bezug nur auf jene zwei erkennbare Attribute. Und dann ist ja doch am Ende Alles, was wir Attribute Gottes nennen, nur eine verschiedene Form unserer Anschauung, und diese verschiedenen Formen sind identisch in der absoluten Substanz. Der Gedanke ist am Ende nur die unsichtbare Ausdehnung und die Ausdehnung ist nur der sichtbare Gedanke. Hier gerathen wir in den Hauptsatz der deutschen Identitätsphilosophie, die in ihrem Wesen durchaus nicht von der Lehre des Spinoza verschieden ist. Mag immerhin Herr Schelling dagegen eifern, daß seine Philosophie von dem Spinozismus verschieden sei, daß sie mehr „eine lebendige Durchdringung des Idealen und Realen" sei, daß sie sich von dem Spinozismus unterscheide, „wie die ausgebildeten griechischen Statuen von den starrägyptischen Originalen:" dennoch muß ich auf's bestimmteste erklären, daß sich Herr Schelling, in seiner früheren Periode, wo er noch ein Philosoph war, nicht im Geringsten von Spinoza unterschied. Nur auf einem andern Wege ist er zu derselben Philosophie gelangt, und das habe ich späterhin zu erläutern, wenn ich erzähle, wie Kant eine neue Bahn betritt, Fichte ihm nachfolgt, Herr Schelling wieder in Fichte's Fußtapfen weiterschreitet, und durch das Waldbunkel der Naturphilosophie umherirrend, endlich dem großen Standbilde Spinoza's, Angesicht zu Angesicht, gegenübersteht.

Die neuere Naturphilosophie hat blos das Verdienst, daß sie den ewigen Parellelismus, der zwischen dem Geiste und der Materie herrscht, auf's scharfsinnigste nachgewiesen. Ich sage Geist und Materie, und diese Ausdrücke brauche ich als gleichbedeutend für das, was Spinoza Gedanken und Ausdehnung nennt. Gewissermaßen gleichbedeutend ist auch das, was unsere Naturphilosophen Geist und Natur, oder das Ideale und das Reale, nennen.

Ich werde in der Folge weniger das System als vielmehr die Anschauungsweise des Spinoza mit dem Namen Pantheismus bezeichnen. Bei letzterem wird, eben so gut wie bei dem Deismus, die Einheit Gottes angenommen. Aber der Gott des Pantheisten ist in der Welt selbst, nicht indem er sie mit seiner Göttlichkeit durchdringt, in der Weise, die einst der heilige Augustin zu veranschaulichen suchte, als er Gott mit einem großen See und die Welt mit einem großen Schwamm verglich, der in der Mitte läge und die Gottheit einsauge: nein, die Welt ist nicht blos gottgetränkt, gottgeschwängert, sondern sie ist identisch mit Gott. „Gott," welcher von Spinoza die eine Substanz und von den deutschen Philosophen das Absolute genannt wird, „ist alles was da ist," er ist sowohl Materie wie Geist, beides ist gleich göttlich, und wer die heilige Materie beleidigt, ist eben so sündhaft, wie der, welcher sündigt gegen den heiligen Geist.

Der Gott des Pantheisten unterscheidet sich also von dem Gotte des Deisten

dadurch, daß er in der Welt selbst ist, während letzterer ganz außer, oder was dasselbe ist, über der Welt ist. Der Gott des Deisten regiert die Welt von oben herab, als ein von ihm abgesondertes Etablissement. Nur in Betreff der Art dieses Regierens differenziren unter einander die Deisten. Die Hebräer denken sich Gott als einen donnernden Tyrannen; die Christen als einen liebenden Vater; die Schüler Rousseau's, die ganze Genfer Schule, denken sich ihn als einen weisen Künstler, der die Welt verfertigt hat, ungefähr wie ihr Papa seine Uhren verfertigt, und als Kunstverständige bewundern sie das Werk und preisen den Meister dort oben.

Dem Deisten, welcher also einen außerweltlichen oder überweltlichen Gott annimmt, ist nur der Geist heilig, indem er letzteren gleichsam als den göttlichen Athem betrachtete, den der Weltschöpfer dem menschlichen Leibe, dem aus Lehm gekneteten Werk seiner Hände eingeblasen hat. Die Juden achteten daher den Leib als etwas Geringes, als eine armselige Hülle des Ruach hakodasch, des heiligen Hauchs, des Geistes, und nur diesem widmeten sie ihre Sorgfalt, ihre Ehrfurcht, ihren Cultus. Sie wurden daher ganz eigentlich das Volk des Geistes, keusch, genügsam, ernst, abstrakt, halsstarrig, geeignet zum Martyrthum, und ihre sublimste Blüthe ist Jesus Christus. Dieser ist im wahren Sinne des Wortes der inkarnirte Geist, und tiefsinnig bedeutungsvoll ist die schöne Legende, daß ihn eine leiblich unberührte, immakulirte Jungfrau, nur durch geistige Empfängniß, zur Welt gebracht habe.

Hatten aber die Juden den Leib nur mit Geringschätzung betrachtet, so sind die Christen auf dieser Bahn noch weiter gegangen, und betrachteten ihn als etwas Verwerfliches, als etwas Schlechtes, als das Uebel selbst. Da sehen wir nun, einige Jahrhunderte nach Christi Geburt, eine Religion emporsteigen, welche ewig die Menschheit in Erstaunen setzen, und den spätesten Geschlechtern die schauerlichste Bewunderung abtrotzen wird. Ja, es ist eine große, heilige, mit unendlicher Seligkeit erfüllte Religion, die dem Geiste auf dieser Erde die unbedingteste Herrschaft erobern wollte. — Aber diese Religion war eben allzuerhaben, allzurein, allzugut für diese Erde, wo ihre Idee nur in der Theorie proklamirt, aber niemals in der Praxis ausgeführt werden konnte. Der Versuch einer Ausführung dieser Idee hat in der Geschichte unendlich viel herrliche Erscheinungen hervorgebracht, und die Poeten aller Zeiten werden noch lange davon singen und sagen. Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen, ist jedoch, wie wir endlich sehen, auf's kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlsein in ganz Europa. Wenn wir noch, wie viele glauben, im Jugendalter der Menschheit leben, so gehörte das Christenthum gleichsam zu ihren überspanntesten Studentenideen, die weit

mehr ihrem Herzen als ihrem Verstande Ehre machen. Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, ersterem die Suprematie abzusprechen und letztere in der öffentlichen Meinung zu stetriren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständniß ist sogar eine solidarische Allianz geworden. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde. Zu dieser Einsicht gelangen schon einige Priester, und um die Religion zu retten, geben sie sich das Ansehen, als entsagten sie jener verderblichen Allianz, und sie laufen über in unsere Reihen, sie setzen die rothe Mütze auf, sie schwören Tod und Haß allen Königen, sie verlangen die irdische Gütergleichheit, sie fluchen trotz Marat und Robespierre. — Unter uns gesagt, wenn Ihr sie genau betrachtet, so findet Ihr: sie lesen Messe in der Sprache des Jakobinismus, und wie sie einst dem Cäsar das Gift beigebracht, versteckt in der Hostie, so suchen sie jetzt dem Volke ihre Hostien beizubringen, indem sie solche in revoluzionärem Gifte verstecken.

Vergebens jedoch ist all Euer Bemühen! Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig, und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brod und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Jugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt, und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Die nächste Aufgabe ist: gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampire des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall stetrirt, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mußten heucheln und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unseren Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest.

Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Puruſa wird wieder vermählt mit Pakriti. Durch ihre ge-

waltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Uebel.

Wißt Ihr nun, was in der Welt das Uebel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, daß bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eignen Weltanschauung, anderen Theils ist es ein reelles Ergebniß ihrer eignen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verläumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich konspiriren muß gegen die Usurpazionen des Geistes, wenn der Geist sie sklavirt hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituirt, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshaß sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Uebel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung.

Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestirt sich in den Pflanzen, die ohne Bewußtsein ein kosmischmagnetisches Leben führen. Er manifestirt sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestirt er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von der objektiven Natur, und schon in seiner Vernunft die Ideen trägt, die sich ihm in der Erscheinungswelt kund geben. Im Menschen kommt die Gottheit zum Selbstbewußtsein, und solches Selbstbewußtsein offenbart sie wieder durch den Menschen. Aber dieses geschieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menschen, sondern in und durch die Gesammtheit der Menschen: so daß jeder Mensch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaßt und darstellt, alle Menschen zusammen aber das ganze Gott-Welt-All, in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine That; und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnazion Gottes.

Es ist eine irrige Meinung, daß diese Religion, der Pantheismus, die Menschen zum Indifferentismus führe. Im Gegentheil, das Bewußtsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums diese Erde verherrlichen.

Wir befördern das Wohlsein der Materie, das materielle Glück der Völker,

nicht weil wir gleich den Materialisten den Geist mißachten, sondern weil wir wissen, daß die Göttlichkeit des Menschen sich auch in seiner leiblichen Erscheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerstört oder avilirt, und der Geist dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revoluzion, das Saint-Just ausgesprochen: le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menschenrechte des Volks, sondern für die Gottesrechte des Menschen. Hierin, und in noch manchen andern Dingen, unterscheiden wir uns von den Männern der Revoluzion. Wir wollen keine Sansculotten sein, keine frugale Bürger, keine wohlfeile Präsidenten: wir stiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleichheiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien. — Seid deshalb nicht ungehalten, Ihr tugendhaften Republikaner! Auf Eure censorische Vorwürfe entgegnen wir Euch, was schon ein Narr des Shakspeare sagte: meinst du, weil du tugendhaft bist, solle es auf dieser Erde keine angenehmen Torten und keinen süßen Sekt mehr geben?

Die Saint-Simonisten haben etwas der Art begriffen und gewollt. Aber sie standen auf ungünstigem Boden, und der umgebende Materialismus hat sie niedergedrückt, wenigstens für einige Zeit. In Deutschland hat man sie besser gewürdigt. Denn Deutschland ist der gedeihlichste Boden des Pantheismus; dieser ist die Religion unserer größten Denker, unserer besten Künstler, und der Deismus, wie ich späterhin erzählen werde, ist dort längst in der Theorie gestürzt. Man sagt es nicht, aber jeder weiß es; der Pantheismus ist das öffentliche Geheimniß in Deutschland. In der That, wir sind dem Deismus entwachsen. Wir sind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir sind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorsorge. Auch sind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus ist eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.

Der Pantheismus ist die verborgene Religion Deutschlands, und daß es dahin kommen würde, haben diejenigen deutschen Schriftsteller vorausgesehen, die schon vor fünfzig Jahren so sehr gegen Spinoza eiferten. Der wüthendste dieser Gegner Spinoza's war Fr. Heinr. Jakobi, dem man zuweilen die Ehre erzeigt, ihn unter den deutschen Philosophen zu nennen. Er war nichts als ein zänkischer Schleicher, der sich in dem Mantel der Philosophie vermummt, und sich bei den Philosophen einschlich, ihnen erst viel von seiner Liebe und weichem Gemüthe vorwimmerte und dann auf die Vernunft losschmähte. Sein Refrain war immer: die Philosophie, die Erkenntniß durch Vernunft, sei eitel Wahn, die Vernunft wisse selbst nicht, wohin sie führe, sie bringe den

Menschen in ein dunkles Labyrinth von Irrthum und Widerspruch, und nur der Glaube könne ihn sicher leiten. Der Maulwurf! er sah nicht, daß die Vernunft der ewigen Sonne gleicht, die, während sie droben sicher einherwandelt, sich selber mit ihrem eignen Lichte ihren Pfad beleuchtet. Nichts gleicht dem frommen, gemüthlichen Hasse des kleinen Jakobi gegen den großen Spinoza.

Merkwürdig ist es, wie die verschiedensten Parteien gegen Spinoza gekämpft. Sie bilden eine Armee, deren bunte Zusammensetzung den spaßhaftesten Anblick gewährt. Neben einem Schwarm schwarzer und weißer Kapuzen, mit Kreuzen und dampfenden Weihrauchfässern, marschirt die Phalanx der Encyklopädisten, die ebenfalls gegen diesen penseur téméraire eifern. Neben dem Rabbiner der Amsterdamer Synagoge, der mit dem Bockshorn des Glaubens zum Angriff bläs't, wandelt Arouet de Voltaire, der mit der Pickelflöte der Persiflage zum Besten des Deismus musicirt. Dazwischen greint das alte Weib Jakobi, die Marketenderin dieser Glaubensarmee.

Wir entrinnen so schnell als möglich solchem Charivari. Zurückkehrend von unserem pantheistischen Aufflug, gelangen wir wieder zur Leibnitzischen Philosophie, und haben ihre weiteren Schicksale zu erzählen.

Leibnitz hatte seine Werke, die Ihr kennt, theils in lateinischer, theils in französischer Sprache geschrieben. Christian Wolf heißt der vortreffliche Mann, der die Ideen des Leibnitz nicht blos systemathisirte, sondern auch in deutscher Sprache vortrug. Sein eigentliches Verdienst besteht nicht darin, daß er die Ideen des Leibnitz in ein festes System einschloß, noch weniger darin, daß er sie durch die deutsche Sprache dem größeren Publikum zugänglich machte: sein Verdienst besteht darin, daß er uns anregte, auch in unserer Muttersprache zu philosophiren. Wie wir bis Luther die Theologie, so haben wir bis Wolf die Philosophie nur in lateinischer Sprache zu behandeln gewußt. Das Beispiel einiger Wenigen, die schon vorher dergleichen auf deutsch vortrugen, blieb ohne Erfolg; aber der Literarhistoriker muß ihrer mit besonderem Lobe gedenken. Hier erwähnen wir daher namentlich des Johannes Tauler, eines Dominikanermönchs, der zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts am Rhein geboren, und 1361 eben daselbst, ich glaube zu Straßburg, gestorben ist. Er war ein frommer Mann und gehörte zu jenen Mystikern, die ich als die platonische Partei des Mittelalters bezeichnet habe. In den letzten Jahren seines Lebens entsagte dieser Mann allem gelehrten Dünkel, schämte sich nicht in der demüthigen Volkssprache zu predigen, und diese Predigten, die er aufgezeichnet, so wie auch die deutschen Uebersetzungen, die er von einigen seiner früheren lateinischen Predigten mitgetheilt, gehören zu den Denkmälern der deutschen Sprache. Denn hier zeigt sie schon, daß sie zu metaphysischen Untersuchungen nicht blos tauglich, sondern weit geeigneter ist als die lateinische. Diese letztere, die

Sprache der Römer, kann nie ihren Ursprung verläugnen. Sie ist eine Commandosprache für Feldherren, eine Dekretalsprache für Administratoren, eine Justizsprache für Wucherer, eine Lapidarsprache für das steinharte Römervolk. Sie wurde die geeignete Sprache für den Materialismus. Obgleich das Christenthum, mit wahrhaft christlicher Geduld, länger als ein Jahrtausend sich damit abgequält diese Sprache zu spiritualisiren, so ist es ihm doch nicht gelungen; und als Johannes Tauler sich ganz versenken wollte in die schauerlichsten Abgründe des Gedankens, und als sein Herz am heiligsten schwoll, da mußte er deutsch sprechen. Seine Sprache ist wie ein Bergquell, der aus harten Felsen hervorbricht, wunderbar geschwängert von unbekanntem Kräuterduft und geheimnißvollen Steinkräften. Aber erst in neuerer Zeit ward die Benutzbarkeit der deutschen Sprache für die Philosophie recht bemerklich. In keiner anderen Sprache hätte die Natur ihr geheimstes Werk offenbaren können, wie in unserer lieben deutschen Muttersprache. Nur auf der starken Eiche konnte die heilige Mistel gedeihen.

Hier wäre wohl der Ort zur Besprechung das Paracelsus, oder wie er sich nannte, des Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenheim. Denn auch er schrieb meistens deutsch. Aber ich habe später in einer noch bedeutungsvolleren Beziehung von ihm zu reden. Seine Philosophie war nämlich das, was wir heut zu Tage Naturphilosophie nennen, und eine solche Lehre von der ideenbelebten Natur, wie sie dem deutschen Geiste so geheimnißvoll zusagt, hätte sich schon damals bei uns ausgebildet, wenn nicht, durch zufälligen Einfluß, die leblose, mechanistische Physik der Cartesianer allgemein herrschend geworden wäre. Paracelsus war ein großer Charlatan, und trug immer einen Scharlachrock, eine Scharlachhose, rothe Strümpfe, und behauptete homunculi, kleine Menschen, machen zu können, wenigstens stand er in vertrauter Bekanntschaft mit verborgenen Wesen, die in den verschiedenen Elementen hausen — aber er war zugleich einer der tiefsinnigsten Naturkundigen, die mit deutschem Forscherherzen den vorchristlichen Volksglauben, den germanischen Pantheismus begriffen, und was sie nicht wußten, ganz richtig geahnt haben.

Von Jakob Böhm sollte eigentlich auch hier die Rede sein. Denn er hat ebenfalls die deutsche Sprache zu philosophischen Darstellungen benutzt und wird in diesem Betracht sehr gelobt. Aber ich habe mich noch nicht entschließen können, ihn zu lesen. Ich laß mich nicht gern zum Narren halten. Ich habe nämlich die Lobredner dieses Mystikers in Verdacht, daß sie das Publikum mystifiziren wollen. Was den Inhalt seiner Werke betrifft, so hat Euch ja Saint-Martin einiges davon in französischer Sprache mitgetheilt. Auch die Engländer haben ihn übersetzt. Carl I. hatte von diesem theosophischen Schuster eine so große Idee, daß er eigens einen Gelehrten zu ihm nach Görlitz schickte, um ihn zu studiren. Dieser Gelehrte war glücklicher als sein königl-

licher Herr. Denn während dieser zu Whitehall den Kopf verlor durch Cromwel's Beil, hat jener zu Görlitz, durch Jakob Böhm's Theosophie, nur den Verstand verloren.

Wie ich bereits gesagt, erst Christian Wolf hat mit Erfolg die deutsche Sprache in die Philosophie eingeführt. Sein geringeres Verdienst war sein Systematisiren und sein Populariſiren der Leibnitzischen Ideen. Beides unterliegt sogar dem größten Tadel und wir müssen beiläufig dessen erwähnen. Sein Systematisiren war nur eitel Schein und das wichtigste der Leibnitzischen Philosophie war diesem Scheine geopfert, z. B. der beste Theil der Monadenlehre. Leibnitz hatte freilich kein systematisches Lehrgebäude hinterlassen, sondern nur die dazu nöthigen Ideen. Eines Riesen bedurfte es, um die kolossalen Quadern und Säulen zusammenzusetzen, die ein Riese aus den tiefsten Marmorbrüchen hervorgeholt und zierlich ausgemeißelt hatte. Das wär' ein schöner Tempel geworden. Christian Wolf jedoch war von sehr untersetzter Statur und konnte nur einen Theil solcher Baumaterialien bemeistern, und er verarbeitete sie zu einer kümmerlichen Stiftshütte des Deismus. Wolf war mehr ein encyklopädischer Kopf als ein systematischer, und die Einheit einer Lehre begriff er nur unter der Form der Vollständigkeit. Er war zufrieden mit einem gewissen Fachwerk, wo die Fächer schönstens geordnet, bestens gefüllt und mit deutlichen Etiketten versehen sind. So gab er uns eine „Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften." Daß er, der Enkel des Descartes, die großväterliche Form der mathematischen Beweisführung geerbt hat, versteht sich von selbst. Diese mathematische Form habe ich bereits bei Spinoza gerügt. Durch Wolf stiftete sie großes Unheil. Sie degenerirte bei seinen Schülern zum unleidlichsten Schematismus und zur lächerlichen Manie alles mathematischer Weise zu demonstriren. Es entstand der sogenannte Wolf'sche Dogmatismus. Alles tiefere Forschen hörte auf, und ein langweiliger Eifer nach Deutlichkeit trat an dessen Stelle. Die Wolf'sche Philosophie wurde immer wäßriger und überschwemmte endlich ganz Deutschland. Die Spuren dieser Sündfluth sind noch heut zu Tage bemerkbar, und hie und da, auf unseren höchsten Musensitzen, findet man noch alte Fossilien von der Wolf'schen Schule.

Christian Wolf wurde geboren 1679 zu Breslau und starb 1754 zu Halle. Ueber ein halbes Jahrhundert dauerte seine Geistesherrschaft in Deutschland. Sein Verhältniß zu den Theologen jener Tage müssen wir besonders erwähnen, und wir ergänzen damit unsere Mittheilungen über die Schicksale des Lutherthums.

In der ganzen Kirchengeschichte giebt es keine verwickeltere Partie, als die Streitigkeiten der protestantischen Theologen, seit dem dreißigjährigen Krieg. Nur das spitzfindige Gezänke der Byzantiner ist damit zu vergleichen; jedoch

war dieses nicht so langweilig, da große, staatsinteressante Hofintriguen sich dahinter verstreckten, statt daß die protestantische Klopffechterei meistens in dem Pedantismus enger Magisterköpfe und Schulfüchse ihren Grund hatte. Die Universitäten, besonders Tübingen, Wittenberg, Leipzig und Halle, sind die Schauplätze jener theologischen Kämpfe. Die zwei Parteien, die wir, im katholischen Gewande, während dem ganzen Mittelalter kämpfen sahen, die platonische und die aristotelische, haben nur Costüme gewechselt, und befehden sich nach wie vor. Das sind die Pietisten und die Orthodoxen, deren ich schon oben erwähnt, und die ich als Mystiker ohne Phantasie und Dogmatiker ohne Geist bezeichnet habe. Johannes Spener war der Scotus Erigena des Protestantismus, und wie dieser durch seine Uebersetzung des fabelhaften Dionysius Areopagita den katholischen Mystizismus begründet, so begründete jener den protestantischen Pietismus, durch seine Erbauungsversammlungen, colloquia pietatis, woher vielleicht der Namen Pietisten seinen Anhängern geblieben ist. Er war ein frommer Mann, Ehre seinem Andenken. Ein Berliner Pietist, Herr Franz Horn, hat eine gute Biographie von ihm geliefert. Das Leben Spener's ist ein beständiges Martyrthum für die christliche Idee. Er war in diesem Betracht seinen Zeitgenossen überlegen. Er drang auf gute Werke und Frömmigkeit, er war viel mehr ein Prediger des Geistes als des Wortes. Sein homiletisches Wesen war damals löblich. Denn die ganze Theologie, wie sie auf den erwähnten Universitäten gelehrt wurde, bestand nur in engbrüstiger Dogmatik und wortklaubender Polemik. Exegese und Kirchengeschichte wurden ganz bei Seite gesetzt.

Ein Schüler jenes Spener's, Hermann Franke, begann in Leipzig Vorlesungen zu halten nach dem Beispiele und im Sinne seines Lehrers. Er hielt sie auf deutsch, ein Verdienst, welches wir immer gern mit Anerkennung erwähnen. Der Beifall, den er dabei erwarb, erregte den Neid seiner Collegen, die deshalb unserem armen Pietisten das Leben sehr sauer machten. Er mußte das Feld räumen, und er begab sich nach Halle, wo er mit Wort und That das Christenthum lehrte. Sein Andenken ist dort unverwelklich, denn er ist der Stifter des Halleschen Waisenhauses. Die Universität Halle ward nun bevölkert von Pietisten und man nannte sie „die Waisenhauspartei." Nebenbei gesagt, diese hat sich dort bis auf heutigen Tag erhalten; Halle ist noch bis jetzt die Taupinière der Pietisten, und ihre Streitigkeiten mit den deutschen Razionalisten haben noch vor einigen Jahren einen Scandal erregt, der durch ganz Deutschland seinen Mißduft verbreitete. Glückliche Franzosen, die Ihr nichts davon gehört habt! Sogar die Existenz jener evangelischen Klatschblätter, worin die frommen Fischweiber der protestantischen Kirche sich weidlich ausgeschimpft, sind Euch unbekannt geblieben. Glückliche Franzosen, die Ihr keinen Begriff davon habt, wie hämisch, wie kleinlich, wie widerwärtig unsre evange-

lischen Priester einander begeifern können. Ihr wißt, ich bin kein Anhänger des Katholizismus. In meinen jetzigen religiösen Ueberzeugungen lebt zwar nicht mehr die Dogmatik, aber doch immer der Geist des Protestantismus. Ich bin also für die protestantische Kirche noch immer parteiisch. Und doch muß ich, der Wahrheit wegen, eingestehen, daß ich nie in den Annalen des Papismus solche Miserabilitäten gefunden habe, wie in der Berliner evangelischen Kirchenzeitung bei dem erwähnten Scandal zum Vorschein kamen. Die feigsten Mönchstücken, die kleinlichsten Klosterränke sind noch immer noble Gutmüthigkeiten in Vergleichung mit den christlichen Heldenthaten, die unsere protestantischen Orthodoxen und Pietisten gegen die verhaßten Razionalisten ausübten. Von dem Haß, der bei solchen Gelegenheiten zum Vorschein kommt, habt Ihr Franzosen keinen Begriff. Die Deutschen sind aber überhaupt vindicativer als die romanischen Völker.

Das kommt daher, sie sind Idealisten auch im Haß. Wir hassen uns nicht um Außendinge, wie Ihr, etwa wegen beleidigter Eitelkeit, wegen eines Epigramms, wegen einer nicht erwiederten Visitenkarte, nein, wir hassen bei unsern Feinden das Tiefste, das Wesentlichste, das in ihnen ist, den Gedanken. Ihr Franzosen seid leichtfertig und oberflächlich, wie in der Liebe, so auch im Haß. Wir Deutschen hassen gründlich, dauernd; da wir zu ehrlich, auch zu unbeholfen sind, um uns mit schneller Perfidie zu rächen, so hassen wir bis zu unserem letzten Athemzug.

Ich kenne, mein Herr, diese deutsche Ruhe, sagte jüngst eine Dame, indem sie mich mit großgeöffneten Augen ungläubig und beängstigt ansah; ich weiß, Ihr Deutschen gebraucht dasselbe Wort für Verzeihen und Vergiften. Und in der That sie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet beides.

Es waren nun, wenn ich nicht irre, die Halle'schen Orthodoxen, welche, in ihrem Kampfe mit den eingesiedelten Pietisten, die Wolf'sche Philosophie zu Hülfe riefen. Denn die Religion, wenn sie uns nicht mehr verbrennen kann, kommt sie bei uns betteln. Aber alle unsere Gaben bringen ihr schlechten Gewinn. Das mathematische, demonstrative Gewand, womit Wolf die arme Religion recht liebevoll eingekleidet hatte, paßte ihr so schlecht, daß sie sich noch beengter fühlte und in dieser Beengniß sehr lächerlich machte. Ueberall platzten die schwachen Nähte. Besonders der verschämte Theil, die Erbsünde, trat hervor in seiner grellsten Blöße. Hier half kein logisches Feigenblatt. Christlich lutherische Erbsünde und Leibnitz-Wolf'scher Optimismus sind unverträglich. Die französische Persiflage des Optimismus mißfiel daher am wenigsten unseren Theologen. Voltaire's Witz kam der nackten Erbsünde zu Gute. Der deutsche Panglos hat aber, durch die Vernichtung des Optimismus sehr viel verloren und suchte lange nach einer ähnlichen Trostlehre, bis das Hegel'sche Wort „alles was ist, ist vernünftig!" ihm einigen Ersatz bot.

Von dem Augenblick an, wo eine Religion bei der Philosophie Hülfe begehrt, ist ihr Untergang unabwendlich. Sie sucht sich zu vertheidigen und schwatzt sich immer tiefer in's Verderben hinein. Die Religion, wie jeder Absolutismus, darf sich nicht justifiziren. Prometheus wird an den Felsen gefesselt von der schweigenden Gewalt. Ja, Aeschylus läßt die personifizirte Gewalt kein einziges Wort reden. Sie muß stumm sein.

Seitdem nun, wie ich oben erzählt, die Religion Hülfe suchte bei der Philosophie, wurden von den deutschen Gelehrten, außer der neuen Einkleidung, noch unzählige Experimente mit ihr angestellt. Man wollte ihr eine neue Jugend bereiten, und man benahm sich dabei ungefähr wie Medea bei der Verjüngung des Königs Aeson. Zuerst wurde ihr zur Ader gelassen, alles abergläubische Blut wurde ihr langsam abgezapft; um mich bildlos auszudrücken: es wurde der Versuch gemacht, allen historischen Inhalt aus dem Christenthume herauszunehmen und nur den moralischen Theil zu bewahren. Hierdurch ward nun das Christenthum zu einem reinen Deismus. Christus hörte auf Mitregent Gottes zu sein, er wurde gleichsam mediatisirt, und nur noch als Privatperson fand er anerkennende Verehrung. Seinen moralischen Charakter lobte man über alle Maßen. Man konnte nicht genug rühmen, welch ein braver Mensch er gewesen sei. Was die Wunder betrifft, die er verrichtet, so erklärte man sie physikalisch, oder man suchte so wenig Aufhebens als möglich davon zu machen. Wunder, sagten Einige, waren nöthig in jenen Zeiten des Aberglaubens, und ein vernünftiger Mann, der irgend eine Wahrheit zu verkündigen hatte, bediente sich ihrer gleichsam als Annonçe. Diese Theologen, die alles Historische aus dem Christenthume schieden, heißen Razionalisten, und gegen diese wendete sich sowohl die Wuth der Pietisten als auch der Orthodoxen, die sich seitdem minder heftig befehdeten und nicht selten verbündeten. Was die Liebe nicht vermochte, das vermochte der gemeinschaftliche Haß, der Haß gegen die Razionalisten.

Diese Richtung in der protestantischen Theologie beginnt mit dem ruhigen Semmler, den Ihr nicht kennt, erstieg schon eine besorgliche Höhe mit dem klaren Teller, den Ihr auch nicht kennt, und erreichte ihren Gipfel mit dem seichten Bahrdt, an dessen Bekanntschaft Ihr nichts verliert. Die stärksten Anregungen kamen von Berlin, wo Friedrich der Große und der Buchhändler Nicolai regierten.

Ueber ersteren, den gekrönten Materialismus, seid Ihr hinlänglich unterrichtet. Ihr wißt, daß er französische Verse machte, sehr gut die Flöte bließ, die Schlacht bei Roßbach gewann, viel Tabak schnupfte und nur an Kanonen glaubte. Einige von Euch haben gewiß auch Sans-souçi besucht, und der alte Invalide, der dort Schloßwart, hat Euch in der Bibliothek die französischen Romane gezeigt, die Friedrich als Kronprinz in der Kirche las, und die er

in schwarzen Maroquin einbinden lassen, damit sein gestrenger Vater glaubte, er läse in einem lutherischen Gesangbuche. Ihr kennt ihn, den königlichen Weltweisen, den Ihr den Salomo des Nordens genannt habt. Frankreich war das Ophir dieses nordischen Salomon's, und von dorther erhielt er seine Poeten und Philosophen, für die er eine große Vorliebe hegte, gleich dem Salomo des Südens, welcher, wie Ihr im Buche der Könige Kapitel X. lesen könnt, durch seinen Freund Hieram ganze Schiffsladungen von Gold, Elfenbein, Poeten und Philosophen aus Ophir kommen ließ. Wegen solcher Vorliebe für ausländische Talente, konnte nun freilich Friedrich der Große keinen allzugroßen Einfluß auf den deutschen Geist gewinnen. Er beleidigte vielmehr, er kränkte das deutsche Nazionalgefühl. Die Verachtung, die Friedrich der Große unserer Literatur angedeihen ließ, muß sogar uns Enkel noch verdrießen. Außer dem alten Gellert hatte keiner derselben sich seiner allergnädigsten Huld zu erfreuen. Die Unterredung, die er mit demselben führte, ist merkwürdig.

Hat aber Friedrich der Große uns verhöhnt ohne uns zu unterstützen, so unterstützte uns desto mehr der Buchhändler Nicolai, ohne daß wir deshalb Bedenken trugen, ihn zu verhöhnen. Dieser Mann war sein ganzes Leben lang unabläßig thätig für das Wohl des Vaterlandes, er scheute weder Mühe noch Geld, wo er etwas Gutes zu befördern hoffte, und doch ist noch nie in Deutschland ein Mann so grausam, so unerbittlich, so zernichtend verspottet worden, wie eben dieser Mann. Obgleich wir, die Spätergeborenen, recht wohl wissen, daß der alte Nicolai, der Freund der Aufklärung, sich in der Hauptsache durchaus nicht irrte; obgleich wir wissen, daß es meistens unsere eignen Feinde, die Obscuranten, gewesen, die ihn zu Grunde persiflirt: so können wir doch nicht mit ganz ernsthaftem Gesichte an ihn denken. Der alte Nicolai suchte in Deutschland dasselbe zu thun, was die französischen Philosophen in Frankreich gethan: er suchte die Vergangenheit im Geiste des Volks zu vernichten; eine löbliche Vorarbeit, ohne welche keine radikale Revoluzion stattfinden kann. Aber vergebens, er war solcher Arbeit nicht gewachsen. Die alten Ruinen standen noch zu fest, und die Gespenster stiegen daraus hervor und verhöhnten ihn; dann aber wurde er sehr unwirsch, und schlug blind drein, und die Zuschauer lachten, wenn ihm die Fledermäuse um die Ohren zischten und sich in seiner wohlgepuderten Perrücke verfingen. Auch geschah es wohl zuweilen, daß er Windmühlen für Riesen ansah und dagegen focht. Noch schlimmer aber bekam es ihm, wenn er manchmal wirkliche Riesen für bloße Windmühlen ansah, z. B. einen Wolfgang Goethe. Er schrieb eine Satyre gegen dessen Werther, worin er alle Intenzionen des Autors auf's plumpste verkannte. Indessen, in der Hauptsache hatte er immer Recht; wenn er auch nicht begriffen, was Goethe mit seinem Werther eigentlich sagen

wollte, so begriff er doch ganz gut dessen Wirkung, die weichliche Schwärmerei, die unfruchtbare Sentimentalität, die durch diesen Roman aufkam und mit jeder vernünftigen Gesinnung, die uns Noth that, in feindlichem Widerspruch war. Hier stimmte Nicolai ganz überein mit Lessing, der an einen Freund folgendes Urtheil über den Werther schrieb:

„Wenn ein so warmes Produkt nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll: meinen Sie nicht, daß es noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke hinterher, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich davor zu bewahren habe. Glauben Sie wohl, daß je ein römischer oder griechischer Jüngling sich so, und darum, das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern; und zu Sokrates Zeiten würde man eine solche ἐξ ἐρωτος παροχη, welche τι τολμαν παρα φυσιν antreibt, nur kaum einem Mädchen verziehen haben. Solche kleingroße, verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß. Also, lieber Goethe, noch ein Kapitelchen zum Schlusse; und je cynischer, je besser!"

Freund Nicolai hat nun wirklich, nach solcher Angabe, einen veränderten Werther herausgegeben. Nach dieser Version hat sich der Held nicht todtgeschossen, sondern nur mit Hühnerblut besudelt; denn statt mit Blei war die Pistole nur mit letzterem geladen. Werther wird lächerlich, bleibt leben, heirathet Charlotte, kurz endet noch tragischer als im Goethe'schen Original.

„Die allgemeine deutsche Bibliothek" hieß die Zeitschrift, die Nicolai gegründet, und worin er und seine Freunde gegen Aberglauben, Jesuiten, Hoflakaien u. dgl. kämpften. Es ist nicht zu läugnen, daß mancher Hieb, der dem Aberglauben galt, unglücklicher Weise die Poesie selbst traf. So stritt Nicolai z. B. gegen die aufkommende Vorliebe für altdeutsche Volkslieder. Aber im Grunde hatte er wieder Recht; bei aller möglichen Vorzüglichkeit, enthielten doch jene Lieder mancherlei Erinnerungen, die eben nicht zeitgemäß waren, die alten Klänge der Kuhreigen des Mittelalters, konnten die Gemüther des Volks wieder in den Glaubensstall der Vergangenheit zurücklocken. Er suchte, wie Odysseus, die Ohren seiner Gefährten zu verstopfen, damit sie den Gesang der Syrenen nicht hörten, unbekümmert, daß sie alsdann auch taub wurden für die unschuldigen Töne der Nachtigall. Damit das Feld der Gegenwart nur radikal von allem Unkraut gesäubert werde, trug der praktische Mann wenig Bedenken, auch die Blumen mit auszuräuten. Dagegen erhob sich nun feindlichst die Partei der Blumen und Nachtigallen, und alles was zu dieser Partei gehört, Schönheit, Grazie, Witz und Scherz, und der arme Nicolai unterlag.

In dem heutigen Deutschland haben sich die Umstände geändert, und die Partei der Blumen und der Nachtigallen ist eng verbunden mit der Revolution. Uns gehört die Zukunft, und es dämmert schon herauf die Morgenröthe des Sieges. Wenn einst sein schöner Tag sein Licht über unser ganzes Vaterland ergießt, dann gedenken wir auch der Todten; dann gedenken wir gewiß auch deiner, alter Nicolai, armer Märtyrer der Vernunft! wir werden deine Asche nach dem deutschen Pantheon tragen, der Sarkophag umgeben vom jubelnden Triumphzug und begleitet vom Chor der Musikanten, unter deren Blasinstrumenten bei Leibe keine Querpfeife sein wird; wir werden auf deinen Sarg die anständigste Lorbeerkrone legen, und wir werden uns alle mögliche Mühe geben, nicht dabei zu lachen.

Da ich von den philosophischen und religiösen Zuständen jener Zeit einen Begriff geben möchte, muß ich hier auch derjenigen Denker erwähnen, die mehr oder minder in Gemeinschaft mit Nicolai zu Berlin thätig waren und gleichsam ein Jüstemilieu zwischen Philosophen und Belletristik bildeten. Sie hatten kein bestimmtes System, sondern nur eine bestimmte Tendenz. Sie gleichen den englischen Moralisten in ihrem Styl und in ihren letzten Gründen. Sie schreiben ohne wissenschaftlich strenge Form und das sittliche Bewußtsein ist die einzige Quelle ihrer Erkenntniß. Ihre Tendenz ist ganz dieselbe, die wir bei den französischen Philanthropen finden. In der Religion sind sie Razionalisten. In der Politik sind sie Weltbürger. In der Moral sind sie Menschen, edle, tugendhafte Menschen, streng gegen sich selbst, milde gegen Andere. Was Talent betrifft so mögen wohl Mendelssohn, Sulzer, Abt, Moritz, Garve, Engel und Biester als die ausgezeichnetsten genannt werden. Moritz ist mir der liebste. Er leistete viel in der Erfahrungsseelenkunde. Er war von einer köstlichen Naivität, wenig verstanden von seinen Freunden. Seine Lebensgeschichte ist eins der wichtigsten Denkmäler jener Zeit. Mendelssohn hat jedoch vor allen übrigen eine große sociale Bedeutung. Er war der Reformator der deutschen Israeliten, seiner Glaubensgenossen, er stürzte das Ansehen des Talmudismus, er begründete den reinen Mosaismus. Dieser Mann, den seine Zeitgenossen den deutschen Sokrates nannten und wegen seines Seelenadels und seiner Geisteskraft so ehrfurchtsvoll bewunderten, war der Sohn eines armen Küsters der Synagoge von Dessau. Außer diesem Geburtsübel hatte ihn die Vorsehung auch noch mit einem Buckel belastet, gleichsam um dem Pöbel in recht greller Weise die Lehre zu geben, daß man den Menschen nicht nach seiner äußern Erscheinung, sondern nach seinem innern Werthe schätzen solle. Oder hat ihm die Vorsehung, eben aus gütiger Vorsicht, einen Buckel zugetheilt, damit er manche Unbill des Pöbels einem Uebel zuschreibe, worüber ein Weiser sich leicht trösten kann?

Wie Luther das Papstthum, so stürzte Mendelssohn den Talmud, und zwar

in derſelben Weiſe, indem er nämlich die Tradizion verwarf, die Bibel für die Quelle der Religion erklärte, und den wichtigſten Theil derſelben überſetzte. Er zerſtörte hierdurch den jüdiſchen, wie Luther den chriſtlichen Katholizismus. In der That, der Talmud iſt der Katholizismus der Juden. Er iſt ein gothiſcher Dom, der zwar mit kindiſchen Schnörkeleien überladen, aber doch durch ſeine himmelkühne Rieſenhaftigkeit uns in Erſtaunen ſetzt. Er iſt eine Hierarchie von Religionsgeſetzen, die oft die putzigſten, lächerlichſten Subtilitäten betreffen, aber ſo ſinnreich einander über- und untergeordnet ſind, einander ſtützen und tragen, und ſo furchtbar konſequent zuſammenwirken, daß ſie ein grauenhaft trotziges, koloſſales Ganze bilden.

Nach dem Untergang des chriſtlichen Katholizismus mußte auch der jüdiſche, der Talmud, untergehen. Denn der Talmud hatte alsdann ſeine Bedeutung verloren; er diente nämlich nur als Schutzwerk gegen Rom, und ihm verdanken es die Juden, daß ſie dem chriſtlichen Rom eben ſo heldenmüthig wie einſt dem heidniſchen Rom widerſtehen konnten. Und ſie haben nicht blos widerſtanden, ſondern auch geſiegt. Der arme Rabbi von Nazareth, über deſſen ſterbendes Haupt der heidniſche Römer die hämiſchen Worte ſchrieb: „König der Juden" — eben dieſer dornengekrönte, mit dem ironiſchen Purpur behängte Spottkönig der Juden wurde am Ende der Gott der Römer, und ſie mußten vor ihm niederknien! Wie das heidniſche Rom, wurde auch das chriſtliche Rom beſiegt, und dieſes wurde ſogar tributär. Wenn du, theurer Leſer, dich in den erſten Tagen des Trimeſters nach der Straße Lafitte verfügen willſt, und zwar nach dem Hôtel Nummero funfzehn, ſo ſiehſt du dort vor einem hohen Portal eine ſchwerfällige Kutſche, aus welcher ein dicker Mann hervorſteigt. Dieſer begiebt ſich die Treppe hinauf nach einem kleinen Zimmer, wo ein blonder junger Menſch ſitzt, der dennoch älter iſt als er wohl ausſieht, und in deſſen vornehmer grandſeigneurlicher Nonchalance dennoch etwas ſo Solides liegt, etwas ſo Poſitives, etwas ſo Abſolutes, als habe er alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche. Und wirklich, er hat alles Geld dieſer Welt in ſeiner Taſche, und er heißt Monſieur James de Rothſchild, und der dicke Mann iſt Monſignor Grimbaldi, Abgeſandter Seiner Heiligkeit des Papſtes, und er bringt in deſſen Namen die Zinſen der römiſchen Anleihe, den Tribut von Rom.

Wozu jetzt noch der Talmud?

Moſes Mendelsſohn verdient daher großes Lob, daß er dieſen jüdiſchen Katholizismus, wenigſtens in Deutſchland, geſtürzt hat. Denn was überflüſſig iſt, iſt ſchädlich. Die Tradizion verwerfend, ſuchte er jedoch das moſaiſche Ceremonialgeſetz als religiöſe Verpflichtung aufrecht zu erhalten. War es Feigheit oder Klugheit? War es eine wehmüthige Nachliebe, die ihn abhielt, die zerſtörende Hand an Gegenſtände zu legen, die ſeinen Vorvätern am heiligſten

waren, und wofür so viel Märtyrerblut und Märtyrerthränen geflossen? Ich glaube nicht. Wie die Könige der Materie, so müssen auch die Könige des Geistes unerbittlich sein gegen Familiengefühle; auch auf dem Throne des Gedankens darf man keinen sanften Gemüthlichkeiten nachgeben. Ich bin deshalb vielmehr der Meinung, daß Moses Mendelssohn in dem reinen Mosaismus eine Instituzion sah, die dem Deismus gleichsam als eine letzte Verschanzung dienen konnte. Denn der Deismus war sein innerster Glaube und seine tiefste Ueberzeugung. Als sein Freund Lessing starb, und man denselben des Spinozismus anklagte, vertheidigte er ihn mit dem ängstlichsten Eifer, und er ärgerte sich bei dieser Gelegenheit zu Tode.

Ich habe hier schon zum zweitenmale den Namen genannt, den kein Deutscher aussprechen kann, ohne daß in seiner Brust ein mehr oder minder starkes Echo laut wird. Aber seit Luther hat Deutschland keinen größeren und besseren Mann hervorgebracht, als Gotthold-Ephraim Lessing. Diese beiden sind unser Stolz und unsere Wonne.

Gleich dem Luther wirkte Lessing nicht nur indem er etwas bestimmtes that, sondern indem er das deutsche Volk bis in seine Tiefen aufregte, und indem er eine heilsame Geisterbewegung hervorbrachte, durch seine Kritik, durch seine Polemik. Er war die lebendige Kritik seiner Zeit und sein ganzes Leben war Polemik. Diese Kritik machte sich geltend im weitesten Bereiche des Gedankens und des Gefühls, in der Religion, in der Wissenschaft, in der Kunst. Diese Polemik überwand jeden Gegner und erstarkte nach jedem Siege. Lessing, wie er selbst eingestand, bedurfte eben des Kampfes zu der eignen Geistesentwickelung. Er glich ganz jenem fabelhaften Normann, der die Talente, Kenntnisse und Kräfte derjenigen Männer erbte, die er im Zweikampf erschlug, und in dieser Weise endlich mit allen möglichen Vorzügen und Vortrefflichkeiten begabt war. Begreiflich ist es, daß solch ein streitlustiger Kämpe nicht geringen Lärm in Deutschland verursachte, in dem stillen Deutschland, das damals noch sabbathlich stiller war als heute. Verblüfft wurden die meisten ob seiner literarischen Kühnheit. Aber eben diese kam ihm hülfreich zu statten; denn Oser! ist das Geheimniß des Gelingens in der Literatur, eben so wie in der Revoluzion — und in der Liebe. Vor dem Lessing'schen Schwerte zitterten Alle. Kein Kopf war vor ihm sicher. Ja, manchen Schädel hat er sogar aus Uebermuth herunter geschlagen, und dann war er dabei noch so boshaft, ihn vom Boden aufzuheben, und dem Publikum zu zeigen, daß er inwendig hohl war. Wen sein Schwert nicht erreichen konnte, den tödtete er mit den Pfeilen seines Witzes. Die Freunde bewunderten die bunten Schwungfedern dieser Pfeile; die Feinde fühlten die Spitze in ihren Herzen. Der Lessing'sche Witz gleicht nicht jenem Enjouement, jener Gaité, jenen springenden Saillies, wie man hier zu Land dergleichen kennt. Sein Witz war kein kleines

französisches Windhündchen, das seinem eigenen Schatten nachläuft; sein Witz war vielmehr ein großer deutscher Kater, der mit der Maus spielt, ehe er sie würgt.

Ja, Polemik war die Lust unseres Lessing's, und daher überlegte er nie lange, ob auch der Gegner seiner würdig war. So hat er eben durch seine Polemik manchen Namen der wohlverdientesten Vergessenheit entrissen. Mehre winzige Schriftstellerlein hat er mit dem geistreichsten Spott, mit dem köstlichsten Humor gleichsam umsponnen, und in den Lessing'schen Werken erhalten sie sich nun für ewige Zeiten, wie Insekten, die sich in einem Stück Bernstein verfangen. Indem er seine Gegner tödtete, machte er sie zugleich unsterblich. Wer von uns hätte jemals etwas von jenem Klotz erfahren, an welchen Lessing so viel Hohn und Scharfsinn verschwendet! Die Felsenblöcke, die er auf diesen armen Antiquar geschleudert und womit er ihn zerschmettert, sind jetzt dessen unverwüstliches Denkmal.

Merkwürdig ist es, daß jener witzigste Mensch in Deutschland, auch zugleich der ehrlichste war. Nichts gleicht seiner Wahrheitsliebe. Lessing machte der Lüge nicht die mindeste Conzession, selbst wenn er dadurch, in der gewöhnlichen Weise der Weltklugen, den Sieg der Wahrheit befördern konnte. Er konnte alles für die Wahrheit thun, nur nicht lügen. Wer darauf denkt, sagte er einst, die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminken an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, aber ihr Liebhaber ist er nie gewesen.

Das schöne Wort Büffon's „der Styl ist der Mensch selber!" ist auf niemand anwendbarer als auf Lessing. Seine Schreibart ist ganz wie sein Charakter, wahr, fest, schmucklos, schön und imposant durch die inwohnende Stärke. Sein Styl ist ganz der Styl der römischen Bauwerke: höchste Solidität bei der höchsten Einfachheit; gleich Quadersteinen, ruhen die Sätze auf einander, und wie bei jenen das Gesetz der Schwere, so ist bei diesen die logische Schlußfolge das unsichtbare Bindemittel. Daher in der Lessing'schen Prosa so wenig von jenen Füllwörtern und Wendungskünsten, die wir bei unserem Periodenbau gleichsam als Mörtel gebrauchen. Noch viel weniger finden wir da jene Gedankenkaryatiden, welche Ihr la belle phrase nennt.

Daß ein Mann wie Lessing niemals glücklich sein konnte, werdet Ihr leicht begreifen. Und wenn er auch nicht die Wahrheit geliebt hätte, und wenn er sie auch nicht selbstwillig überall verfochten hätte, so mußte er doch unglücklich sein; denn er war ein Genie. Alles wird man dir verzeihen, sagte jüngst ein seufzender Dichter, man verzeiht dir deinen Reichthum, man verzeiht dir die hohe Geburt, man verzeiht dir deine Wohlgestalt, man läßt dir sogar Talent hingehen, aber man ist unerbittlich gegen das Genie. Ach! und begegnet ihm auch nicht der böse Wille von außen, so fände das Genie doch schon in sich

ſelber den Feind, der ihm Elend bereitet. Deshalb iſt die Geſchichte der großen Männer immer eine Märtyrerlegende; wenn ſie auch nicht litten für die große Menſchheit, ſo litten ſie doch für ihre eigene Größe, für die große Art ihres Seins, das Unphiliſterliche, für ihr Mißbehagen an der prunkenden Gemeinheit, der lächelnden Schlechtigkeit ihrer Umgebung, ein Mißbehagen, welches ſie natürlich zu Extravaganzen bringt, z. B. zum Schauſpielhaus oder gar zum Spielhaus — wie es dem armen Leſſing begegnete.

Mehr als dieſes hat ihm aber der böſe Leumund nicht nachſagen können, und aus ſeiner Biographie erfahren wir nur, daß ihm ſchöne Comödiantinnen amüſanter dünkten als Hamburgiſche Paſtöre, und daß ſtumme Karten ihm beſſere Unterhaltung gewährten als ſchwatzende Wolfianer.

Es iſt herzzerreißend, wenn wir in dieſer Biographie leſen, wie das Schickſal auch jede Freude dieſem Manne verſagt hat, und wie es ihm nicht einmal vergönnte, in der Umfriedung der Familie ſich von ſeinen täglichen Kämpfen zu erholen. Einmal nur ſchien Fortuna ihn begünſtigen zu wollen, ſie gab ihm ein geliebtes Weib, ein Kind — aber dieſes Glück war wie der Sonnenſtrahl, der den Fittig eines vorüberfliegenden Vogels vergoldet, es ſchwand eben ſo ſchnell, das Weib ſtarb in Folge des Wochenbetts, das Kind ſchon bald nach der Geburt, und über letzteres ſchrieb er einem Freunde die gräßlich witzigen Worte:

„Meine Freude war nur kurz. Und ich verlor ihn ungern dieſen Sohn! Denn er hatte ſo viel Verſtand! ſo viel Verſtand! — Glauben Sie nicht, daß die wenigen Stunden meiner Vaterſchaft mich ſchon zu ſo einem Affen von Vater gemacht haben! Ich weiß, was ich ſage. — War es nicht Verſtand, daß man ihn mit eiſernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? Daß er ſo bald Unrath merkte? — War es nicht Verſtand, daß er die erſte Gelegenheit ergriff, ſich wieder davon zu machen? — Ich wollte es auch einmal ſo gut haben wie andere Menſchen, aber es iſt mir ſchlecht bekommen.“

Ein Unglück gab es, worüber ſich Leſſing nie gegen ſeine Freunde ausgeſprochen: dieſes war ſeine ſchaurige Einſamkeit, ſein geiſtiges Alleinſtehn. Einige ſeiner Zeitgenoſſen liebten ihn, keiner verſtand ihn. Mendelsſohn, ſein beſter Freund, vertheidigte ihn mit Eifer, als man ihn des Spinozismus beſchuldigte. Vertheidigung und Eifer waren ebenſo lächerlich wie überflüſſig. Beruhige dich im Grabe, alter Moſes; dein Leſſing war zwar auf dem Wege zu dieſem entſetzlichen Irrthum, zu dieſem jammervollen Unglück, nämlich zum Spinozismus — aber der Allerhöchſte, der Vater im Himmel, hat ihn noch zur rechten Zeit durch den Tod gerettet. Beruhige dich, dein Leſſing war kein Spinoziſt, wie die Verläumdung behauptete; er ſtarb als guter Deiſt, wie du und Nicolai und Teller und die allgemeine deutſche Bibliothek!

Lessing war nur der Prophet, der aus dem zweiten Testament in's dritte hinüber deutete. Ich habe ihn den Fortsetzer des Luther genannt und eigentlich in dieser Eigenschaft habe ich ihn hier zu besprechen. Von seiner Bedeutung für die deutsche Kunst kann ich erst später reden. In dieser hat er nicht blos durch seine Kritik, sondern auch durch sein Beispiel eine heilsame Reform bewirkt, und diese Seite seiner Thätigkeit wird gewöhnlich zumeist hervorgehoben und beleuchtet. Wir jedoch betrachten ihn von einem anderen Standpunkte aus, und seine philosophischen und theologischen Kämpfe sind uns wichtiger als seine Dramaturgie und seine Dramata. Letztere jedoch, wie alle seine Schriften, haben eine sociale Bedeutung, und Nathan der Weise ist im Grunde nicht blos eine gute Comödie, sondern auch eine philosophisch theologische Abhandlung zu Gunsten des reinen Deismus. Die Kunst war für Lessing ebenfalls eine Tribüne, und wenn man ihn von der Kanzel oder vom Katheder herabstieß, dann sprang er aufs Theater, und sprach dort noch viel deutlicher, und gewann ein noch zahlreicheres Publikum.

Ich sage, Lessing hat den Luther fortgesetzt. Nachdem Luther uns von der Tradizion befreit, und die Bibel zur alleinigen Quelle des Christenthums erhoben hatte, da entstand, wie ich schon oben erzählt, ein starrer Wortdienst, und der Buchstabe der Bibel herrschte eben so tyrannisch, wie einst die Tradizion. Zur Befreiung von diesem tyrannischen Buchstaben hat nun Lessing am meisten beigetragen. Wie Luther ebenfalls nicht der einzige war, der die Tradizion bekämpft, so kämpfte Lessing zwar nicht allein, aber doch am gewaltigsten gegen den Buchstaben. Hier erschallt am lautesten seine Schlachtstimme. Hier schwingt er sein Schwert am freudigsten, und es leuchtet und tödtet. Hier aber auch wird Lessing am stärksten bedrängt von der schwarzen Schaar, und in solcher Bedrängniß rief er einst aus:

"O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. (Huß rief dieses auf dem Scheiterhaufen.) Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!"

„O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther, du! — Großer, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den Starrköpfen, die, deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreiend aber gleichgültig, daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradizion erlöst: wer erlöset uns von dem unerträglicheren Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es jetzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde!"

Ja, der Buchstabe, sagte Lessing, sei die letzte Hülle des Christenthums, und erst nach Vernichtung dieser Hülle trete hervor der Geist. Dieser Geist ist aber nichts anders, als das, was die Wolf'schen Philosophen zu demonstriren

gedacht, was die Philantropen in ihrem Gemüthe gefühlt, was Mendelssohn im Mosaismus gefunden, was die Freimaurer gesungen, was die Poeten gepfiffen, was sich damals in Deutschland unter allen Formen geltend machte: der reine Deismus.

Lessing starb zu Braunschweig, im Jahr 1781, verkannt, gehaßt und verschrien. In demselben Jahre erschien zu Königsberg die Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant. Mit diesem Buche, welches durch sonderbare Verzögerung erst am Ende der achtziger Jahre allgemein bekannt wurde, beginnt eine geistige Revoluzion in Deutschland, die mit der materiellen Revoluzion in Frankreich die sonderbarsten Analogien bietet, und dem tieferen Denker eben so wichtig dünken muß wie jene. Sie entwickelt sich mit denselben Phasen, und zwischen beiden herrscht der merkwürdigste Parallelismus. Auf beiden Seiten des Rheines sehen wir denselben Bruch mit der Vergangenheit, der Tradizion wird alle Ehrfurcht aufgekündigt; wie hier in Frankreich jedes Recht, so muß dort in Deutschland jeder Gedanke sich justifiziren, und wie hier das Königthum, der Schlußstein der alten socialen Ordnung, so stürzt dort der Deismus, der Schlußstein des geistigen alten Regimes.

Von dieser Katastrophe, von dem 21. Januar des Deismus, sprechen wir im folgenden Stücke. Ein eigenthümliches Grauen, eine geheimnißvolle Pietät erlaubt uns heute nicht, weiter zu schreiben. Unsere Brust ist voll von entsetzlichem Mitleid — es ist der Alte selber, der sich zum Tode bereitet. Wir haben ihn so gut gekannt, von seiner Wiege an, in Aegypten, als er unter göttlichen Kälbern, Krokodillen, heiligen Zwiebeln, Ibissen und Katzen erzogen wurde. — Wir haben ihn gesehen, wie er diesen Gespielen seiner Kindheit und den Obelisken und Sphynxen seines heimathlichen Nielthals Adee sagte, und in Palästina, bei einem armen Hirtenvölkchen, ein kleiner Gott-König wurde, und in einem eigenen Tempelpalast wohnte. — Wir sahen ihn späterhin, wie er mit der assyrisch babylonischen Civilisazion in Berührung kam, und seine allzumenschlichen Leidenschaften ablegte, nicht mehr lauter Zorn und Rache spie, wenigstens nicht mehr wegen jeder Lumperei gleich donnerte. — Wir sahen ihn auswandern nach Rom, der Hauptstadt, wo er aller Nazionalvorurtheile entsagte, und die himmlische Gleichheit aller Völker proklamirte, und mit solchen schönen Phrasen gegen den alten Jupiter Opposizion bildete, und so lange intriguirte bis er zur Herrschaft gelangte, und vom Capitole herab die Stadt und die Welt, urbem et orbem, regierte. — Wir sahen, wie er sich noch mehr vergeistigte, wie er sanftselig wimmerte, wie er ein liebevoller Vater wurde, ein allgemeiner Menschenfreund, ein Weltbeglücker, ein Philantrop — es konnte ihm alles nichts helfen. —

Hört Ihr das Glöckchen klingeln? Kniet nieder. — Man bringt die Sakramente einem sterbenden Gotte.

Drittes Buch.

Es geht die Sage, daß ein engliſcher Mechanikus, der ſchon die künſtlichſten Maſchinen erdacht, endlich auch auf den Einfall gerathen, einen Menſchen zu fabriziren; dieſes ſei ihm auch endlich gelungen, das Werk ſeiner Hände konnte ſich ganz wie ein Menſch geberden und betragen, es trug in der ledernen Bruſt ſogar eine Art menſchlichen Gefühls, das von den gewöhnlichen Gefühlen der Engländer nicht gar zu ſehr verſchieden war, es konnte in artikulirten Tönen ſeine Empfindungen mittheilen, und eben das Geräuſch der innern Räder, Raspeln und Schrauben, das man dann vernahm, gab dieſen Tönen eine echtengliſche Ausſprache; kurz dieſes Automat war ein vollendeter Gentleman, und zu einem echten Menſchen fehlte ihm gar nichts als eine Seele. Dieſe aber hat ihm der engliſche Mechanikus nicht geben können, und das arme Geſchöpf, das ſich ſolchen Mangels bewußt worden, quälte nun Tag und Nacht ſeinen Schöpfer mit der Bitte, ihm eine Seele zu geben. Solche Bitte, die ſich immer dringender wiederholte, wurde jenem Künſtler endlich ſo unerträglich, daß er vor ſeinem eignen Kunſtwerk die Flucht ergriff. Das Automat nahm aber gleich Extrapoſt, verfolgte ihn nach dem Continente, reiſ't beſtändig hinter ihm her, erwiſcht ihn manchmal, und ſchnarrt und grunzt ihm dann entgegen: Give me a soul! Dieſen beiden Geſtalten begegnen wir nun in allen Ländern, und nur wer ihr beſonderes Verhältniß kennt, begreift ihre ſonderbare Haſt und ihren ängſtlichen Mißmuth. Wenn man aber dieſes beſondere Verhältniß kennt, ſo ſieht man darin wieder etwas Allgemeines, man ſieht wie ein Theil des engliſchen Volks ſeines mechaniſchen Daſeins überdrüſſig iſt und eine Seele verlangt, der andere Theil aber aus Angſt vor ſolcherlei Begehrniß in die Kreuz und die Quer getrieben wird, beide aber es daheim nicht mehr aushalten können.

Dieſes iſt eine grauenhafte Geſchichte. Es iſt entſetzlich, wenn die Körper, die wir geſchaffen haben, von uns eine Seele verlangen. Weit grauenhafter, entſetzlicher, unheimlicher iſt es jedoch, wenn wir eine Seele geſchaffen und dieſe von uns ihren Leib verlangt und uns mit dieſem Verlangen verfolgt. Der Gedanke, den wir gedacht, iſt eine ſolche Seele, und er läßt uns keine Ruhe bis wir ihm ſeinen Leib gegeben, bis wir ihn zur ſinnlichen Erſcheinung gefördert. Der Gedanke will That, das Wort will Fleiſch werden. Und wunderbar! der Menſch, wie der Gott der Bibel, braucht nur ſeinen Geban-

ken auszusprechen, und es gestaltet sich die Welt, es wird Licht oder es wird Finsterniß, die Wasser sondern sich von dem Festland, oder gar wilde Bestien kommen zum Vorschein. Die Welt ist die Signatur des Wortes.

Dieses merkt Euch, Ihr stolzen Männer der That. Ihr seid nichts als unbewußte Handlanger der Gedankenmänner, die oft in demüthigster Stille Euch all Eu'r Thun auf's Bestimmteste vorgezeichnet haben. Maximilian Robespierre war nichts als die Hand von Jean Jacques Rousseau, die blutige Hand, die aus dem Schooße der Zeit den Leib hervorzog, dessen Seele Rousseau geschaffen. Die unstäte Angst, die dem Jean Jacques das Leben verkümmerte, rührte sie vielleicht daher, daß er schon im Geiste ahnte, welch eines Geburtshelfers seine Gedanken bedurften, um leiblich zur Welt zu kommen?

Der alte Fontenelle hatte vielleicht Recht als er sagte: wenn ich alle Gedanken dieser Welt in meiner Hand trüge, so würde ich mich hüten sie zu öffnen. Ich meinestheils, ich denke anders. Wenn ich alle Gedanken dieser Welt in meiner Hand hätte — ich würde Euch vielleicht bitten, mir die Hand gleich abzuhauen; auf keinen Fall hielte ich sie so lange verschlossen. Ich bin nicht dazu geeignet ein Kerkermeister der Gedanken zu sein. Bei Gott! ich laß sie los. Mögen sie sich immerhin zu den bedenklichsten Erscheinungen verkörpern, mögen sie immerhin, wie ein toller Bachantenzug alle Lande durchstürmen, mögen sie mit ihren Thyrsusstäben unsere unschuldigsten Blumen zerschlagen, mögen sie immerhin in unsere Hospitäler hereinbrechen, und die kranke alte Welt aus ihren Betten jagen — es wird freilich mein Herz sehr bekümmern und ich selber werde dabei zu Schaden kommen! Denn ach! ich gehöre ja selber zu dieser kranken alten Welt, und mit Recht sagt der Dichter: wenn man auch seiner Krücken spottet, so kann man darum doch nicht besser gehen. Ich bin der Krankste von Euch allen und um so bedauernswürdiger, da ich weiß was Gesundheit ist. Ihr aber, Ihr wißt es nicht, Ihr Beneidenswerthen! Ihr seid kapabel zu sterben, ohne es selbst zu merken. Ja, viele von Euch sind längst todt und behaupten, jetzt erst beginne ihr wahres Leben. Wenn ich solchem Wahnsinn widerspreche, dann wird man mir gram und schmäht mich — und entsetzlich! die Leichen springen an mich heran, und schimpfen, und mehr noch als ihre Schmähworte belästigt mich ihr Moderduft . . . . . Fort, Ihr Gespenster! ich spreche jetzt von einem Manne, dessen Name schon eine exorzirende Macht ausübt, ich spreche von Immanuel Kant!

Man sagt, die Nachtgeister erschrecken, wenn sie das Schwert eines Scharfrichters erblicken. — Wie müssen sie erst erschrecken, wenn man ihnen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" entgegen hält! Dieses Buch ist das Schwert, womit der Deismus hingerichtet worden in Deutschland.

Ehrlich gestanden, Ihr Franzosen, in Vergleichung mit uns Deutschen seid Ihr zahm und moderant. Ihr habt höchstens einen König tödten können, und dieser hatte schon den Kopf verloren, ehe Ihr köpftet. Und dabei mußtet Ihr so viel trommeln und schreien und mit den Füßen trampeln, daß es den ganzen Erdkreis erschütterte. Man erzeigt wirklich dem Maximilian Robespierre zu viel Ehre, wenn man ihn mit dem Immanuel Kant vergleicht. Maximilian Robespierre, der große Spießbürger von der Rue Saint-Honoré, bekam freilich seine Anfälle von Zerstörungswuth, wenn es das Königthum galt, und er zuckte dann furchtbar genug in seiner regiziden Epilepsie; aber sobald vom höchsten Wesen die Rede war, wusch er sich den weißen Schaum wieder vom Munde und das Blut von den Händen, und zog seinen blauen Sonntagsrock an, mit den Spiegelknöpfen, und steckte noch obendrein einen Blumenstrauß vor seinen breiten Brustlatz.

Die Lebensgeschichte des Immanuel Kant ist schwer zu beschreiben. Denn er hatte weder Leben noch Geschichte. Er lebte ein mechanisch geordnetes, fast abstraktes Hagestolzenleben, in einem stillen abgelegenen Gäßchen zu Königsberg, einer alten Stadt an der nordöstlichen Grenze Deutschlands. Ich glaube nicht, daß die große Uhr der dortigen Kathedrale leidenschaftsloser und regelmäßiger ihr äußeres Tagewerk vollbrachte, wie ihr Landsmann Immanuel Kant. Aufstehn, Kaffeetrinken, Schreiben, Collegienlesen, Essen, Spazierengehn, Alles hatte seine bestimmte Zeit, und die Nachbaren wußten ganz genau, daß die Glocke halb vier sei, wenn Immanuel Kant, in seinem grauen Leibrock, das spanische Röhrchen in der Hand, aus seiner Hausthüre trat, und nach der kleinen Lindenallee wandelte, die man seinetwegen noch jetzt den Philosophengang nennt. Achtmal spazierte er dort auf und ab, in jeder Jahrzeit, und wenn das Wetter trübe war oder die grauen Wolken einen Regen verkündigten, sah man seinen Diener, den alten Lampe, ängstlich besorgt hinter ihm drein wandeln, mit einem langen Regenschirm unter dem Arm, wie ein Bild der Vorsehung.

Sonderbarer Contrast zwischen dem äußeren Leben des Mannes und seinen zerstörenden, weltzermalmenden Gedanken! Wahrlich, hätten die Bürger von Königsberg die ganze Bedeutung dieses Gedankens geahnt, sie würden vor jenem Manne eine weit grauenhaftere Scheu empfunden haben als vor einem Scharfrichter, vor einem Scharfrichter, der nur Menschen hinrichtet — aber die guten Leute sahen in ihm nichts anderes als einen Professor der Philosophie, und wenn er zur bestimmten Stunde vorbeiwandelte, grüßten sie freundlich und richteten etwa nach ihm ihre Taschenuhr.

Wenn aber Immanuel Kant, dieser große Zerstörer im Reiche der Gedanken, an Terrorismus den Maximilian Robespierre weit übertraf, so hat er doch mit diesem manche Aehnlichkeiten, die zu einer Vergleichung beider Männer

auffordern. Zunächst finden wir in beiden dieselbe unerbittliche, schneidende, poesielose, nüchterne Ehrlichkeit. Dann finden wir in beiden dasselbe Talent des Mißtrauens, nur daß es der Eine gegen Gedanken ausübt und Kritik nennt, während der Andere es gegen Menschen anwendet und republikanische Tugend betitelt. Im höchsten Grade jedoch zeigt sich in beiden der Typus des Spießbürgerthums — die Natur hatte sie bestimmt, Kaffee und Zucker zu wiegen, aber das Schicksal wollte, daß sie andere Dinge abwögen, und legte dem Einen einen König und dem anderen einen Gott auf die Wagschale .....

Und sie gaben das richtige Gewicht!

Die „Kritik der reinen Vernunft" ist das Hauptwerk von Kant, und wir müssen uns vorzugsweise damit beschäftigen. Keine von allen Schriften Kant's hat größere Wichtigkeit. Dieses Buch, wie schon erwähnt, erschien 1781, und wurde erst 1789 allgemein bekannt. Es wurde anfangs ganz übersehen, nur zwei unbedeutende Anzeigen sind damals darüber erschienen, und erst spät wurde durch Artikel von Schütz, Schulz und Reinhold die Aufmerksamkeit des Publikums auf dieses große Buch geleitet. Die Ursache dieser verzögerten Anerkenntniß liegt wohl in der ungewöhnlichen Form und schlechten Schreibart. In Betreff der letztern verdient Kant größeren Tadel, als irgend ein anderer Philosoph; um so mehr, wenn wir seinen vorhergehenden besseren Styl erwägen. Die kürzlich erschienene Sammlung seiner kleinen Schriften enthält die ersten Versuche, und wir wundern uns da über die gute, manchmal sehr witzige Schreibart. Während Kant im Kopfe schon sein großes Werk ausarbeitete, hat er diese kleinen Aufsätze vor sich hingeträllert. Er lächelt da wie ein Soldat, der sich ruhig waffnet, um in eine Schlacht zu gehen, wo er gewiß zu siegen denkt. Unter jenen kleinen Schriften sind besonders merkwürdig: „Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels," geschrieben schon 1755; „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen," geschrieben zehn Jahre später, so wie auch „Träume eines Geistersehers," voll guter Laune in der Art der französischen Essai's. Der Witz eines Kant, wie er sich in diesen Schriftchen äußert, hat etwas höchst eigenthümliches. Der Witz rankt da an dem Gedanken, und trotz seiner Schwäche erreicht er dadurch eine erquickliche Höhe. Ohne solche Stütze freilich kann der reichste Witz nicht gedeihen; gleich der Weinrebe, die eines Stabes entbehrt, muß er alsdann kümmerlich am Boden hinkriechen und mit seinen kostbarsten Früchten vermodern.

Warum aber hat Kant seine Kritik der reinen Vernunft in einem so grauen, trocknen Packpapierstyl geschrieben? Ich glaube, weil er die mathematische Form der Descartes-Leibnitz-Wolfianer verwarf, fürchtete er, die Wissenschaft möchte etwas von ihrer Würde einbüßen, wenn sie sich in einem leichten, zuvorkommend heiteren Tone ausspräche. Er verlieh ihr daher eine steife, abstrakte

Form, die alle Vertraulichkeit der niederen Geistesklassen kalt ablehnte. Er wollte sich von den damaligen Popularphilosophen, die nach bürgerlichster Deutlichkeit strebten, vornehm absondern und er kleidete seine Gedanken in eine hofmännisch abgekältete Kanzleisprache. Hier zeigt sich ganz der Philister. Aber vielleicht bedurfte Kant zu seinem sorgfältig gemessenen Ideengang auch einer Sprache, die sorgfältig gemessener, und er war nicht im Stande, eine bessere zu schaffen. Nur das Genie hat für den neuen Gedanken auch das neue Wort. Immanuel Kant war aber kein Genie. Im Gefühl dieses Mangels, ebenso wie der gute Maximilian, war Kant um so mißtrauischer gegen das Genie, und in seiner Kritik der Urtheilskraft behauptete er sogar, das Genie habe nichts in der Wissenschaft zu schaffen, seine Wirksamkeit gehöre in's Gebiet der Kunst.

Kant hat durch den schwerfälligen, steifleinenen Styl seines Hauptwerks sehr vielen Schaden gestiftet. Denn die geistlosen Nachahmer äfften ihn nach in dieser Aeußerlichkeit, und es entstand bei uns der Aberglaube, daß man kein Philosoph sei, wenn man gut schriebe. Die mathematische Form jedoch konnte, seit Kant, in der Philosophie nicht mehr aufkommen. Dieser Form hat er in der Kritik der reinen Vernunft ganz unbarmherzig den Stab gebrochen. Die mathematische Form in der Philosophie, sagte er, bringe nichts als Kartengebäude hervor, so wie die philosophische Form in der Mathematik nur eitel Geschwätz hervorbringt. Denn in der Philosophie könne es keine Definizionen geben, wie in der Mathematik, wo die Definizionen nicht diskursiv, sondern intuitiv sind, d. h. in der Anschauung nachgewiesen werden können; was man Definizionen in der Philosophie nenne, werde nur versuchsweise, hypothetisch, vorangestellt; die eigentlich richtige Definizion erscheine nur am Ende als Resultat.

Wie kommt es, daß die Philosophen so viel Vorliebe für die mathematische Form zeigen? Diese Vorliebe beginnt schon mit Pythagoras, der die Prinzipien der Dinge durch Zahlen bezeichnete. Dieses war ein genialer Gedanke. In einer Zahl ist alles Sinnliche und Endliche abgestreift, und dennoch bezeichnet sie etwas Bestimmtes und dessen Verhältniß zu etwas Bestimmtem, welches letztere, wenn es ebenfalls durch eine Zahl bezeichnet wird, denselben Charakter des Entsinnlichten und Unendlichen angenommen. Hierin gleicht die Zahl den Ideen, die denselben Charakter und dasselbe Verhältniß zu einander haben. Man kann die Ideen, wie sie in unserem Geiste und in der Natur sich kund geben, sehr treffend durch Zahlen bezeichnen; aber die Zahl bleibt doch immer das Zeichen der Idee, nicht die Idee selber. Der Meister bleibt dieses Unterschieds noch bewußt, der Schüler aber vergißt dessen, und überliefert seinen Nachschülern nur eine Zahlenhieroglyphik, bloße Chiffern, deren lebendige Bedeutung Niemand mehr kennt, und die man mit Schulstolz

nachplappert. Daſſelbe gilt von den übrigen Elementen der mathematiſchen Form. Das Geiſtige in ſeiner ewigen Bewegung erlaubt kein Fixiren; eben ſo wenig wie durch die Zahl läßt es ſich fixiren durch Linie, Dreieck, Viereck und Kreis. Der Gedanke kann weder gezählt werden, noch gemeſſen.

Da es mir hauptſächlich darum zu thun iſt, das Studium der deutſchen Philoſophie in Frankreich zu erleichtern, ſo beſpreche ich immer zumeiſt diejenigen Aeußerlichkeiten, die den Fremden leicht abſchrecken, wenn man ihn nicht vorher darüber in Kenntniß geſetzt hat. Literatoren, die den Kant für das franzöſiſche Publikum bearbeiten wollen, mache ich beſonders darauf aufmerkſam, daß ſie denjenigen Theil ſeiner Philoſophie ausſcheiden können, der blos dazu dient, die Abſurditäten der Wolf'ſchen Philoſophie zu bekämpfen. Dieſe Polemik, die ſich überall durchdrängt, kann bei den Franzoſen nur Verwirrung und gar keinen Nutzen hervorbringen.

Die „Kritik der reinen Vernunft" iſt, wie ich bereits geſagt, das Hauptbuch von Kant, und ſeine übrigen Schriften ſind einigermaßen als entbehrlich, oder allenfalls als Commentare zu betrachten. Welche ſociale Bedeutung jenem Hauptbuche innewohnt, wird ſich aus Folgendem ergeben.

Die Philoſophen vor Kant haben zwar über den Urſprung unſerer Erkenntniſſe nachgedacht, und ſind, wie wir bereits gezeigt, in zwei verſchiedene Wege gerathen, jenachdem ſie Ideen a priori oder Ideen a posteriori annahmen; über das Erkenntnißvermögen ſelber, über den Umfang unſeres Erkenntnißvermögens, oder über die Grenzen unſeres Erkenntnißvermögens iſt weniger nachgedacht worden. Dieſes ward nun die Aufgabe von Kant, er unterwarf unſer Erkenntnißvermögen einer ſchonungsloſen Unterſuchung, er ſondirte die ganze Tiefe dieſes Vermögens und konſtatirte alle ſeine Grenzen. Da fand er nun freilich, daß wir gar nichts wiſſen können von ſehr vielen Dingen, mit denen wir früher in vertrauteſter Bekanntſchaft zu ſtehen vermeinten. Das war ſehr verdrießlich. Aber es war doch immer nützlich, zu wiſſen, von welchen Dingen wir nichts wiſſen können. Wer uns vor nutzloſen Wegen warnt, leiſtet uns einen eben ſo guten Dienſt, wie derjenige, der uns den rechten Weg anzeigt. Kant bewies uns, daß wir von den Dingen, wie ſie an und für ſich ſelber ſind, nichts wiſſen, ſondern daß wir nur in ſo fern etwas von ihnen wiſſen, als ſie ſich in unſerem Geiſte reflektiren. Da ſind wir nun ganz wie die Gefangenen, wovon Plato, im ſiebenten Buche vom Staate, ſo Betrübſames erzählt: Dieſe Unglücklichen, gefeſſelt an Hals und Schenkeln, ſo daß ſie ſich mit dem Kopfe nicht herumdrehen können, ſitzen in einem Kerker, der oben offen iſt und von obenher erhalten ſie einiges Licht. Dieſes Licht aber kömmt von einem Feuer, welches hinter ihnen oben brennt, und zwar noch getrennt von ihnen durch eine kleine Mauer. Längs dieſer Mauer wandeln Menſchen, welche allerlei Statuen, Holz- und Steinbilder vorübertragen und

mit einander ſprechen. Die armen Gefangenen können nun von dieſen Menſchen, welche nicht ſo hoch wie die Mauer, gar nichts ſehen, und von den vorbeigetragenen Statuen, die über die Mauer hervorragen, ſehen ſie nur die Schatten, welche ſich an der ihnen gegenüberſtehenden Wand dahin bewegen; und ſie halten nun dieſe Schatten für die wirklichen Dinge und getäuſcht durch das Echo ihres Kerkers, glauben ſie, es ſeien dieſe Schatten, welche mit einander ſprechen.

Die bisherige Philoſophie, die ſchnüffelnd an den Dingen herumlief, und ſich Merkmale einſammelte und ſie klaſſifizirte, hörte auf, als Kant erſchien, und dieſer lenkte die Forſchung zurück in den menſchlichen Geiſt und unterſuchte, was ſich da kund gab. Nicht mit Unrecht vergleicht er daher ſeine Philoſophie mit dem Verfahren des Kopernikus. Früher, als man die Welt ſtill ſtehen und die Sonne um dieſelbe herumwandeln ließ, wollten die Himmelsberechnungen nicht ſonderlich übereinſtimmen; da ließ Kopernikus die Sonne ſtill ſtehen und die Erde um ſie herum wandeln, und ſiehe! Alles ging nun vortrefflich. Früher lief die Vernunft, gleich der Sonne, um die Erſcheinungswelt herum und ſuchte ſie zu beleuchten; Kant aber läßt die Vernunft, die Sonne, ſtillſtehen, und die Erſcheinungswelt dreht ſich um ſie herum und wird beleuchtet, jenachdem ſie in den Bereich dieſer Sonne kömmt.

Nach dieſen wenigen Worten, womit ich die Aufgabe Kant's angedeutet, iſt jedem begreiflich, daß ich denjenigen Abſchnitt ſeines Buches, worin er die ſogenannten Phänomena und Noumena abhandelt, für den wichtigſten Theil, für den Mittelpunkt ſeiner Philoſophie, halte. Kant macht nämlich einen Unterſchied zwiſchen den Erſcheinungen der Dinge und den Dingen an ſich. Da wir von den Dingen nur in ſo weit etwas wiſſen können, als ſie ſich uns durch Erſcheinung kund geben, und da alſo die Dinge nicht, wie ſie an und für ſich ſelbſt ſind, ſich uns zeigen: ſo hat Kant die Dinge, in ſo fern ſie erſcheinen, Phänomena, und die Dinge an und für ſich: Noumena genannt. Nur von den Dingen als Phänomena können wir etwas wiſſen, nichts aber können wir von den Dingen wiſſen als Noumena. Letztere ſind nur problematiſch, wir können weder ſagen, ſie exiſtiren, noch: ſie exiſtiren nicht. Ja, das Wort Noumen iſt nur dem Wort Phänomen nebengeſetzt, um von Dingen, in ſo weit ſie uns erkennbar, ſprechen zu können, ohne in unſerem Urtheil die Dinge, die uns nicht erkennbar, zu berühren.

Kant hat alſo nicht, wie manche Lehrer, die ich nicht nennen will, die Dinge unterſchieden in Phänomena und Noumena, in Dinge, welche für uns exiſtiren und in Dinge, welche für uns nicht exiſtiren. Dieſes wäre ein irländiſcher Bull in der Philoſophie. Er hat nur einen Grenzbegriff geben wollen.

Gott iſt, nach Kant, ein Noumen. In Folge ſeiner Argumentation iſt jenes tranzendentale Idealweſen, welches wir bisher Gott genannt, nichts an-

ders als eine Erdichtung. Es ist durch eine natürliche Illusion entstanden. Ja, Kant zeigt, wie wir von jenem Noumen, von Gott, gar nichts wissen können, und wie sogar jede künftige Beweisführung seiner Existenz unmöglich sei. Die Kant'schen Worte: „Laßt die Hoffnung zurück!" schreiben wir über diese Abtheilung der Kritik der reinen Vernunft.

Ich glaube, man erläßt mir gern die populäre Erörterung dieser Partie, wo „von den Beweisgründen der spekulativen Vernunft, auf das Dasein eines höchsten Wesens zu schließen," gehandelt wird. Obwohl die eigentliche Widerlegung dieser Beweisgründe nicht viel Raum einnimmt und erst in der zweiten Hälfte des Buches zum Vorschein kommt, so ist sie doch schon von vorn herein auf's absichtlichste eingeleitet, und sie gehört zu dessen Pointen. Es knüpft sich daran die „Kritik aller spekulativen Theologie." Bemerken muß ich, daß Kant, indem er die drei Hauptbeweisarten für das Dasein Gottes, nämlich den ontologischen, den kosmologischen und den physikotheologischen Beweis angreift, nach meiner Meinung die zwei letzteren, aber nicht den ersteren zu Grunde richten kann. Ich weiß nicht, ob die obigen Ausdrücke hier bekannt sind, und ich gebe daher die Stelle aus der Kritik der reinen Vernunft, wo Kant ihre Unterscheidungen formulirt:

„Es sind nur drei Beweisarten vom Dasein Gottes aus spekulativer Vernunft möglich. Alle Wege, die man in dieser Absicht einschlagen mag, fangen entweder von der bestimmten Erfahrung und der dadurch erkannten besonderen Beschaffenheit unserer Sinnenwelt an, und steigen von ihr nach Gesetzen der Kausalität bis zur höchsten Ursache außer der Welt hinauf; oder sie legen nur unbestimmte Erfahrung, das ist irgend ein Dasein zum Grunde, oder sie abstrahiren endlich von aller Erfahrung und schließen gänzlich a priori aus bloßen Begriffen auf das Dasein einer höchsten Ursache. Der erste Beweis ist der physikotheologische, der zweite der kosmologische, der dritte ist der ontologische Beweis. Mehr giebt es ihrer nicht, und mehr kann es ihrer auch nicht geben."

Nach mehrmaligem Durchstudiren des Kant'schen Hauptbuchs glaubte ich zu erkennen, daß die Polemik gegen jene bestehenden Beweise für das Dasein Gottes überall hervorlauscht, und ich würde sie weitläufiger besprechen, wenn mich nicht ein religiöses Gefühl davon abhielte. Schon daß ich jemanden das Dasein Gottes diskutiren sehe, erregt in mir eine so sonderbare Angst, eine so unheimliche Beklemmung, wie ich sie einst in London zu New-Bedlam empfand, als ich, umgeben von lauter Wahnsinnigen, meinen Führer aus den Augen verlor. „Gott ist alles, was da ist," und Zweifel an ihm ist Zweifel an dem Leben selbst, es ist der Tod.

So verwerflich auch jede Diskussion über das Dasein Gottes ist, desto preislicher ist das Nachdenken über die Natur Gottes. Dieses Nachdenken ist ein wahrhafter Gottesdienst, unser Gemüth wird dadurch abgezogen vom

Vergänglichen und Endlichen, und gelangt zum Bewußtsein der Urgüte und der ewigen Harmonie. Dieses Bewußtsein durchschauert den Gefühlsmenschen im Gebet oder bei der Betrachtung kirchlicher Symbole; der Denker findet diese heilige Stimmung in der Ausübung jener erhabenen Geisteskraft, welche wir Vernunft nennen, und deren höchste Aufgabe es ist, die Natur Gottes zu erforschen. Ganz besonders religiöse Menschen beschäftigen sich mit dieser Aufgabe von Kind auf, geheimnißvoll sind sie davon schon bedrängt, durch die erste Regung der Vernunft. Der Verfasser dieser Blätter ist sich einer solchen frühen, ursprünglichen Religiosität, auf's Freudigste bewußt, und sie hat ihn nie verlassen. Gott war immer der Anfang und das Ende aller meiner Gedanken. Wenn ich jetzt frage: was ist Gott? was ist seine Natur? so frug ich schon als kleines Kind: wie ist Gott? wie sieht er aus? Und damals konnte ich ganze Tage in den Himmel hinaufsehen, und war des Abends sehr betrübt, daß ich niemals das allerheiligste Angesicht Gottes, sondern immer nur graue, blöde Wolkenfratzen erblickt hatte. Ganz konfus machten mich die Mittheilungen aus der Astronomie, womit man damals, in der Aufklärungsperiode, sogar die kleinsten Kinder nicht verschonte, und ich konnte mich nicht genug wundern, daß alle diese tausendmillionen Sterne, eben so große und schöne Erdkugeln seien, wie die unsrige, und über all dieses leuchtende Weltengewimmel ein einziger Gott waltete. Einst im Traume, erinnere ich mich, sah ich Gott, ganz oben in der weitesten Ferne. Er schaute vergnüglich zu einem kleinen Himmelsfenster hinaus, ein frommes Greisengesicht mit einem kleinen Judenbärtchen, und er streute eine Menge Saatkörner herab, die, während sie vom Himmel niederfielen, im unendlichen Raum gleichsam aufgingen, eine ungeheure Ausdehnung gewannen, bis sie lauter strahlende, blühende, bevölkerte Welten wurden, jede so groß, wie unsere eigene Erdkugel. Ich habe dieses Gesicht nie vergessen können, noch oft im Traume sah ich den heiteren Alten aus seinem kleinen Himmelsfenster die Weltensaat herabschütten; ich sah ihn einst sogar mit den Lippen schnalzen, wie unsere Magd, wenn sie den Hühnern ihr Gerstenfutter zuwarf. Ich konnte nur sehen wie die fallenden Saatkörner sich immer zu großen leuchtenden Weltkugeln ausdehnten: aber die etwanigen großen Hühner, die vielleicht irgendwo mit aufgesperrten Schnäbeln lauerten, um mit den gestreuten Weltkugeln gefüttert zu werden, konnte ich nicht sehen.

Du lächelst, lieber Leser, über die großen Hühner. Diese kindische Ansicht ist aber nicht allzusehr entfernt von der Ansicht der reifsten Deisten. Um von dem außerweltlichen Gott einen Begriff zu geben, haben sich der Orient und der Occident in kindischen Hyperbeln erschöpft. Mit der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit hat sich aber die Phantasie der Deisten vergeblich abgequält. Hier zeigt sich ganz ihre Ohnmacht, die Haltlosigkeit ihrer Welt-

anſicht, ihre Idee von der Natur Gottes. Es betrübt uns daher wenig, wenn dieſe Idee zu Grunde gerichtet wird. Dieſes Leid aber hat ihnen Kant wirklich angethan, indem er ihre Beweisführungen von der Exiſtenz Gottes zerſtörte.

Die Rettung des ontologiſchen Beweiſes käme dem Deismus gar nicht beſonders heilſam zu ſtatten, denn dieſer Beweis iſt ebenfalls für den Pantheismus zu gebrauchen. Zu näherem Verſtändniß bemerke ich, daß der ontologiſche Beweis derjenige iſt, den Descartes aufſtellt und der ſchon lange vorher im Mittelalter, durch Anſelm von Kanterbury, in einer ruhenden Gebetform, ausgeſprochen worden. Ja, man kann ſagen, daß der heilige Auguſtin ſchon im zweiten Buche De libero arbitrio den ontologiſchen Beweis aufgeſtellt hat.

Ich enthalte mich, wie geſagt, aller populariſirenden Erörterung der Kantſchen Polemik gegen jene Beweiſe. Ich begnüge mich zu verſichern, daß der Deismus ſeitdem im Reiche der ſpekulativen Vernunft erblichen iſt. Dieſe betrübende Todesnachricht bedarf vielleicht einiger Jahrhunderte, ehe ſie ſich allgemein verbreitet hat — wir aber haben längſt Trauer angelegt. De profundis!

Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hauſe gehn? Bei Leibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philoſophen trazirt, er hat den Himmel geſtürmt, er hat die ganze Beſatzung über die Klinge ſpringen laſſen, der Oberherr der Welt ſchwimmt unbewieſen in ſeinem Blute, es giebt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenſeitige Belohnung für diesſeitige Enthaltſamkeit, die Unſterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen— das röchelt, das ſtöhnt — und der alte Lampe ſteht dabei mit ſeinem Regenſchirm unterm Arm, als betrübter Zuſchauer, und Angſtſchweiß und Thränen rinnen ihm vom Geſichte. Da erbarmt ſich Immanuel Kant und zeigt, daß er nicht blos ein großer Philoſoph, ſondern auch ein guter Menſch iſt, und er überlegt, und halb gutmüthig und halb ironiſch ſpricht er: „der alte Lampe muß einen Gott haben, ſonſt kann der arme Menſch nicht glücklich ſein — der Menſch ſoll aber auf der Welt glücklich ſein — das ſagt die praktiſche Vernunft — meinetwegen — ſo mag auch die praktiſche Vernunft die Exiſtenz Gottes verbürgen.“ In Folge dieſes Arguments, unterſcheidet Kant zwiſchen der theoretiſchen Vernunft und der praktiſchen Vernunft, und mit dieſer, wie mit einem Zauberſtäbchen, belebte er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretiſche Vernunft getödtet.

Hat vielleicht Kant die Reſurekzion nicht blos des alten Lampe wegen, ſondern auch der Polizei wegen unternommen? Oder hat er wirklich aus Ueberzeugung gehandelt? Hat er uns eben dadurch, daß er alle Beweiſe für das

Dasein Gottes zerstörte, recht zeigen wollen, wie mißlich es ist, wenn wir nichts von der Existenz Gottes wissen können? Er handelte da fast eben so weise, wie mein westphälischer Freund, welcher alle Laternen auf der Grohnderstraße zu Göttingen zerschlagen hatte, und uns nun dort, im Dunkeln stehend, eine lange Rede hielt über die praktische Nothwendigkeit der Laternen, welche er nur deshalb theoretisch zerschlagen habe, um uns zu zeigen, wie wir ohne dieselben nichts sehen können.

Ich habe schon früher erwähnt, daß die Kritik der reinen Vernunft, bei ihrem Erscheinen, nicht die geringste Sensation gemacht. Erst mehre Jahre später, als einige scharfsinnige Philosophen Erläuterungen über dieses Buch geschrieben, erregte es die Aufmerksamkeit des Publikums, und im Jahre 1789 war in Deutschland von nichts mehr die Rede als von Kant'scher Philosophie, und sie hatte schon in Hülle und Fülle ihre Commentare, Chrestomathien, Erklärungen, Beurtheilungen, Apologien u. s. w. Man braucht nur einen Blick auf den ersten besten philosophischen Katalog zu werfen und die Unzahl von Schriften, die damals über-Kant erschienen, zeugt hinreichend von der geistigen Bewegung, die von diesem einzigen Manne ausging. Bei dem Einen zeigte sich ein schäumender Enthusiasmus, bei dem Andern eine bittere Verdrießlichkeit, bei vielen eine glotzende Erwartung über den Ausgang dieser geistigen Revoluzion. Wir hatten Emeuten in der geistigen Welt eben so gut wie Ihr in der materiellen Welt, und bei dem Niederreißen des alten Dogmatismus echauffirten wir uns eben so sehr wie Ihr beim Sturm der Bastille. Es waren freilich ebenfalls nur ein Paar alte Invaliden, welche den Dogmatismus, das ist die Wolf'sche Philosophie, vertheidigten. Es war eine Revoluzion, und es fehlte nicht an Greuel. Unter der Partei der Vergangenheit waren die eigentlichen guten Christen über jene Greuel am wenigsten ungehalten. Ja, sie wünschten noch schlimmere Greuel, damit sich das Maaß fülle, und die Contrerevoluzion desto schneller als nothwendige Reakzion stattfinde. Es gab bei uns Pessimisten in der Philosophie wie bei Euch in der Politik. Manche unserer Pessimisten gingen in der Selbstverblendung so weit, daß sie sich einbildeten, Kant sei mit ihnen in einem geheimen Einverständniß und habe die bisherigen Beweise für das Dasein Gottes nur deshalb zerstört, damit die Welt einsehe, daß man durch die Vernunft nimmermehr zur Erkenntniß Gottes gelange, und daß man sich also hier an der geoffenbarten Religion halten müsse.

Diese große Geisterbewegung hat Kant nicht sowohl durch den Inhalt seiner Schriften hervorgebracht, als vielmehr durch den kritischen Geist, der darin waltete, und der sich jetzt in alle Wissenschaften eindrängte. Alle Disciplinen wurden davon ergriffen. Ja, sogar die Poesie blieb nicht verschont von ihrem Einfluß. Schiller z. B. war ein gewaltsamer Kantianer und seine

Kunſtanſichten ſind geſchwängert von dem Geiſt der Kant'ſchen Philoſophie. Der ſchönen Literatur und den ſchönen Künſten wurde dieſe Kant'ſche Philoſophie, wegen ihrer abſtrakten Trockenheit, ſehr ſchädlich. Zum Glück miſchte ſie ſich nicht in die Kochkunſt.

Das deutſche Volk läßt ſich nicht leicht bewegen, iſt es aber einmal in irgend eine Bahn hineinbewegt, ſo wird es dieſelbe mit beharrlicher Ausdauer bis an's Ende verfolgen. So zeigten wir uns in den Angelegenheiten der Religion. So zeigten wir uns nun auch in der Philoſophie. Werden wir uns eben ſo konſequent weiterbewegen in der Politik?

Deutſchland war durch Kant in die philoſophiſche Bahn hineingezogen, und die Philoſophie ward eine Nazionalſache. Eine ſchöne Schaar großer Denker ſproßte plötzlich aus dem deutſchen Boden wie hervorgezaubert. Wenn einſt, gleich der franzöſiſchen Revoluzion, auch die deutſche Philoſophie ihren Thiers und ihren Mignet findet, ſo wird die Geſchichte derſelben eine eben ſo merkwürdige Lektüre bieten, und der Deutſche wird ſie mit Stolz und der Franzoſe wird ſie mit Bewunderung leſen.

Unter den Schülern Kant's ragte ſchon früher hervor Johann Gottlieb Fichte.

Ich verzweifle faſt, von der Bedeutung dieſes Mannes einen richtigen Begriff geben zu können. Bei Kant hatten wir nur ein Buch zu betrachten. Hier aber kommt außer dem Buche auch ein Mann in Betrachtung; in dieſem Manne ſind Gedanken und Geſinnung eins, und in ſolcher großartigen Einheit wirken ſie auf die Mitwelt. Wir haben daher nicht blos eine Philoſophie zu erörtern, ſondern auch einen Charakter, durch den ſie gleichſam bedingt wird, und um beider Einfluß zu begreifen, bedürfte es auch wohl einer Darſtellung der damaligen Zeitverhältniſſe. Welche weitreichende Aufgabe. Vollauf ſind wir gewiß entſchuldigt, wenn wir hier nur dürftige Mittheilungen bieten.

Schon über den Fichte'ſchen Gedanken iſt ſehr ſchwer zu berichten. Auch hier ſtoßen wir auf eigenthümliche Schwierigkeiten. Sie betreffen nicht blos den Inhalt, ſondern auch die Form und die Methode; beides Dinge, womit wir den Ausländer gern zunächſt bekannt machen. Zuerſt alſo über die Fichte'ſche Methode. Dieſe iſt anfänglich ganz dem Kant entlehnt. Bald aber ändert ſich dieſe Methode durch die Natur des Gegenſtandes. Kant hatte nämlich nur eine Kritik, alſo etwas Negatives, Fichte aber hatte ſpäterhin ein Syſtem, folglich etwas Poſitives aufzuſtellen. Wegen jenes Mangels an einem feſten Syſtem, hat man der Kant'ſchen Philoſophie manchmal den Titel „Philoſophie" abſprechen wollen. In Beziehung auf Immanuel Kant ſelber hatte man Recht, keineswegs aber in Beziehung auf die Kantianer, die aus Kant's Sätzen eine hinlängliche Anzahl von feſten Syſtemen zuſammengebaut. In ſeinen früheren Schriften bleibt Fichte, wie geſagt, der Kant'ſchen Methode ganz treu, ſo daß man ſeine erſte Abhandlung, als ſie anonym erſchien, für ein

Werk von Kant halten konnte. Da Fichte aber ſpäter ein Syſtem aufſtellt, ſo geräth er in ein eifriges, gar eigenſinniges Konſtruiren, und wenn er die ganze Welt konſtruirt hat, ſo beginnt er eben ſo eifrig und eigenſinnig von oben bis unten herab ſeine Konſtrukzionen zu demonſtriren. In dieſem Konſtruiren und Demonſtriren bekundet Fichte eine ſo zu ſagen abſtrakte Leidenſchaft. Wie in ſeinem Syſtem ſelbſt, ſo herrſcht bald die Subjektivität auch in ſeinem Vortrag. Kant hingegen legt den Gedanken vor ſich hin, und ſezirt ihn, und zerlegt ihn in ſeine feinſten Faſern, und ſeine Kritik der reinen Vernunft iſt gleichſam das anatomiſche Theater des Geiſtes. Er ſelber bleibt dabei kalt, gefühllos, wie ein echter Wundarzt.

Wie die Methode ſo auch die Form der Fichte'ſchen Schriften. Sie iſt lebendig, aber ſie hat auch alle Fehler des Lebens: ſie iſt unruhig und verwirrſam. Um recht lebendig zu bleiben, verſchmäht Fichte die gewöhnliche Terminologie der Philoſophen, die ihm etwas Todtes dünkt; aber wir gerathen dadurch noch viel weniger zum Verſtändniß. Er hat überhaupt über Verſtändniß ganz eigene Grillen. Als Reinhold mit ihm gleicher Meinung war, erklärte Fichte, daß ihn niemand beſſer verſtehe wie Reinhold. Als dieſer aber ſpäter von ihm abwich, erklärte Fichte: er habe ihn nie verſtanden. Als er mit Kant differenzirte, ließ er drucken: Kant verſtehe ſich ſelber nicht. Ich berühre hier überhaupt die komiſche Seite unſerer Philoſophen. Sie klagen beſtändig über Nichtverſtandenwerden. Als Hegel auf dem Todtbette lag, ſagte er: „nur Einer hat mich verſtanden," aber gleich darauf fügte er verdrießlich hinzu: „und der hat mich auch nicht verſtanden."

In Betreff ihres Inhalts an und für ſich hat die Fichte'ſche Philoſophie keine große Bedeutung. Sie hat der Geſellſchaft keine Reſultate geliefert. Nur in ſo fern ſie eine der merkwürdigſten Phaſen der deutſchen Philoſophie überhaupt iſt, nur in ſo fern ſie die Unfruchtbarkeit des Idealismus in ſeiner letzten Conſequenz beurkundet, und nur in ſo fern ſie den nothwendigen Uebergang zur heutigen Naturphiloſophie bildet, iſt der Inhalt der Fichte'ſchen Lehre von einigem Intereſſe. Da dieſer Inhalt alſo mehr hiſtoriſch und wiſſenſchaftlich als ſocial wichtig iſt, will ich ihn nur mit den kürzeſten Worten andeuten.

Die Aufgabe, welche ſich Fichte ſtellt, iſt: welche Gründe haben wir, anzunehmen, daß unſeren Vorſtellungen von Dingen auch Dinge außer uns entſprechen? Und dieſer Frage giebt er die Löſung: alle Dinge haben Realität nur in unſerem Geiſte.

Wie die Kritik der reinen Vernunft das Hauptbuch von Kant, ſo iſt die „Wiſſenſchaftslehre" das Hauptbuch von Fichte. Dieſes Buch iſt gleichſam eine Forſetzung des erſteren. Die Wiſſenſchaftslehre verweiſt den Geiſt ebenfalls in ſich ſelbſt. Aber wo Kant analiſirt, da konſtruirt Fichte. Die Wiſſenſchaftslehre beginnt mit einer abſtrakten Formel (Ich – Ich), ſie erſchafft die

Welt hervor aus der Tiefe des Geistes, sie fügt die zersetzten Theile wieder zusammen, sie macht den Weg der Abstrakzion zurück, bis sie zur Erscheinungswelt gelangt. Diese Erscheinungswelt kann alsdann der Geist für nothwendige Handlungen der Intelligenz erklären.

Bei Fichte ist noch die besondere Schwierigkeit, daß er dem Geiste zumuthet, sich selber zu beobachten, während er thätig ist. Das Ich soll über seine intellektuellen Handlungen Betrachtungen anstellen während es sie ausführt. Der Gedanke soll sich selber belauschen, während er denkt, während er allmählich warm und wärmer und endlich gar wird. Diese Operazion mahnt uns an den Affen, der am Feuerherde vor einem kupfernen Kessel sitzt und seinen eigenen Schwanz kocht. Denn er meinte: die wahre Kochkunst besteht nicht darin, daß man blos objektiv kocht, sondern auch subjektiv des Kochens bewußt wird.

Es ist ein eigener Umstand, daß die Fichte'sche Philosophie immer viel von der Satyre auszustehen hatte. Ich sah Mal eine Karikatur, die eine Fichte'sche Gans vorstellt. Sie hat eine so große Leber, daß sie nicht mehr weiß, ob sie die Gans oder ob sie die Leber ist. Auf ihrem Bauch steht: Ich – Ich. Jean Paul hat die Fichte'sche Philosophie auf's heilloseste persiflirt, in einem Buche betitelt Clavis Fichteana. Daß der Idealismus in seiner konsequenten Durchführung am Ende gar die Realität der Materie läugnete, das erschien dem großen Publikum als ein Spaß, der zu weit getrieben. Wir moquirten uns nicht übel über das Fichte'sche Ich, welches die ganze Erscheinungswelt durch sein bloßes Denken produzirte. Unseren Spöttern kam dabei ein Mißverständniß zu Statten, das zu populär geworden, als daß ich es unerwähnt lassen dürfte. Der große Haufe meinte nämlich, das Fichte'sche Ich, das sei das Ich von Johann Gottlieb Fichte, und dieses individuelle Ich läugne alle anderen Existenzen. Welche Unverschämtheit! riefen die guten Leute, dieser Mensch glaubt nicht, daß wir existiren, wir die wir weit korpulenter als er und als Bürgermeister und Amtsaktuare sogar seine Vorgesetzten sind! Die Damen fragten: glaubt er nicht wenigstens an die Existenz seiner Frau? Nein? Und das läßt Madame Fichte so hingehn?

Das Fichte'sche Ich ist aber kein individuelles Ich, sondern das zum Bewußtsein gekommene allgemeine Welt-Ich. Das Fichte'sche Denken ist nicht das Denken eines Individuums, eines bestimmten Menschen, der Johann Gottlieb Fichte heißt; es ist vielmehr ein allgemeines Denken, das sich in einem Individuum manifestirt. So wie man sagt: es regnet, es blitzt u. s. w., so sollte auch Fichte nicht sagen: „ich denke," sondern: „es denkt," „das allgemeine Weltdenken denkt in mir."

Bei einer Vergleichung der französischen Revoluzion mit der deutschen Philosophie, habe ich einst, mehr aus Scherz als im Ernste, den Fichte mit Na-

poleon verglichen. Aber, in der That, es bieten sich hier bedeutsame Aehnlichkeiten. Nachdem die Kantianer ihr terroristisches Zerstörungswerk vollbracht, erscheint Fichte, wie Napoleon erschienen, nachdem die Convenzion ebenfalls mit einer reinen Vernunftkritik die ganze Vergangenheit niedergerissen hatte. Napoleon und Fichte repräsentiren das große unerbittliche Ich, bei welchem Gedanke und That eins sind, und die kolossalen Gebäude, welche beide zu konstruiren wissen, zeugen von einem kolossalen Willen. Aber durch die Schrankenlosigkeit dieses Willens gehen jene Gebäude gleich wieder zu Grunde, und die Wissenschaftslehre, wie das Kaiserreich, zerfallen und verschwinden eben so schnell, wie sie entstanden.

Das Kaiserreich gehört nur noch der Geschichte, aber die Bewegung, welche der Kaiser in der Welt hervorgebracht, ist noch immer nicht gestillt und von dieser Bewegung lebt noch unsere Gegenwart. So ist es auch mit der Fichte'schen Philosophie. Sie ist ganz untergegangen, aber die Geister sind noch aufgeregt von den Gedanken, die durch Fichte laut geworden, und unberechenbar ist die Nachwirkung seines Wortes. Wenn auch der ganze Transzendentalidealismus ein Irrthum war, so lebte doch in den Fichte'schen Schriften eine stolze Unabhängigkeit, eine Freiheitsliebe, eine Manneswürde, die besonders auf die Jugend einen heilsamen Einfluß übte. Fichte's Ich war ganz übereinstimmend mit seinem unbeugsamen, hartnäckigen, eisernen Charakter. Die Lehre von einem solchen allmächtigen Ich konnte vielleicht nur einem solchen Charakter entsprießen, und ein solcher Charakter mußte, zurückwurzelnd in eine solche Lehre, noch unbeugsamer werden, noch hartnäckiger, noch eiserner.

Wie mußte dieser Mann den gesinnungslosen Skeptikern, den frivolen Eklektikern und den Moderanten von allen Farben ein Greuel sein! Sein ganzes Leben war ein beständiger Kampf. Seine Jugendgeschichte ist eine Reihe von Kümmernissen, wie bei fast allen unseren ausgezeichneten Männern. Armuth sitzt an ihrer Wiege und schaukelt sie groß, und diese magere Amme bleibt ihre treue Lebensgefährtin.

Nichts ist rührender als den willenstolzen Fichte zu sehen, wie er sich durch Hofmeisterei in der Welt durchzuquälen sucht. Solches klägliche Dienstbrod kann er nicht einmal in der Heimath finden, und er muß nach Warschau wandern. Dort die alte Geschichte. Der Hofmeister mißfällt der gnädigen Frau, oder vielleicht gar der ungnädigen Kammerjungfer. Seine Kratzfüße sind nicht fein genug, nicht französisch genug, und er wird nicht mehr würdig befunden, die Erziehung eines kleinen polnischen Junkers zu leiten. Johann Gottlieb Fichte wird abgeschafft wie ein Lakai, erhält von der mißvergnügten Herrschaft kaum einen dürftigen Zehrpfennig, verläßt Warschau und wandert nach Königsberg, in jugendlichem Enthusiasmus, um Kant kennen zu lernen. Das Zusammentreffen dieser beiden Männer ist in jeder Hinsicht

interessant, und ich glaube beider Weise und Zustände nicht besser veranschaulichen zu können, als indem ich ein Fragment aus Fichte's Tagebuch mittheile, das in einer Biographie desselben, die sein Sohn unlängst herausgegeben, enthalten ist:

„Am fünfundzwanzigsten Juni ging ich nach Königsberg ab mit einem Fuhrmann von dorther, und traf ohne besondere Fährlichkeiten am ersten Juli daselbst ein. — Den vierten, Kant besucht, der mich indeß nicht sonderlich aufnahm: ich hospitirte bei ihm, und fand auch da meine Erwartungen nicht befriedigt. Sein Vortrag ist schläfrig. Unterdeß schrieb ich dies Tagebuch.—

„— Schon lange wollte ich Kant ernsthafter besuchen, fand aber kein Mittel. Endlich fiel ich darauf, eine Kritik aller Offenbarungen zu schreiben, und sie ihm statt einer Empfehlung zu überreichen. Ich fing ungefähr den dreizehnten damit an, und arbeitete seitdem ununterbrochen fort.— Am achtzehnten August überschickte ich endlich die nun fertig gewordene Arbeit an Kant, und ging den fünfundzwanzigsten hin, um sein Urtheil darüber zu hören. Er empfing mich mit ausgezeichneter Güte, und schien sehr wohl mit der Abhandlung zufrieden. Zu einem näheren wissenschaftlichen Gespräche kam es nicht; wegen meiner philosophischen Zweifel verwies er mich an seine Kritik der reinen Vernunft, und an den Hofprediger Schulz, den ich sofort aufsuchen werde. Am sechsundzwanzigsten speiste ich bei Kant, in Gesellschaft des Professor Sommer; und fand einen sehr angenehmen, geistreichen Mann an Kant; erst jetzt erkannte ich Züge in ihm, die des großen in seinen Schriften niedergelegten Geistes würdig sind."

„Den siebenundzwanzigsten endigte ich dies Tagebuch, nachdem ich vorher schon die Excerpte aus den Kant'schen Vorlesungen über Anthropologie, welche mir Herr v. S. geliehen, beendigt hatte. Zugleich beschließe ich, jenes hinführo ordentlich alle Abende vor Schlafengehen fortzusetzen, und alles Interessante was mir begegnet, besonders aber Charakterzüge und Bemerkungen einzutragen."

„Den achtundzwanzigsten Abends. Noch gestern fing ich an, meine Kritik zu revidiren, und kam auf recht gute tiefe Gedanken, die mich aber leider überzeugten, daß die erste Bearbeitung von Grund aus oberflächlich ist. Heute wollte ich die neuen Untersuchungen fortsetzen, fand mich aber von meiner Phantasie so fortgerissen, daß ich den ganzen Tag Nichts habe thun können. In meiner jetzigen Lage ist dies nun leider kein Wunder! Ich habe berechnet, daß ich von heute an nur noch vierzehn Tage hier subsistiren kann. — Freilich bin ich schon in solchen Verlegenheiten gewesen, aber es war in meinem Vaterlande, und dann wird es bei zunehmenden Jahren und dringenderem Ehrgefühl immer härter. — Ich habe keinen Entschluß, kann keinen fassen. — Dem Pastor Borowski, zu welchem Kant mich gehen ließ, werde ich mich nicht

entdecken; ſoll ich mich ja entdecken, ſo geſchieht es an niemand, als Kant ſelbſt.“

„Am neunundzwanzigſten ging ich zu Borowski, und fand an ihm einen recht guten, ehrlichen Mann. Er ſchlug mir eine Kondizion vor, die aber noch nicht völlig gewiß iſt, und die mich auch gar nicht ſehr freut; zugleich nöthigte er mir durch ſeine Offenheit das Geſtändniß ab, daß ich preſſirt ſei, eine Verſorgung zu wünſchen. Er rieth mir, zu Profeſſor W. zu gehn. Arbeiten habe ich nicht gekonnt. — Am folgenden Tage ging ich in der That zu W., und nachher zum Hofprediger Schulz. Die Ausſichten bei erſterem ſind ſehr mißlich; doch ſprach er von Hauslehrerſtellen im Curländiſchen, die mich ebenfalls nur die höchſte Noth anzunehmen bewegen wird! Nachher zum Hofprediger, wo anfangs mich ſeine Gattin empfing. Auch er erſchien, aber in mathematiſche Zirkel vertieft; nachher, als er meinen Namen genauer hörte, wurde er durch die Empfehlung Kant's deſto freundlicher. Es iſt ein eckiges preußiſches Geſicht, doch leuchtet die Ehrlichkeit und Gutherzigkeit ſelbſt aus ſeinen Zügen hervor. Ferner lernte ich da noch kennen Herrn Bräunlich und deſſen Pflegbefohlnen, den Grafen Dänhof, Herrn Büttner, Neveu des Hofpredigers, und einen jungen Gelehrten aus Nürnberg, Herrn Ehrhard, einen guten, trefflichen Kopf, doch ohne Lebensart und Weltkenntniß.“

„Am erſten September ſtand ein Entſchluß in mir feſt, den ich Kant entdekken wollte; eine Hauslehrerſtelle, ſo ungern ich dieſelbe auch angenommen hätte, findet ſich nicht, und die Ungewißheit meiner Lage hindert mich hier, mit freiem Geiſte zu arbeiten, und des bildenden Umgangs meiner Freunde zu genießen: alſo fort, in mein Vaterland zurück! Das kleine Darlehen, welches ich dazu bedarf, wird mir vielleicht durch Kant's Vermittelung verſchafft werden. Aber indem ich zu ihm gehn, und meinen Vorſchlag ihm machen wollte, entfiel mir der Muth. Ich beſchloß zu ſchreiben. Abends wurde ich zu Hofpredigers gebeten, wo ich einen ſehr angenehmen Abend verlebte. Am zweiten vollendete ich den Brief an Kant und ſchickte ihn ab.“

Trotz ſeiner Merkwürdigkeit, kann ich mich doch nicht entſchließen, dieſen Brief hier in franzöſiſcher Sprache mitzutheilen. Ich glaube, es ſteigt mir eine Röthe in die Wangen, und mir iſt, als ſollte ich die verſchämteſten Kümmerniſſe der eignen Familie vor fremden Leuten erzählen. Trotz meinem Streben nach franzöſiſchem Weltſinn, trotz meinem philoſophiſchen Kosmopolitismus, ſitzt doch immer das alte Deutſchland mit allen ſeinen Spießbürgergefühlen in meiner Bruſt. — Genug, ich kann jenen Brief nicht mittheilen, und ich berichte hier nur: Immanuel Kant war ſo arm, daß er trotz der herzzerreißend rührenden Sprache jenes Briefes, dem Johann Gottlieb Fichte kein Geld borgen konnte. Letzterer ward aber darob nicht im mindeſten unmuthig,

wie wir aus den Worten des Tagebuchs, die ich noch hierherſetzen will, ſchließen können:

„Am dritten September wurde ich zu Kant eingeladen. Er empfing mich mit ſeiner gewöhnlichen Offenheit; ſagte aber, er habe ſich über meinen Vorſchlag noch nicht reſolvirt; ſetzt bis in vierzehn Tagen ſei er außer Stande. Welche liebenswürdige Offenheit! Uebrigens machte er Schwierigkeiten über meine Deſſeins, welche verriethen, daß er unſere Lage in Sachſen nicht genug kennt. — — Alle dieſe Tage habe ich Nichts gemacht: ich will aber wieder arbeiten und das Uebrige ſchlechthin Gott überlaſſen. — Am ſechsten. — Ich war zu Kant gebeten, der mir vorſchlug, mein Manuſkript über die Kritik aller Offenbarungen durch Vermittlung des Herrn Pfarrer Borowski an Buchhändler Hartung zu verkaufen. Es ſei gut geſchrieben, meinte er, da ich von Umarbeitung ſprach. — Iſt dies wahr? Und doch ſagt es Kant! — Uebrigens ſchlug er mir meine erſte Bitte ab. — Am zehnten war ich zu Mittag bei Kant. Nichts von unſerer Affaire; Magiſter Genſicher war zugegen, und nur allgemeine, zum Theil ſehr intereſſante Geſpräche: auch iſt Kant ganz unverändert gegen mich derſelbe. — — Am dreizehnten, heute, wollte ich arbeiten, und thue Nichts. Mein Mißmuth überfällt mich. Wie wird dies ablaufen? Wie wird es heute über acht Tage um mich ſtehen? Da iſt mein Geld rein aufgezehrt!“

Nach vielem Umherirren, nach einem langen Aufenthalt in der Schweiz findet Fichte endlich eine feſte Stelle in Jena, und von hieraus datirt ſich ſeine Glanzperiode. Jena und Weimar, zwei ſächſiſche Städtchen, die nur wenige Stunden von einander entfernt liegen, waren damals der Mittelpunkt des deutſchen Geiſterlebens. In Weimar war der Hof und die Poeſie, in Jena war die Univerſität und die Philoſophie. Dort ſahen wir die größten Dichter, hier die größten Gelehrten Deutſchlands. Anno 1794 begann Fichte ſeine Vorleſungen in Jena. Die Jahrzahl iſt bedeutſam und erklärt ſowohl den Geiſt ſeiner damaligen Schriften, als auch die Tribulazionen, denen er ſeitdem ausgeſetzt ſtand, und denen er vier Jahre ſpäter endlich unterlag. Anno 1798 nämlich erheben ſich gegen ihn die Anklagen wegen Atheismus, die ihm unleidliche Verfolgungen zuziehen und auch ſeinen Abgang von Jena bewirken. Dieſe Begebenheit, die merkwürdigſte in Fichte's Leben, hat zugleich eine allgemeine Bedeutung, und wir dürfen nicht davon ſchweigen. Hier kommt auch Fichte's Anſicht von der Natur Gottes ganz eigentlich zur Sprache.

In der Zeitſchrift „Philoſophiſches Journal,“ welche Fichte damals herausgab, druckte er einen Aufſatz, betitelt „Entwickelung des Begriffs Religion,“ der ihm von einem gewiſſen Forberg, welcher Schullehrer zu Sahlfeld, eingeſendet worden. Dieſem Aufſatz fügte er noch eine kleine erläuternde Abhandlung hinzu, unter dem Titel: „Ueber den Grund unſeres Glaubens an eine göttliche Weltregierung.“

Die beiden Stücke nun wurden von der kursächsischen Regierung konfiszirt, unter dem Vorgeben, sie enthielten Atheismus, und zugleich ging von Dresden aus ein Requisitionsschreiben an den Weimarschen Hof, worin derselbe aufgefordert wurde, den Professor Fichte ernstlich zu bestrafen. Der Weimarsche Hof hatte nun freilich von dergleichen Ansinnen sich keineswegs irre leiten lassen; aber da Fichte bei diesem Vorfalle die größten Fehlgriffe beging, da er nämlich eine Appellazion an's Publikum schrieb, ohne seine offizielle Behörde zu berücksichtigen: so hat diese, die Weimarsche Regierung, verstimmt und von Außen gedrängt, dennoch nicht vermeiden können, den in seinen Ausdrücken unvorsichtigen Professor mit einer gelinden Rüge zu erquicken. Fichte aber, der sich in seinem Rechte glaubte, wollte solche Rüge nicht geduldig hinnehmen und verließ Jena. Nach seinen damaligen Briefen zu schließen, wurmte ihn ganz besonders das Verhalten zweier Männer, die, durch ihre amtliche Stellung, in seiner Sache besonders wichtige Stimmen hatten, und dieses waren S. Ehrwürdigen der Oberkonsistorialrath v. Herder und S. Excellenz der Geheime Rath v. Goethe. Aber beide sind hinreichend zu entschuldigen. Es ist rührend, wenn man in Herder's hinterlassenen Briefen lies't, wie der arme Herder seine liebe Noth hatte mit den Candidaten der Theologie, die, nachdem sie in Jena studirt, zu ihm nach Weimar kamen, um als protestantische Prediger examinirt zu werden. Ueber Christus, den Sohn, wagte er im Examen sie gar nicht mehr zu befragen; er war froh genug, wenn man ihm nur die Existenz des Vaters zugestand. Was Goethe betrifft, so hat er sich in seinen Memoiren über obiges Ereigniß folgendermaßen geäußert:

„Nach Reinhold's Abgang von Jena, der mit Recht als ein großer Verlust für die Akademie erschien, war mit Kühnheit, ja Verwegenheit, an seine Stelle Fichte berufen worden, der in seinen Schriften sich mit Großheit, aber vielleicht nicht ganz gehörig über die wichtigsten Sitten- und Staatsgegenstände erklärt hatte. Es war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen, und an seinen Gesinnungen im höheren Betracht nichts auszusetzen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtete, gleichen Schritt halten sollen?

„Da man ihm die Stunden, die er zu öffentlichen Vorlesungen benutzen wollte, an Werktagen verkümmert hatte, so unternahm er Sonntags Vorlesungen, deren Einleitung Hindernisse fand. Kleine und größere daraus entspringende Widerwärtigkeiten waren kaum, nicht ohne Unbequemlichkeit der oberen Behörden, getuscht und geschlichtet, als uns dessen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich besser ein tiefes Stillschweigen beobachtet, von Außen beschwerende Anregungen zuzogen.

„Fichte hatte in seinem philosophischen Journal über Gott und göttliche Dinge auf eine Weise sich zu äußern gewagt, welche den hergebrachten Aus-

drücken über ſolche Geheimniſſe zu widerſprechen ſchien. Er ward in Anſpruch genommen; ſeine Vertheidigung beſſerte die Sache nicht, weil er leidenſchaftlich zu Werke ging, ohne Ahnung, wie gut man dieſſeits für ihn geſinnt ſei, wie wohl man ſeine Gedanken, ſeine Worte auszulegen wiſſe, welches man freilich ihm nicht gerade mit dürren Worten zu erkennen geben konnte, und eben ſo wenig wie man ihm auf das Gelindeſte herauszuhelfen gedachte. Das Hin- und Widerreden, das Vermuthen und Behaupten, das Beſtärken und Entſchließen wogte in vielfachen unſicheren Reden auf der Akademie in einander; man ſprach von einem miniſteriellen Vorhalt, von nichts Geringerem als einer Art Verweis, deſſen Fichte ſich zu gewärtigen hätte. Hierüber ganz außer Faſſung, hielt er ſich für berechtigt, ein heftiges Schreiben bei'm Miniſterium einzureichen, worin er jene Maßregel als gewiß vorausſetzend, mit Ungeſtüm und Trotz erklärte, er werde dergleichen niemals dulden, er werde lieber ohne Weiteres von der Akademie abziehen, und in ſolchem Falle nicht allein, indem mehrere bedeutende Lehrer, mit ihm einſtimmig, den Ort zu verlaſſen gedächten.

„Hierdurch war nun auf einmal aller gegen ihn gehegte gute Wille gehemmt, ja paraliſirt: hier blieb kein Ausweg, keine Vermittlung übrig, und das Gelindeſte war, ihm ohne Weiteres ſeine Entlaſſung zu ertheilen. Nun erſt, nachdem die Sache ſich nicht mehr ändern ließ, vernahm er die Wendung, die man ihr zu geben im Sinne gehabt, und er mußte ſeinen übereilten Schritt bereuen, wie wir ihn bedauern."

Iſt das nicht wie er leibt und lebt, der miniſterielle, ſchlichtende, vertuſchende Goethe? Er rügt im Grunde nur, daß Fichte das geſprochen, was er dachte, und daß er es nicht in den hergebrachten verhüllenden Ausdrücken geſprochen. Er tadelt nicht den Gedanken, ſondern das Wort. Daß der Deismus in der deutſchen Denkerwelt ſeit Kant vernichtet ſei, war, wie ich ſchon einmal geſagt, ein Geheimniß, das jeder wußte, das man aber nicht laut auf dem Markte ausſchreien ſollte. Goethe war ſo wenig Deiſt wie Fichte; denn er war Pantheiſt. Aber eben von der Höhe des Pantheismus konnte Goethe, mit ſeinem ſcharfen Auge, die Haltloſigkeit der Fichte'ſchen Philoſophie am beſten durchſchauen und ſeine milden Lippen mußten darob lächeln. Den Juden, was doch die Deiſten am Ende alle ſind, mußte Fichte ein Greuel ſein; dem großen Heiden war er blos eine Thorheit. „Der große Heide" iſt nämlich der Name, den man in Deutſchland dem Goethe beilegt. Doch iſt dieſer Name nicht ganz paſſend. Das Heidenthum des Goethe iſt wunderbar moderniſirt. Seine ſtarke Heidennatur bekundet ſich in dem klaren, ſcharfen Auffaſſen aller äußeren Erſcheinungen, aller Farben und Geſtalten; aber das Chriſtenthum hat ihn zu gleicher Zeit mit einer tieferen Verſtändniß begabt, trotz ſeines ſträubenden Widerwillens hat das Chriſtenthum ihn eingeweiht in die Geheimniſſe

der Geisterwelt, er hat vom Blute Christi genossen, und dadurch verstand er die verborgensten Stimmen der Natur, gleich Siegfried, dem Nibelungenheld, der plötzlich die Sprache der Vögel verstand, als ein Tropfen Blut des erschlagenen Drachen seine Lippen benetzte. Es ist merkwürdig, wie bei Goethe jene Heidennatur von unserer heutigsten Sentimentalität durchdrungen war, wie der antique Marmor so modern pulsirte, und wie er die Leiden eines jungen Werther's eben so stark mitempfand, wie die Freuden eines alten Griechengottes. Der Pantheismus des Goethe ist also von dem heidnischen sehr unterschieden. Um mich kurz auszudrücken: Goethe war der Spinoza der Poesie. Alle Gedichte Goethe's sind durchdrungen von demselben Geiste, der uns auch in den Schriften des Spinoza anweht. Daß Goethe gänzlich der Lehre des Spinoza huldigte, ist keinem Zweifel unterworfen. Wenigstens beschäftigte er sich damit während seiner ganzen Lebenszeit; in dem Anfang seiner Memoiren, so wie auch in dem kürzlich erschienenen letzten Bande derselben, hat er solches freimüthig bekannt. Ich weiß nicht mehr, wo ich es gelesen, daß Herder über diese beständige Beschäftigung mit Spinoza, einst übellaunig ausrief: wenn doch der Goethe einmal ein anderes lateinisches Buch als den Spinoza in die Hand nähme! Aber dieses gilt nicht blos von Goethe; noch eine Menge seiner Freunde, die später mehr oder minder als Dichter bekannt wurden, huldigten frühzeitig dem Pantheismus, und dieser blühte praktisch in der deutschen Kunst, ehe er noch als philosophische Theorie bei uns zur Herrschaft gelangte. Eben zur Zeit Fichte's, als der Idealismus im Reiche der Philosophie seine erhabenste Blüthezeit feierte, ward er im Reiche der Kunst gewaltsam zerstört, und es entstand hier jene berühmte Kunstrevoluzion, die noch heute nicht beendigt ist, und die mit dem Kampfe der Romantiker gegen das altklassische Regime, mit den Schlegel'schen Emeuten, anfängt.

In der That, unsere ersten Romantiker handelten aus einem pantheistischen Instinkt, den sie selbst nicht begriffen. Das Gefühl, das sie für Heimweh nach der katholischen Mutterkirche hielten, war tieferen Ursprungs als sie selbst ahnten, und ihre Verehrung und Vorliebe für die Ueberlieferungen des Mittelalters, für dessen Volksglauben, Teufelthum, Zauberwesen, Hexerei . . . Alles das war eine bei ihnen plötzlich erwachte aber unbegriffene Zurückneigung nach dem Pantheismus der alten Germanen, und in der schnöde beschmutzten und boshaft verstümmelten Gestalt liebten sie eigentlich nur die vorchristliche Religion ihrer Väter. Hier muß ich erinnern an das erste Buch, wo ich gezeigt wie das Christenthum die Elemente der altgermanischen Religion in sich aufgenommen, wie diese nach schmählichster Umwandlung sich im Volksglauben des Mittelalters erhalten haben, so daß der alte Naturdienst als lauter böse Zauberei, die alten Götter als lauter häßliche Teufel und ihre keuschen Priesterinnen als lauter ruchlose Hexen betrachtet wurden. Die Ver-

irrungen unserer ersten Romantiker lassen sich von diesem Gesichtspunkte aus etwas milder beurtheilen als es sonst geschieht. Sie wollten das katholische Wesen des Mittelalters restauriren, weil sie fühlten, daß von den Heiligthümern ihrer ältesten Väter, von den Herrlichkeiten ihrer frühesten Nazionalität, sich noch manches darin erhalten hat; es waren diese verstümmelten und geschändeten Reliquien, die ihr Gemüth so sympathetisch anzogen, und sie haßten den Protestantismus und den Liberalismus, die dergleichen mitsammt der ganzen katholischen Vergangenheit zu vertilgen streben.

Doch darüber werde ich später sprechen. Hier gilt es nur zu erwähnen, daß der Pantheismus schon zur Zeit Fichte's in die deutsche Kunst eindrang, daß sogar die katholischen Romantiker unbewußt dieser Richtung folgten, und daß Goethe sie am bestimmtesten aussprach. Dieses geschieht schon im Werther, wo er nach einer liebeseligen Identifizirung mit der Natur schmachtet. Im Faust sucht er ein Verhältniß mit der Natur anzuknüpfen auf einem trotzig mystischen, unmittelbaren Wege: er beschwört die geheimen Erdkräfte, durch die Zauberformeln des Höllenzwangs. Aber am reinsten und lieblichsten beurkundet sich dieser Goethe'sche Pantheismus in seinen kleinen Liedern. Die Lehre des Spinoza hat sich aus der mathematischen Hülle entpuppt und umflattert uns als Goethe'sches Lied. Daher die Wuth unserer Orthodoxen und Pietisten gegen das Goethe'sche Lied. Mit ihren frommen Bärentatzen tappen sie nach diesem Schmetterling, der ihnen beständig entflattert. Das ist so zart ätherisch, so duftig beflügelt. Ihr Franzosen könnt Euch keinen Begriff davon machen, wenn Ihr die Sprache nicht kennt. Diese Goetheschen Lieder haben einen neckischen Zauber, der unbeschreibbar. Die harmonischen Verse umschlingen dein Herz wie eine zärtliche Geliebte; das Wort umarmt dich, während der Gedanke dich küßt.

In Goethe's Betragen gegen Fichte, sehen wir also keineswegs die häßlichen Motive, die von manchen Zeitgenossen mit noch häßlicheren Worten bezeichnet worden. Sie hatten die verschiedene Natur beider Männer nicht begriffen. Die Mildesten mißdeuteten die Passivität Goethe's, als später Fichte stark bedrängt und verfolgt wurde. Sie berücksichtigten nicht Goethe's Lage. Dieser Riese war Minister in einem deutschen Zwergstaate. Er konnte sich nie natürlich bewegen. Man sagte von dem sitzenden Jupiter des Phydias zu Olympia, daß er das Dachgewölbe des Tempels zersprengen würde, wenn er einmal plötzlich aufstünde. Dies war ganz die Lage Goethe's zu Weimar; wenn er aus seiner stillsitzenden Ruhe einmal plötzlich in die Höhe gefahren wäre, er hätte den Staatsgiebel durchbrochen, oder, was noch wahrscheinlicher, er hätte sich daran den Kopf zerstoßen. Und dieses sollte er riskiren für eine Lehre, die nicht blos irrig, sondern auch lächerlich? Der deutsche Jupiter blieb ruhig sitzen, und ließ sich ruhig anbeten und beräuchern.

Es würde mich von meinem Thema zu sehr entfernen, wollte ich vom Standpunkte damaliger Kunstinteressen aus, das Betragen Goethe's bei Gelegenheit der Anklage Fichte's noch gründlicher rechtfertigen. Für Fichte spricht nur, daß die Anklage eigentlich ein Vorwand war und daß sich politische Verhetzungen dahinter verbargen. Denn wegen Atheismus kann wohl ein Theolog angeklagt werden, weil er sich verpflichtet hat bestimmte Doktrinen zu lehren. Ein Philosoph hat aber keine solche Verpflichtung eingegangen, kann sie nicht eingehn, und sein Gedanke ist frei wie der Vogel in der Luft. — Es ist vielleicht Unrecht, daß ich, theils um meine eigenen, theils um Anderer Gefühle zu schonen, nicht alles was jene Anklage selbst begründete und rechtfertigte, hier mittheile. Nur eine von den mißlichen Stellen will ich aus dem inkulpirten Aufsatze hier hersetzen: „— — Die lebendige und wirkende moralische Ordnung ist selbst Gott; wir bedürfen keines anderen Gottes und können keinen anderen fassen. Es liegt kein Grund in der Vernunft aus jener moralischen Weltordnung herauszugehen und vermittelst eines Schlusses vom Begründeten auf den Grund noch ein besonderes Wesen, als die Ursache desselben, anzunehmen; der ursprüngliche Verstand macht sonach diesen Schluß sicher nicht, und kennt kein solches besonderes Wesen; nur eine sich selbst mißverstehende Philosophie macht ihn. — —"

Wie es halsstarrigen Menschen eigenthümlich, so hat sich Fichte in seiner Appellazion an das Publikum und seiner gerichtlichen Verantwortung noch derber und greller ausgesprochen, und zwar mit Ausdrücken, die unser tiefstes Gemüth verletzen. Wir, die wir an einen wirklichen Gott glauben, der unseren Sinnen in der unendlichen Ausdehnung, und unserem Geiste in dem unendlichen Gedanken sich offenbart, wir, die wir einen sichtbaren Gott verehren in der Natur und seine unsichtbare Stimme in unserer eigenen Seele vernehmen: wir werden widerwärtig berührt von den grellen Worten, womit Fichte unseren Gott für ein bloßes Hirngespinnst erklärt und sogar ironisirt. Es ist zweifelhaft, in der That, ob es Ironie oder bloßer Wahnsinn ist, wenn Fichte den lieben Gott von allem sinnlichen Zusatze so rein befreit, daß er ihm sogar die Existenz abspricht, weil Existiren ein sinnlicher Begriff und nur als sinnlicher möglich ist! Die Wissenschaftslehre, sagt er, kennt kein anderes Sein als das sinnliche, und da nur den Gegenständen der Erfahrung ein Sein zugeschrieben werden kann, so ist dieses Prädikat bei Gott nicht zu gebrauchen. Demnach hat der Fichte'sche Gott keine Existenz, er ist nicht, er manifestirt sich nur als reines Handeln, als eine Ordnung von Begebenheiten, als ordo ordinans, als das Weltgesetz.

Solchermaßen hat der Idealismus die Gottheit durch alle möglichen Abstrakzionen so lange durchfiltrirt, bis am Ende gar nichts mehr von ihr übrig

blieb. Jetzt, wie bei Euch an der Stelle eines Königs, so bei uns an der Stelle eines Gottes, herrschte das Gesetz.

Was ist aber unsinniger, eine loix athée, ein Gesetz, welches keinen Gott hat, oder eine Dieu-loix, ein Gott, der nur ein Gesetz ist?

Der Fichte'sche Idealismus gehört zu den kolossalsten Irrthümern, die jemals der menschliche Geist ausgeheckt. Er ist gottloser und verdammlicher als der plumpste Materialismus. Was man Atheismus der Materialisten hier in Frankreich nennt, wäre, wie ich leicht zeigen könnte, noch immer etwas Erbauliches, etwas Frommgläubiges, in Vergleichung mit den Resultaten des Fichte'schen Transzendentalidealismus. So viel weiß ich, beide sind mir zuwider. Beide Ansichten sind auch antipoetisch. Die französischen Materialisten haben eben so schlechte Verse gemacht, wie die deutschen Transzendentalidealisten. Aber staatsgefährlich ist die Lehre Fichte's keineswegs gewesen, und noch weniger verdiente sie als staatsgefährlich verfolgt zu werden. Um von dieser Irrlehre mißleitet werden zu können, dazu bedurfte man eines spekulativen Scharfsinns, wie er nur bei wenigen Menschen gefunden wird. Dem großen Haufen mit seinen tausend dicken Köpfen war diese Irrlehre ganz unzugänglich. Die Fichte'sche Ansicht von Gott hätte also auf razionellem, aber nicht auf polizeilichem Wege widerlegt werden müssen. Wegen Atheismus in der Philosophie angeklagt zu werden, war auch in Deutschland so etwas Befremdliches, daß Fichte wirklich im Anfang gar nicht wußte, was man begehre. Ganz richtig sagte er, die Frage, ob eine Philosophie atheistisch sei oder nicht? klinge einem Philosophen eben so wunderlich, wie etwa einem Mathematiker die Frage: ob ein Dreieck grün oder roth sei?

Jene Anklage hatte also ihre verborgenen Gründe, und diese hat Fichte bald begriffen. Da er der ehrlichste Mensch von der Welt war, so dürfen wir einem Briefe, worin er sich gegen Reinhold über jene verborgenen Gründe ausspricht, völligen Glauben schenken, und da dieser Brief, datirt vom zweiundzwanzigsten Mai 1799, die ganze Zeit schildert und die ganze Bedrängniß des Mannes veranschaulichen kann, so wollen wir einen Theil desselben hierhersetzen:

„Ermattung und Ekel bestimmen mich zu dem Dir schon mitgetheilten Entschlusse, für einige Jahre ganz zu verschwinden. Ich war, meiner damaligen Ansicht der Sache nach, sogar überzeugt, daß diesen Entschluß die Pflicht fordere, indem bei der gegenwärtigen Gährung ich ohnedies nicht gehört werden, und die Gährung nur ärger machen würde, nach ein Paar Jahren aber, wenn die erste Befremdung sich gelegt, ich mit desto größerem Nachdruck sprechen würde. — Ich denke jetzt anders. Ich darf jetzt nicht verstummen: schweige ich jetzt, so dürfte ich wohl nie wieder an's Reden kommen. — Es

war mir, seit der Verbindung Rußlands mit Oestreich, schon längst wahrscheinlich, was mir nunmehr durch die neuesten Begebenheiten, und besonders seit dem gräßlichen Gesandtenmord (über den man hier jubelt, und über welchen S. und G. ausrufen: so ist's recht, diese Hunde muß man todt schlagen) völlig gewiß ist, daß der Despotismus sich von nun an mit Verzweiflung vertheidigen wird, daß er durch Paul und Pitt konsequent wird, daß die Basis seines Plans die ist, die Geistesfreiheit auszurotten, und daß die Deutschen ihm die Erreichung dieses Zwecks nicht erschweren werden.

„Glaube z. B. nicht, daß der Weimar'sche Hof geglaubt hat, der Frequenz der Universität werde durch meine Gegenwart geschadet werden; er weiß zu wohl das Gegentheil. Er hat zufolge des allgemeinen, besonders von Kursachsen kräftigst ergriffenen Plans mich entfernen müssen. Burscher in Leipzig, ein Eingeweihter dieser Geheimnisse, ist schon gegen Ende des vorigen Jahres eine ansehnliche Wette eingegangen, daß ich zu Ende dieses Jahres Exulant sein würde. Voigt ist durch Burgsdorf schon längst gegen mich gewonnen worden. Vom Departement der Wissenschaften zu Dresden ist bekannt gemacht worden, daß keiner, der sich auf die neuere Philosophie lege, befördert werden, oder, wenn er es schon ist, weiter rücken solle. In der Freischule zu Leipzig ist sogar die Rosenmüller'sche Aufklärung bedenklich gefunden; Luther's Katechismus ist neuerlich dort wieder eingeführt, und die Lehrer sind von neuem auf die symbolischen Bücher konfirmirt worden. Das wird weiter gehn und sich verbreiten. ———— In Summa: es ist nichts gewisser, als das Gewisseste, daß, wenn nicht die Franzosen die ungeheuerste Uebermacht erringen und in Deutschland, wenigstens einem beträchtlichen Theile desselben, eine Veränderung durchsetzen, in einigen Jahren in Deutschland kein Mensch mehr, der dafür bekannt ist, in seinem Leben einen freien Gedanken gedacht zu haben, eine Ruhestätte finden wird. — Es ist mir also gewisser als das Gewisseste, daß finde ich auch jetzt irgendwo ein Winkelchen, ich doch in einem, höchstens in zwei Jahren wieder fortgejagt werden würde; und es ist gefährlich sich an mehreren Orten fortjagen zu lassen; dies lehrt historisch Rousseau's Beispiel.

„Gesetzt, ich schweige ganz, schreibe nicht das Geringste mehr: wird man mich unter dieser Bedingung ruhig lassen? Ich glaube dies nicht, und gesetzt, ich könnte es von den Höfen hoffen, wird nicht die Geistlichkeit, wohin ich mich auch wende, den Pöbel gegen mich aufhetzen, mich von ihm steinigen lassen, und nun — die Regierungen bitten, mich als einen Menschen, der Unruhen erregt, zu entfernen? Aber, darf ich dann schweigen? Nein, das darf ich wahrlich nicht; denn ich habe Grund zu glauben, daß, wenn noch Etwas gerettet werden kann des deutschen Geistes, es durch mein Reden gerettet werden kann, und durch mein Stillschweigen die Philosophie ganz und zu frühe

zu Grunde gehen würde. Denen ich nicht zutraue, daß ſie mich ſchweigend würden exiſtiren laſſen, traue ich noch weniger zu, daß ſie mich werden reden laſſen.

„Aber ich werde ſie von der Unſchädlichkeit meiner Lehre überzeugen. — Lieber Reinhold, wie Du mir ſo gut von dieſen Menſchen denken kannſt! Je klarer ich werde, je unſchuldiger ich erſcheine, deſto ſchwärzer werden ſie und deſto größer wird überhaupt mein wahres Vergehen. Ich habe nie geglaubt, daß ſie meinen vorgeblichen Atheismus verfolgen; ſie verfolgen in mir einen Freidenker, der anfängt ſich verſtändlich zu machen, (Kant's Glück war ſeine Obſcurität) und einen verſchrieenen Demokraten; es erſchreckt ſie, wie ein Geſpenſt, die Selbſtſtändigkeit, die, wie ſie dunkel ahnen, meine Philoſophie weckt.“

Ich bemerke nochmals, daß dieſer Brief nicht von geſtern iſt, ſondern das Datum des 22. Mai 1799 trägt. Die politiſchen Verhältniſſe jener Zeit haben eine gar betrübende Aehnlichkeit mit den neueſten Zuſtänden in Deutſchland; nur daß damals der Freiheitsſinn mehr unter Gelehrten, Dichtern und ſonſtigen Literaten blühete, heutigen Tags aber unter dieſen viel minder, ſondern weit mehr in der großen activen Maſſe, unter Handwerkern und Gewerbsleuten ſich ausſpricht. Während zur Zeit der erſten Revoluzion die bleiern deutſcheſte Schlafſucht auf dem Volke laſtete, und gleichſam eine brutale Ruhe in ganz Germanien herrſchte, offenbarte ſich in unſerer Schriftwelt das wildeſte Gähren und Wallen. Der einſamſte Autor, der in irgend einem abgelegenen Winkelchen Deutſchlands lebte, nahm Theil an dieſer Bewegung; faſt ſympathetiſch, ohne von den politiſchen Vorgängen genau unterrichtet zu ſein, fühlte er ihre ſociale Bedeutung, und ſprach ſie aus in ſeinen Schriften. Dieſes Phänomen mahnt mich an die großen Seemuſcheln, welche wir zuweilen als Zierrath auf unſere Kamine ſtellen, und die, wenn ſie auch noch ſo weit vom Meere entfernt ſind, dennoch plötzlich zu rauſchen beginnen, ſobald dort die Fluthzeit eintritt und die Wellen gegen die Küſte heranbrechen. Als hier in Paris, in dem großen Menſchen-Ocean, die Revoluzion losfluthete, als es hier brandete und ſtürmte, da rauſchten und brauſten jenſeits des Rheins die deutſchen Herzen . . . Aber ſie waren ſo iſolirt, ſie ſtanden unter lauter fühlloſem Porzellan, Theetaſſen und Kaffeekannen und chineſiſchen Pagoden, die mechaniſch mit dem Kopfe nickten, als wüßten ſie, wovon die Rede ſei. Ach! unſere armen Vorgänger in Deutſchland mußten für jene Revoluzionsſympathie ſehr arg büßen. Junker und Pfäffchen übten an ihnen ihre plumpſten und gemeinſten Tücken. Einige von ihnen flüchteten nach Paris und ſind hier in Armuth und Elend verkommen und verſchollen. Ich habe jüngſt einen blinden Landsmann geſehen, der noch ſeit jener Zeit in Paris iſt; ich ſah ihn im Palais-Royal, wo er ſich ein bischen an der Sonne gewärmt hatte. Es war

schmerzlich anzusehen, wie er blaß und mager war und sich seinen Weg an den Häusern weiter fühlte. Man sagte mir, es sei der alte dänische Dichter Heyberg. Auch die Dachstube habe ich jüngst gesehen, wo der Bürger Georg Forster gestorben. Den Freiheitsfreunden, die in Deutschland blieben, wäre es aber noch weit schlimmer ergangen, wenn nicht bald Napoleon und seine Franzosen uns besiegt hätten. Napoleon hat gewiß nie geahnt, daß er selbst der Retter der Ideologie gewesen. Ohne ihn wären unsere Philosophen mitsammt ihren Ideen durch Galgen und Rad ausgerottet worden. Die deutschen Freiheitsfreunde jedoch, zu republikanisch gesinnt, um dem Napoleon zu huldigen, auch zu großmüthig, um sich der Fremdherrschaft anzuschließen, hüllten sich seitdem in ein stilles Schweigen. Sie gingen traurig herum mit gebrochenen Herzen, mit geschlossenen Lippen. Als Napoleon fiel, da lächelten sie, aber wehmüthig, und schwiegen; sie nahmen fast gar keinen Theil an dem patriotischen Enthusiasmus, der damals, mit allerhöchster Bewilligung, in Deutschland emporjubelte. Sie wußten, was sie wußten, und schwiegen. Da diese Republikaner eine sehr keusche, einfache Lebensart führen, so werden sie gewöhnlich sehr alt, und als die Julirevoluzion ausbrach, waren noch viele von ihnen am Leben, und nicht wenig wunderten wir uns, als die alten Käuze, die wir sonst immer so gebeugt und so blödsinnig schweigend umherwandeln gesehen, jetzt plötzlich das Haupt erhoben, und uns Jungen freundlich entgegen lachten, und die Hände drückten, und lustige Geschichten erzählten. Einen von ihnen hörte ich sogar singen; denn im Kaffeehause sang er uns die Marseiller Hymne vor, und wir lernten da die Melodie und die schönen Worte, und es dauerte nicht lange, so sangen wir sie besser als der Alte selbst; denn der hat manchmal in der besten Strophe wie ein Narr gelacht, oder geweint wie ein Kind. Es ist immer gut, wenn so alte Leute leben bleiben, um den Jungen Lieder zu lehren. Wir Jungen werden sie nicht vergessen, und einige von uns werden sie einst jenen Enkeln einstudiren, die jetzt noch nicht geboren sind. Viele von uns werden aber unterdessen verfault sein, daheim im Gefängnisse oder auf einer Dachstube in der Fremde.

Ich habe oben gezeigt, wie die Fichte'sche Philosophie aus den dünnsten Abstrakzionen aufgebaut, dennoch eine eiserne Unbeugsamkeit in ihren Folgerungen, die bis zur verwegensten Spitze emporstiegen, kund gab. Aber eines frühen Morgens erblicken wir in ihr eine große Veränderung. Das fängt an zu blümeln und zu flennen und wird weich und bescheiden. Aus dem idealistischen Titanen, der auf der Gedankenleiter den Himmel erklettert und mit kecker Hand in dessen leere Gemächer herumgetastet, wird jetzt etwas gebückt Christliches, das viel von Liebe seufzt. Solches ist nun die zweite Periode von Fichte, die uns hier wenig angeht. Sein ganzes System erleidet die befremdlichsten Modifikazionen. In jener Zeit schrieb er ein Buch, welches Ihr jüngst übersetzt:

„die Bestimmung des Menschen.“ Ein ähnliches Buch „Anweisung zum seligen Leben“ gehört ebenfalls in jene Periode.

Fichte, der starrsinnige Mann, wie sich von selbst versteht, wollte dieser eigenen großen Umwandlung niemals eingeständig sein. Er behauptete, seine Philosophie sei noch immer dieselbe, nur die Ausdrücke seien verändert, verbessert; man habe ihn nie verstanden. Er behauptete auch, die Naturphilosophie, die damals in Deutschland aufkam und den Idealismus verdrängte, sei im Grunde ganz und gar sein eignes System, und sein Schüler, Herr Joseph Schelling, welcher sich von ihm losgesagt und jene neue Philosophie eingeleitet, habe blos die Ausdrücke umgeschaffen und seine alte Lehre nur durch unerquickliche Zuthat erweitert.

Wir gelangen hier zu einer neuen Phase des deutschen Gedankens. Wir erwähnten die Namen Joseph Schelling und Naturphilosophie; da nun ersterer hier fast ganz unbekannt ist, und da auch der Ausdruck Naturphilosophie nicht allgemein verstanden wird, so habe ich beider Bedeutung zu erklären. Erschöpfend können wir solches nun freilich nicht in diesen Blättern; ein späteres Buch werden wir einer solchen Aufgabe widmen. Nur einige eindringende Irrthümer wollen wir hier abweisen, und nur der socialen Wichtigkeit der erwähnten Philosophie einige Aufmerksamkeit leihen.

Zuerst ist zu erwähnen, daß Fichte nicht so ganz Unrecht hat, wenn er eiferte des Herrn Joseph Schelling's Lehre sei eigentlich die seinige, nur anders formulirt und erweitert. Eben so wie Herr Joseph Schelling lehrte auch Fichte: es giebt nur ein Wesen, das Ich, das Absolute; er lehrte Identität des Idealen und des Realen. In der Wissenschaftslehre, wie ich gezeigt, hat Fichte durch intellektuelle Construkzion aus dem Idealen das Reale konstruiren wollen. Herr Joseph Schelling hat aber die Sache umgekehrt: er suchte aus dem Realen das Ideale herauszudeuten. Um mich noch klarer auszudrücken: von dem Grundsatze ausgehend, daß der Gedanke und die Natur eins und dasselbe seien, gelangte Fichte durch Geistesoperazion zur Erscheinungswelt, aus dem Gedanken schafft er die Natur, aus dem Idealen das Reale; dem Herrn Schelling hingegen, während er von demselben Grundsatz ausgeht, wird die Erscheinungswelt zu lauter Ideen, die Natur wird ihm zum Gedanken, das Reale zum Idealen. Beide Richtungen, die von Fichte und die von Herrn Schelling, ergänzen sich daher gewissermaßen. Denn nach jenem erwähnten obersten Grundsatze konnte die Philosophie in zwei Theile zerfallen, und in dem einen Theile würde man zeigen: wie aus der Idee die Natur zur Erscheinung kommt; in dem andern Theil würde man zeigen: wie die Natur sich in lauter Ideen auflöst. Die Philosophie konnte daher zerfallen in transzendentalen Idealismus und in Naturphilosophie. Diese beiden Richtungen hat nun auch Herr Schelling wirklich anerkannt, und die letztere verfolgte er in seinen „Ideen

zu einer Philoſophie der Natur" und erſtere in ſeinem Syſtem des transzendentalen Idealismus.

Dieſe Werke, wovon das eine 1797 und das andere 1800 erſchien, erwähne ich nur deshalb, weil jene ergänzende Richtungen ſchon in ihrem Titel ausgeſprochen, nicht weil etwa ein vollſtändiges Syſtem in ihnen enthalten ſei. Nein, dieſes findet ſich in keinem von Herrn Schelling's Büchern. Bei ihm giebt es nicht, wie bei Kant und bei Fichte, ein Hauptbuch, welches als Mittelpunkt ſeiner Philoſophie betrachtet werden kann. Es wäre eine Ungerechtigkeit, wenn man Herrn Schelling nach dem Umfange eines Buches und nach der Strenge des Buchſtabens beurtheilen wollte. Man muß vielmehr ſeine Bücher chronologiſch leſen, die allmähliche Ausbildung ſeines Gedankens darin verfolgen, und ſich dann an ſeiner Grundidee feſthalten. Ja, es ſcheint mir auch nöthig, daß man bei ihm nicht ſelten unterſcheide, wo der Gedanke aufhört und die Poeſie anfängt. Denn Herr Schelling iſt eines von jenen Geſchöpfen, denen die Natur mehr Neigung zur Poeſie als poetiſche Potenz verliehen hat, und die, unfähig den Töchtern des Parnaſſus zu genügen, ſich in die Wälder der Philoſophie geflüchtet und dort mit abſtrakten Hamadryaden die unfruchtbarſte Ehe führen. Ihr Gefühl iſt poetiſch, aber das Werkzeug, das Wort, iſt ſchwach; ſie ringen vergebens nach einer Kunſtform, worin ſie ihre Gedanken und Erkenntniſſe mittheilen können. Die Poeſie iſt Herrn Schelling's Force und Schwäche. Sie iſt es, wodurch er ſich von Fichte unterſcheidet, ſowohl zu ſeinem Vortheil als auch zu ſeinem Nachtheil. Fichte iſt nur Philoſoph und ſeine Macht beſteht in Dialektik und ſeine Stärke beſteht im Demonſtriren. Dieſes aber iſt die ſchwache Seite des Herrn Schelling, er lebt mehr in Anſchauungen, er fühlt ſich nicht heimiſch auf den kalten Höhen der Logik, er ſchnappt gern über in die Blumenthäler der Symbolik, und ſeine philoſophiſche Stärke beſteht im Conſtruiren. Letzteres aber iſt eine Geiſtesfähigkeit, die bei den mittelmäßigen Poeten eben ſo oft gefunden wird, wie bei den beſten Philoſophen.

Nach dieſer letzteren Andeutung wird begreiflich, daß Herr Schelling in demjenigen Theile der Philoſophie, der blos transzendentaler Idealismus iſt, nur ein Nachbeter von Fichte geblieben und bleiben mußte; daß er aber in der Philoſophie der Natur, wo er unter Blumen und Sternen zu wirthſchaften hatte, gar gewaltig blühen und ſtrahlen mußte. Dieſe Richtung iſt daher nicht blos von ihm, ſondern auch von den gleichgeſtimmten Freunden vorzugsweiſe verfolgt worden, und der Ungeſtüm, der dabei zum Vorſchein kam, war gleichſam nur eine dichterlingſche Reakzion gegen die frühere abſtrakte Geiſtesphiloſophie. Wie freigelaſſene Schulknaben, die den ganzen Tag in engen Sälen unter der Laſt der Vokabeln und Chiffern geſeufzt, ſo ſtürmten die Schüler des Herrn

Schelling hinaus in die Natur, in das duftende, sonnige Reale, und jauchzten, und schlugen Purzelbäume, und machten einen großen Spektakel.

Der Ausdruck „die Schüler des Herrn Schelling" darf hier ebenfalls nicht in seinem gewöhnlichen Sinne genommen werden. Herr Schelling selber sagt, nur in der Art der alten Dichter habe er eine Schule bilden wollen, eine Dichterschule, wo keiner an eine bestimmte Doktrin und durch eine bestimmte Disciplin gebunden ist, sondern wo jeder dem Geiste gehorcht und jeder ihn in seiner Weise offenbart. Er hätte auch sagen können, er stifte eine Prophetenschule, wo die Begeisterten zu prophezeien anfangen, nach Lust und Laune, und in beliebiger Sprechart. Dies thaten auch wirklich die Jünger, die des Meisters Geist angeregt, die beschränktesten Köpfe fingen an zu prophezeien, jeder in einer anderen Zunge, und es entstand ein großes Pfingstfest in der Philosophie.

Wie das Bedeutendste und Herrlichste zu lauter Mummenschanz und Narrethei verwendet werden kann, wie eine Rotte von feigen Schälken und melancholischen Hanswürsten im Stande ist, eine große Idee zu kompromittiren, das sehen wir hier bei Gelegenheit der Naturphilosophie. Aber das Ridikül, das ihr die Prophetenschule oder die Dichterschule des Herrn Schelling bereitet, kommt wahrlich nicht auf ihre eigne Rechnung. Denn die Idee der Naturphilosophie ist ja im Grunde nichts anders, als die Idee des Spinoza, der Pantheismus.

Die Lehre des Spinoza und die Naturphilosophie, wie sie Schelling in seiner besseren Periode aufstellte, sind wesentlich eins und dasselbe. Die Deutschen, nachdem sie den Locke'schen Materialismus verschmäht und den Leibnitz'schen Idealismus bis auf die Spitze getrieben und diesen ebenfalls unfruchtbar erfunden, gelangten endlich zu dem dritten Sohne des Descartes, zu Spinoza. Die Philosophie hat wieder einen großen Kreislauf vollendet, und man kann sagen, es sei derselbe, den sie schon vor zweitausend Jahren in Griechenland durchlaufen. Aber bei näherer Vergleichung dieser beiden Kreisläufe zeigt sich eine wesentliche Verschiedenheit. Die Griechen hatten eben so kühne Skeptiker, wie wir, die Eleaten haben die Realität der Außenwelt eben so bestimmt geläugnet, wie unsere neueren Transzendentalidealisten. Plato hat eben so gut wie Herr Schelling in der Erscheinungswelt die Geisteswelt wiedergefunden. Aber wir haben etwas voraus vor den Griechen, so wie auch vor den kartesianischen Schulen, wir haben etwas vor ihnen voraus, nämlich:

Wir begannen unseren philosophischen Kreislauf mit einer Prüfung der menschlichen Erkenntnißquellen, mit der Kritik der reinen Vernunft unseres Immanuel Kant.

Bei Erwähnung Kant's kann ich obigen Betrachtungen hinzufügen, daß der Beweis für das Dasein Gottes, den derselbe noch bestehen lassen, nämlich

der ſogenannte moraliſche Beweis, von Herrn Schelling mit großem Eklat umgeſtoßen worden. Ich habe aber oben ſchon bemerkt, daß dieſer Beweis nicht von ſonderlicher Stärke war, und daß Kant ihn vielleicht nur aus Gutmüthigkeit beſtehen laſſen. Der Gott des Herrn Schelling iſt das Gott-Welt-All des Spinoza. Wenigſtens war er es im Jahre 1801, im zweiten Bande der Zeitſchrift für ſpekulative Phyſik. Hier iſt Gott die abſolute Identität der Natur und des Denkens, der Materie und des Geiſtes, und die abſolute Identität iſt nicht Urſache des Welt-Alls, ſondern ſie iſt das Welt-All ſelbſt, ſie iſt alſo das Gott-Welt-All. In dieſem giebt es auch keine Gegenſätze und Theilungen. Die abſolute Identität iſt auch die abſolute Totalität. Ein Jahr ſpäter hat Herr Schelling ſeinen Gott noch mehr entwickelt, nämlich in einer Schrift, betitelt „Bruno, oder über das göttliche oder natürliche Prinzip der Dinge.“ Dieſer Titel erinnert an den edelſten Märtyrer unſerer Doktrin, Jordano Bruno von Nola, glorreichen Andenkens. Die Italiener behaupten, Herr Schelling habe dem alten Bruno ſeine beſten Gedanken entlehnt, und ſie beſchuldigen ihn des Plagiats. Sie haben Unrecht, denn es giebt kein Plagiat in der Philoſophie. Anno 1804 erſchien der Gott des Herrn Schelling endlich ganz fertig in einer Schrift, betitelt: Philoſophie und Religion. Hier finden wir in ihrer Vollſtändigkeit die Lehre vom Abſoluten. Hier wird das Abſolute in drei Formeln ausgedrückt. Die erſte iſt die kategoriſche: das Abſolute iſt weder das Ideale noch das Reale (weder Geiſt noch Materie), ſondern es iſt die Identität beider. Die zweite Formel iſt die hypothetiſche: wenn ein Subjekt und ein Objekt vorhanden iſt, ſo iſt das Abſolute die weſentliche Gleichheit dieſer beiden. Die dritte Formel iſt die disjunktive: es iſt nur Ein Sein, aber dies Eine kann zu gleicher Zeit, oder abwechſelnd, als ganz ideal oder als ganz real betrachtet werden. Die erſte Formel iſt ganz negativ, die zweite ſetzt eine Bedingung voraus, die noch ſchwerer zu begreifen iſt, als das Bedingte ſelbſt, und die dritte Formel iſt ganz die des Spinoza: die abſolute Subſtanz iſt erkennbar entweder als Denken oder als Ausdehnung. Auf philoſophiſchem Wege konnte alſo Herr Schelling nicht weiter kommen als Spinoza, da nur unter der Form dieſer beiden Attribute, Denken und Ausdehnung, das Abſolute zu begreifen iſt. Aber Herr Schelling verläßt jetzt den philoſophiſchen Weg, und ſucht durch eine Art myſtiſcher Intuizion zur Anſchauung des Abſoluten ſelbſt zu gelangen, er ſucht es anzuſchauen in ſeinem Mittelpunkt, in ſeiner Weſenheit, wo es weder etwas Ideales iſt noch etwas Reales, weder Gedanken noch Ausdehnung, weder Subjekt noch Objekt, weder Geiſt noch Materie, ſondern . . . was weiß ich!

Hier hört die Philoſophie auf bei Herrn Schelling, und die Poeſie, ich will ſagen, die Narrheit, beginnt. Hier aber auch findet er den meiſten Anklang bei einer Menge von Faſelhänſen, denen es eben recht iſt, das ruhige Denken

aufzugeben, und gleichsam jene Derwisch Tourneurs nachzuahmen, die, wie unser Freund Jüles David erzählt, sich so lange im Kreise herumdrehen, bis sowohl objektive wie subjektive Welt ihnen entschwindet, bis beides zusammenfließt in ein weißes Nichts, das weder real noch ideal ist, bis sie etwas sehen, was nicht sichtbar, hören, was nicht hörbar, bis sie Farben hören und Töne sehen, bis sich das Absolute ihnen veranschaulicht.

Ich glaube, mit dem Versuch, das Absolute intellektuell anzuschauen, ist die philosophische Laufbahn des Herrn Schelling beschlossen. Ein größerer Denker tritt jetzt auf, der die Naturphilosophie zu einem vollendeten System ausbildet, aus ihrer Synthese die ganze Welt der Erscheinungen erklärt, die großen Ideen seiner Vorgänger durch größere Ideen ergänzt, sie durch alle Disciplinen durchführt und also wissenschaftlich begründet. Er ist ein Schüler des Herrn Schelling, aber ein Schüler, der allmählich im Reiche der Philosophie aller Macht seines Meisters sich bemeisterte, diesem herrschsüchtig über den Kopf wuchs und ihn endlich in die Dunkelheit verstieß. Es ist der große Hegel, der größte Philosoph, den Deutschland seit Leibnitz erzeugt hat. Es ist keine Frage, daß er Kant und Fichte weit überragt. Er ist scharf wie jener und kräftig wie dieser, und hat dabei noch einen konstituirenden Seelenfrieden, eine Gedankenharmonie, die wir bei Kant und Fichte nicht finden, da in diesen mehr der revoluzionäre Geist waltet. Diesen Mann mit Herrn Joseph Schelling zu vergleichen, ist gar nicht möglich; denn Hegel war ein Mann von Charakter. Und wenn er auch, gleich Herrn Schelling, dem Bestehenden in Staat und Kirche einige allzubedenkliche Rechtfertigungen verlieh, so geschah dieses doch für einen Staat, der dem Prinzip des Fortschrittes wenigstens in der Theorie huldigt, und für eine Kirche, die das Prinzip der freien Forschung als ihr Lebenselement betrachtet; und er machte daraus kein Hehl, er war aller seiner Absichten eingeständig. Herr Schelling hingegen windet sich wurmhaft in den Vorzimmern eines sowohl praktischen wie theoretischen Absolutismus, und er handlangert in der Jesuitenhöhle, wo Geistesfesseln geschmiedet werden; und dabei will er uns weiß machen, er sei noch immer unverändert derselbe Lichtmensch, der er einst war, er verläugnet seine Verläugnung, und zu der Schmach des Abfalls fügt er noch die Feigheit der Lüge!

Wir dürfen es nicht verhehlen, weder aus Pietät, noch aus Klugheit, wir wollen es nicht verschweigen: der Mann, welcher einst am kühnsten in Deutschland die Religion des Pantheismus ausgesprochen, welcher die Heiligung der Natur und die Wiedereinsetzung des Menschen in seine Gottesrechte am lautesten verkündet, dieser Mann ist abtrünnig geworden von seiner eigenen Lehre, er hat den Altar verlassen, den er selber eingeweiht, er ist zurückgeschlichen in den Glaubensstall der Vergangenheit, er ist jetzt gut katholisch und predigt einen außerweltlichen, persönlichen Gott, „der die Thorheit begangen habe,

die Welt zu erschossen.“ Mögen immerhin die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie Eleison singen, ob solcher Bekehrung — es beweist aber nichts für ihre Meinung, es beweist nur, daß der Mensch sich dem Katholizismus zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er seine physischen und geistigen Kräfte verloren, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todtenbette sind so viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Diese Bekehrungsgeschichten gehören höchstens zur Pathologie und würden nur schlechtes Zeugniß geben für Eure Sache. Sie beweisen am Ende nur, daß es Euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, so lange sie mit gesunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umherwandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.

Ich glaube, Ballanche sagt: es sei ein Naturgesetz, daß die Initiatoren gleich sterben müssen, sobald sie das Werk der Initiazion vollbracht haben. Ach! guter Ballanche, das ist nur zum Theil wahr, und ich möchte eher behaupten: wenn das Werk der Initiazion vollbracht ist, stirbt der Initiator — oder er wird abtrünnig. Und so können wir vielleicht das strenge Urtheil, welches das denkende Deutschland über Herrn Schelling fällt, einigermaßen mildern; wir können vielleicht die schwere, dicke Verachtung, die auf ihm lastet, in stilles Mitleid verwandeln, und seinen Abfall von der eigenen Lehre erklären wir nur als eine Folge jenes Naturgesetzes, daß derjenige, der an das Aussprechen oder an die Ausführung eines Gedankens alle seine Kräfte hingegeben, nachher, wenn er diesen Gedanken ausgesprochen oder ausgeführt hat, erschöpft dahinsinkt, dahinsinkt entweder in die Arme des Todes oder in die Arme seiner ehemaligen Gegner.

Nach solcher Erklärung begreifen wir vielleicht noch grellere Phänomene des Tages, die uns so tief betrüben. Wir begreifen dadurch vielleicht, warum Männer, die für ihre Meinung alles geopfert, die dafür gekämpft und gelitten, endlich wenn sie gesiegt hat, die Meinung verlassen und in's feindliche Lager hinübertreten! Nach solcher Erklärung darf ich auch darauf aufmerksam machen, daß nicht blos Herr Joseph Schelling, sondern gewissermaßen auch Fichte und Kant des Abfalls zu beschuldigen sind. Fichte ist noch zeitig genug gestorben, ehe sein Abfall von der eigenen Philosophie allzu eklatant werden konnte. Und Kant ist der Kritik der reinen Vernunft schon gleich untreu geworden, indem er die Kritik der praktischen Vernunft schrieb. Der Initiator stirbt — oder wird abtrünnig.

Ich weiß nicht, wie es kommt, dieser letzte Satz wirkt so melancholisch zähmend auf mein Gemüth, daß ich in diesem Augenblick nicht im Stande bin, die übrigen herben Wahrheiten, die den heutigen Herrn Schelling betreffen, hier mitzutheilen. Laßt uns lieber jenen ehemaligen Schelling preisen, dessen Andenken unvergeßlich blüht in den Annalen des deutschen Gedankens; denn der ehemalige Schelling

repräsentirt eben so wie Kant und Fichte, eine der großen Phasen unserer philosophischen Revoluzion, die ich in diesen Blättern mit den Phasen der politischen Revoluzion Frankreichs verglichen habe. In der That, wenn man in Kant die terroristische Convenzion und in Fichte das Napoleonische Kaiserreich sieht, so sieht man in Herrn Schelling die restaurirende Reakzion, welche hierauf folgte. Aber es war zunächst ein Restauriren im besseren Sinne. Herr Schelling setzte die Natur wieder ein in ihre legitimen Rechte, er strebte nach einer Versöhnung von Geist und Natur, er wollte beide wieder vereinigen in der ewigen Weltseele. Er restaurirte jene große Naturphilosophie, die wir bei den altgriechischen Philosophen finden, die erst durch Sokrates mehr in's menschliche Gemüth selbst hineingeleitet wird, und die nachher in's Ideelle verfließt. Er restaurirte jene große Naturphilosophie, die, aus der alten, pantheistischen Religion der Deutschen heimlich emporkeimend, zur Zeit des Parazelsus die schönsten Blüthen verkündete, aber durch den eingeführten Cartesianismus erdrückt wurde. Ach! und am Ende restaurirte er Dinge, wodurch er auch im schlechten Sinne mit der französischen Restaurazion verglichen werden kann. Doch da hat ihn die öffentliche Vernunft nicht länger geduldet, er wurde schmählich herabgestoßen vom Throne des Gedankens, Hegel, sein Major Domus, nahm ihm die Krone vom Haupt, und schor ihn, und der entsetzliche Schelling lebte seitdem wie ein armseliges Mönchlein zu München, einer Stadt, welche ihren pfäffischen Charakter schon im Namen trägt und auf Latein monacho monachorum heißt. Dort sah ich ihn gespenstisch herumschwanken mit seinen großen blassen Augen und seinem niedergedrückten, abgestumpften Gesichte, ein jammervolles Bild heruntergekommener Herrlichkeit. Hegel aber ließ sich krönen zu Berlin, leider auch ein bischen salben und beherrschte seitdem die deutsche Philosophie.

Unsere philosophische Revoluzion ist beendigt. Hegel hat ihren großen Kreis geschlossen. Wir sehen seitdem nur Entwicklung und Ausbildung der naturphilosophischen Lehre. Diese ist, wie ich schon gesagt, in alle Wissenschaften eingedrungen und hat da das Außerordentlichste und Großartigste hervorgebracht. Viel Unerfreuliches, wie ich ebenfalls angedeutet, mußte zugleich an's Licht treten. Diese Erscheinungen sind so vielfältig, daß schon zu ihrer Aufzählung ein ganzes Buch nöthig wäre. Hier ist die eigentlich interessante und farbenreiche Partie unserer Philosophiegeschichte. Ich bin jedoch überzeugt, daß es den Franzosen nützlicher ist von dieser Partie gar nichts zu erfahren. Denn dergleichen Mittheilungen könnten dazu beitragen, die Köpfe in Frankreich noch mehr zu verwirren; manche Sätze der Naturphilosophie aus ihrem Zusammenhang gerissen, könnten bei Euch großes Unheil anrichten. So viel weiß ich, wäret Ihr vor vier Jahren mit der deutschen Naturphilosophie bekannt gewesen, so hättet Ihr nimmermehr die Juliusrevoluzion

machen können. Zu dieser That gehörte ein Konzentriren von Gedanken und Kräften, eine edle Einseitigkeit, ein süffisanter Leichtsinn, wie dessen nur Eure alte Schule gestattet. Philosophische Verkehrtheiten, womit man die Legitimität und die katholische Inkarnazionslehre allenfalls vertreten konnte, hätten Eure Begeisterung gedämpft, Euren Muth gelähmt. Ich halte es daher für welthistorisch wichtig, daß Euer großer Eklektiker, der Euch damals die deutsche Philosophie lehren wollte, auch nicht das mindeste davon verstanden hat. Seine providenzielle Unwissenheit war heilsam für Frankreich und für die ganze Menschheit.

Ach, die Naturphilosophie, die in manchen Regionen des Wissens, namentlich in den eigentlichen Naturwissenschaften, die herrlichsten Früchte hervorgebracht, hat in anderen Regionen das verderblichste Unkraut erzeugt. Während Oken, der genialste Denker und einer der größten Bürger Deutschlands, seine neuen Ideenwelten entdeckte und die deutsche Jugend für die Urrechte der Menschheit, für Freiheit und Gleichheit, begeisterte: ach! zu derselben Zeit dozirte Adam Müller die Stallfütterung der Völker nach naturphilosophischen Prinzipien: zu derselben Zeit predigte Herr Görres den Obscurantismus des Mittelalters, nach der naturwissenschaftlichen Ansicht, daß der Staat nur ein Baum sei und in seiner organischen Gliederung auch einen Stamm, Zweige und Blätter haben müsse, welches alles so hübsch in der Korporazions-Hierarchie des Mittelalters zu finden sei; zu derselben Zeit proklamirte Herr Steffens das philosophische Gesetz, wonach der Bauernstand sich von dem Adelstand dadurch unterscheidet, daß der Bauer von der Natur bestimmt sei zu arbeiten ohne zu genießen, der Adelige aber berechtigt sei zu genießen ohne zu arbeiten; — ja, vor einigen Monaten, wie man mir sagt, hat ein Krautjunker in Westphalen, ein Hans Narr, ich glaube mit dem Zunamen Harthausen, eine Schrift herausgegeben, worin er die königlich preußische Regierung angeht, den konsequenten Parallelismus, den die Philosophie im ganzen Weltorganismus nachweist, zu berücksichtigen, und die politischen Stände strenger abzuscheiden, denn wie es in der Natur vier Elemente gebe, Feuer, Luft, Wasser und Erde, so gebe es auch vier analoge Elemente in der Gesellschaft, nämlich Adel, Geistlichkeit, Bürger und Bauern.

Wenn man solche betrübende Thorheiten aus der Philosophie emporsprossen und zu schädlichster Blüthe gedeihen sah; wenn man überhaupt bemerkte, daß die deutsche Jugend, versenkt in metaphysischen Abstrakzionen, der nächsten Zeitinteressen vergaß und untauglich wurde für das praktische Leben: so mußten wohl die Patrioten und Freiheitsfreunde einen gerechten Unmuth gegen die Philosophie empfinden, und Einige gingen so weit, ihr, als einer müßigen, nutzlosen Luftfechterei, ganz den Stab zu brechen.

Wir werden nicht so thöricht sein, diese Malkontenten ernsthaft zu widerle-

gen. Die deutsche Philosophie ist eine wichtige das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revoluzion ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk wie wir, mußte mit der Reformazion beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Revoluzion übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revoluzion nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revoluzion, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Laßt Euch aber nicht bange sein, Ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revoluzion wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'sche Transzendental-Idealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät etwas wissen wollen, und erbarmungslos, mit Schwert und Beil, den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus, weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja, solche Transzendental-Idealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen Seligkeit zu gelangen, der Transzendental-Idealist aber die Marter selbst für eitel Schein hält und unerreichbar ist in der Verschanzung des eigenen Gedankens. Doch noch schrecklicher als Alles wären Naturphilosophen, die handelnd eingriffen in eine deutsche Revoluzion und sich mit dem Zerstörungswerk selbst identifiziren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers stark und sicher zuschlägt, weil sein Herz von keiner tradizionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil sie für ihn in der Realität gar nicht existirt: so wird der Naturphilosoph dadurch furchtbar sein, daß er mit den ursprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daß er die dämonischen Kräfte des altgermanischen Pantheismus beschwören kann, und daß in ihm jene Kampflust erwacht, die wir bei den alten Deutschen finden, und die nicht kämpft, um zu zerstören, noch um zu siegen, sondern blos um zu kämpfen. Das Christenthum hat jene brutale, germanische Kampflust einigermaßen be-

sänftigt, konnte sie jedoch nicht zerstören, und wenn einst der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann rasselt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unsinnige Berserkerwuth, wovon die nordischen Dichter so viel singen und sagen. Jener Talisman ist morsch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zusammenbricht. Die alten steinernen Götter erheben sich dann aus dem verschollenen Schutt, und reiben sich den tausendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Riesenhammer springt endlich empor und zerschlägt die gothischen Dome. Wenn Ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet Euch, Ihr Nachbarskinder, Ihr Franzosen, und mischt Euch nicht in die Geschäfte, die wir zu Hause in Deutschland vollbringen. Es könnte Euch schlecht bekommen. Hütet Euch, das Feuer anzufachen, hütet Euch, es zu löschen. Ihr könntet Euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der Euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphilosophen warnt. Lächelt nicht über den Phantasten, der im Reiche der Erscheinungen dieselbe Revoluzion erwartet, die im Gebiete des Geistes statt gefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutsche Donner ist freilich auch ein Deutscher und ist nicht sehr gelenkig, und kommt etwas langsam herangerollt: aber kommen wird er, und wenn Ihr es einst krachen hört, wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wißt: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrika's werden die Schwänze einkneifen, und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revoluzion nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte. Jetzt ist es freilich ziemlich still: und geberdet sich auch dort der Eine oder der Andere etwas lebhaft, so glaubt nur nicht, diese würden einst als wirkliche Akteure auftreten. Es sind nur die kleinen Hunde, die in der leeren Arena herumlaufen und einander anbellen und beißen, ehe die Stunde erscheint, wo dort die Schaar der Gladiatoren anlangt, die auf Tod und Leben kämpfen sollen.

Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker sich um Deutschland herumgruppiren, um die großen Kampfspiele zu betrachten. Ich rathe Euch, Ihr Franzosen, verhaltet Euch alsdann sehr stille, und bei Leibe! hütet Euch, zu applaudiren. Wir könnten Euch leicht mißverstehen und Euch, in unserer unhöflichen Art, etwas barsch zur Ruhe verweisen; denn wenn wir früherhin, in unserem servil verdrossenen Zustande Euch manchmal überwältigen konnten, so vermöchten wir es noch weit eher im Uebermuthe des Freiheitsrausches. Ihr wißt ja selber, was man in einem solchen Zustande vermag, — und Ihr seid nicht mehr in einem solchen Zustande. Nehmt Euch in Acht! Ich meine es gut mit Euch, und des-

halb ſage ich Euch die bittere Wahrheit. Ihr habt von dem befreiten Deutſchland mehr zu befürchten, als von der ganzen heiligen Allianz mit ſammt allen Kroaten und Koſaken. Denn erſtens liebt man Euch nicht in Deutſchland; welches faſt unbegreiflich iſt, da Ihr doch ſo liebenswürdig ſeid, und Euch, bei Eurer Anweſenheit in Deutſchland ſo viel Mühe gegeben habt, wenigſtens der beſſern und ſchönern Hälfte des deutſchen Volks zu gefallen. Und wenn dieſe Hälfte Euch auch liebte, ſo iſt es doch eben diejenige Hälfte, die keine Waffen trägt, und deren Freundſchaft Euch alſo wenig frommt. Was man eigentlich gegen Euch vorbringt, habe ich nie begreifen können. Einſt, im Bierkeller zu Göttingen, äußerte ein junger Altdeutſcher, daß man Rache an den Franzoſen nehmen müſſe für Conradin von Staufen, den ſie zu Neapel geköpft. Ihr habt das gewiß längſt vergeſſen. Wir aber vergeſſen nichts. Ihr ſeht, wenn wir mal Luſt bekommen, mit Euch anzubinden, ſo wird es uns nicht an triftigen Gründen fehlen. Jedenfalls rathe ich Euch, daher auf Eurer Hut zu ſein. Es mag in Deutſchland vorgehen, was da wolle, es mag der Kronprinz von Preußen oder der Doktor Wirth zur Herrſchaft gelangen, haltet Euch immer gerüſtet, bleibt ruhig auf Eurem Poſten ſtehen, das Gewehr im Arm. Ich meine es gut mit Euch, und es hat mich ſchier erſchreckt, als ich jüngſt vernahm, Eure Miniſter beabſichtigten, Frankreich zu entwaffnen. —

Da Ihr, trotz Eurer jetzigen Romantik, geborne Klaſſiker ſeid, ſo kennt Ihr den Olymp. Unter den nackten Göttern und Göttinen, die ſich dort, bei Nektar und Ambroſia, erluſtigen, ſeht Ihr eine Göttin, die, obgleich umgeben von ſolcher Freude und Kurzweil, dennoch immer einen Panzer trägt und den Helm auf dem Kopf und den Speer in der Hand behält.

Es iſt die Göttin der Weisheit.

Ueber den Denunzianten.

Vorrede

zum

dritten Bande der Campe'schen Ausgabe des Salons,

enthaltend

„Florentiniſche Nächte" und „Elementargeiſter."

Ich habe dieſem Buche einige ſehr unerfreuliche Bemerkungen voranzuſchicken, und vielmehr über das, was es nicht enthält, als über den Inhalt ſelbſt mich auszuſprechen. Was letzteren betrifft, ſo ſteht zu berichten, daß ich von den „florentiniſchen Nächten" die Fortſetzung, worin mancherlei Tagesintereſſen ihr Echo fanden, nicht mittheilen konnte. Die „Elementargeiſter" ſind nur die deutſche Bearbeitung eines Kapitels aus meinem Buche "De l'Allemagne;" alles was ins Gebiet der Politik und der Staatsreligion hinüberſpielte, ward gewiſſenhaft ausgemerzt, und nichts blieb übrig, als eine Reihe harmloſer Mährchen, die, gleich den Novellen des Dekamerone, dazu dienen könnten, jene peſtilenzielle Wirklichkeit, die uns dermalen umgiebt, für einige Stunden zu vergeſſen. Das Gedicht, welches am Schluſſe des Buches, habe ich ſelber verfaßt, und ich denke, es wird meinen Feinden viel Vergnügen machen; ich habe kein beſſeres geben können. Die Zeit der Gedichte iſt überhaupt bei mir zu Ende, ich kann wahrhaftig kein gutes Gedicht mehr zu Tage fördern, und die Kleindichter in Schwaben, ſtatt mir zu grollen, ſollten ſie mich vielmehr brüderlichſt in ihre Schule aufnehmen . . . Das wird auch wohl das Ende des Spaßes ſein, daß ich in der ſchwäbiſchen Dichterſchule, mit Fallhütchen auf dem Kopf, neben den Andern auf das kleine Bänkchen zu ſitzen komme, und das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, und die Quetſchenbäume. Ich hatte längſt eingeſehen, daß es mit den Verſen nicht mehr recht vorwärts ging und deshalb verlegte ich mich auf gute Proſa. Da man aber in der Proſa nicht ausreicht mit dem ſchönen Wetter, Frühlingsſonne, Maienwonne, Gelbveiglein und Quetſchenbäumen, ſo mußte ich auch für die neue Form einen neuen Stoff ſuchen; dadurch gerieth ich auf die unglückliche Idee, mich mit Ideen zu beſchäftigen, und ich dachte nach über die innere Bedeutung der Erſcheinungen, über die letzten Gründe der Dinge, über die Beſtimmung des Menſchengeſchlechts, über die Mittel, wie man die Leute beſſer und glücklicher machen kann, u. ſ. w. Die Begeiſterung, die ich von Natur für dieſe Stoffe empfand, erleichterte mir ihre Behand-

lung, und ich konnte bald in einer äußerst schönen, vortrefflichen Prosa meine Gedanken darstellen . . . Aber ach! als ich es endlich im Schreiben so weit gebracht hatte, da ward mir das Schreiben selber verboten. Ihr kennt den Bundestagsbeschluß vom Dezember 1835, wodurch meine ganze Schriftstellerei mit dem Interdikte belegt ward. Ich weinte wie ein Kind! Ich hatte mir so viel Mühe gegeben mit der deutschen Sprache, mit dem Akusativ und Dativ, ich wußte die Worte so schön an einander zu reihen, wie Perl an Perl, ich fand schon Vergnügen an dieser Beschäftigung, sie verkürzte mir die langen Winterabende des Exils, ja, wenn ich deutsch schrieb, so konnte ich mir einbilden, ich sei in der Heimath, bei der Mutter . . . Und nun ward mir das Schreiben verboten! Ich war sehr weich gestimmt, als ich an den Bundestag jene Bittschrift schrieb, die Ihr ebenfalls kennt, und die von manchem unter Euch als gar zu unterthänig getadelt worden. Meine Consulenten, deren Responsa ich bei diesem Ereignisse einholte, waren alle der Meinung, ich müsse ein groß Spektakel erheben, große Memoiren anfertigen, darin beweisen: „daß hier ein Eingriff in Eigenthumsrechte statt fände, daß man mir nur durch richterlichen Urtheilsspruch die Ausbeutung meiner Besitzthümer, meiner schriftstellerischen Fähigkeiten, untersagen könne, daß der Bundestag kein Gerichtshof und zu richterlichen Erkenntnissen nicht befugt sei, daß ich protestiren, künftigen Schadenersatz verlangen, kurz Spektakel machen müsse.“ Zu dergleichen fühlte ich mich aber keineswegs aufgelegt, ich hege die größte Abneigung gegen alle deklamatorische Rechthaberei, und ich kannte zu gut den Grund der Dinge, um durch die Dinge selbst aufgebracht zu sein. Ich wußte im Herzen, daß es durchaus nicht darauf abgesehen war, durch jenes Interdikt mich persönlich zu kränken; ich wußte, daß der Bundestag, nur die Beruhigung Deutschlands beabsichtigend, aus bester Vorsorge für das Gesammtwohl, gegen den Einzelnen mit Härte verfuhr; ich wußte, daß es der schnödesten Angeberei gelungen war, einige Mitglieder der erlauchten Versammlung, handlende Staatsmänner, die sich mit der Lektüre meiner neueren Schriften gewiß wenig beschäftigen konnten, über den Inhalt derselben irre zu leiten und ihnen glauben zu machen, ich sei das Haupt einer Schule, welche sich zum Sturze aller bürgerlichen und moralischen Institutionen verschworen habe . . . Und in diesem Bewußtsein schrieb ich, nicht eine Protestazion, sondern eine Bittschrift an den Bundestag, worin ich, weit entfernt seine oberrichterlichen Befugnisse in Abrede zu stellen, den betrübsamen Beschluß als ein Contumazialurtheil betrachtete, und, auf alten Präcedenzien fußend, demüthigst bat, mich gegen die im Beschlusse angeführten Beschuldigungen vor den Schranken der erlauchten Versammlung vertheidigen zu dürfen. Von der Gefährdung meiner pekuniären Interessen that ich keine Erwähnung. Eine gewisse Schaam hielt mich davon ab. Nichtsdestoweniger haben viele edle Menschen in Deutschland, wie ich aus

manchen erröthenden Stellen ihrer Troſtbriefe erſah, aufs tiefſte gefühlt, was ich verſchwieg. Und in der That, wenn es ſchon hinlänglich betrübſam iſt, daß ich, ein Dichter Deutſchlands, fern vom Vaterlande, im Exile leben muß: ſo wird es gewiß jeden fühlenden Menſchen doppelt ſchmerzen, daß ich jetzt noch obendrein meines literariſchen Vermögens beraubt werde, meines geringen Poetenvermögens, das mich in der Fremde wenigſtens gegen phyſiſches Elend ſchützen konnte.

Ich ſage dieſes mit Kummer, aber nicht mit Unmuth. Denn wen ſollte ich anklagen? Nicht die Fürſten; denn, ein Anhänger des monarchiſchen Prinzips, ein Bekenner der Heiligkeit des Königthums, wie ich mich ſeit der Julius-Revolution, trotz dem bedenklichſten Gebrülle meiner Umgebung, gezeigt habe, möchte ich wahrlich nicht mit meinen beſonderen Beklagniſſen dem verwerflichen Jakobinismus einigen Vorſchub leiſten. Auch nicht die Räthe der Fürſten kann ich anklagen; denn, wie ich aus den ſicherſten Quellen erfahren, haben viele der höchſten Staatsmänner den excepzionellen Zuſtand, worin man mich verſetzt, mit würdiger Theilnahme bedauert und baldigſte Abhülfe verſprochen; ja, ich weiß es, nur wegen der Langſamkeit des Geſchäftsgangs iſt dieſe Abhülfe noch nicht geſetzlich an den Tag getreten und vielleicht während ich dieſe Zeilen ſchreibe, wird dergleichen in Deutſchland zu meinen Gunſten promulgirt. Selbſt entſchiedenſte Gegner unter den deutſchen Staatsmännern haben mir wiſſen laſſen, daß die Strenge des erwähnten Bundestagsbeſchluſſes nicht den ganzen Schriftſteller treffen ſollte, ſondern nur den politiſchen und religiöſen Theil deſſelben, der poetiſche Theil deſſelben dürfe ſich unverhindert ausſprechen, in Gedichten, Dramen, Novellen, in jenen ſchönen Spielen der Phantaſie, für welche ich ſo viel Genie beſitze . . . Ich könnte faſt auf den Gedanken gerathen, man wolle mir einen Dienſt leiſten und mich zwingen, meine Talente nicht für undankbare Themata zu vergeuden . . . In der That, ſie waren ſehr undankbar, haben mir nichts als Verdruß und Verfolgung zugezogen . . . Gott lob! ich werde mit Gens'darmen auf den beſſeren Weg geleitet, und bald werde ich bei Euch ſein, Ihr Kinder der ſchwäbiſchen Schule, und wenn ich nicht auf der Reiſe den Schnupfen bekomme, ſo ſollt Ihr Euch freuen, wie fein meine Stimme, wenn ich mit Euch das ſchöne Wetter beſinge, die Frühlingsſonne, die Maienwonne, die Gelbveiglein, die Quetſchenbäume.

Dieſes Buch diene ſchon als Beweis meines Fortſchreitens nach hinten. Auch hoffe ich, die Herausgabe deſſelben wird weder oben noch unten zu meinem Nachtheile mißdeutet werden. Das Manuſkript war zum größten Theile ſchon ſeit einem Jahre in den Händen meines Buchhändlers, ich hatte ſchon ſeit anderthalb Jahren mit demſelben über die Herausgabe ſtipulirt, und es war mir nicht möglich, dieſe zu unterlaſſen.

Ich werde zu einer andern Zeit mich ausführlicher über dieſen Umſtand ausſprechen; er ſteht nemlich in einiger Verbindung mit jenen Gegenſtänden, die meine Feder nicht berühren ſoll. Dieſelbe Rückſicht verhindert mich, mit klaren Worten das Geſpinſte von Verläumdungen zu beleuchten, womit es einer in den Annalen deutſcher Literatur unerhörten Angeberei gelungen iſt, meine Meinungen als ſtaatsgefährlich zu denunziren und das erwähnte Interdikt gegen mich zu veranlaſſen. Wie und in welcher Weiſe dieſes geſchehen, iſt notoriſch, auch iſt der Denunziant, der literariſche Mouchard, ſchon längſt der öffentlichen Verachtung verfallen; es iſt purer Luxus, wenn, nach ſo vielen edlen Stimmen des Unwillens, auch ich noch hinzutrete, um über das klägliche Haupt des Herrn Wolfgang Menzel in Stuttgart die Ehrloſigkeit, die Infamie, auszuſprechen. Nie hat deutſche Jugend einen ärmeren Sünder mit witzigeren Ruthen geſtrichen und mit glühenderem Hohne gebrandmarkt! Er dauert mich wahrlich, der Unglückliche, dem die Natur ein kleines Talent und Cotta ein großes Blatt anvertraut hatten, und der beides ſo ſchmutzig, ſo miſerabel mißbrauchte!

Ich laſſe es dahingeſtellt ſein, ob es das Talent oder das Blatt war; wodurch die Stimme des Herrn Menzel ſo weitreichend geweſen, daß ſeine Denunziazion ſo betrübſam wirken konnte, daß beſchäftigte Staatsmänner, die eher Literaturblätter als Bücher leſen, ihm auf's Wort glaubten. So viel weiß ich, ſein Wort mußte um ſo lauter erſchallen, je ängſtlichere Stille damals in Deutſchland herrſchte . . . Die Stimmführer der Bewegungspartei hielten ſich in einem klugen Schweigen verſteckt, oder ſaßen in wohlvergittertem Gewahrſam und harrten ihres Urtheils, vielleicht des Todesurtheils . . . Höchſtens hörte man manchmal das Schluchzen einer Mutter, deren Kind in Frankfurt die Conſtablerwache mit dem Bajonnette eingenommen hatte und nicht mehr hinauskonnte, ein Staatsverbrechen, welches gewiß eben ſo unbeſonnen wie ſtrafwürdig war und den feinöhrigſten Argwohn der Regierungen überall rechtfertigte . . . Herr Menzel hatte ſehr gut ſeine Zeit gewählt zur Denunziazion jener großen Verſchwörung, die, unter dem Namen „das junge Deutſchland," gegen Thron und Altar gerichtet iſt und in dem Schreiber dieſer Blätter ihr gefährlichſtes Oberhaupt verehrt.

Sonderbar! Und immer iſt es die Religion, und immer die Moral, und immer der Patriotismus, womit alle ſchlechten Subjekte ihre Angriffe beſchönigen! Sie greifen uns an, nicht aus ſchäbigen Privatintereſſen, nicht aus Schriftſtellerneid, nicht aus angebornem Knechtſinn, ſondern um den lieben Gott, um die guten Sitten und das Vaterland zu retten. Herr Menzel, welcher jahrelang, während er mit Herrn Gutzkow befreundet war, mit kummervollem Stillſchweigen zugeſehen, wie die Religion in Lebensgefahr ſchwebte, gelangt plötzlich zur Erkenntniß, daß das Chriſtenthum rettungslos verloren

sei, wenn er nicht schleunigst das Schwert ergreift und dem Gutzkow von hinten ins Herz stößt. Um das Christenthum selber zu retten, muß er freilich ein bischen unchristlich handeln; doch die Engel im Himmel und die Frommen auf der Erde werden ihm die kleinen Verläumdungen und sonstigen Hausmittelchen, die der Zweck heiligt, gern zu Gute halten.

Wenn einst das Christenthum wirklich zu Grunde ginge (vor welchem Unglück uns die ewigen Götter bewahren wollen!), so würden es wahrlich nicht seine Gegner sein, denen man die Schuld davon zuschreiben müßte. Auf jeden Fall hat sich unser Herr und Heiland, Jesus Christus, nicht bei Herrn Menzel und dessen bayrischen Kreuzbrüdern zu bedanken, wenn seine Kirche auf ihrem Felsen stehen bleibt! Und ist Herr Menzel wirklich ein guter Christ, ein besserer Christ als Gutzkow und das sonstige junge Deutschland? Glaubt er alles was in der Bibel steht? Hat er immer die Lehren des Bergpredigers strenge befolgt? Hat er immer seinen Feinden verziehen, nämlich allen denen, die in der Literatur eine glänzendere Rolle spielten, als er? Hat Herr Menzel seine linke Wange sanftmüthig hingehalten, als ihm der Buchhändler Frankh auf die rechte Wange eine Ohrfeige, oder, schwäbisch zu sprechen, eine Maulschelle gegeben? Hat Herr Menzel Witwen und Waisen immer gut rezensirt? War er jemals ehrlich, war sein Wort immer Ja oder Nein? wahrlich nein, nächst einer geladenen Pistole hat Herr Menzel nie etwas mehr gescheut als die Ehrlichkeit der Rede, er war immer ein zweideutiger Duckmäuser, halb Hase halb Wetterfahne, grob und windig zu gleicher Zeit, wie ein Polizeidiener. Hätte er in jenen ersten Jahrhunderten gelebt, wo ein Christ mit seinem Blute Zeugniß geben mußte für die Wahrheit des Evangeliums, da wäre er wahrlich nicht als Vertheidiger desselben aufgetreten, sondern vielmehr als der Ankläger derer, die sich zum Christenthum bekannten, und die man damals des Atheismus und der Immoralität beschuldigte. Wohnte Herr Menzel in Peking statt in Stuttgart, so schriebe er jetzt vielleicht lange delatorische Artikel gegen „das junge China," welches, wie aus den jüngsten Dekreten der chinesischen Regierung hervorgeht, eine Rotte von Bösewichtern zu sein scheint, die durch Schrift und Wort das Christenthum verbreiten, und deshalb von den Mandarinen des himmlischen Reiches für die gefährlichsten Feinde der bürgerlichen Ordnung und der Moral erklärt werden.

Ja, nächst der Religion ist es die Moral, für deren Untergang Herr Menzel zittert. Ist er vielleicht wirklich so tugendhaft, der unerbittliche Sittenwart von Stuttgart? Eine gewisse physische Moralität will ich Herrn Menzel keineswegs absprechen. Es ist schwer in Stuttgart *nicht* moralisch zu sein. In Paris ist es schon leichter, das weiß Gott! Es ist eine eigne Sache mit dem Laster. Die Tugend kann jeder allein üben, er hat niemand dazu nöthig als sich selber; zu dem Laster aber gehören immer zwei. Auch wird Herr

Menzel von seinem Aeußern aufs glänzendste unterstützt, wenn er das Laster fliehen will. Ich habe eine zu vortheilhafte Meinung von dem guten Geschmacke des Lasters, als daß ich glauben dürfte, es würde jemals einem Menzel nachlaufen. Der arme Goethe war nicht so glücklich begabt und es war ihm nicht vergönnt, immer tugendhaft zu bleiben. Die schwäbische Schule sollte ihrem nächsten Musenalmanach das Bildniß des Herrn Menzel voransetzen; es wäre sehr belehrsam. Das Publikum würde gleich bemerken: er sieht gar nicht aus wie Goethe. Und mit noch größerer Verwunderung würde man bemerken: dieser Held des Deutschthums, dieser Vorkämpe des Germanismus, sieht gar nicht aus wie ein Deutscher, sondern wie ein Mongole . . . jeder Backenknochen ein Kalmuck!

Dieses ist nun freilich verdrießlich für einen Mann, der beständig auf Nazinalität pocht, gegen alles Fremdländische unaufhörlich loszieht, und unter lauter Teutomanen lebt, die ihn nur als einen nützlichen Verbündeten, jedoch keineswegs als einen reinen Stammgenossen betrachten. Wir aber sind keine altdeutsche Racenmäkler, wir betrachten die ganze Menschheit als eine große Familie, deren Mitglieder ihren Werth nicht durch Hautfarbe und Knochenbau, sondern durch die Triebe ihrer Seele, durch ihre Handlungen offenbaren. Ich würde gern, wenn es Herrn Menzel Vergnügen macht, ihm zugestehen, daß er ein makelloser Abkömmling Teuts, wo nicht gar ein legitimer Enkel Hermanns und Thusnelbens sei, wenn nur sein Inneres, sein Charakter, seine Handlungen eine solche Annahme rechtfertigen könnten; aber diese widersprechen seinem Germanenthume noch weit bedenklicher als sein Gesicht.

Die erste Tugend der Germanen ist eine gewisse Treue, eine gewisse schwerfällige, aber rührend großmüthige Treue. Der Deutsche schlägt sich selbst für die schlechteste Sache, wenn er einmal Handgeld empfangen, oder auch nur im Rausche seinen Beistand versprochen; er schlägt sich alsdann mit seufzendem Herzen, aber er schlägt sich; wie auch die bessere Ueberzeugung in seiner Brust murre, er kann sich doch nicht entschließen die Fahne zu verlassen, und er verläßt sie am allerwenigsten, wenn seine Partei in Gefahr oder vielleicht gar von feindlicher Uebermacht umzingelt ist . . . Daß er alsdann zu den Gegnern überliefe, ist weder dem deutschen Charakter angemessen, noch dem Charakter irgend eines anderen Volkes . . . Aber in diesem Falle noch gar als Denunziant zu agiren, das kann nur ein Schurke.

Und auch eine gewisse Scham liegt im Wesen der Germanen; gegen den Schwächeren oder Wehrlosen wird er nimmermehr das Schwert ziehen, und den Feind, der gebunden und geknebelt zu Boden liegt, wird er nicht antasten, bis derselbe seiner Bande entledigt und wieder auf freien Füßen steht. Herr Menzel aber schwang seinen Flammberg am liebsten gegen Weiber, er hat sie zu Dutzenden niedergesäbelt, die deutschen Schriftstellerinnen, arme Wesen,

die, um Brod für ihre Kinder zu erwerben, zur Feder gegriffen und der rohen öffentlichen Verspottung nichts als heimliche Thränen entgegensetzen konnten! Er hat gewiß uns Männern einen wichtigen Dienst geleistet, indem er uns von der Concurrenz der weiblichen Schriftsteller befreite, er hat vielleicht auch der Literatur dadurch genützt, aber ich möchte in einem solchen Feldzuge meine Sporen nimmermehr erworben haben. Auch gegen Herrn Gutzkow, und wäre Gutzkow ein Vatermörder gewesen, hätte ich nicht meine Philippika donnern mögen, während er im Kerker lag oder gar vor Gericht stand. Und ich bin weit davon entfernt, auf alle germanischen Tugenden Anspruch zu machen, vielleicht am wenigsten auf eine gewisse Ehrlichkeit, die ebenfalls als ein besonderes Kennzeichen des Germanenthums zu betrachten ist. Ich habe manchem Thoren ins Gesicht gesagt er sei ein Weiser, aber ich that es aus Höflichkeit. Ich habe manchen Verständigen einen Esel gescholten, aber ich that es aus Haß. Niemals habe ich mich der Zweideutigkeit beflissen, ängstlich die Ereignisse abwartend, in der Politik wie im Privatleben, und gar niemals lag meinen Worten ein erbärmlicher Eigennutz zum Grunde. Von der Menzelschen Politik in der Politik darf ich hier nicht reden, wegen der Politik. Uebrigens ist das öffentliche Leben des Herrn Menzel sattsam bekannt und jeder weiß, daß sein Betragen als würtembergischer Deputirter eben so heuchlerisch wie lächerlich. Ueber sein Privatschelmenleben kann ich, schon wegen Mangel an Raum, ebenfalls nicht reden. Auch seiner literarischen Gaunerstreiche will ich hier nicht erwähnen; es wäre zu langweilig, wenn ich ausführlich zeigen müßte, wie Herr Menzel, der ehrliche Mann, von den Autoren die er kritisirt, ganz andere Dinge zitirt, als in ihren Büchern stehn, wie er statt der Originalworte lauter sinnverfälschende Synonime liefert u. s. w. Nur die kleine, humoristische Anekdote, wie nemlich Herr Menzel dem alten Baron Cotta seine „deutsche Literatur" zum Verlag anbot, kann ich, des Spaßes wegen nicht unerwähnt lassen. Das Manuskript dieses Buches enthielt am Schluß die großartigsten Lobsprüche auf Cotta, die jedoch keineswegs denselben verleiteten, das geforderte Honorar dafür zu bewilligen. Es schmeichelte aber immerhin den seeligen Baron sich mal recht tüchtig gelobt zu sehen, und als bald darauf das Buch bei Gebrüder Franky herauskam, sprach er freudig zu seinem Sohne: Georg, lies das Buch, darin wird mein Verdienst anerkannt, darin werde ich mal nach Gebühr gelobt! Georg aber fand, daß in dem Buch alle Lobsprüche ausgestrichen und im Gegentheil die derbsten Seitenhiebe auf seinen Vater eingeschaltet worden. Der Alte war zum Küssen liebenswürdig, wenn er diese Anekdote erzählte.

Und noch eine Tugend giebt es bei den Germanen, die wir bei Herrn Menzel vermissen: die Tapferkeit. Herr Menzel ist feige. Ich sage dieses bei Leibe nicht, um ihn als Mensch herabzuwürdigen: man kann ein guter

Bürger ſein, und doch den Tabacksrauch mehr lieben als den Pulverdampf und gegen bleierne Kugeln eine größere Abneigung empfinden als gegen ſchwäbiſche Mehlklöſe; denn letztere können zwar ſchwer im Magen laſten, ſind aber lange nicht ſo unverdaulich. Auch iſt Morden eine Sünde, und gar das Duell! wird es nicht aufs Beſtimmteſte verboten durch die Religion, durch die Moral und durch die Philoſophie? Aber will man beſtändig mit deutſcher Nazionalität bramarbaſiren, will man für einen Helden des Deutſchthums gelten, ſo muß man tapfer ſein, ſo muß man ſich ſchlagen ſobald ein beleidigter Ehrenmann Genugthuung fordert, ſo muß man mit dem Leben einſtehen für das Wort, das man geſprochen. Das tapferſte Volk ſind die Deutſchen. Auch andere Völker ſchlagen ſich gut, aber ihre Schlachtluſt wird immer unterſtützt durch allerlei Nebengründe. Der Franzoſe ſchlägt ſich gut wenn ſehr viele Zuſchauer dabei ſind, oder irgend eine ſeiner Lieblingsmarotten, z. B. Freiheit und Gleichheit, Ruhm und dgl. m. auf dem Spiele ſteht. Die Ruſſen haben ſich gegen die Franzoſen ſehr gut geſchlagen, weil ihre Generäle ihnen verſicherten, daß diejenigen unter ihnen, welche auf deutſchem oder franzöſiſchem Boden fielen, unverzüglich hinten in Rußland wieder auferſtünden; und um nur geſchwind wieder nach Hauſe zu kommen, nach Juchtenheim, ſtürzten ſie ſich muthig in die franzöſiſchen Bajonnette; es iſt nicht wahr, daß damals blos der Stock und der Branntewein ſie begeiſtert habe. Die Deutſchen aber ſind tapfer ohne Nebengedanken, ſie ſchlagen ſich um ſich zu ſchlagen, wie ſie trinken um zu trinken. Der deutſche Soldat wird weder durch Eitelkeit, noch durch Ruhmſucht, noch durch Unkenntniß der Gefahr, in die Schlacht getrieben, er ſtellt ſich ruhig in Reih' und Glied und thut ſeine Pflicht: kalt, unerſchrocken, zuverläſſig. Ich ſpreche hier von der rohen Maſſe, nicht von der Elite der Nazion, die auf den Univerſitäten, jenen hohen Schulen der Ehre, wenn auch ſelten in der Wiſſenſchaft, doch deſto öfter in den Gefühlen der Manneswürde die feinſte Ausbildung erlangt hat. Ich habe faſt ſieben Jahre, ſtudirenshalber, auf deutſchen Univerſitäten zugebracht, und deutſche Schlagluſt wurde für mich ein ſo gewöhnliches Schauſpiel, daß ich an Feigheit kaum mehr glaubte. Dieſe Schlagluſt fand ich beſonders bei meinen ſpeziellen Landsleuten, den Weſtfalen, die, von Herzen die gutmüthigſten Kinder, aber bei vorfallenden Mißverſtändniſſen den langen Wortwechſel nicht liebend, gewöhnlich geneigt ſind den Streit auf einem natürlichen, ſo zu ſagen freundſchaftlichem Wege, nemlich durch die Entſcheidung des Schwertes, ſchleunigſt zu beendigen. Deshalb haben die Weſtfalen auf den Univerſitäten immer die meiſten Duelle. Herr Menzel aber iſt kein Weſtfale, iſt kein Deutſcher, Herr Menzel iſt eine Memme. Als er mit den frechſten Worten die bürgerliche Ehre des Herrn Gutzkow angetaſtet, die perſönlichſten Verläumdungen gegen denſelben losgegeifert, und der Beleidigte, nach Sitte und

Brauch deutſcher Jugend, die geziemende Genugthuung forderte: da griff der germaniſche Held zu der kläglichen Ausflucht, daß dem Herrn Gutzkow ja die Feder zu Gebote ſtünde, daß er ja ebenfalls gegen ihn drucken laſſen könne was ihm beliebe, daß er ihm nicht im ſtillen Wald mit materiellen Waffen, ſondern öffentlich auf dem Streitplatze der Journaliſtik, mit geiſtigen Waffen, die geforderte Genugthuung geben werde . . . Und der germaniſche Held zog es vor, in ſeinem Klatſchblatte, wie ein altes Weib zu keifen, ſtatt auf der Wahlſtätte der Ehre wie ein Mann ſich zu ſchlagen.

Es iſt betrübſam, es iſt jammervoll, aber dennoch wahr, Herr Menzel iſt feige. Ich ſage es mit Wehmuth, aber es iſt für höhere Intereſſen nothwendig, daß ich es öffentlich ausſpreche: Herr Menzel iſt feige. Ich bin davon überzeugt. Will Herr Menzel mich vom Gegentheile überzeugen, ſo will ich ihm gerne auf halbem Wege entgegenkommen. Oder wird er auch mir anbieten, mittelſt der Druckerpreſſe, durch Journale und Broſchüren, mich gegen die Inſinuazionen zu vertheidigen, die er ſeiner erſten Denunziazion zum Grunde gelegt, die er ſeitdem noch fortgeſetzt und die er jetzt gewiß noch verdoppeln wird? Dieſe Ausflucht konnte damals gegen Herrn Gutzkow angewendet werden; denn damals war das bekannte Dekret des Bundestags noch nicht erſchienen und Herr Gutzkow ward auch ſeitdem von der Schwere deſſelben nicht ſo ſehr niedergehalten wie ich. Auch waren in der Polemik deſſelben, da er Privatverläumdungen, Angriffe auf die Perſon abzuwehren hatte, die Perſönlichkeiten vorherrſchend. Ich aber hätte mehr die Verläumdung meines Geiſtes, meiner Gefühl- und Denkweiſe zu beſprechen, und ich könnte mich nicht vertheidigen, ohne meine Anſichten von Religion und Moral unumwunden darzuſtellen; nur durch poſitive Bekenntniſſe kann ich mich von den angeſchuldigten Negazionen, Atheismus und Immoralität, vollſtändigſt reinigen. Und Ihr wißt, wie beſchränkt das Feld iſt, das jetzt meine Feder beackern darf.

Wie geſagt, Herr Menzel hat mich nicht perſönlich angegriffen und ich habe wahrlich gegen ihn keinen perſönlichen Groll. Wir waren ſogar ehemals gute Freunde und er hat mich oft genug wiſſen laſſen, wie ſehr er mich liebe. Er hat mir nie vorgeworfen, daß ich ein ſchlechter Dichter ſei und auch ich habe ihn gelobt. Ich hatte meine Freude an ihm, und ich lobte ihn in einem Journale, welches dieſes Lob nicht lange überlebte. Ich war damals ein kleiner Junge und mein größter Spaß beſtand darin, daß ich Flöhe unter ein Mikroskop ſetzte und die Größe derſelben den Leuten demonſtrirte. Herr Menzel hingegen ſetzte damals den Göthe unter ein Verkleinerungsglas und das machte mir ebenfalls ein kindiſches Vergnügen. Die Späße des Herrn Menzel mißfielen mir nicht; er war damals witzig, und ohne juſt einen Hauptgedanken zu haben, eine Syntheſe, konnte er ſeine Einfälle ſehr pfiffig kombiniren und gruppiren, daß es manchmal ausſah, als habe er keine loſen Streckverſe, ſondern ein Buch ge-

ſchrieben. Er hatte auch einige wirkliche Verdienſte um die deutſche Literatur; er ſtand vom Morgen bis Abend im Kothe, mit dem Beſen in der Hand, und fegte den Unrath, der ſich in der deutſchen Literatur angeſammelt hatte. Durch dieſes unreinliche Tagewerk aber iſt er ſelber ſo ſchmierig und anrüchig geworden, daß man am Ende ſeine Nähe nicht mehr ertragen konnte; wie man den Latrinenfeger zur Thüre hinausweiſt, wenn ſein Geſchäft vollbracht, ſo wird Herr Menzel jetzt ſelber zur Literatur hinausgewieſen. Zum Unglück für ihn hat das miſtduftige Geſchäft ſo völlig ſeine Zeit verſchlungen, daß er unterdeſſen gar nichts Neues gelernt hat. Was ſoll er jetzt beginnen? Sein früheres Wiſſen war kaum hinreichend für den literariſchen Hausbedarf; ſeine Unwiſſenheit war immer eine Zielſcheibe der Mockerie für ſeine näheren Bekannten; nur ſeine Frau hatte eine große Meinung von ſeiner Gelehrſamkeit. Auch imponirte er ihr nicht wenig. Der Mangel an Kenntniſſen und das Bedürfniß, dieſen Mangel zu verbergen, hat vielleicht die meiſten Irrthümer oder Schelmereien des Herrn Menzel hervorgebracht. Hätte er Griechiſch verſtanden, ſo würde es ihm nie in den Sinn gekommen ſein, gegen Goethe aufzutreten. Zum Unglück war auch das Lateiniſche nicht ſeine Sache, und er mußte ſich mehr ans Germaniſche halten, und täglich ſtieg ſeine Neigung für die Dichter des deutſchen Mittelalters, für die edle Turnkunſt und für Jakob Böhm, deſſen deutſcher Styl ſehr ſchwer zu verſtehen iſt, und den er auch in wiſſenſchaftlicher Form herausgeben wollte.

Ich ſage dieſes nur, um die Keime und Urſprünge ſeiner Teutomanie nachzuweiſen, nicht um ihn zu kränken; wie ich denn überhaupt, was ich wiederholen muß, nicht aus Groll oder Böswilligkeit ihn beſpreche. Sind meine Worte hart, ſo iſt es nicht meine Schuld. Es gilt dem Publikum zu zeigen, welche Bewandniß es hat mit jenem bramarbaſirenden Helden der Nazionalität, jenem Wächter des Deutſchthums, der beſtändig auf die Franzoſen ſchimpft und uns arme Schriftſteller des jungen Deutſchlands für lauter Franzoſen und Juden erklärt hat. Für Juden, das hätte nichts zu bedeuten; wir ſuchen nicht die Allianz des gemeinen Pöbels und der Höhergebildete weiß wohl, daß Leute, die man als Gegner des Deismus anklagte, keine Sympathie für die Synagoge hegen konnten; man wendet ſich nicht an die überwelkten Reitze der Mutter, wenn einem die alternde Tochter nicht mehr behagt. Daß man uns aber als die Feinde Deutſchlands, die das Vaterland an Frankreich verriethen, darſtellen wollte, das war wieder ein eben ſo feiges wie hinterliſtiges Bubenſtück.

Es ſind vielleicht einige ehrliche Franzoſenhaſſer unter dieſer Meute, die uns ob unſerer Sympathie für Frankreich ſo erbärmlich verkennen und ſo aberwitzig anklagen. Andere ſind alte Rüden, die noch immer bellen wie Anno 1813 und deren Gekläffe eben von unſerem Fortſchritte zeugt. „Der Hund bellt, die Caravane marſchirt," ſagt der Beduine. Sie bellen weniger aus Bos-

heit denn aus Gewohnheit, wie der alte räudige Hofhund, der ebenfalls jeden Fremden wüthend anbelfert, gleichviel ob dieser Böses oder Gutes im Sinne führt. Die arme Bestie benutzt vielleicht diese Gelegenheit, um an ihrer Kette zu zerren und damit bedrohlich zu klirren, ohne daß es ihr der Hausherr übel nehmen darf. Die meisten aber unter jenen Franzosenhassern sind Schelme, die sich diesen Haß absichtlich angelogen, ungetreue, schamlose, unehrliche, feige Schelme, die entblößt von allen Tugenden des deutschen Volkes, sich mit den Fehlern desselben bekleiden, um sich den Anschein des Patriotismus zu geben, und in diesem Gewande die wahren Freunde des Vaterlandes gefahrlos schmähen zu dürfen. Es ist ein doppelt falsches Spiel. Die Erinnerungen der napoleonischen Kaiserzeit sind noch nicht ganz erloschen in unserer Heimath, man hat es dort noch nicht ganz vergessen, wie derb unsere Männer und wie zärtlich unsere Weiber von den Franzosen behandelt worden, und bei der großen Menge ist der Franzosenhaß noch immer gleichbedeutend mit Vaterlandsliebe: durch ein geschicktes Ausbeuten dieses Hasses hat man also wenigstens den Pöbel auf seiner Seite, wenn man gegen junge Schriftsteller zu Felde zieht, die eine Freundschaft zwischen Frankreich und Deutschland zu vermitteln suchen. Freilich, dieser Haß war einst staatsnützlich, als es galt, die Fremdherrschaft zurückzudrängen; jetzt aber ist die Gefahr nicht im Westen, Frankreich bedroht nicht mehr unsere Selbstständigkeit, die Franzosen von heute sind nicht mehr die Franzosen von gestern, sogar ihr Charakter ist verändert, an die Stelle der leichtsinnigen Eroberungslust trat ein schwermüthiger, beinah deutscher Ernst, sie verbrüdern sich mit uns im Reiche des Geistes, während im Reiche der Materie ihre Interessen mit den unsrigen sich täglich inniger verzweigen: Frankreich ist jetzt unser natürlicher Bundesgenosse. Wer dieses nicht einsieht, ist ein Dummkopf, wer dieses einsieht und dagegen handelt, ist ein Verräther.

Aber was hatte ein Herr Menzel zu verlieren bei dem Untergange Deutschlands? Ein geliebtes Vaterland? Wo ein Stock ist, da ist des Sklaven Vaterland. Seinen unsterblichen Ruhm? Dieser erlischt in derselben Stunde, wo der Contrakt abläuft, der ihm die Redakzion des stuttgarter Literaturblattes zusichert. Ja, will der Baron Cotta eine kleine Geldsumme als stipulirte Entschädigung springen lassen, so hat die Menzel'sche Unsterblichkeit schon heute ein Ende. Oder hätte er etwas für seine Person zu fürchten? Lieber Himmel! wenn die mongolischen Horden nach Stuttgart kommen, läßt Herr Menzel sich aus der Theatergarderobe ein Amorcostüm holen, bewaffnet sich mit Pfeil und Bogen, und die Baschkiren, sobald sie nur sein Gesicht sehen, rufen freudig: das ist unser geliebter Bruder!

Ich habe gesagt, daß bei unseren Teutomanen der affischirte Franzosenhaß ein doppelt falsches Spiel ist. Sie bezwecken dadurch zunächst eine Popularität, die sehr wohlfeil zu erwerben ist, da man dabei weder Verlust des Amtes

noch der Freiheit zu befürchten hat. Das Losdonnern gegen heimische Gewalten ist schon weit bedenklicher. Aber um für Volkstribunen zu gelten, müssen unsere Teutomanen manchmal ein freiheitliches Wort gegen die deutschen Regierungen riskiren, und in der frechen Zagheit ihres Herzens bilden sie sich ein, die Regierungen würden ihnen gern ein gelegentlich bischen Demagogismus verzeihen, wenn sie dafür desto unablässiger den Franzosenhaß predigten. Sie ahnen nicht, daß unsere Fürsten jetzt Frankreich nicht mehr fürchten, des Nazionalhasses nicht mehr als Vertheidigungsmittel bedürfen, und den König der Franzosen als die sicherste Stütze des monarchischen Prinzips betrachten.

Wer je seine Tage im Exil verbracht hat, die feuchtkalten Tage und schwarzen langen Nächte, wer die harten Treppen der Fremde jemals auf und abgestiegen, der wird begreifen weshalb ich die Verdächtigung in Betreff des Patriotismus mit wortreicherem Unwillen von mir abweise als alle andern Verläumdungen, die seit vielen Jahren in so reichlicher Fülle gegen mich zum Vorschein gekommen und die ich mit Geduld und Stolz ertrage. Ich sage mit Stolz: denn ich konnte dadurch auf den hochmüthigen Gedanken gerathen, daß ich zu der Schaar jener Auserwählten des Ruhmes gehörte, deren Andenken im Menschengeschlechte fortlebt, und die überall neben den geheiligten Lichtspuren ihrer Fußstapfen, auch die langen, kothigen Schatten der Verläumdung auf Erden zurücklassen.

Auch gegen die Beschuldigung des Atheismus und der Immoralität möchte ich, nicht mich, sondern meine Schriften vertheidigen. Aber dieses ist nicht ausführbar, ohne daß es mir gestattet wäre, von der Höhe einer Synthese meine Ansichten über Religion und Moral zu entwickeln. Hoffentlich wird mir dieses, wie ich bereits erwähnt habe, bald gestattet sein. Bis dahin erlaube ich mir nur eine Bemerkung zu meinen Gunsten. Die zwei Bücher, die eigentlich als Corpora Delicti wider mich zeugen sollten, und worin man die strafbaren Tendenzen finden will, deren man mich bezüchtigt, sind nicht gedruckt, wie ich sie geschrieben habe, und sind von fremder Hand so verstümmelt worden, daß ich zu einer andern Zeit, wo keine Mißdeutung zu befürchten gewesen wäre, ihre Autorschaft abgelehnt hätte. Ich spreche nämlich vom zweiten Theile des „Salon" und von der „romantischen Schule." Durch die großen, unzähligen Ausscheidungen, die darin stattfanden, ist die ursprüngliche Tendenz beider Bücher ganz verloren gegangen, und eine ganz verschiedene Tendenz ließ sich später hineinlegen. Worin jene ursprüngliche Tendenz bestand, sage ich nicht; aber so viel darf ich behaupten, daß es keine unpatriotische war. Namentlich im zweiten Theile des Salon enthielten die ausgeschiedenen Stellen eine glänzendere Anerkennung deutscher Volksgröße, als jemals der forcirte Patriotismus unserer Teutomanen zu Markte gebracht hat; in der französischen Ausgabe, im Buche De l'Allemagne findet jeder die Be-

stätigung des Gesagten. Die französische Ausgabe der inkulpirten Bücher wird auch jeden überzeugen, daß die Tendenzen derselben nicht im Gebiete der Religion und der Moral lagen. Ja, manche Zungen beschuldigen mich der Indifferenz in Betreff aller Religion- und Moralsysteme, und glauben, daß mir jede Doctrin willkommen sei, wenn sie sich nur geeignet zeige, das Völkerglück Europas zu befördern, oder wenigstens bei der Erkämpfung desselben als Waffe zu dienen. Man thut mir aber Unrecht. Ich würde nie mit der Lüge für die Wahrheit kämpfen.

Was ist Wahrheit? Holt mir das Waschbecken, würde Pontius Pilatus sagen.

Ich habe diese Vorblätter in einer sonderbaren Stimmung geschrieben. Ich dachte während dem Schreiben mehr an Deutschland, als an das deutsche Publicum, meine Gedanken schwebten um liebere Gegenstände als die sind, womit sich meine Feder so eben beschäftigte . . . ja, ich verlor am Ende ganz und gar die Schreiblust, trat an's Fenster, und betrachtete die weißen Wolken, die eben, wie ein Leichenzug, am nächtlichen Himmel dahinziehen. Eine dieser melancholischen Wolken scheint mir so bekannt, und reizt mich unaufhörlich zum Nachsinnen: wann und wo ich dergleichen Luftbildung schon früher einmal gesehen? Ich glaube endlich es war in Norddeutschland, vor sechs Jahren kurz nach der Juliusrevoluzion, an jenem schmerzlichen Abend, wo ich auf immer Abschied nahm von dem treuesten Waffenbruder, von dem uneigennützigsten Freunde der Menschheit. Wohl kannte er das trübe Verhängniß, dem jeder von uns entgegenging. Als er mir zum letzten male die Hand drückte, hub er die Augen gen Himmel, betrachtete lange jene Wolke, deren kummervolles Ebenbild mich jetzt so trübe stimmt, und wehmüthigen Tones sprach er: „Nur die schlechten und die ordinairen Naturen finden ihren Gewinn bei einer Revoluzion. Schlimmsten Falles, wenn sie etwa mißglückt, wissen sie doch immer noch zeitig den Kopf aus der Schlinge zu ziehen. Aber möge die Revoluzion gelingen oder scheitern, Männer von großem Herzen werden immer ihre Opfer sein.“

Denen, die da leiden im Vaterlande, meinen Gruß.

Geschrieben zu *Paris*, den 24. Januar 1837.

Heinrich Heine.

Florentiniſche Nächte.

Im Vorzimmer fand Maximilian den Arzt, wie er eben seine schwarzen Handschuhe anzog. Ich bin sehr pressirt, rief ihm dieser hastig entgegen. Signora Maria hat den ganzen Tag nicht geschlafen, und nur in diesem Augenblick ist sie ein wenig eingeschlummert. Ich brauche Ihnen nicht zu empfehlen, sie durch kein Geräusch zu wecken; und wenn sie erwacht, darf sie bei Leibe nicht reden. Sie muß ruhig liegen, darf sich nicht rühren, nicht im mindesten bewegen, darf nicht reden, und nur geistige Bewegung ist ihr heilsam. Bitte, erzählen Sie ihr wieder allerlei närrische Geschichten, so daß sie ruhig zuhören muß.

Seien Sie unbesorgt, Doktor, erwiederte Maximilian mit einem wehmüthigen Lächeln. Ich habe mich schon ganz zum Schwätzer ausgebildet und lasse sie nicht zu Worte kommen. Und ich will ihr schon genug phantastisches Zeug erzählen, so viel Sie nur begehren .... Aber wie lange wird sie noch leben können?

Ich bin sehr pressirt, antwortete der Arzt und entwischte.

Die schwarze Debora, feinöhrig wie sie ist, hatte schon am Tritte den Ankommenden erkannt, und öffnete ihm leise die Thüre. Auf seinen Wink verließ sie eben so leise das Gemach, und Maximilian befand sich allein bei seiner Freundin. Nur dämmernd war das Zimmer von einer einzigen Lampe erhellt. Diese warf, dann und wann, halb furchtsame halb neugierige Lichter über das Antlitz der kranken Frau, welche, ganz angekleidet, in weißem Musselin, auf einem grünseidnen Sopha hingestreckt lag und ruhig schlief.

Schweigend, mit verschränkten Armen, stand Maximilian einige Zeit vor der Schlafenden und betrachtete die schönen Glieder, die das leichte Gewand mehr offenbarte als verhüllte, und jedesmal wenn die Lampe einen Lichtstreif über das blasse Antlitz warf, erbebte sein Herz. Um Gott! sprach er leise vor sich hin, was ist das? Welche Erinnerung wird in mir wach? Ja, jetzt weiß ichs. Dieses weiße Bild auf dem grünen Grunde, ja, jetzt ...

In diesem Augenblick erwachte die Kranke, und wie aus der Tiefe eines Traumes hervorschauend, blickten auf den Freund die sanften, dunkelblauen Augen, fragend, bittend ... An was dachten Sie eben, Maximilian? sprach sie mit jener schauerlich weichen Stimme, wie sie bei Lungenkranken gefunden wird, und worin wir zugleich das Lallen eines Kindes, das Zwitschern eines Vogels und das Geröchel eines Sterbenden zu vernehmen glauben. An was dachten Sie eben, Maximilian? wiederholte sie nochmals und erhob sich so

haſtig in die Höhe, daß die langen Locken, wie aufgeſchreckte Goldſchlangen, ihr Haupt umringelten.

Um Gott! rief Maximilian, indem er ſie ſanft wieder aufs Sopha niederdrückte, bleiben Sie ruhig liegen, ſprechen Sie nicht; ich will Ihnen alles ſagen, alles was ich denke, was ich empfinde, ja was ich nicht einmal ſelber weiß!

In der That, fuhr er fort, ich weiß nicht genau was ich eben dachte und fühlte. Bilder aus der Kindheit zogen mir dämmernd durch den Sinn, ich dachte an das Schloß meiner Mutter, an den wüſten Garten dort, an die ſchöne Marmorſtatue, die im grünen Graſe lag .... Ich habe „das Schloß meiner Mutter" geſagt, aber ich bitte Sie, bei Leibe, denken Sie ſich darunter nichts Prächtiges und Herrliches! An dieſe Benennung habe ich mich nun einmal gewöhnt; mein Vater legte immer einen ganz beſonderen Ausdruck auf die Worte „das Schloß!" und er lächelte dabei immer ſo eigenthümlich. Die Bedeutung dieſes Lächelns begriff ich erſt ſpäter, als ich, ein etwa zwölfjähriges Bübchen, mit meiner Mutter nach dem Schloſſe reiſte. Es war meine erſte Reiſe. Wir fuhren den ganzen Tag durch einen dicken Wald, deſſen dunkle Schauer mir immer unvergeßlich bleiben, und erſt gegen Abend hielten wir ſtill vor einer langen Querſtange, die uns von einer großen Wieſe trennte. Wir mußten faſt eine halbe Stunde warten, ehe, aus der nahgelegenen Lehmhütte, der Junge kam, der die Sperre wegſchob und uns einließ. Ich ſage „der Junge" weil die alte Marthe ihren vierzigjährigen Neffen noch immer den Jungen nannte; dieſer hatte, um die gnädige Herrſchaft würdig zu empfangen, das alte Livreekleid ſeines verſtorbenen Oheims angezogen, und da er es vorher ein bischen ausſtäuben mußte, ließ er uns ſo lange warten. Hätte man ihm Zeit gelaſſen, würde er auch Strümpfe angezogen haben; die langen, nackten, rothen Beine ſtachen aber nicht ſehr ab von dem grellen Scharlachrock. Ob er darunter eine Hoſe trug, weiß ich nicht mehr. Unſer Bedienter, der Johann, der ebenfalls die Benennung Schloß oft vernommen, machte ein ſehr verwundertes Geſicht, als der Junge uns zu dem kleinen gebrochenen Gebäude führte, wo der ſelige Herr gewohnt. Er ward aber ſchier beſtürzt, als meine Mutter ihm befahl die Betten hineinzubringen. Wie konnte er ahnden, daß auf dem „Schloſſe" keine Betten befindlich! und die Ordre meiner Mutter, daß er Bettung für uns mitnehmen ſolle, hatte er entweder ganz überhört oder als überflüſſige Mühe unbeachtet gelaſſen.

Das kleine Haus, das, nur eine Etage hoch, in ſeinen beſten Zeiten höchſtens fünf bewohnbare Zimmer enthalten, war ein kummervolles Bild der Vergänglichkeit. Zerſchlagene Möbel, zerfetzte Tapeten, keine einzige Fenſterſcheibe ganz verſchont, hie und da der Fußboden aufgeriſſen, überall die häßlichen Spuren der übermüthigſten Soldatenwirthſchaft. „Die Einquar-

tierung hat sich immer bei uns sehr amusirt" sagte der Junge mit einem blödsinnigen Lächeln. Die Mutter aber winkte, daß wir sie allein lassen möchten, und während der Junge mit Johann sich beschäftigte, ging ich den Garten besehen. Dieser bot ebenfalls den trostlosesten Anblick der Zerstörniß. Die großen Bäume waren zum Theil verstümmelt, zum Theil niedergebrochen, und höhnische Wucherpflanzen erhoben sich über die gefallenen Stämme. Hie und da, an den aufgeschossenen Taxusbüschen, konnte man die ehemaligen Wege erkennen. Hie und da standen auch Statuen, denen meistens die Köpfe, wenigstens die Nasen, fehlten. Ich erinnere mich einer Diana, deren untere Hälfte von dunklem Epheu aufs lächerlichste umwachsen war, so wie ich mich auch einer Göttin des Ueberflusses erinnere, aus deren Füllhorn lauter mißduftendes Unkraut hervorblühte. Nur eine Statue war, Gott weiß wie, von der Bosheit der Menschen und der Zeit verschont geblieben; von ihrem Postamente freilich hatte man sie herabgestürzt ins hohe Gras, aber da lag sie unverstümmelt, die marmorne Göttin, mit den rein-schönen Gesichtszügen und mit dem straffgetheilten, edlen Busen, der, wie eine griechische Offenbarung, aus dem hohen Grase hervorglänzte. Ich erschrack fast als ich sie sah; dieses Bild flößte mir eine sonderbar schwüle Scheu ein, und eine geheime Blödigkeit ließ mich nicht lange bei seinem holden Anblick verweilen.

Als ich wieder zu meiner Mutter kam, stand sie am Fenster, verloren in Gedanken, das Haupt gestützt auf ihrem rechten Arm, und die Thränen flossen ihr unaufhörlich über die Wangen. So hatte ich sie noch nie weinen sehen. Sie umarmte mich mit hastiger Zärtlichkeit und bat mich um Verzeihung, daß ich, durch Johanns Nachlässigkeit, kein ordentliches Bett bekommen werde. „Die alte Marthe, sagte sie, ist schwer krank und kann dir, liebes Kind, ihr Bett nicht abtreten. Johann soll dir aber die Kissen aus dem Wagen so zurecht legen, daß du darauf schlafen kannst, und er mag dir auch seinen Mantel zur Decke geben. Ich selber schlafe hier auf Stroh; es ist das Schlafzimmer meines seligen Vaters; es sah sonst hier viel besser aus. Laß mich allein!" Und die Thränen schossen ihr noch heftiger aus den Augen.

War es nun das ungewohnte Lager, oder das aufgeregte Herz, es ließ mich nicht schlafen. Der Mondschein drang so unmittelbar durch die gebrochenen Fensterscheiben, und es war mir als wolle er mich hinauslocken in die helle Sommernacht. Ich mochte mich rechts oder links wenden auf meinem Lager, ich mochte die Augen schließen oder wieder ungeduldig öffnen, immer mußte ich an die schöne Marmorstatue denken, die ich im Grase liegen sehen. Ich konnte mir die Blödigkeit nicht erklären, die mich bei ihrem Anblick erfaßt hatte, ich ward verdrießlich ob dieses kindischen Gefühls, und „morgen" sagte ich leise zu mir selber: „morgen küssen wir dich, du schönes Marmorgesicht, wir küssen dich eben auf die schönen Mundwinkel, wo die Lippen in ein so hold-

seliges Grübchen zusammenschmelzen!“ Eine Ungeduld, wie ich sie noch nie gefühlt, rieselte dabei durch alle meine Glieder, ich konnte dem wunderbaren Drange nicht länger gebieten, und endlich sprang ich auf mit keckem Muthe und sprach: „was gilt's, und ich küsse dich noch heute, du liebes Bildniß!“ Leise, damit die Mutter meine Tritte nicht höre, verließ ich das Haus, was um so leichter, da das Portal zwar noch mit einem großen Wappenschild aber mit keinen Thüren mehr versehen war; und hastig arbeitete ich mich durch das Laubwerk des alten Gartens. Auch kein Laut regte sich, und alles ruhte, stumm und ernst, im stillen Mondschein. Die Schatten der Bäume waren wie angenagelt auf der Erde. Im grünen Grase lag die schöne Göttin ebenfalls regungslos, aber kein steinerner Gott, sondern nur ein stiller Schlaf schien ihre lieblichen Glieder gefesselt zu haben, und als ich ihr nahete, fürchtete ich schier, daß ich sie durch das geringste Geräusch aus ihrem Schlummer erwecken könnte. Ich hielt den Athem zurück als ich mich über sie hinbeugte, um die schönen Gesichtszüge zu betrachten; eine schauerliche Beängstigung stieß mich von ihr ab, eine knabenhafte Lüsternheit zog mich wieder zu ihr hin, mein Herz pochte, als wollte ich eine Mordthat begehen, und endlich küßte ich die schöne Göttin mit einer Inbrunst, mit einer Zärtlichkeit, mit einer Verzweiflung, wie ich nie mehr geküßt habe in diesem Leben. Auch nie habe ich diese grauenhaft süße Empfindung vergessen können, die meine Seele durchfluthete, als die beseligende Kälte jener Marmorlippen meinen Mund berührte .... Und sehen Sie, Maria, als ich eben vor Ihnen stand und ich Sie, in Ihrem weißen Musselinkleide auf dem grünen Sopha liegen sah, da mahnte mich Ihr Anblick an das weiße Marmorbild im grünen Grase. Hätten Sie länger geschlafen, meine Lippen würden nicht widerstanden haben ....

Max! Max! schrie das Weib aus der Tiefe ihrer Seele — Entsetzlich! Sie wissen, daß ein Kuß von Ihrem Munde ....

O, schweigen Sie nur, ich weiß, das wäre für Sie etwas Entsetzliches! Sehen Sie mich nur nicht so flehend an. Ich mißdeute nicht Ihre Empfindungen, obgleich die letzten Gründe derselben mir verborgen bleiben. Ich habe nie meinen Mund auf Ihre Lippen drücken dürfen ....

Aber Maria ließ ihn nicht ausreden, sie hatte seine Hand erfaßt, bedeckte diese Hand mit den heftigsten Küssen und sagte dann lächelnd: Bitte, bitte, erzählen Sie mir noch mehr von Ihren Liebschaften. Wie lange liebten Sie die marmorne Schöne, die Sie im Schloßgarten Ihrer Mutter geküßt?

Wir reisten den andern Tag ab, antwortete Maximilian, und ich habe das holde Bildniß nie wiedergesehen. Aber fast vier Jahre beschäftigte es mein Herz. Eine wunderbare Leidenschaft für marmorne Statuen hat sich seitdem in meiner Seele entwickelt und noch diesen Morgen empfand ich ihre hinreißende Gewalt. Ich kam aus der Laurenziana, der Bibliothek der Medi-

zäer, und gerieth, ich weiß nicht mehr wie, in die Kapelle, wo jenes prachtvollste Geschlecht Italiens sich eine Schlafstelle von Edelsteinen gebaut hat und ruhig schlummert. Eine ganze Stunde blieb ich dort versunken in dem Anblick eines marmornen Frauenbilds, dessen gewaltiger Leibesbau von der kühnen Kraft des Michel Angelo zeugt, während doch die ganze Gestalt von einer ätherischen Süßigkeit umflossen ist, die man bei jenem Meister eben nicht zu suchen pflegt. In diesen Marmor ist das ganze Traumreich gebannt mit allen seinen stillen Seligkeiten, eine zärtliche Ruhe wohnt in diesen schönen Gliedern, ein besänftigendes Mondlicht scheint durch ihre Adern zu rinnen ... es ist die Nacht des Michel Angelo Buonarotti. O, wie gerne möchte ich schlafen des ewigen Schlafes in den Armen dieser Nacht ...

Gemalte Frauenbilder, fuhr Maximilian fort nach einer Pause, haben mich immer minder heftig interessirt als Statuen. Nur einmal war ich in ein Gemälde verliebt. Es war eine wunderschöne Madonna, die ich in einer Kirche zu Cöln am Rhein kennen lernte. Ich wurde damals ein sehr eifriger Kirchengänger und mein Gemüth versenkte sich in die Mystik des Katholizismus. Ich hätte damals gern, wie ein spanischer Ritter, alle Tage auf Leben und Tod gekämpft für die inmakulirte Empfängniß Mariae, der Königin der Engel, der schönsten Dame des Himmels und der Erde! Für die ganze heilige Familie interessirte ich mich damals, und ganz besonders freundlich zog ich jedesmal den Hut ab, wenn ich einem Bilde des heiligen Josephs vorbei kam. Dieser Zustand dauerte jedoch nicht lange, und fast ohne Umstände verließ ich die Muttergottes als ich in einer Antiquen-Gallerie mit einer griechischen Nymphe bekannt wurde, die mich lange Zeit in ihren Marmorfesseln gefangen hielt.

Und Sie liebten immer nur gemeißelte oder gemalte Frauen? kicherte Maria.

Nein, ich habe auch todte Frauen geliebt, antwortete Maximilian, über dessen Gesicht sich wieder ein großer Ernst verbreitete. Er bemerkte nicht, daß bei diesen Worten Maria erschreckend zusammenfuhr, und ruhig sprach er weiter:

Ja, es ist höchst sonderbar, daß ich mich einst in ein Mädchen verliebte, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben war. Als ich die kleine Bery kennen lernte, gefiel sie mir ganz außerordentlich gut. Drei Tage lang beschäftigte ich mich mit dieser jungen Person und fand das höchste Ergötzen an allem was sie that und sprach, an allen Aeußerungen ihres reizend wunderlichen Wesens, jedoch ohne daß mein Gemüth dabei in überzärtliche Bewegung gerieth. Auch wurde ich einige Monate drauf nicht allzu tief ergriffen, als ich die Nachricht empfing, daß sie, in Folge eines Nervenfiebers, plötzlich gestorben sei. Ich vergaß sie ganz gründlich, und ich bin überzeugt, daß ich

jahrelang auch nicht ein einziges Mal an sie gedacht habe. Ganze sieben Jahre waren seitdem verstrichen, und ich befand mich in Potsdam, um in ungestörter Einsamkeit den schönen Sommer zu genießen. Ich kam dort mit keinem einzigen Menschen in Berührung, und mein ganzer Umgang beschränkte sich auf die Statuen, die sich im Garten von Sans-Souçi befinden. Da geschah es eines Tages, daß mir Gesichtszüge und eine seltsam liebenswürdige Art des Sprechens und Bewegens ins Gedächtniß traten, ohne daß ich mich dessen entsinnen konnte welcher Person dergleichen angehörten. Nichts ist quälender als solches Herumstöbern in alten Erinnerungen, und ich war deshalb wie freudig überrascht, als ich nach einigen Tagen mich auf einmal der kleinen Very erinnerte und jetzt erst merkte, daß es ihr liebes, vergessenes Bild war, was mir so beunruhigend vorgeschwebt hatte. Ja, ich freute mich dieser Entdeckung wie einer, der seinen intimsten Freund ganz unerwartet wieder gefunden; die verblichenen Farben belebten sich allmählig, und endlich stand die süße kleine Person wieder leibhaftig vor mir, lächelnd, schmollend, witzig, und schöner noch als jemals. Von nun an wollte mich dieses holde Bild nimmermehr verlassen, es füllte meine ganze Seele, wo ich ging und stand, stand und ging es an meiner Seite, sprach mit mir, lachte mit mir, jedoch harmlos und ohne große Zärtlichkeit. Ich aber wurde täglich mehr und mehr bezaubert von diesem Bilde, das täglich mehr und mehr Realität für mich gewann. Es ist leicht Geister zu beschwören, doch ist es schwer sie wieder zurück zu schicken in ihr dunkles Nichts; sie sehen uns dann so flehend an, unser eigenes Herz leiht ihnen so mächtige Fürbitte . . . Ich konnte mich nicht mehr losreißen, und ich verliebte mich in die kleine Very, nachdem sie schon seit sieben Jahren verstorben. So lebte ich sechs Monate in Potsdam, ganz versunken in dieser Liebe. Ich hütete mich noch sorgfältiger als vorher vor jeder Berührung mit der Außenwelt, und wenn irgend jemand auf der Straße etwas nahe an mir vorbeistreifte, empfand ich die mißbehaglichste Beklemmung. Ich hegte vor allen Begegnissen eine tiefe Scheu, wie solche vielleicht die nachtwandelnden Geister der Todten empfinden; denn diese, wie man sagt, wenn sie einem lebenden Menschen begegnen, erschrecken sie eben so sehr wie der Lebende erschrickt, wenn er einem Gespenste begegnet. Zufällig kam damals ein Reisender durch Potsdam, dem ich nicht ausweichen konnte, nemlich mein Bruder. Bei seinem Anblick und bei seinen Erzählungen von den letzten Vorfällen der Tagesgeschichte, erwachte ich wie aus einem tiefen Traume, und zusammenschreckend fühlte ich plötzlich in welcher grauenhaften Einsamkeit ich so lange für mich hingelebt. Ich hatte in diesem Zustande nicht einmal den Wechsel der Jahrzeiten gemerkt, und mit Verwunderung betrachtete ich jetzt die Bäume, die, längst entblättert, mit herbstlichem Reife bedeckt standen. Ich verließ alsbald Potsdam und die kleine Very, und in einer anderen Stadt, wo mich

wichtige Geschäfte erwarteten, wurde ich, durch sehr eckige Verhältnisse und Beziehungen, sehr bald wieder in die rohe Wirklichkeit hineingequält.

Lieber Himmel! fuhr Maximilian fort, indem ein schmerzliches Lächeln um seine Oberlippe zuckte: lieber Himmel! die lebendigen Weiber mit denen ich damals in unabweisliche Berührung kam, wie haben sie mich gequält, zärtlich gequält, mit ihrem Schmollen, Eifersüchteln, und beständigem in Athem halten! Auf wie vielen Bällen mußte ich mit ihnen herumtraben, in wie viele Klatschereien mußte ich mich mischen! Welche rastlose Eitelkeit, welche Freude an der Lüge, welche küssende Verrätherei, welche giftige Blumen! Jene Damen wußten mir alle Lust und Liebe zu verleiden und ich wurde auf einige Zeit ein Weiberfeind, der das ganze Geschlecht verdammte. Es erging mir fast wie dem französischen Offiziere, der im russischen Feldzuge sich nur mit Mühe aus den Eisgruben der Beresina gerettet hatte, aber seitdem gegen alles Gefrorene eine solche Antipathie bekommen, daß er jetzt sogar die süßesten und angenehmsten Eissorten von Tortoni mit Abscheu von sich wieß. Ja, die Erinnerung an die Beresina der Liebe, die ich damals passirte, verleidete mir einige Zeit sogar die köstlichsten Damen, Frauen wie Engel, Mädchen wie Vanillensorbet.

Ich bitte Sie, rief Maria, schmähen Sie nicht die Weiber. Das sind abgedroschene Redensarten der Männer. Am Ende, um glücklich zu sein, bedürft Ihr dennoch der Weiber.

O, seufzte Maximilian, das ist freilich wahr. Aber die Weiber haben leider nur eine einzige Art wie sie uns glücklich machen können, während sie uns auf dreißigtausend Arten unglücklich zu machen wissen.

Theurer Freund, erwiederte Maria, indem sie ein leises Lächeln verbiß: ich spreche von dem Einklange zweier gleichgestimmten Seelen. Haben Sie dieses Glück nie empfunden? . . Aber ich sehe eine ungewöhnte Röthe über Ihre Wangen ziehen . . . Sprechen Sie . . . Max?

Es ist wahr, Maria, ich fühle mich fast knabenhaft befangen, da ich Ihnen die glückliche Liebe gestehen soll, die mich einst unendlich beseligt hat! Diese Erinnerung ist mir noch nicht verloren, und in ihren kühlen Schatten flüchtet sich noch oft meine Seele, wenn der brennende Staub und die Tageshitze des Lebens unerträglich wird. Ich bin aber nicht im Stande Ihnen von dieser Geliebten einen richtigen Begriff zu geben. Sie war so ätherischer Natur, daß sie sich mir nur im Traume offenbaren konnte. Ich denke, Maria, Sie hegen kein banales Vorurtheil gegen Träume; diese nächtlichen Erscheinungen haben wahrlich eben so viel Realität, wie jene roheren Gebilde des Tages, die wir mit Händen antasten können und woran wir uns nicht selten beschmutzen. Ja, es war im Traume, wo ich sie sah, jenes holde Wesen, das mich am meisten auf dieser Welt beglückt hat. Ueber ihre Aeußerlichkeit weiß ich

wenig zu ſagen. Ich bin nicht im Stande die Form ihrer Geſichtszüge ganz genau anzugeben. Es war ein Geſicht, das ich nie vorher geſehen, und das ich nachher nie wieder im Leben erblickte. So viel erinnere ich mich, es war nicht weiß und roſig, ſondern ganz einfarbig, ein ſanft abgeröthetes Blaßgelb und durchſichtig wie Kryſtall. Die Reitze dieſes Geſichtes beſtanden weder im ſtrengen Schönheitsmaß, noch in der intereſſanten Beweglichkeit; ſein Charakter beſtand vielmehr in einer bezaubernden, entzückenden, faſt erſchreckenden Wahrhaftigkeit. Es war ein Geſicht voll bewußter Liebe und graziöſer Güte, es war mehr eine Seele als ein Geſicht, und deshalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren ſanft wie Blumen. Die Lippen etwas bleich, aber anmuthig gewölbt. Sie trug ein ſeidnes Prignoir von kornblauer Farbe; aber hierin beſtand auch ihre ganze Bekleidung; Hals und Füße waren nackt, und durch das weiche, dünne Gewand lauſchte manchmal, wie verſtohlen, die ſchlanke Zartheit der Glieder. Die Worte, die wir mit einander geſprochen, kann ich mir ebenfalls nicht mehr verdeutlichen; ſoviel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja faſt wie Bruder und Schweſter, mit einander koſten. Manchmal aber ſprachen wir gar nicht mehr und ſahen uns einander an, Aug in Auge, und in dieſem beſeligenden Anſchauen verharrten wir ganze Ewigkeiten .... Wodurch ich erwacht bin, kann ich ebenfalls nicht ſagen, aber ich ſchwelgte noch lange Zeit in dem Nachgewühle dieſes Liebesglücks. Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die ſchmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude ſchien über alle meine Empfindungen ausgegoſſen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wiederſah. Aber hatte ich nicht in ihrem Anblick ganze Ewigkeiten genoſſen? Auch kannte ſie mich zu gut um nicht zu wiſſen, daß ich keine Wiederholungen liebe.

Wahrhaftig, rief Maria, Sie ſind ein homme à bonne fortune ... Aber ſagen Sie mir, war Mademoiſelle Laurence eine Marmorſtatue oder ein Gemälde? eine Todte oder ein Traum?

Vielleicht alles dieſes zuſammen, antwortete Maximilian ſehr ernſthaft.

Ich konnte mirs vorſtellen, theurer Freund, daß dieſe Geliebte von ſehr zweifelhaftem Fleiſche ſein mußte. Und wann werden Sie mir dieſe Geſchichte erzählen?

Morgen. Sie iſt lang und ich bin heute müde. Ich komme aus der Oper und habe zu viel Muſik in den Ohren.

Sie gehen jetzt oft in die Oper, und ich glaube, Max, Sie gehen dorthin mehr um zu ſehen als um zu hören.

Sie irren ſich nicht, Maria, ich gehe wirklich in die Oper, um die Geſichter der ſchönen Italienerinnen zu betrachten. Freilich, ſie ſind ſchon außerhalb

dem Theater ſchön genug, und ein Geſchichtsforſcher könnte an der Idealität ihrer Züge ſehr leicht den Einfluß der bildenden Künſte auf die Leiblichkeit des italieniſchen Volkes nachweiſen. Die Natur hat hier den Künſtlern das Kapital zurückgenommen, das ſie ihnen einſt geliehen, und ſiehe! es hat ſich aufs Entzückendſte verzinſt. Die Natur welche einſt den Künſtlern ihre Modelle lieferte, ſie kopirt heute ihrer Seits die Meiſterwerke die dadurch entſtanden. Der Sinn für das Schöne hat das ganze Volk durchdrungen, und wie einſt das Fleiſch auf den Geiſt, ſo wirkt jetzt der Geiſt auf das Fleiſch. Und nicht fruchtlos iſt die Andacht vor jenen ſchönen Madonnen, den lieblichen Altarbildern, die ſich dem Gemüthe des Bräutigams einprägen, während die Braut einen ſchönen Heiligen im brünſtigen Sinne trägt. Durch ſolche Wahlverwandtſchaft iſt hier ein Menſchengeſchlecht entſtanden, das noch ſchöner iſt als der holde Boden, worauf es blüht, und der ſonnige Himmel, der es, wie ein goldner Rahmen, umſtrahlt. Die Männer intereſſiren mich nie viel, wenn ſie nicht entweder gemalt oder gemeißelt ſind, und Ihnen, Maria, überlaſſe ich allen möglichen Enthuſiasmus in Betreff jener ſchönen, geſchmeidigen Italiener, die ſo wildſchwarze Backenbärte und ſo kühn edle Naſen und ſo ſanft kluge Augen haben. Man ſagt die Lombarden ſeien die ſchönſten Männer. Ich habe nie darüber Unterſuchungen angeſtellt, nur über die Lombardinnen habe ich ernſthaft nachgedacht, und dieſe, das habe ich wohl gemerkt, ſind wirklich ſo ſchön wie der Ruhm meldet. Aber auch ſchon im Mittelalter müſſen ſie ziemlich ſchön geweſen ſein. Sagt man doch von Franz I., daß das Gerücht von der Schönheit der Mayländerinnen ein heimlicher Antrieb geweſen, der ihn zu ſeinem italieniſchen Feldzuge bewogen habe; der ritterliche König war gewiß neugierig, ob ſeine geiſtlichen Mühmchen, die Sippſchaft ſeines Taufpathen, ſo hübſch ſeien, wie er rühmen hörte . . . Armer Schelm! zu Pavia mußte er für dieſe Neugier ſehr theuer büßen!

Aber wie ſchön ſind ſie erſt dieſe Italienerinnen, wenn die Muſik ihre Geſichter beleuchtet. Ich ſage beleuchtet, denn die Wirkung der Muſik, die ich, in der Oper, auf den Geſichtern der ſchönen Frauen bemerke, gleicht ganz jenen Licht- und Schatteneffekten, die uns in Erſtaunen ſetzen, wenn wir Statuen in der Nacht bei Fackelſchein betrachten. Dieſe Marmorbilder offenbaren uns dann, mit erſchreckender Wahrheit, ihren innewohnenden Geiſt und ihre ſchauerlichen ſtummen Geheimniſſe. In derſelben Weiſe giebt ſich uns auch das ganze Leben der ſchönen Italienerinnen kund, wenn wir ſie in der Oper ſehen; die wechſelnden Melodien wecken alsdann in ihrer Seele eine Reihe von Gefühlen, Erinnerungen, Wünſchen und Aergerniſſen, die ſich alle augenblicklich in den Bewegungen ihrer Züge, in ihrem Erröthen, in ihrem Erbleichen, und gar in ihren Augen ausſprechen. Wer zu leſen verſteht, kann alsdann auf ihren ſchönen Geſichtern ſehr viel ſüße und intereſſante Dinge leſen,

Geschichten die so merkwürdig wie die Novellen des Boccacio, Gefühle die so zart wie die Sonette des Petrarcha, Launen die so abentheuerlich wie die Ottaverime des Arioſto, manchmal auch furchtbare Verrätherei und erhabene Bosheit, die so poetisch wie die Hölle des großen Dante. Da ist es der Mühe werth, hinaufzuschauen nach den Logen. Wenn nur die Männer unterdessen ihre Begeisterung nicht mit so fürchterlichem Lärm aussprächen! Dieses allzutolle Geräusch in einem italienischen Theater wird mir manchmal lästig. Aber die Musik ist die Seele dieser Menschen, ihr Leben, ihre Nazionalsache. In anderen Ländern giebt es gewiß Musiker, die den größten italienischen Renommeen gleichstehen, aber es giebt dort kein musikalisches Volk. Die Musik wird hier in Italien nicht durch Individuen repräsentirt, sondern sie offenbart sich in der ganzen Bevölkerung, die Musik ist Volk geworden. Bei uns im Norden ist es ganz anders; da ist die Musik nur Mensch geworden und heißt Mozart oder Meyerbeer; und obendrein wenn man das Beste was solche nordische Musiker uns bieten genau untersucht, so findet sich darin italienischer Sonnenschein und Orangenduft, und viel eher als unserem Deutschland gehören sie dem schönen Italien, der Heimath der Musik. Ja, Italien wird immer die Heimath der Musik sein, wenn auch seine großen Maestri frühe ins Grab steigen oder verstummen, wenn auch Bellini stirbt und Rossini schweigt.

Wahrlich, bemerkte Maria, Rossini behauptet ein sehr strenges Stillschweigen. Wenn ich nicht irre, schweigt er schon seit zehn Jahren.

Das ist vielleicht ein Witz von ihm, antwortete Maximilian. Er hat zeigen wollen, daß der Name „Schwan von Pesaro" den man ihm ertheilt, ganz unpassend sei. Die Schwäne singen am Ende ihres Lebens, Rossini aber hat in der Mitte des Lebens zu singen aufgehört. Und ich glaube er hat wohl daran gethan und eben dadurch gezeigt, daß er ein Genie ist. Ein Künstler, welcher nur Talent hat, behält bis an sein Lebensende den Trieb dieses Talent auszuüben, der Ehrgeiz stachelt ihn, er fühlt daß er sich beständig vervollkommnet, und es drängt ihn das Höchste zu erstreben. Der Genius aber hat das Höchste bereits geleistet, er ist zufrieden, er verachtet die Welt und den kleinen Ehrgeiz, und geht nach Hause, nach Staffort am Avon, wie William Shakespeare, oder promenirt sich lachend und witzelnd auf dem Boulevard des Italiens zu Paris, wie Joachim Rossini. Hat der Genius keine ganz schlechte Leibeskonstituzion, so lebt er in solcher Weise noch eine gute Weile fort, nachdem er seine Meisterwerke geliefert, oder, wie man sich auszudrücken pflegt, nachdem er seine Mission erfüllt hat. Es ist ein Vorurtheil, wenn man meint, das Genie müsse früh sterben; ich glaube man hat das dreißigste bis zum vierunddreißigsten Jahr als die gefährliche Zeit für die Genies bezeichnet. Wie oft habe ich den armen Bellini damit geneckt, und ihm aus Scherz prophezeit, daß er, in seiner Eigenschaft als Genie, bald sterben müsse, indem er das ge-

fährliche Alter erreiche. Sonderbar! Trotz des scherzenden Tones, ängstigte er sich doch ob dieser Prophezeiung, er nannte mich seinen Jettatore und machte immer das Jettatorezeichen . . . Er wollte so gern leben bleiben, er hatte eine fast leidenschaftliche Abneigung gegen den Tod, er wollte nichts vom Sterben hören, er fürchtete sich davor wie ein Kind, das sich fürchtet im Dunkeln zu schlafen . . . Er war ein gutes, liebes Kind, manchmal etwas unartig, aber dann brauchte man ihm nur mit seinem baldigen Tode zu drohen, und er ward dann gleich kleinlaut und bittend und machte mit den zwei erhobenen Fingern das Jettatorezeichen . . . Armer Bellini!

Sie haben ihn also persönlich gekannt? War er hübsch?

Er war nicht häßlich. Sie sehen, auch wir Männer können nicht bejahend antworten, wenn man uns über jemand von unserem Geschlechte eine solche Frage vorlegt. Es war eine hoch aufgeschossene, schlanke Gestalt, die sich zierlich, ich möchte sagen kokett bewegte; immer à quatre épingles; ein regelmäßiges Gesicht, länglich, blaßrosig; hellblondes, fast goldiges Haar, in dünnen Löckchen frisirt; hohe, sehr hohe, edle Stirne; grade Nase; bleiche, blaue Augen; schöngemessener Mund; rundes Kinn. Seine Züge hatten etwas vagues, charakterloses, etwas wie Milch, und in diesem Milchgesichte quirlte manchmal süßsäuerlich ein Ausdruck von Schmerz. Dieser Ausdruck von Schmerz ersetzte in Bellinis Gesichte den mangelnden Geist; aber es war ein Schmerz ohne Tiefe; er flimmerte poesielos in den Augen, er zuckte leidenschaftslos um die Lippen des Mannes. Diesen flachen, matten Schmerz schien der junge Maestro in seiner ganzen Gestalt veranschaulichen zu wollen. So schwärmerisch wehmüthig waren seine Haare frisirt, die Kleider saßen ihm so schmachtend an dem zarten Leibe, er trug sein spanisches Röhrchen so idyllisch, daß er mich immer an die jungen Schäfer erinnerte, die wir in unseren Schäferspielen mit bebänderten Stäben, und hellfarbigen Jäckchen und Höschen minaudiren sehen. Und sein Gang war so jungfräulich, so elegisch, so ätherisch. Der ganze Mensch sah aus wie ein Seufzer en escarpins. Er hat bei den Frauen vielen Beifall gefunden, aber ich zweifle, ob er irgend wo eine starke Leidenschaft geweckt hat. Für mich selber hatte seine Erscheinung immer etwas spaßhaft Ungenießbares, dessen Grund wohl zunächst in seinem Französischsprechen zu finden war. Obgleich Bellini schon mehrere Jahre in Frankreich gelebt, sprach er doch das Französische so schlecht, wie es vielleicht kaum in England gesprochen werden kann. Ich sollte dieses Sprechen nicht mit dem Beiwort „schlecht" bezeichnen; schlecht ist hier viel zu gut. Man muß entsetzlich sagen, blutschänderisch, weltuntergangsmäßig. Ja, wenn man mit ihm in Gesellschaft war, und er die armen französischen Worte wie ein Henker radebrach, und unerschütterlich seine kolossalen Coq-à-l'âne auskramte, so meinte man manchmal, die Welt müsse mit einem Donnergekrache untergehen.

... Eine Leichenstille herrschte dann im ganzen Saale; Todesschreck malte sich auf allen Gesichtern, mit Kreidefarbe oder mit Zinober; die Frauen wußten nicht, ob sie in Ohnmacht fallen oder entfliehen sollten; die Männer sahen bestürzt nach ihren Beinkleidern, um sich zu überzeugen, daß sie wirklich dergleichen trugen; und was das furchtbarste war, dieser Schreck erregte zu gleicher Zeit eine konvulsive Lachlust, die sich kaum verbeißen ließ. Wenn man daher mit Bellini in Gesellschaft war, mußte seine Nähe immer eine gewisse Angst einflößen, die, durch einen grauenhaften Reitz, zugleich abstoßend und anziehend war. Manchmal waren seine unwillkürlichen Calembours blos belustigender Art, und in ihrer possirlichen Abgeschmacktheit, erinnerten sie an das Schloß seines Landsmannes, des Prinzen Pallagonien, welches Goethe, in seiner italienischen Reise, als ein Museum von barocken Verzerrtheiten und ungereimt zusammengekoppelten Mißgestalten schildert. Da Bellini, bei solchen Gelegenheiten, immer etwas ganz Harmloses und ganz Ernsthaftes gesagt zu haben glaubte, so bildete sein Gesicht mit seinem Worte eben den allertollsten Contrast. Das, was mir an seinem Gesichte mißfallen konnte, trat dann um so schneidender hervor. Das was mir da mißfiel, war aber nicht von der Art, daß es just als ein Mangel bezeichnet werden könnte, und am wenigsten mag es wohl den Damen ebenfalls unerfreusam gewesen sein. Bellinis Gesicht, wie seine ganze Erscheinung, hatte jene physische Frische, jene Fleischblüthe, jene Rosenfarbe, die auf mich einen unangenehmen Eindruck macht, auf mich, der ich vielmehr das Todtenhafte und das Marmorne liebe. Erst späterhin, als ich Bellini schon lange kannte, empfand ich für ihn einige Neigung. Dieses entstand namentlich als ich bemerkte, daß sein Charakter durchaus edel und gut war. Seine Seele ist gewiß rein und unbefleckt geblieben von allen häßlichen Berührungen. Auch fehlte ihm nicht die harmlose Gutmüthigkeit, das Kindliche, das wir bei genialen Menschen nie vermissen, wenn sie auch dergleichen nicht für jedermann zur Schau tragen.

Ja, ich erinnere mich— fuhr Maximilian fort, indem er sich auf den Sessel niederließ, an dessen Lehne er sich bis jetzt aufrecht gestützt hatte— ich erinnere mich eines Augenblicks, wo mir Bellini in einem so liebenswürdigen Lichte erschien, daß ich ihn mit Vergnügen betrachtete und mir vornahm, ihn näher kennen zu lernen. Aber es war leider der letzte Augenblick, wo ich ihn in diesem Leben sehen sollte. Dieses war eines Abends, nachdem wir im Hause einer großen Dame, die den kleinsten Fuß in Paris hat, mit einander gespeißt und sehr heiter geworden, und am Fortepiano die süßesten Melodieen erklangen ... Ich sehe ihn noch immer, den guten Bellini, wie er endlich erschöpft von den vielen tollen Bellinismen, die er geschwatzt, sich auf einen Sessel niederließ ... Dieser Sessel war sehr niedrig, fast wie ein Bänkchen, so daß Bellini dadurch gleichsam zu den Füßen einer schönen Dame zu sitzen kam, die sich,

ihm gegenüber, auf ein Sopha hingeſtreckt hatte und mit ſüßer Schadenfreude auf Bellini hinabſah, während dieſer ſich abarbeitete, ſie mit einigen franzöſiſchen Redensarten zu unterhalten, und er immer in die Nothwendigkeit gerieth, das was er eben geſagt hatte, in ſeinem ſicilianiſchen Jargon zu kommentiren, um zu beweiſen, daß es keine Sottiſe, ſondern im Gegentheil die feinſte Schmeichelei geweſen ſei. Ich glaube, daß die ſchöne Dame auf Bellinis Redensarten gar nicht viel hinhörte; ſie hatte ihm ſein ſpaniſches Röhrchen, womit er ſeiner ſchwachen Rhetorik manchmal zu Hülfe kommen wollte, aus den Händen genommen, und bediente ſich deſſen um den zierlichen Lockenbau an den beiden Schläfen des jungen Maeſtro ganz ruhig zu zerſtören. Dieſem muthwilligen Geſchäfte galt wohl jenes Lächeln, das ihrem Geſichte einen Ausdruck gab, wie ich ihn nie auf einem lebenden Menſchenantlitz geſehen. Nie kommt mir dieſes Geſicht aus dem Gedächtniſſe! Es war eins jener Geſichter, die mehr dem Traumreich der Poeſie als der rohen Wirklichkeit des Lebens zu gehören ſcheinen; Conturen, die an Da Vinci erinnern, jenes edle Oval mit den naiven Wangengrübchen und dem ſentimental ſpitzzulaufenden Kinn der lombardiſchen Schule. Die Färbung mehr römiſch ſanft, matter Perlenglanz, vornehme Bläſſe, Morbidezza. Kurz es war ein Geſicht, wie es nur auf irgend einem altitalieniſchem Portraite gefunden wird, das etwa eine von jenen großen Damen vorſtellt, worin die italieniſchen Künſtler des ſechszehnten Jahrhunderts verliebt waren, wenn ſie ihre Meiſterwerke ſchufen, woran die Dichter jener Zeit dachten, wenn ſie ſich unſterblich ſangen, und wonach die deutſchen und franzöſiſchen Kriegshelden Verlangen trugen, wenn ſie ſich das Schwert umgürteten und thatenſüchtig über die Alpen ſtürzten . . . Ja, ja, ſo ein Geſicht war es, worauf ein Lächeln der ſüßeſten Schadenfreude und des vornehmſten Muthwillens ſpielte, während ſie, die ſchöne Dame, mit der Spitze des ſpaniſchen Rohrs den blonden Lockenbau des guten Bellini zerſtörte. In dieſem Augenblick erſchien mir Bellini wie berührt von einem Zauberſtäbchen, wie umgewandelt zu einer durchaus befreundeten Erſcheinung, und er wurde meinem Herzen auf einmal verwandt. Sein Geſicht erglänzte im Wiederſchein jenes Lächelns, es war vielleicht der blühendſte Moment ſeines Lebens . . . Ich werde ihn nie vergeſſen . . . Vierzehn Tage nachher las ich in der Zeitung, daß Italien einen ſeiner rühmlichſten Söhne verloren!

Sonderbar! Zu gleicher Zeit wurde auch der Tod Paganinis angezeigt. An dieſem Todesfall zweifelte ich keinen Augenblick, da der alte, fahle Paganini immer wie ein Sterbender ausſah; doch der Tod des jungen, roſigen Bellini kam mir unglaublich vor. Und doch war die Nachricht vom Tode des erſteren nur ein Zeitungsirrthum, Paganini befindet ſich friſch und geſund zu Genua und Bellini liegt im Grabe zu Paris!

Lieben Sie Paganini? frug Maria.

Dieſer Mann, antwortete Maximilian, iſt eine Zierde ſeines Vaterlandes und verdient gewiß die ausgezeichnetſte Erwähnung, wenn man von den muſikaliſchen Notabilitäten Italiens ſprechen will.

Ich habe ihn nie geſehen, bemerkte Maria, aber dem Rufe nach, ſoll ſein Aeußeres den Schönheitsſinn nicht vollkommen befriedigen. Ich habe Portraite von ihm geſehen . . .

Die alle nicht ähnlich ſind, fiel ihr Maximilian in die Rede; ſie verhäßlichen oder verſchönern ihn, nie geben ſie ſeinen wirklichen Charakter. Ich glaube es iſt nur einem einzigen Menſchen gelungen, die wahre Phyſionomie Paganinis aufs Papier zu bringen; es iſt ein tauber Maler, Namens Lyſer, der, in ſeiner geiſtreichen Tollheit, mit wenigen Kreideſtrichen den Kopf Paganinis ſo gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erſchrickt. „Der Teufel hat mir die Hand geführt," ſagte mir der taube Maler, geheimnißvoll kichernd und gutmüthig ironiſch mit dem Kopfe nickend, wie er bei ſeinen genialen Eulenſpiegeleien zu thun pflegte. Dieſer Maler war immer ein wunderlicher Kautz; trotz ſeiner Taubheit, liebte er enthuſiaſtiſch die Muſik und er ſoll es verſtanden haben, wenn er ſich nahe genug am Orcheſter befand, den Muſikern die Muſik auf dem Geſichte zu leſen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekuzion zu beurtheilen; auch ſchrieb er die Opernkritiken in einem ſchätzbaren Journale zu Hamburg. Was iſt eigentlich da zu verwundern? In der ſichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne ſehen. Giebt es doch Menſchen, denen die Töne ſelber nur unſichtbare Signaturen ſind, worin ſie Farben und Geſtalten hören.

Ein ſolcher Menſch ſind Sie! rief Maria.

Es iſt mir leid, daß ich die kleine Zeichnung von Lyſer nicht mehr beſitze; ſie würde Ihnen vielleicht von Paganinis Aeußerem einen Begriff verleihen. Nur in grell ſchwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaßt werden, die mehr dem ſchweflichten Schattenreich, als der ſonnigen Lebenswelt zu gehören ſcheinen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," betheuerte mir der taube Maler, als wir zu Hamburg vor dem Alſterpavillon ſtanden, an dem Tage wo Paganini dort ſein erſtes Conzert gab. „Ja, mein Freund, fuhr er fort, es iſt wahr, was die ganze Welt behauptet, daß er ſich dem Teufel verſchrieben hat, Leib und Seele, um der beſte Violiniſt zu werden, um Millionen zu erfiedeln, und zunächſt um von der verdammten Galeere loszukommen, wo er ſchon viele Jahre geſchmachtet. Denn ſehen Sie, Freund, als er zu Lukka Kapellenmeiſter war, verliebte er ſich in eine Theaterprinzeſſin, ward eiferſüchtig auf irgend einen kleinen Abbate, ward vielleicht kokü, erſtach auf gut italieniſch ſeine ungetreue Amata, kam auf die Galeere zu Genua, und wie geſagt, verſchrieb ſich endlich dem Teufel

um loszukommen, um der beste Violinspieler zu werden, und um jedem von uns diesen Abend eine Brandschatzung von zwei Thalern auferlegen zu können . . . Aber sehen Sie! Alle gute Geister loben Gott! sehen Sie, dort in der Allee kommt er selber mit seinem zweideutigen Famulo!"

In der That, es war Paganini selber, den ich alsbald zu Gesicht bekam. Er trug einen dunkelgrauen Oberrock, der ihm bis zu den Füßen reichte, wodurch seine Gestalt sehr hoch zu sein schien. Das lange schwarze Haar fiel in verzerrten Locken auf seine Schulter herab und bildete wie einen dunklen Rahmen um das blasse, leichenartige Gesicht, worauf Kummer, Genie und Hölle ihre unverwüstlichen Zeichen eingegraben hatten. Neben ihm tänzelte eine niedrige, behagliche Figur, putzig prosaisch: rosig verrunzeltes Gesicht, hellgraues Röckchen mit Stahlknöpfen, unausstehlich freundlich nach allen Seiten hingrüßend, mitunter aber voll besorglicher Scheu, nach der düsteren Gestalt hinaufschielend, die ihm ernst und nachdenklich zur Seite wandelte. Man glaubte das Bild von Retzsch zu sehen, wo Faust mit Wagner vor den Thoren von Leipzig spazieren geht. Der taube Maler kommentirte mir aber die beiden Gestalten in seiner tollen Weise, und machte mich besonders aufmerksam auf den gemessenen breiten Gang des Paganini. „Ist es nicht, sagte er, als trüge er noch immer die eiserne Querstange zwischen den Beinen? Er hat sich nun einmal diesen Gang auf immer angewöhnt. Sehen Sie auch wie verächtlich ironisch er auf seinen Begleiter manchmal hinabschaut, wenn dieser ihm mit seinen prosaischen Fragen lästig wird; er kann ihn aber nicht entbehren, ein blutiger Contrakt bindet ihn an diesen Diener, der eben kein andrer ist als Satan. Das unwissende Volk meint freilich, dieser Begleiter sei der Commödien- und Anekdotenschreiber Harris aus Hannover, den Paganini auf Reisen mitgenommen habe, um die Geldgeschäfte bei seinen Conzerten zu verwalten. Das Volk weiß nicht, daß der Teufel dem Herrn Georg Harris bloß seine Gestalt abgeborgt hat und daß die arme Seele dieses armen Menschen unterdessen, neben anderem Lumpenkram, in einem Kasten zu Hannover solange eingesperrt sitzt, bis der Teufel ihr wieder ihre Fleisch-Envelope zurückgiebt und er vielleicht seinen Meister Paganini in einer würdigeren Gestalt, nemlich als schwarzer Pudel, durch die Welt begleiten wird."

War mir aber Paganini, als ich ihn am hellen Mittage, unter den grünen Bäumen des Hamburger Jungfernstiegs einherwandeln sah, schon hinlänglich fabelhaft und abenteuerlich erschienen: wie mußte mich erst des Abends im Conzerte seine schauerlich bizarre Erscheinung überraschen. Das Hamburger Commödienhaus war der Schauplatz dieses Conzertes, und das kunstliebende Publikum hatte sich schon frühe und in solcher Anzahl eingefunden, daß ich kaum noch ein Plätzchen für mich am Orchester erkämpfte. Obgleich

es Posttag war, erblickte ich doch, in den ersten Ranglogen, die ganze gebildete Handelswelt, einen ganzen Olymp von Banquiers und sonstigen Millionären, die Götter des Kaffees und des Zuckers, nebst deren dicken Ehegöttinnen, Junonen vom Wantram und Aphroditen vom Dreckwall. Auch herrschte eine religiöse Stille im ganzen Saal. Jedes Auge war nach der Bühne gerichtet. Jedes Ohr rüstete sich zum Hören. Mein Nachbar, ein alter Pelz-Makler, nahm seine schmutzige Baumwolle aus den Ohren, um bald die kostbaren Töne, die zwei Thaler Entrégegeld kosteten, besser einsaugen zu können. Endlich aber, auf der Bühne, kam eine dunkle Gestalt zum Vorschein, die der Unterwelt entstiegen zu sein schien. Das war Paganini in seiner schwarzen Galla. Der schwarze Frack und die schwarze Weste von einem entsetzlichen Zuschnitt, wie er vielleicht am Hofe Proserpinens von der höllischen Etikette vorgeschrieben ist. Die schwarzen Hosen ängstlich schlotternd um die dünnen Beine. Die langen Arme schienen noch verlängert, indem er in der einen Hand die Violine und in der anderen den Bogen gesenkt hielt und damit fast die Erde berührte, als er vor dem Publikum seine unerhörten Verbeugungen auskramte. In den eckigen Krümmungen seines Leibes lag eine schauerliche Hölzernheit und zugleich etwas närrisch Thierisches, daß uns bei diesen Verbeugungen eine sonderbare Lachlust anwandeln mußte; aber sein Gesicht, das durch die grelle Orchesterbeleuchtung noch leichenartig weißer erschien, hatte alsdann so etwas Flehendes, so etwas blödsinnig Demüthiges, daß ein grauenhaftes Mitleid unsere Lachlust niederdrückte. Hat er diese Komplimente einem Automaten abgelernt oder einem Hunde? Ist dieser bittende Blick der eines Todtkranken, oder lauert dahinter der Spott eines schlauen Geizhalses? Ist das ein Lebender, der im Verscheiden begriffen ist und der das Publikum in der Kunstarena, wie ein sterbender Fechter, mit seinen Zuckungen ergötzen soll? Oder ist es ein Todter, der aus dem Grabe gestiegen, ein Vampir mit der Violine, der uns, wo nicht das Blut aus dem Herzen, doch auf jeden Fall das Geld aus den Taschen saugt?

Solche Fragen kreuzten sich in unserem Kopfe, während Paganini seine unaufhörlichen Komplimente schnitt; aber alle dergleichen Gedanken mußten straks verstummen, als der wunderbare Meister seine Violine ans Kinn setzte und zu spielen begann. Was mich betrifft, so kennen Sie ja mein musikalisches zweites Gesicht, meine Begabniß, bei jedem Tone, den ich erklingen höre, auch die adäquate Klangfigur zu sehen; und so kam es, daß mir Paganini mit jedem Striche seines Bogens auch sichtbare Gestalten und Situazionen vor die Augen brachte, daß er mir in tönender Bilderschrift allerlei grelle Geschichten erzählte, daß er vor mir gleichsam ein farbiges Schattenspiel hingaukeln ließ, worin er selber immer mit seinem Violinspiel als die Hauptperson agirte. Schon bei seinem ersten Bogenstrich hatten sich die Koulissen um ihn

her verändert; er ſtand mit ſeinem Muſikpult plötzlich in einem heitern Zimmer, welches luſtig unordentlich dekorirt, mit verſchnörkelten Möbeln in Pompadourgeſchmack: überall kleine Spiegel, vergoldete Amoretten, chineſiſches Porzelan, ein allerliebſtes Chaos von Bändern, Blumenguirlanden, weißen Handſchuhen, zerriſſenen Blonden, falſchen Perlen, Diademen von Goldblech und ſonſtigem Götterflitterkram, wie man dergleichen im Studierzimmer einer Primadonna zu finden pflegt. Paganinis Aeußeres hatte ſich ebenfalls, und zwar aufs allervortheilhafteſte, verändert: er trug kurze Beinkleider von lillafarbigem Atlas, eine ſilbergeſtickte, weiße Weſte, einen Rock von hellblauem Sammet mit goldumſponnenen Knöpfen; und die ſorgſam in kleinen Löckchen friſirten Haare umſpielten ſein Geſicht, das ganz jung und roſig blühete, und von ſüßer Zärtlichkeit erglänzte, wenn er nach dem hübſchen Dämchen hinäugelte, das neben ihm am Notenpult ſtand, während er Violine ſpielte.

In der That, an ſeiner Seite erblickte ich ein hübſches junges Geſchöpf, altmodiſch gekleidet, der weiße Atlas ausgebauſcht unterhalb den Hüften, die Taille um ſo reizender ſchmal, die gepuderten Haare hochauffriſirt, das hübſch runde Geſicht um ſo freier hervorglänzend mit ſeinen blitzenden Augen, mit ſeinen geſchminkten Wänglein, Schönpfläſterchen und impertinent ſüßem Näschen. In der Hand trug ſie eine weiße Papierrolle, und ſowohl nach ihren Lippenbewegungen, als nach dem kokettirenden Hin- und Herwiegen ihres Oberleibchens zu ſchließen, ſchien ſie zu ſingen; aber vernehmlich ward mir kein einziger ihrer Triller, und nur aus dem Violinſpiel, womit der junge Paganini das holde Kind begleitete, errieth ich was ſie ſang und was er ſelber während ihres Singens in der Seele fühlte. O, das waren Melodieen, wie die Nachtigall ſie flötet, in der Abenddämmerung, wenn der Duft der Roſe ihr das ahnende Frühlingsherz mit Sehnſucht berauſcht! O, das war eine ſchmelzende, wollüſtig hinſchmachtende Seligkeit! Das waren Töne die ſich küßten, dann ſchmollend einander flohen, und endlich wieder lachend ſich umſchlangen, und eins wurden, und in trunkener Einheit dahinſtarben. Ja, die Töne trieben ein heiteres Spiel, wie Schmetterlinge, wenn einer dem anderen neckend ausweicht, ſich hinter eine Blume verbirgt, endlich erhaſcht wird, und dann mit dem anderen, leichtſinnig beglückt, im goldnen Sonnenlichte hinaufflattert. Aber eine Spinne, eine Spinne kann ſolchen verliebten Schmetterlingen mal plötzlich ein tragiſches Schickſal bereiten. Ahnte dergleichen das junge Herz? Ein wehmüthig ſeufzender Ton, wie Vorgefühl eines heranſchleichenden Unglücks, glitt leiſe durch die entzückteſten Melodieen, die aus Paganinis Violine hervorſtrahlten ... Seine Augen werden feucht ... Anbetend kniet er nieder vor ſeiner Amata ... Aber ach! indem er ſich beugt, um ihre Füße zu küſſen, erblickt er unter dem Bette einen kleinen Abbate! Ich weiß nicht, was er gegen den armen Menſchen haben mochte, aber

der Genueſer wurde blaß wie der Tod, er erfaßt den Kleinen mit wüthenden Händen, giebt ihm diverſe Ohrfeigen, ſo wie auch eine beträchtliche Anzahl Fußtritte, ſchmeißt ihn gar zur Thür hinaus, zieht alsdann ein langes Stylet aus der Taſche und ſtößt es in die Bruſt der jungen Schönen . . .

In dieſem Augenblick aber erſcholl von allen Seiten: Bravo! Bravo! Hamburgs begeiſterte Männer und Frauen zollten ihren rauſchendſten Beifall dem großen Künſtler, welcher eben die erſte Abtheilung ſeines Conzerts beendigt hatte und ſich mit noch mehr Ecken und Krümmungen als vorher verbeugte. Auf ſeinem Geſichte, wollte mich bedünken, winſelte ebenfalls eine noch flehſamere Demuth als vorher. In ſeinen Augen ſtarrte eine grauenhafte Aengſtlichkeit, wie die eines armen Sünders.

Göttlich! rief mein Nachbar, der Pelzmakler, indem er ſich in den Ohren kratzte, dieſes Stück war allein ſchon zwei Thaler werth.

Als Paganini aufs neue zu ſpielen begann, ward es mir düſter vor den Augen. Die Töne verwandelten ſich nicht in helle Formen und Farben; die Geſtalt des Meiſters umhüllte ſich vielmehr in finſtere Schatten, aus deren Dunkel ſeine Muſik mit den ſchneidendſten Jammertönen hervorklagte. Nur manchmal, wenn eine kleine Lampe, die über ihm hing, ihr kümmerliches Licht auf ihn warf, erblickte ich ſein erbleichtes Antlitz, worauf aber die Jugend noch immer nicht erloſchen war. Sonderbar war ſein Anzug, geſpaltet in zwei Farben, wovon die eine gelb und die andere roth. An den Füßen laſteten ihm ſchwere Ketten. Hinter ihm bewegte ſich ein Geſicht, deſſen Phyſionomie auf eine luſtige Bocksnatur hindeutete, und lange haarigte Hände, die, wie es ſchien, dazu gehörten, ſah ich zuweilen hülfreich in die Saiten der Violine greifen, worauf Paganini ſpielte. Sie führten ihm auch manchmal die Hand womit er den Bogen hielt, und ein meckerndes Beifall-Lachen akkompagnirte dann die Töne, die immer ſchmerzlicher und blutender aus der Violine hervorquollen. Das waren Töne gleich dem Geſang der gefallenen Engel, die mit den Töchtern der Erde gebuhlt hatten, und, aus dem Reiche der Seligen verwieſen, mit ſchamglühenden Geſichtern in die Unterwelt hinabſtiegen. Das waren Töne in deren bodenloſer Untiefe weder Troſt noch Hoffnung glimmte. Wenn die Heiligen im Himmel ſolche Töne hören, erſtirbt das Lob Gottes auf ihren verbleichenden Lippen und ſie verhüllen weinend ihre frommen Häupter! Zuweilen, wenn in die melodiſchen Qualniſſe dieſes Spiels das obligate Bocklachen hineinmeckerte, erblickte ich auch im Hintergrunde eine Menge kleiner Weibsbilder, die boshaft luſtig mit den häßlichen Köpfen nickten und mit den gekreuzten Fingern, in neckender Schadenfreude, ihre Rübchen ſchabten. Aus der Violine drangen alsdann Angſtlaute und ein entſetzliches Seufzen und ein Schluchzen, wie man es noch nie gehört auf Erden, und wie man es vielleicht nie wieder auf Erden hören wird, es ſeie denn im Thale

Josaphat, wenn die kolossalen Posaunen des Gerichts erklingen und die nackten Leichen aus ihren Gräbern hervorkriechen und ihres Schicksals harren . . . Aber der gequälte Violinist that plötzlich einen Strich, einen so wahnsinnig verzweifelten Strich, daß seine Ketten rasselnd entzweisprangen und sein unheimlicher Gehülfe, mitsammt den verhöhnenden Unholden, verschwanden.

In diesem Augenblick sagte mein Nachbar, der Pelzmakler: Schade, Schade, eine Saite ist ihm gesprungen, das kommt von dem beständigen Pizzikati!

War wirklich die Saite auf der Violine gesprungen? Ich weiß nicht. Ich bemerkte nur die Transfiguration der Töne, und da schien mir Paganini und seine Umgebung plötzlich wieder ganz verändert. Jenen konnte ich kaum wiedererkennen in der braunen Mönchstracht, die ihn mehr versteckte als bekleidete. Das verwilderte Antlitz halb verhüllt von der Kapuze, einen Strick um die Hüfte, baarfüßig, eine einsam trotzige Gestalt, stand Paganini auf einem felsigen Vorsprung am Meere und spielte Violine. Es war, wie mich dünkte, die Zeit der Dämmerung, das Abendroth überfloß die weiten Meeresfluten, die immer röther sich färbten und immer feierlicher rauschten, im geheimnißvollsten Einklang mit den Tönen der Violine. Je röther aber das Meer wurde, desto fahler erbleichte der Himmel, und als endlich die wogenden Wasser wie lauter scharlachgrelles Blut aussahen, da ward droben der Himmel ganz gespenstischhell, ganz leichenweiß, und groß und drohend traten daraus hervor die Sterne . . . und diese Sterne waren schwarz, schwarz wie glänzende Steinkohlen. Aber die Töne der Violine wurden immer stürmischer und kecker, in den Augen des entsetzlichen Spielmanns funkelte eine so spöttische Zerstörungslust, und seine dünnen Lippen bewegten sich so grauenhaft hastig, daß es aussah als murmelte er uralt verruchte Zaubersprüche, womit man den Sturm beschwört und jene bösen Geister entfesselt, die in den Abgründen des Meeres gefangen liegen. Manchmal, wenn er, den nackten Arm aus dem weiten Mönchsärmel lang mager hervorstreckend, mit dem Fidelbogen in den Lüften fegte: dann erschien er erst recht wie ein Hexenmeister, der mit dem Zauberstab den Elementen gebietet, und es heulte dann wie wahnsinnig in der Meerestiefe und die entsetzten Blutwellen sprangen dann so gewaltig in die Höhe, daß sie fast die bleiche Himmelsdecke und die schwarzen Sterne dort mit ihrem rothen Schaume bespritzten. Das heulte, das kreischte, das krachte, als ob die Welt in Trümmer zusammenbrechen wollte, und der Mönch strich immer hartnäckiger seine Violine. Er wollte durch die Gewalt seines rasenden Willens die sieben Siegel brechen, womit Salomon die eisernen Töpfe versiegelt, nachdem er darin die überwundenen Dämonen verschlossen. Jene Töpfe hat der weise König ins Meer versenkt, und eben die Stimmen der darin verschlossenen Geister glaubte ich zu vernehmen, während Paganinis Violine ihre zornigsten Baßtöne grollte. Aber endlich glaubte ich gar wie

Jubel der Befreiung zu vernehmen, und aus den rothen Blutwellen sah ich hervortauchen die Häupter der entfesselten Dämonen: Ungethüme von fabelhafter Häßlichkeit, Krokodille mit Fledermausflügeln, Schlangen mit Hirschgeweihen, Affen bemützt mit Trichtermuscheln, Seehunde mit patriarchalisch langen Bärten, Weibergesichter mit Brüsten an der Stelle der Wangen, grüne Kameelsköpfe, Zwittergeschöpfe von unbegreiflicher Zusammensetzung, alle mit kalt klugen Augen hinglotzend und mit langen Floßtatzen hingreifend nach dem fiedelnden Mönche . . . Diesem aber, in dem rasenden Beschwörungseifer, fiel die Kapuze zurück, und die lockigen Haare, im Winde dahinflatternd, umringelten sein Haupt wie schwarze Schlangen.

Diese Erscheinung war so sinneverwirrend, daß ich, um nicht wahnsinnig zu werden, die Ohren mir zuhielt und die Augen schloß. Da war nun der Spuk verschwunden, und als ich wieder aufblickte sah ich den armen Genueser in seiner gewöhnlichen Gestalt, seine gewöhnlichen Complimente schneiden, während das Publikum aufs entzückteste applaudirte.

„Das ist also das berühmte Spiel auf der G-Saite, bemerkte mein Nachbar; ich spiele selber die Violine und weiß was es heißt dieses Instrument so zu bemeistern!“ Zum Glück war die Pause nicht groß, sonst hätte mich der musikalische Pelzkenner gewiß in ein langes Kunstgespräch eingemufft. Paganini setzte wieder ruhig seine Violine ans Kinn und mit dem ersten Strich seines Bogens begann auch wieder die wunderbare Transfigurazion der Töne. Nur gestaltete sie sich nicht mehr so grellfarbig und leiblich bestimmt. Diese Töne entfalteten sich ruhig, majestätisch wogend und anschwellend, wie die eines Orgelchorals in einem Dome; und alles umher hatte sich immer weiter und höher ausgedehnt zu einem kolossalen Raume, wie nicht das körperliche Auge, sondern nur das Auge des Geistes ihn fassen kann. In der Mitte dieses Raumes schwebte eine leuchtende Kugel, worauf riesengroß und stolzerhaben ein Mann stand, der die Violine spielte. Diese Kugel, war sie die Sonne? Ich weiß nicht. Aber in den Zügen des Mannes erkannte ich Paganini, nur idealisch verschönert, himmlisch verklärt, versöhnungsvoll lächelnd. Sein Leib blühte in kräftigster Männlichkeit, ein hellblaues Gewand umschloß die veredelten Glieder, um seine Schulter wallte, in glänzenden Locken, das schwarze Haar; und wie er da fest und sicher stand, ein erhabenes Götterbild, und die Violine strich: da war es als ob die ganze Schöpfung seinen Tönen gehorchte. Er war der Mensch-Planet um den sich das Weltall bewegte, mit gemessener Feierlichkeit und in seligen Rythmen erklingend. Diese großen Lichter, die, so ruhig glänzend um ihn her schwebten, waren es die Sterne des Himmels, und jene tönende Harmonie, die aus ihren Bewegungen entstand, war es der Sphärengesang, wovon Poeten und Seher so viel Verzückendes berichtet haben? Zuweilen, wenn ich angestrengt weit hinausschaute in die

dämmernde Ferne, da glaubte ich lauter weiße wallende Gewänder zu ſehen, worin koloſſale Pilgrime vermummt einherwandelten, mit weißen Stäben in den Händen, und ſonderbar! die goldnen Knöpfe jener Stäbe waren eben jene großen Lichter, die ich für Sterne gehalten hatte. Dieſe Pilgrime zogen, in weiter Kreisbahn, um den großen Spielmann umher, von den Tönen ſeiner Violine erglänzten immer heller die goldnen Knöpfe ihrer Stäbe, und die Choräle, die von ihren Lippen erſchollen und die ich für Sphärengeſang halten konnte, waren eigentlich nur das verhallende Echo jener Violinentöne. Eine unnennbare heilige Inbrunſt wohnte in dieſen Klängen, die manchmal kaum hörbar erzitterten, wie geheimnißvolles Flüſtern auf dem Waſſer, dann wieder ſüßſchauerlich anſchwollen, wie Waldhorntöne im Mondſchein, und dann endlich mit ungezügeltem Jubel dahinbrauſten, als griffen tauſend Barden in die Saiten ihrer Harfen und erhüben ihre Stimmen zu einem Siegeslied. Das waren Klänge, die nie das Ohr hört, ſondern nur das Herz träumen kann, wenn es des Nachts am Herzen der Geliebten ruht. Vielleicht auch begreift ſie das Herz am hellen lichten Tage, wenn es ſich jauchzend verſenkt in die Schönheitslinien und Ovalen eines griechiſchen Kunſtwerks . . . .

„Oder wenn man eine Bouteille Champagner zuviel getrunken hat!“ ließ ſich plötzlich eine lachende Stimme vernehmen, die unſeren Erzähler wie aus einem Traume weckte. Als er ſich umdrehte, erblickte er den Doktor, der, in Begleitung der ſchwarzen Debora, ganz leiſe ins Zimmer getreten war, um ſich zu erkundigen, wie ſeine Medizin auf die Kranke gewirkt habe.

Dieſer Schlaf gefällt mir nicht, ſprach der Doktor, indem er nach dem Sopha zeigte.

Maximilian, welcher, verſunken in den Phantasmen ſeiner eignen Rede, gar nicht gemerkt hatte, daß Maria ſchon lange eingeſchlafen war, biß ſich verdrießlich in die Lippen.

Dieſer Schlaf, fuhr der Doktor fort, verleiht ihrem Antlitz ſchon ganz den Charakter des Todes. Sieht es nicht ſchon aus wie jene weißen Masken, jene Gipsabgüſſe, worin wir die Züge der Verſtorbenen zu bewahren ſuchen?

Ich möchte wohl, flüſterte ihm Maximilian ins Ohr, von dem Geſichte unſerer Freundin einen ſolchen Abguß aufbewahren. Sie wird auch als Leiche noch ſehr ſchön ſein.

Ich rathe ihnen nicht dazu, entgegnete der Doktor. Solche Masken verleiden uns die Erinnerung an unſere Lieben. Wir glauben in dieſem Gipſe ſei noch etwas von ihrem Leben enthalten, und was wir darin aufbewahrt haben, iſt doch ganz eigentlich der Tod ſelbſt. Regelmäßig ſchöne Züge bekommen hier etwas grauenhaft Starres, Verhöhnendes, Fatales, wodurch ſie uns mehr erſchrecken als erfreuen. Wahre Karrikaturen aber ſind die Gipsabgüſſe von Geſichtern, deren Reiz mehr von geiſtiger Art war, deren Züge weniger regel-

mäßig als intereſſant geweſen; denn ſobald die Grazien des Lebens darin erloſchen ſind, werden die wirklichen Abweichungen von den idealen Schönheitslinien nicht mehr durch geiſtige Reize ausgeglichen. Gemeinſam iſt aber allen dieſen Gipsgeſichtern ein gewiſſer räthſelhafter Zug, der uns, bei längerer Betrachtung, aufs unleidlichſte die Seele durchfröſtelt; ſie ſehen alle aus wie Menſchen, die im Begriffe ſind einen ſchweren Gang zu gehen.

Wohin? frug Maximilian, als der Doktor ſeinen Arm ergriff und ihn aus dem Zimmer fortführte.

Zweite Nacht.

Und warum wollen Sie mich noch mit dieſer häßlichen Medizin quälen, da ich ja doch ſo bald ſterbe!

Es war Maria, welche eben, als Maximilian ins Zimmer trat, dieſe Worte geſprochen. Vor ihr ſtand der Arzt, in der einen Hand eine Medizinflaſche, in der anderen einen kleinen Becher, worin ein bräunlicher Saft widerwärtig ſchäumte. Theuerſter Freund, rief er, indem er ſich zu dem Eintretenden wandte. Ihre Anweſenheit iſt mir jetzt ſehr lieb. Suchen Sie doch Signora dahin zu bewegen, daß ſie nur dieſe wenigen Tropfen einſchlürft; ich habe Eile.

Ich bitte Sie, Maria! flüſterte Maximilian mit jener weichen Stimme, die man nicht ſehr oft an ihm bemerkt hat, und die aus einem ſo wunden Herzen zu kommen ſchien, daß die Kranke, ſonderbar gerührt, faſt ihres eigenen Leides vergeſſend, den Becher in die Hand nahm; ehe ſie ihn aber zum Munde führte, ſprach ſie lächelnd: Nicht wahr, zur Belohnung erzählen Sie mir dann auch die Geſchichte von der Laurenzia?

Alles was Sie wünſchen, ſoll geſchehen! nickte Maximilian.

Die blaſſe Frau trank alsbald den Inhalt des Bechers, halb lächelnd, halb ſchaudernd.

Ich habe Eile, ſprach der Arzt, indem er ſeine ſchwarzen Handſchuhe anzog. Legen Sie ſich ruhig nieder, Signora, und bewegen Sie ſich ſo wenig als möglich. Ich habe Eile.

Begleitet von der ſchwarzen Debora, die ihm leuchtete, verließ er das Gemach. — Als nun die beiden Freunde allein waren, ſahen ſie ſich lange ſchweigend an. In beider Seele wurden Gedanken laut, die eins dem andern zu

verhehlen ſuchte. Das Weib aber ergriff plötzlich die Hand des Mannes und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen.

Um Gotteswillen, ſprach Maximilian, bewegen Sie ſich nicht ſo gewaltſam und legen Sie ſich wieder ruhig aufs Sopha.

Als Maria dieſen Wunſch erfüllte, bedeckte er ihre Füße ſehr ſorgſam mit dem Shawl, den er vorher mit ſeinen Lippen berührt hatte. Sie mochte es wohl bemerkt haben, denn ſie zwinkte vergnügt mit den Augen, wie ein glückliches Kind.

War Mademoiſelle Laurence ſehr ſchön?

Wenn Sie mich nie unterbrechen wollen, theure Freundin, und mir angeloben, ganz ſchweigſam und ruhig zuzuhören, ſo will ich alles, was Sie zu wiſſen begehren, umſtändlich berichten.

Dem bejahenden Blicke Marias mit Freundlichkeit zulächelnd, ſetzte ſich Maximilian auf den Seſſel, der vor dem Sopha ſtand und begann folgendermaßen ſeine Erzählung:

Es ſind nun acht Jahre, daß ich nach London reiſte, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol der Teufel das Volk mitſammt ſeiner Sprache! Da nehmen ſie ein Dutzend einſilbiger Worte ins Maul, kauen ſie, knatſchen ſie, ſpucken ſie wieder aus, und das nennen ſie Sprechen. Zum Glück ſind ſie ihrer Natur nach ziemlich ſchweigſam, und obgleich ſie uns immer mit aufgeſperrtem Maule anſehen, ſo verſchonen ſie uns jedoch mit langen Converſazionen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Continente Franzöſiſch gelernt hat. Dieſer will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntniſſe zu üben und überſchüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenſtände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, ſo kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimath oder Dauer unſeres Aufenthalts und mit dieſem unaufhörlichen Inquiriren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete: daß die Engländer ihre franzöſiſche Converſazion auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bei Tiſche, wenn ſie ihre koloſſalen Roſtbeefe tranchiren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen: welch ein Stück wir verlangen? ob ſtark oder ſchwach gebraten? ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde? ob fett oder mager? Dieſe Roſtbeefe und ihre Hammelsbraten ſind aber auch alles, was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſch vor ihren Saucen, die aus ½ Mehl und ½ Butter, oder, je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus ½ Butter und ½ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch jeden vor ihren naiven Gemüſen, die ſie, in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als

die Küche der Engländer sind ihre Toaste und ihre obligaten Standreden, wenn das Tischtuch aufgehoben wird und die Damen sich von der Tafel wegbegeben, und statt ihrer eben so viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden . . . denn durch letztere glauben sie die Abwesenheit des schönen Geschlechtes aufs beste zu ersetzen. Ich sage des schönen Geschlechtes, denn die Engländerinnen verdienen diesen Namen. Es sind schöne, weiße, schlanke Leiber. Nur der allzubreite Raum zwischen der Nase und dem Munde, der bei ihnen ebenso häufig wie bei den englischen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die schönsten Gesichter verleidet. Diese Abweichung von dem Typus des Schönen, wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien sehe, wo ihre kärglich gemessenen Nasen und die breite Fleischfläche, die sich darunter bis zum Maule erstreckt, einen desto schrofferen Contrast bildet mit den Gesichtern der Italiener, deren Züge mehr von antiquer Regelmäßigkeit sind, und deren Nasen, entweder römisch gebogen oder griechisch gesenkt, nicht selten ins Allzulängliche ausarten. Sehr richtig ist die Bemerkung eines deutschen Reisenden, daß die Engländer, wenn sie hier unter den Italienern wandeln, alle wie Statuen aussehen, denen man die Nasenspitze abgeschlagen hat.

Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Contrast, ihre Mängel erst recht hervortreten sehen. Es sind die Götter der Langeweile, die, in blanklakirten Wagen, mit Extrapost durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter sich lassen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Interesse, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholischen Gegenständen. Schon seit drei Wochen sieht man hier auf der Piazza di Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher stundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuschaut, der dort, zu Pferde sitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieses Schauspiel soll den edlen Sohn Albions vielleicht schadlos halten für die Exekuzionen, die er in seinem theueren Vaterlande versäumt . . . Denn nächst Boxen und Hahnenkampf, giebt es für einen Britten keinen köstlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf gestohlen oder eine Handschrift nachgeahmt hat und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang, mit einem Strick um den Hals, ausgestellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit schleudert. Es ist keine Uebertreibung, wenn ich sage, daß Schafdiebstahl und Fälschung in jenem häßlich grausamen Lande gleich dem abscheulichsten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutschande bestraft werden. Ich selber, den ein trister Zufall vorbeiführte, ich sah in London einen Menschen hängen, weil er ein Schaf gestohlen und seitdem verlor ich alle Freude am Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handschrift eines reichen Banquiers nachgeahmt; noch immer sehe ich

die naive Todesangst des armen Paddy, welcher vor den Assisen nicht begreifen konnte, daß man ihn einer nachgeahmten Handschrift wegen so hart bestrafe, ihn, der doch jedem Menschenkind erlaube, seine eigene Handschrift nachzuahmen! Und dieses Volk spricht beständig von Christenthum, und versäumt des Sonntags keine Kirche, und überschwemmt die ganze Welt mit Bibeln.

Ich will es Ihnen gestehen, Maria, wenn mir in England nichts munden wollte, weder Menschen noch Küche, so lag wohl zum Theil der Grund in mir selber. Ich hatte einen guten Vorrath von Mißlaune mit hinübergebracht aus der Heimath, und ich suchte Erheiterung bei einem Volke, das selber nur im Strudel der politischen und merkantilischen Thätigkeit seine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maschinen, die hier überall angewendet werden, und so viele menschliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieses künstliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tausenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die sich fast leidenschaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Bestimmte, das Genaue, das Ausgemessene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängstigte mich nicht minder; denn gleichwie die Maschinen in England uns wie Menschen vorkommen, so erscheinen uns dort die Menschen wie Maschinen. Ja, Holz, Eisen und Messing scheinen dort den Geist des Menschen usurpirt zu haben und vor Geistesfülle fast wahnsinnig geworden zu sein, während der entgeistete Mensch, als ein hohles Gespenst, ganz maschinenmäßig seine Gewohnheitsgeschäfte verrichtet, zur bestimmten Minute Beefsteake frißt, Parlamentsreden hält, seine Nägel bürstet, in die Stage-Coach steigt oder sich aufhängt.

Wie mein Mißbehagen in diesem Lande sich täglich steigerte, können Sie sich wohl vorstellen. Nichts aber gleicht der schwarzen Stimmung, die mich einst befiel, als ich, gegen Abendzeit, auf der Waterloo-Brücke stand und in die Wasser der Themse hineinblickte. Mir war als spiegelte sich darin meine Seele, als schaute sie mir aus dem Wasser entgegen mit allen ihren Wundenmalen . . . Dabei kamen mir die kummervollsten Geschichten ins Gedächtniß . . . Ich dachte an die Rose, die immer mit Essig begossen worden und dadurch ihre süßesten Düfte einbüßte und frühzeitig verwelkte . . . Ich dachte an den verirrten Schmetterling, den ein Naturforscher, der den Montblanc bestieg, dort ganz einsam zwischen den Eiswänden umherflattern sah . . . Ich dachte an die zahme Aeffin, die mit den Menschen so vertraut war, mit ihnen spielte, mit ihnen speiste, aber einst, bei Tische, in dem Braten, der in der Schüssel lag, ihr eignes junges Aeffchen erkannte, es hastig ergriff, damit in den Wald eilte, und sich nie mehr unter ihren Freunden, den Menschen, sehen ließ . . . Ach, mir ward so weh zu Muthe, daß mir gewaltsam die heißen Tropfen aus den Augen stürzten . . . Sie fielen hinab in die Themse, und

ſchwammen fort ins große Meer, das ſchon ſo manche Menſchenthräne verſchluckt hat, ohne es zu merken!

In dieſem Augenblick geſchah es, daß eine ſonderbare Muſik mich aus meinen dunklen Träumen weckte, und als ich mich umſah, bemerkte ich am Ufer einen Haufen Menſchen, die um irgend ein ergötzliches Schauſpiel einen Kreis gebildet zu haben ſchienen. Ich trat näher und erblickte eine Künſtlerfamilie, welche aus folgenden vier Perſonen beſtand:

Erſtens, eine kleine unterſetzte Frau, die ganz ſchwarz gekleidet war, einen ſehr kleinen Kopf und einen mächtig dick hervortretenden Bauch hatte. Ueber dieſen Bauch hing ihr eine ungeheuer große Trommel, worauf ſie ganz unbarmherzig lostrommelte.

Zweitens, ein Zwerg, der wie ein altfranzöſiſcher Marquis ein brodirtes Kleid trug, einen großen gepuderten Kopf, aber übrigens ſehr dünne, winzige Gliedmaßen hatte und hin und hertänzelnd den Triangel ſchlug.

Drittens, ein etwa fünfzehnjähriges junges Mädchen, welches eine kurze, enganliegende Jacke von blaugeſtreifter Seide, und weite, ebenfalls blaugeſtreifte Pantalons trug. Es war eine luftiggebaute, anmuthige Geſtalt. Das Geſicht griechiſch ſchön. Edel grade Naſe, lieblich geſchürzte Lippen, träumeriſch weich gerundetes Kinn, die Farbe ſonnig gelb, die Haare glänzend ſchwarz um die Schläfen gewunden: ſo ſtand ſie, ſchlank und ernſthaft, ja mißlaunig, und ſchaute auf die vierte Perſon der Geſellſchaft, welche eben ihre Kunſtſtücke produzirte.

Dieſe vierte Perſon war ein gelehrter Hund, ein ſehr hoffnungsvoller Pudel, und er hatte eben, zur höchſten Freude des engliſchen Publikums, aus den Holzbuchſtaben, die man ihm vorgelegt, den Namen des Lord Wellington zuſammengeſetzt und ein ſehr ſchmeichelhaftes Beiwort, nemlich Heros, hinzugefügt. Da der Hund, was man ſchon ſeinem geiſtreichen Aeußern anmerken konnte, kein engliſches Vieh war, ſondern, nebſt den drei andern Perſonen, aus Frankreich hinübergekommen: ſo freuten ſich Albions Söhne, daß ihr großer Feldherr wenigſtens bei franzöſiſchen Hunden jene Anerkennung erlangt habe, die ihm von den übrigen Creaturen Frankreichs ſo ſchmählich verſagt wird.

In der That, dieſe Geſellſchaft beſtand aus Franzoſen, und der Zwerg, welcher ſich hiernächſt als Monſieur Türlütü ankündigte, fing an in franzöſiſcher Sprache und mit ſo leidenſchaftlichen Geſten zu bramarbaſiren, daß die armen Engländer, noch weiter als gewöhnlich, ihre Mäuler und Naſen aufſperrten. Manchmal, nach einer langen Phraſe, krähte er wie ein Hahn, und dieſe Kikerikis, ſo wie auch die Namen von vielen Kaiſern, Königen und Fürſten, die er ſeiner Rede einmiſchte, waren wohl das Einzige was die armen Zuſchauer verſtanden. Jene Kaiſer, Könige und Fürſten rühmte er nemlich

als seine Gönner und Freunde. Schon als Knabe von acht Jahren, wie er versicherte, hatte er eine lange Unterredung mit der höchstseligen Majestät Ludwig XVI. welcher auch späterhin, bei wichtigen Gelegenheiten, ihn immer um Rath fragte. Den Stürmen der Revoluzion war er, so wie viele andre, durch die Flucht entgangen, und erst unter dem Kaiserthum war er ins geliebte Vaterland zurückgekehrt, um Theil zu nehmen an dem Ruhm der großen Nazion. Napoleon, sagte er, habe ihn nie geliebt, dagegen von Sr. Heiligkeit dem Papste Pius VII. sei er fast vergöttert worden. Der Kaiser Alexander gab ihm Bonbons, und die Prinzessin Wilhelm von Kiritz nahm ihn immer auf den Schooß. Ja, von Kindheit auf, sagte er, habe er unter lauter Souverainen gelebt, die jetzigen Monarchen seien gleichsam mit ihm aufgewachsen, und er betrachte sie wie Seinesgleichen, und er lege auch jedesmal Trauer an, wenn einer von ihnen das Zeitliche segne. Nach diesen gravitätischen Worten krähte er wie ein Hahn.

Monsieur Türlütü war in der That einer der kuriosesten Zwerge, die ich je gesehen; sein verrunzelt altes Gesicht bildete einen so pützigen Contrast mit seinem kindisch schmalen Leibchen und seine ganze Person kontrastirte wieder so putzig mit den Kunststücken die er produzirte. Er warf sich nemlich in die keckſten Posituren, und mit einem unmenschlich langen Rappiere durchstach er die Luft die Kreuz und die Quer, während er beständig bei seiner Ehre schwur, daß diese Quarte oder jene Terze von niemanden zu pariren sei, daß hingegen seine Parade von keinem sterblichen Menschen durchgeschlagen werden könne, und daß er jeden im Publikum auffordere sich mit ihm in der edlen Fechtkunst zu messen. Nachdem der Zwerg dieses Spiel einige Zeit getrieben und niemanden gefunden hatte, der sich zu einem öffentlichen Zweikampfe mit ihm entschließen wollte, verbeugte er sich mit altfranzösischer Grazie, dankte für den Beifall, den man ihm gespendet, und nahm sich die Freiheit einem hochzuverehrenden Publiko das außerordentlichste Schauspiel anzukündigen, das jemals auf englischem Boden bewundert worden. „Sehen Sie, diese Person" — rief er, nachdem er schmutzige Glacehandschuh angezogen und das junge Mädchen, das zur Gesellschaft gehörte, mit ehrfurchtsvoller Galanterie bis in die Mitte des Kreises geführt — „diese Person ist Mademoiselle Laurence, die einzige Tochter der ehrbaren und christlichen Dame, die sie dort mit der großen Trommel sehen und die jetzt noch Trauer trägt wegen des Verlustes ihres innigstgeliebten Gatten, des größten Bauchredners Europas! Mademoiselle Laurence wird jetzt tanzen! Bewundern Sie jetzt den Tanz von Mademoiselle Laurence!" Nach diesen Worten krähte er wieder wie ein Hahn.

Das junge Mädchen schien weder auf diese Reden, noch auf die Blicke der Zuschauer im mindesten zu achten; verdrießlich in sich selbst versunken harrte sie bis der Zwerg einen großen Teppich ausgebreitet und wieder,

in Begleitung der großen Trommel, seinen Triangel zu spielen begann. Es war eine sonderbare Musik, eine Mischung von täppischer Brummigkeit und wollüstigem Gekitzel, und ich vernahm eine pathetisch närrische, wehmüthig freche, bizarre Melodie, die dennoch von der sonderbarsten Einfachheit. Dieser Musik aber vergaß ich bald, als das junge Mädchen zu tanzen begann.

Tanz und Tänzerin nahmen fast gewaltsam meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Das war nicht das klassische Tanzen, das wir noch in unseren großen Balleten finden, wo, eben so wie in der klassischen Tragödie, nur gespreizte Einheiten und Künstlichkeiten herrschen; das waren nicht jene getanzten Alexandriner, jene deklamatorischen Sprünge, jene antithetischen Entrechats, jene edle Leidenschaft, die so wirbelnd auf einem Fuße herumpirouettirt, daß man nichts sieht als Himmel und Trikot, nichts als Idealität und Lüge! Es ist mir wahrlich nichts so sehr zuwider, wie das Ballet in der großen Oper zu Paris, wo sich die Tradizion jenes klassischen Tanzens am reinsten erhalten hat, während die Franzosen in den übrigen Künsten, in der Poesie, in der Musik, und in der Malerei, das klassische System umgestürzt haben. Es wird ihnen aber schwer werden eine ähnliche Revoluzion in der Tanzkunst zu vollbringen; es sei denn, daß sie hier wieder, wie in ihrer politischen Revoluzion, zum Terrorismus ihre Zuflucht nehmen und den verstockten Tänzern und Tänzerinnen des alten Regimes die Beine guillotiniren. Mademoiselle Laurence war keine große Tänzerin, ihre Fußspitzen waren nicht sehr biegsam, ihre Beine waren nicht geübt zu allen möglichen Verrenkungen, sie verstand nichts von der Tanzkunst wie sie Vestris lehrt, aber sie tanzte wie die Natur den Menschen zu tanzen gebietet: ihr ganzes Wesen war im Einklang mit ihren Pas, nicht bloß ihre Füße, sondern ihr ganzer Leib tanzte, ihr Gesicht tanzte . . . sie wurde manchmal blaß, fast todtenblaß, ihre Augen öffneten sich gespenstisch weit, um ihre Lippen zuckten Begier und Schmerz, und ihre schwarzen Haare, die in glatten Ovalen ihre Schläfen umschlossen, bewegten sich wie zwei flatternde Rabenflügel. Das war in der That kein klassischer Tanz, aber auch kein romantischer Tanz, in dem Sinne wie ein junger Franzose von der Eugene Rendüel'schen Schule sagen würde. Dieser Tanz hatte weder etwas Mittelalterliches, noch etwas Venezianisches, noch etwas Bucklichtes, noch etwas Makabrisches, es war weder Mondschein darin noch Blutschande . . . Es war ein Tanz, welcher nicht durch äußere Bewegungsformen zu amüsiren strebte, sondern die äußeren Bewegungsformen schienen Worte einer besonderen Sprache, die etwas Besonderes sagen wollte. Was aber sagte dieser Tanz? Ich konnte es nicht verstehen, so leidenschaftlich auch diese Sprache sich gebärdete. Ich ahnte nur manchmal, daß von etwas grauenhaft Schmerzlichem die Rede war. Ich der sonst die Signatur aller Erscheinungen so leicht begreift, ich konnte dennoch dieses getanzte Räthsel

nicht lösen, und daß ich immer vergeblich nach dem Sinn desselben tappte, daran war auch wohl die Musik Schuld, die mich gewiß absichtlich auf falsche Fährten leitete, mich listig zu verwirren suchte und mich immer störte. Monsieur Türlütüs Triangel kicherte manchmal so hämisch! Madame Mutter aber schlug auf ihre große Trommel so zornig, daß ihr Gesicht, aus dem Gewölke der schwarzen Mütze, wie ein blutrothes Nordlicht hervorglühte.

Als die Truppe sich wieder entfernt hatte, blieb ich noch lange auf demselben Platze stehen, und dachte drüber nach, was dieser Tanz bedeuten mochte? War es ein südfranzösischer oder spanischer Nazionaltanz? An dergleichen mahnte wohl der Ungestüm, womit die Tänzerin ihr Leibchen hin und her schleuderte, und die Wildheit womit sie manchmal ihr Haupt rückwärts warf, in der frevelhaft kühnen Weise jener Bachantinnen, die wir auf den Reliefs der antiquen Vasen mit Erstaunen betrachten. Ihr Tanz hatte dann etwas trunken Willenloses, etwas finster Unabwendbares, etwas Fatalistisches, sie tanzte dann wie das Schicksal. Oder waren es Fragmente einer uralten verschollenen Pantomime? Oder war es getanzte Privatgeschichte? Manchmal beugte sich das Mädchen zur Erde, wie mit lauerndem Ohre, als hörte sie eine Stimme, die zu ihr heraufspräche . . . sie zitterte dann wie Espenlaub, bog rasch nach einer anderen Seite, entlud sich dort ihrer tollsten, ausgelassensten Sprünge, beugte dann wieder das Ohr zur Erde, horchte noch ängstlicher als zuvor, nickte mit dem Kopfe, ward roth, ward blaß, schauderte, blieb eine Weile kerzengrade stehen, wie erstarrt, und machte endlich eine Bewegung wie jemand der sich die Hände wäscht. War es Blut, was sie so sorgfältig lange, so grauenhaft sorgfältig von ihren Händen abwusch? Sie warf dabei seitwärts einen Blick, der so bittend, so flehend, so seelenschmelzend . . . und dieser Blick fiel zufällig auf mich.

Die ganze folgende Nacht dachte ich an diesen Blick, an diesen Tanz, an das abenteuerliche Akkompagnement; und als ich des anderen Tages, wie gewöhnlich, durch die Straßen von London schlenderte, empfand ich den sehnlichsten Wunsch der hübschen Tänzerin wieder zu begegnen, und ich spitzte immer die Ohren, ob ich nicht irgend eine Trommel- und Triangelmusik hörte. Ich hatte endlich in London etwas gefunden, wofür ich mich interessirte, und ich wanderte nicht mehr zwecklos einher in seinen gähnenden Straßen.

Ich kam eben aus dem Tower und hatte mir dort die Axt, womit Anna Boleyn geköpft worden, genau betrachtet, so wie auch die Diamanten der englischen Krone und die Löwen, als ich auf dem Towerplatze, inmitten eines großen Menschenkreises, wieder Madame Mutter mit der großen Trommel erblickte und Monsieur Türlütü wie einen Hahn krähen hörte. Der gelehrte Hund scharrte wieder das Heldenthum des Lord Wellington zusammen, der Zwerg zeigte wieder seine unparirbaren Terzen und Quarten, und Made-

moiſelle Laurence begann wieder ihren wunderbaren Tanz. Es waren wieder dieſelben räthſelhaften Bewegungen, dieſelbe Sprache die etwas ſagte was ich nicht verſtand, daſſelbe ungeſtüme Zurückwerfen des ſchönen Kopfes, daſſelbe Lauſchen nach der Erde, die Angſt die ſich durch immer tollere Sprünge beſchwichtigen will, und wieder das Horchen mit nach dem Boden geneigtem Ohr, das Zittern, das Erblaſſen, das Erſtarren, dann auch das furchtbar geheimnißvolle Händewaſchen, und endlich der bittende, flehende Seitenblick, der diesmal noch länger auf mir verweilte.

Ja, die Weiber, die jungen Mädchen eben ſo gut wie die Frauen, merken es gleich, ſobald ſie die Aufmerkſamkeit eines Mannes erregen. Obgleich Mademoiſelle Laurence, wenn ſie nicht tanzte, immer regungslos verdrießlich vor ſich hinſah, und während ſie tanzte manchmal nur einen einzigen Blick auf das Publikum warf: ſo war es von jetzt an doch nie mehr bloßer Zufall, daß dieſer Blick immer auf mich fiel, und je öfter ich ſie tanzen ſah, deſto bedeutungsvoller ſtralte er, aber auch deſto unbegreiflicher. Ich war wie verzaubert von dieſem Blicke, und drei Wochen lang, von Morgen bis Abend, trieb ich mich umher in den Straßen von London, überall verweilend, wo Mademoiſelle Laurence tanzte. Trotz des größten Volksgeräuſches, konnte ich ſchon in der weiteſten Entfernung die Töne der Trommel und des Triangels vernehmen, und Monſieur Türlütü, ſobald er mich heraneilen ſah, erhub ſein freundlichſtes Krähen. Ohne daß ich mit ihm, noch mit Mademoiſelle Laurence, noch mit Madame Mutter, noch mit dem gelehrten Hund, jemals ein Wort ſprach, ſo ſchien ich doch am Ende ganz zu ihrer Geſellſchaft zu gehören. Wenn Monſieur Türlütü Geld einſammelte, betrug er ſich immer mit dem feinſten Takt, ſobald er mir nahete, und er ſchaute immer nach einer entgegengeſetzten Seite, wenn ich in ſein dreieckiges Hütchen ein kleines Geldſtück warf. Er beſaß wirklich einen vornehmen Anſtand, er erinnerte an die guten Manieren der Vergangenheit, man konnte es dem kleinen Manne anmerken, daß er mit Monarchen aufgewachſen, und um ſo befremdlicher war es, wenn er zuweilen, ganz und gar ſeiner Würde vergeſſend, wie ein Hahn krähete.

Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, wie ſehr ich verdrießlich wurde, als ich einſt, drei Tage lang vergebens die kleine Geſellſchaft in allen Straßen Londons geſucht, und endlich wohl merkte, daß ſie die Stadt verlaſſen habe. Die lange Weile nahm mich wieder in ihre bleiernen Arme und preßte mir wieder das Herz zuſammen. Ich konnte es endlich nicht länger aushalten, ſagte ein Lebewohl dem Mob, den Blackguards, den Gentlemen und den Faſhionables von England, den vier Ständen des Reichs, und reiſte zurück nach dem civiliſirten feſten Lande, wo ich vor der weißen Schürze des erſten Kochs, dem ich dort begegnete, anbetend niederkniete. Hier konnte ich wieder einmal wie ein vernünftiger Menſch zu Mittag eſſen und an der Gemüthlichkeit uneigen-

nützliger Gesichter meine Seele erquicken. Aber Mademoiselle Laurence konnte ich nimmermehr vergessen, sie tanzte lange Zeit in meinem Gedächtnisse, in einsamen Stunden mußte ich noch oft nachdenken über die räthselhaften Pantomimen des schönen Kindes, besonders über das Lauschen mit nach der Erde gebeugtem Ohre. Es dauerte auch eine gute Weile ehe die abentheuerlichen Triangel- und Trommelmelodien in meiner Erinnerung verhallten.

Und das ist die ganze Geschichte? schrie auf einmal Maria, indem sie sich leidenschaftlich emporrichtete.

Maximilian aber drückte sie wieder sanft nieder, legte bedeutungsvoll den Zeigefinger auf seinen Mund und flüsterte: Still! still! nur kein Wort gesprochen, liegen Sie wieder hübsch ruhig, und ich werde Ihnen den Schwanz der Geschichte erzählen. Nur bei Leibe unterbrechen Sie mich nicht.

Indem er sich noch etwas gemächlicher in seinem Sessel zurücklehnte, fuhr Maximilian folgendermaßen fort in seiner Erzählung:

Fünf Jahre nach diesem Begebniß kam ich zum erstenmale nach Paris, und zwar in einer sehr merkwürdigen Periode. Die Franzosen hatten so eben ihre Juliusrevoluzion aufgeführt, und die ganze Welt applaudirte. Dieses Stück war nicht so gräßlich wie die früheren Tragödien der Republik und des Kaiserreichs. Nur einige tausend Leichen blieben auf dem Schauplatz. Auch waren die politischen Romantiker nicht sehr zufrieden und kündigten ein neues Stück an, worin mehr Blut fließen würde und wo der Henker mehr zu thun bekäme.

Paris ergötzte mich sehr, durch die Heiterkeit, die sich in allen Erscheinungen dort kund giebt und auch auf ganz verdüsterte Gemüther ihren Einfluß ausübt. Sonderbar! Paris ist der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeschichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung sogar in den entferntesten Ländern die Herzen zittern und die Augen naß werden; aber dem Zuschauer dieser großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einst an der Porte-Saint-Martin erging, als ich die Tour-de-Nesle aufführen sah. Ich kam nehmlich hinter eine Dame zu sitzen, die einen Hut von rosarother Gace trug, und dieser Hut war so breit, daß er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, daß ich alles, was dort tragirt wurde, nur durch die rothe Gace dieses Hutes sah, und daß mir also alle Greuel der Tour-de-Nesle im heitersten Rosenlichte erschienen. Ja, es giebt in Paris ein solches Rosenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuschauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuß nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniße, die man im eignen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängstigende Schauer. Die Schmerzen werden sonderbar gesänftigt. In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller als irgend anderswo; es ist in dieser Luft etwas so Großmüthiges, so Mildreiches, so Liebenswürdiges wie im Volke selbst.

Was mir am besten an diesem pariser Volke gefiel, das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquickest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabacksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeschluckt! Wie Rossinische Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft, mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erschrack fast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an deutschflegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthalts in Paris suchte ich vorsätzlich einigemal gestoßen zu werden, blos um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht blos wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen, hatte für mich das französische Volk einen gewissen Anstrich von Vornehmheit. Denn wie Sie wissen, bei uns im Norden, gehört die französische Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Französisch-Sprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine pariser Dame-de-la-halle sprach besser Französisch als eine deutsche Stiftsdame von vier und sechzig Ahnen.

Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen etwas allerliebst Fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer anderen Reminiszenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich, worin ich französisch Lesen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Französisch sprechen hörte, erinnerte ich mich beständig der lafontaineschen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören: jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf, dann das Lamm, oder der Storch, oder die Taube, nicht selten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

He! bon jour, Monsieur le corbeau!
Que vous êtes joli, que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiszenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieses war ja eben jene Welt, die dem seligen Lafontaine die Typen seiner Thierkaraktere geliefert hatte. Die Wintersaison begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin sich jene Welt mehr oder minder lustig herumtreibt. Als das Interessanteste dieser Welt frappirte mich nicht sowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrscht, sondern vielmehr die Verschiedenheit ihrer Bestandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menschen betrachtete, die sich

dort friedlich versammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiquen zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechischer Apollo neben einer chinesischen Pagode, ein mexikanischer Vitzliputzli neben einem gothischen Ecce-homo, egyptische Götzen mit Hundsköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. s. w. Da sah ich alte Mousketairs, die einst mit Maria Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Observanz, die in der Assemblee-Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxemburg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrschende Jesuiten der Restaurazion, kurz lauter abgefärbte, verstümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran niemand mehr glaubt. Die Namen heulen wenn sie sich berühren, aber die Menschen sieht man friedsam und freundlich neben einander stehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiquen des Quai Voltaire. In germanischen Landen, wo die Leidenschaften weniger disciplinirbar sind, wäre ein gesellschaftliches Zusammenleben so heterogener Personen etwas ganz Unmögliches. Auch ist bei uns, im kalten Norden, das Bedürfniß des Sprechens nicht so stark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn sie sich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finsteres Stillschweigen beobachten können. Auch ist in Frankreich die Gefallsucht so groß, daß man eifrig dahin strebt nicht blos den Freunden, sondern auch den Feinden zu gefallen. Da ist ein beständiges Drappiren und Minaudiren und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe die Männer in der Coketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch.

Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen, und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer derselben, und ich verehre sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann das wissen! Wer kann alle Intriguen der Toilette durchschauen, wer kann entziffern ob das ächt ist, was der Tüll verräth, oder ob das falsch ist, was das bauschige Seidenzeug vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen durch die Schale zu dringen und sind wir eben im Begriff den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Gesichter schön? Auch dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in beständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das

andere, und setzt denjenigen in Verlegenheit, der darunter das schönste Gesicht auswählen oder gar das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Caliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und wen sie nicht treffen, diese Augen, den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer, und er ist froh genug sich in sicherer Schußweite zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist ihr Mund groß oder klein? Wer kann wissen wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber wer kann ruhig bei einer Pariserin sein und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel aufs Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmetterling muß man betrachten wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariserin muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo sie mit der Nadel in der Brust befestigt ist, sondern im Salon, bei Soireen und Bällen, wenn sie mit den gestickten Gace- und Seidenflügeln dahinflattert, unter den blitzenden Krystallkronen der Freude! Dann offenbart sich bei ihnen eine hastige Lebenssucht, eine Begier nach süßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch sie fast grauenhaft verschönert werden und einen Reitz gewinnen, der unsere Seele zugleich entzückt und erschüttert. Dieser Durst das Leben zu genießen, als wenn in der nächsten Stunde der Tod sie schon abriefe von der sprudelnden Quelle des Genusses, oder als wenn diese Quelle in der nächsten Stunde schon versiegt sein würde, diese Hast, diese Wuth, dieser Wahnsinn der Pariserinnen, wie er sich besonders auf Bällen zeigt, mahnt mich immer an die Sage von den todten Tänzerinnen, die man bei uns die Willis nennt. Diese sind nämlich junge Bräute, die vor dem Hochzeittage gestorben sind, aber die unbefriedigte Tanzlust so gewaltig im Herzen bewahrt haben, daß sie nächtlich aus ihren Gräbern hervorsteigen, sich schaarenweis an den Landstraßen versammeln, und sich dort, während der Mitternachtsstunde, den wildesten Tänzen überlassen. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkränze auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den bleichen Händen, schauerlich lachend, unwiderstehlich schön, tanzen die Willis im Mondschein, und sie tanzen immer um so todsüchtiger und ungestümer, je mehr sie fühlen, daß die vergönnte Tanzstunde zu Ende rinnt, und sie wieder hinabsteigen müssen in die Eiskälte des Grabes.

Es war auf einer Soiree in der Chaussee d'Antin, wo mir diese Betrachtung recht tief die Seele bewegte. Es war eine glänzende Soiree, und

nichts fehlte an den herkömmlichen Ingredienzien des gesellschaftlichen Vergnügens: genug Licht um beleuchtet zu werden, genug Spiegel um sich betrachten zu können, genug Menschen um sich heiß zu drängen, genug Zuckerwasser und Eis um sich abzukühlen. Man begann mit Musik. Franz Liszt hatte sich ans Fortepiano drängen lassen, strich seine Haare aufwärts über die geniale Stirne, und lieferte eine seiner brillantesten Schlachten. Die Tasten schienen zu bluten. Wenn ich nicht irre, spielte er eine Passage aus den Palingenesieen von Ballanche, dessen Ideen er in Musik übersetzte, was sehr nützlich für diejenigen, welche die Werke dieses berühmten Schriftstellers nicht im Originale lesen können. Nachher spielte er den Gang nach der Hinrichtung, la marche au supplice, von Berlioz, das treffliche Stück, welches dieser junge Musiker, wenn ich nicht irre, am Morgen seines Hochzeitstages komponirt hat. Im ganzen Saale erblassende Gesichter, wogende Busen, leises Athmen während den Pausen, endlich tobender Beifall. Die Weiber sind immer wie berauscht, wenn Liszt ihnen etwas vorgespielt hat. Mit tollerer Freude überließen sie sich jetzt dem Tanz, die Willis des Salon, und ich hatte Mühe mich aus dem Getümmel in ein Nebenzimmer zu retten. Hier wurde gespielt und auf großen Sesseln ruheten einige Damen, die den Spielenden zuschauten, oder sich wenigstens das Ansehen gaben, als interessirten sie sich für das Spiel. Als ich einer dieser Damen vorbeistreifte und ihre Robe meinen Arm berührte, fühlte ich von der Hand bis hinauf zur Schulter ein leises Zucken, wie von einem sehr schwachen elektrischen Schlage. Ein solcher Schlag durchfuhr aber mit der größten Stärke mein ganzes Herz, als ich das Antlitz der Dame betrachtete. Ist sie es oder ist sie es nicht? Es war dasselbe Gesicht, das an Form und sonniger Färbung einer Antique glich; nur war es nicht mehr so marmorrein und marmorglatt wie ehemals. Dem geschärften Blicke waren auf Stirn und Wange einige kleine Brüche, vielleicht Pockennarben, bemerkbar, die hier ganz an jene feinen Witterungsflecken mahnten, wie man sie auf dem Gesichte von Statuen, die einige Zeit dem Regen ausgesetzt standen, zu finden pflegt. Es waren auch dieselben schwarzen Haare, die in glatten Ovalen, wie Rabenflügel, die Schläfen bedeckten. Als aber ihr Auge dem meinigen begegnete, und zwar mit jenem wohlbekannten Seitenblick, dessen rascher Blitz mir immer so räthselhaft durch die Seele schoß, da zweifelte ich nicht länger: es war Mademoiselle Laurence.

Vornehm hingestreckt in ihrem Sessel, in der einen Hand einen Blumenstrauß, mit der andern gestützt auf der Armlehne, saß Mademoiselle Laurence unfern eines Spieltisches und schien dort dem Wurf der Karten ihre ganze Aufmerksamkeit zu widmen. Vornehm und zierlich war ihr Anzug, aber dennoch ganz einfach, von weißem Atlas. Außer Armbändern und Brustnadeln von Perlen trug sie keinen Schmuck. Eine Fülle von Spitzen bedeckte

den jugendlichen Busen, bedeckte ihn fast puritanisch bis am Halse, und in dieser Einfachheit und Zucht der Bekleidung, bildete sie einen rührend lieblichen Contrast mit einigen älteren Damen, die, buntgeputzt und diamantenblitzend, neben ihr saßen und die Ruinen ihrer ehemaligen Herrlichkeit, die Stelle, wo einst Troya stand, melancholisch nackt zur Schau trugen. Sie sah noch immer wunderschön und entzückend verdrießlich aus, und es zog mich unwiderstehbar zu ihr hin, und endlich stand ich hinter ihrem Sessel, brennend vor Begierde mit ihr zu sprechen, jedoch zurückgehalten von zagender Delikatesse.

Ich mochte wohl schon einige Zeit schweigend hinter ihr gestanden haben, als sie plötzlich aus ihrem Bouquet eine Blume zog, und ohne sich nach mir umzusehen, über ihre Schulter hinweg, mir diese Blume hinreichte. Sonderbar war der Duft dieser Blume und er übte auf mich eine eigenthümliche Verzauberung. Ich fühlte mich entrückt aller gesellschaftlichen Förmlichkeit, und mir war wie in einem Traume, wo man allerlei thut und spricht, worüber man sich selber wundert und wo unsere Worte einen gar kindisch traulichen und einfachen Charakter tragen. Ruhig gleichgültig, nachlässig, wie man es bei alten Freunden zu thun pflegt, beugte ich mich über die Lehne des Sessels, und flüsterte der jungen Dame in's Ohr:

Mademoiselle Laurence, wo ist denn die Mutter mit der Trommel?

„Sie ist todt," antwortete sie, in demselben Tone, eben so ruhig, gleichgültig, nachlässig.

Nach einer kurzen Pause beugte ich mich wieder über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiselle Laurence, wo ist denn der gelehrte Hund?

„Er ist fortgelaufen in die weite Welt!" antwortete sie wieder in demselben ruhigen, gleichgültigen, nachlässigen Tone.

Und wieder nach einer kurzen Pause, beugte ich mich über die Lehne des Sessels und flüsterte der jungen Dame ins Ohr: Mademoiselle Laurence, wo ist denn Monsieur Türlütü, der Zwerg?

„Er ist bei den Riesen auf dem Boulevard du Temple" antwortete sie. Sie hatte aber kaum diese Worte gesprochen, und zwar wieder in demselben ruhigen, gleichgültigen, nachlässigen Tone, als ein ernster alter Mann, von hoher militärischer Gestalt, zu ihr hintrat und ihr meldete, daß ihr Wagen vorgefahren sei. Langsam von ihrem Sitze sich erhebend hing sie sich jenem an den Arm, und ohne auch nur einen Blick auf mich zurückzuwerfen, verließ sie mit ihm die Gesellschaft.

Als ich die Dame des Hauses, die den ganzen Abend am Eingange des Hauptsaales stand und den Ankommenden und Fortgehenden ihr Lächeln präsentirte, um den Namen der jungen Person befragte, die so eben mit dem alten Manne fortgegangen, lachte sie mir heiter ins Gesicht und rief: „Mein

Gott! wer kann alle Menschen kennen! ich kenne sie eben so wenig . . ." Sie stockte, denn sie wollte gewiß sagen, eben so wenig wie mich selber, den sie ebenfalls an jenem Abende zum erstenmale gesehen. Vielleicht, bemerkte ich ihr, kann mir Ihr Herr Gemahl einige Auskunft geben; wo finde ich ihn?

„Auf der Jagd bei Saint-Germain," antwortete die Dame mit noch stärkerem Lachen, „er ist heute in der Frühe abgereist und kehrt erst morgen Abend zurück . . . Aber warten Sie, ich kenne jemanden, der mit der Dame wonach Sie sich erkundigen viel gesprochen hat; ich weiß nicht seinen Namen, aber Sie können ihn leicht erfragen, wenn Sie sich nach dem jungen Menschen erkundigen, dem Herr Casimir Perrier einen Fußtritt gegeben hat, ich weiß nicht wo."

So schwer es auch ist, einen Menschen daran zu erkennen, daß er vom Minister einen Fußtritt erhalten, so hatte ich doch meinen Mann bald ausfindig gemacht, und ich verlangte von ihm nähere Aufklärung über das sonderbare Geschöpf, das mich so sehr interessirte und das ich ihm deutlich genug zu bezeichnen wußte. „Ja, sagte der junge Mensch, ich kenne sie ganz genau, ich habe auf mehren Soireen mit ihr gesprochen" — und er wiederholte mir eine Menge nichtssagender Dinge, womit er sie unterhalten. Was ihm besonders aufgefallen, war ihr ernsthafter Blick, jedesmal wenn er ihr eine Artigkeit sagte. Auch wunderte er sich nicht wenig, daß sie seine Einladung zu einer Contredance immer abgelehnt, und zwar mit der Versicherung: sie verstünde nicht zu tanzen. Namen und Verhältnisse kannte er nicht. Und niemand, so viel ich mich auch erkundigte, wußte mir hierüber etwas Näheres mitzutheilen. Vergebens rann ich durch alle möglichen Soireen, nirgends konnte ich Mademoiselle Laurence wiederfinden.

Und das ist die ganze Geschichte? — rief Maria, indem sie sich langsam umdrehte und schläfrig gähnte — das ist die ganze merkwürdige Geschichte? Und Sie haben weder Mademoiselle Laurence, noch die Mutter mit der Trommel, noch den Zwerg Türlütü, und auch nicht den gelehrten Hund jemals wiedergesehen?

Bleiben Sie ruhig liegen, versetzte Maximilian. Ich habe sie alle wiedergesehen, sogar den gelehrten Hund. Er befand sich freilich in einer sehr schlimmen Noth, der arme Schelm, als ich ihm zu Paris begegnete. Es war im Quartier Latin. Ich kam eben der Sorbonne vorbei, und aus den Pforten derselben stürzte ein Hund, und hinter ihm drein, mit Stöcken, ein Dutzend Studenten, zu denen sich bald zwei Dutzend alte Weiber gesellen, die alle im Chorus schreien: der Hund ist toll! Fast menschlich sah das unglückliche Thier aus in seiner Todesangst, wie Thränen floß das Wasser aus seinen Augen, und als er keuchend an mir vorbei rann und sein feuchter Blick an mich hinstreifte, erkannte ich meinen alten Freund, den gelehrten Hund, den

Lobredner von Lord Wellington, der einst das Volk von England mit Bewunderung erfüllt. War er vielleicht wirklich toll? War er vielleicht vor lauter Gelehrsamkeit übergeschnappt, als er im Quartier Latin seine Studien fortsetzte? Oder hatte er vielleicht in der Sorbonne, durch leises Scharren und Knurren, seine Mißbilligung zu erkennen gegeben, über die pausbäckigen Charlatanerien irgend eines Professors, der sich seines ungünstigen Zuhörers dadurch zu entledigen suchte, daß er ihn für toll erklärte? Und ach! die Jugend untersucht nicht lange, ob es verletzter Gelehrtendünkel oder gar Brodneid war, welcher zuerst ausrief: der Hund ist toll! und sie schlägt zu mit ihren gedankenlosen Stöcken, und auch die alten Weiber sind dann bereit mit ihrem Geheule und sie überschreien die Stimme der Unschuld und der Vernunft. Mein armer Freund mußte unterliegen, vor meinen Augen wurde er erbärmlich todtgeschlagen, verhöhnt, und endlich auf einen Misthaufen geworfen! Armer Märtyrer der Gelehrsamkeit!

Nicht viel heiterer war der Zustand des Zwergs, Monsieur Türlütü, als ich ihn auf dem Boulevard du Temple wiederfand. Mademoiselle Laurence hatte mir zwar gesagt, er habe sich dorthin begeben, aber sei es, daß ich nicht daran dachte ihn im Ernste dort zu suchen, oder daß das Menschengewühl mich dort daran verhinderte, genug, erst spät bemerkte ich die Boutique, wo die Riesen zu sehen sind. Als ich hineintrat fand ich zwei lange Schlingel, die müßig auf der Pritsche lagen und rasch aufsprangen und sich in Riesenpositur vor mich hinstellten. Sie waren wahrhaftig nicht so groß, wie sie auf ihrem Aushängezettel prahlten. Es waren zwei lange Schlingel, welche in Rosatrikot gekleidet gingen, sehr schwarze, vielleicht falsche Backenbärte trugen und ausgehöhlte Holzkeulen über ihre Köpfe schwangen. Als ich sie nach dem Zwerg befragte, wovon ihr Aushängezettel ebenfalls Meldung thue, erwiederten sie, daß er seit vier Wochen, wegen seiner zunehmenden Unpäßlichkeit, nicht mehr gezeigt werde, daß ich ihn aber dennoch sehen könne, wenn ich das doppelte Entrée-Geld bezahlen wolle. Wie gern bezahlt man, um einen Freund wieder zu sehen, das doppelte Entrée-Geld! Und ach! es war ein Freund, den ich auf dem Sterbebette fand. Dieses Sterbebett war eigentlich eine Kinderwiege, und darin lag der arme Zwerg mit seinem gelb verschrumpften Greisengesicht. Ein etwa vierjähriges kleines Mädchen saß neben ihm und bewegte mit dem Fuße die Wiege und sang in lachend schäkkerndem Tone:

Schlaf, Türlütüchen, schlafe!

Als der Kleine mich erblickte, öffnete er so weit als möglich seine gläsern blassen Augen und ein wehmüthiges Lächeln zuckte um seine weißen Lippen; er schien mich gleich wieder zu erkennen, reichte mir sein vertrocknetes Händchen und röchelte leise: alter Freund!

Es war in der That ein betrübsamer Zustand worin ich den Mann fand, der schon im achten Jahre mit Ludwig XVI. eine lange Unterredung gehalten, den der Zaar Alexander mit Bonbons gefüttert, den die Prinzessin von Kiritz auf dem Schooße getragen, den der Papst vergöttert und den Napoleon nie geliebt hatte! Dieser letztere Umstand bekümmerte den Unglücklichen noch auf seinem Todtbette, oder wie gesagt in seiner Todeswiege, und er weinte über das tragische Schicksal des großen Kaisers, der ihn nie geliebt, der aber in einem so kläglichen Zustand auf Sankt Helena geendet — „ganz wie ich jetzt endige, setzte er hinzu, einsam, verkannt, verlassen von allen Königen und Fürsten, ein Hohnbild ehemaliger Herrlichkeit!"

Obgleich ich nicht recht begriff, wie ein Zwerg, der unter Riesen stirbt, sich mit dem Riesen, der unter Zwergen gestorben, vergleichen konnte, so rührten mich doch die Worte des armen Türlütü und gar sein verlassener Zustand in der Sterbestunde. Ich konnte nicht umhin meine Verwunderung zu bezeugen, daß Mademoiselle Laurence, die jetzt so vornehm geworden, sich nicht um ihn bekümmere. Kaum hatte ich aber diesen Namen genannt, so bekam der Zwerg in der Wiege die furchtbarsten Krämpfe und mit seinen weißen Lippen wimmerte er: „Undankbares Kind! das ich auferzogen, das ich zu meiner Gattin erheben wollte, dem ich gelehrt, wie man sich unter den Großen dieser Welt bewegen und gebährden muß, wie man lächelt, wie man sich bei Hof verbeugt, wie man repräsentirt . . . du hast meinen Unterricht gut benutzt, und bist jetzt eine große Dame, und hast jetzt eine Kutsche, und Lakaien, und viel Geld, und viel Stolz, und kein Herz. Du läßt mich hier sterben, einsam und elend sterben, wie Napoleon auf Sankt Helena! O Napoleon, du hast mich nie geliebt . . ." Was er hinzusetzte konnte ich nicht verstehen. Er hob sein Haupt, machte einige Bewegungen mit der Hand, als ob er gegen jemanden fechte, vielleicht gegen den Tod. Aber der Sense dieses Gegners widersteht kein Mensch, weder ein Napoleon noch ein Türlütü. Hier hilft keine Parade. Matt, wie überwunden, ließ der Zwerg sein Haupt wieder sinken, sah mich lange an mit einem unbeschreibbar geisterhaften Blick, krähte plötzlich wie ein Hahn, und verschied.

Dieser Todesfall betrübte mich um so mehr, da mir der Verstorbene keine nähere Auskunft über Mademoiselle Laurence gegeben hatte. Wo sollte ich sie jetzt wiederfinden? Ich war weder verliebt in sie, noch fühlte ich sonstig große Zuneigung zu ihr, und doch stachelte mich eine geheimnißvolle Begier, sie überall zu suchen; wenn ich in irgend einen Salon getreten, und die Gesellschaft gemustert, und das wohlbekannte Gesicht nicht fand, dann verlor ich bald alle Ruhe und es trieb mich wieder von hinnen. Ueber dieses Gefühl nachdenkend stand ich einst, um Mitternacht, an einem entlegenen Eingang der großen Oper, auf einen Wagen wartend, und sehr verdrießlich wartend, da es

eben stark regnete. Aber es kam kein Wagen, oder vielleicht es kamen nur Wagen, welche anderen Leuten gehörten, die sich vergnügt hineinsetzten, und es wurde allmählig sehr einsam um mich her. „So müssen Sie denn mit mir fahren," sprach endlich eine Dame, die, tief verhüllt in ihrer schwarzen Mantille, ebenfalls harrend einige Zeit neben mir gestanden, und jetzt im Begriffe war, in einen Wagen zu steigen. Die Stimme zuckte mir durchs Herz, der wohlbekannte Seitenblick übte wieder seinen Zauber, und ich war wieder wie im Traume, als ich mich neben Mademoiselle Laurence in einem weichen warmen Wagen befand. Wir sprachen kein Wort, hätten auch einander nicht verstehen können, da der Wagen mit dröhnendem Geräusche durch die Straßen von Paris dahinrasselte, sehr lange, bis er endlich vor einem großen Thorweg stille hielt.

Bedienten in brillianter Livree leuchteten uns die Treppe hinauf und durch eine Reihe Gemächer. Eine Kammerfrau, die mit schläfrigem Gesichte uns entgegen kam, stotterte unter vielen Entschuldigungen, daß nur im rothen Zimmer eingeheitzt sei. Indem sie der Frau einen Wink gab, sich zu entfernen, sprach Laurence mit Lachen: „der Zufall führt Sie heute weit, nur in meinem Schlafzimmer ist eingeheitzt . . ."

In diesem Schlafzimmer, worin wir uns bald allein befanden, loderte ein sehr gutes Kaminfeuer, welches um so ersprießlicher, da das Zimmer ungeheuer groß und hoch war. Dieses große Schlafzimmer, dem vielmehr der Name Schlafsaal gebührte, hatte auch etwas sonderbar Oedes. Möbel und Dekorazion, alles trug dort das Gepräge einer Zeit, deren Glanz uns jetzt so bestäubt und deren Erhabenheit uns jetzt so nüchtern erscheint, daß ihre Reliquien bei uns ein gewisses Unbehagen, wo nicht gar ein geheimes Lächeln erregen. Ich spreche nämlich von der Zeit der Empires, von der Zeit der goldnen Adler, der hochfliegenden Federbüsche, der griechischen Coeffüren, der Gloire, der militärischen Messen, der offiziellen Unsterblichkeit, die der Moniteur dekretirte, des Kontinentalkaffees, welchen man aus Cigorien verfertigte, und des schlechten Zuckers, den man aus Runkelrüben fabrizirte und der Prinzen und Herzöge, die man aus gar nichts machte. Sie hatte aber immer ihren Reiz, diese Zeit des pathetischen Materialismus . . . Talma deklamirte, Gros malte, die Bigotini tanzte, Maury predigte, Rovigo hatte die Polizei, der Kaiser las den Ossian, Pauline Borgese ließ sich mouliren als Venus, und zwar ganz nackt, denn das Zimmer war gut geheitzt, wie das Schlafzimmer worin ich mich mit Mademoiselle Laurence befand.

Wir saßen am Kamin, vertraulich schwatzend, und seufzend erzählte sie mir, daß sie verheirathet sei, an einen bonapartischen Helden, der sie alle Abende, vor dem Zubettegehn, mit der Schilderung einer seiner Schlachten erquicke; er habe ihr vor einigen Tagen, ehe er abgereist, die Schlacht bei Jena geliefert;

er sei sehr kränklich und werde schwerlich den russischen Feldzug überleben. Als ich sie frug, wie lange ihr Vater todt sei? lachte sie und gestand, daß sie nie einen Vater gekannt habe, und daß ihre sogenannte Mutter niemals verheirathet gewesen sei.

Nicht verheirathet, rief ich, ich habe sie ja selber zu London, wegen des Todes ihres Mannes, in tiefster Trauer gesehen?

„O, erwiederte Laurence, sie hat während zwölf Jahren sich immer schwarz gekleidet, um bei den Leuten Mitleid zu erregen, als unglückliche Wittwe, nebenbei auch um irgend einen heirathslustigen Gimpel anzulocken, und sie hoffte unter schwarzer Flagge desto schneller in den Hafen der Ehe zu gelangen. Aber nur der Tod erbarmte sich ihrer, und sie starb an einem Blutsturz. Ich habe sie nie geliebt, denn sie hat mir immer viel Schläge und wenig zu essen gegeben. Ich wäre verhungert, wenn mir nicht manchmal Monsieur Türlütü ein Stückchen Brod ins Geheim zusteckte; aber der Zwerg verlangte dafür, daß ich ihn heirathe, und als seine Hoffnungen scheiterten, verband er sich mit meiner Mutter, ich sage Mutter aus Gewohnheit, und beide quälten mich gemeinschaftlich. Da sagten sie immer, ich sei ein überflüssiges Geschöpf, der gelehrte Hund sei tausendmal mehr werth als ich mit meinem schlechten Tanzen. Und sie lobten dann den Hund auf meine Kosten, rühmten ihn bis in den Himmel, streichelten ihn, fütterten ihn mit Kuchen, und warfen mir die Krumen zu. Der Hund, sagten sie, sei ihre beste Stütze, er entzücke das Publikum, das sich für mich nicht im mindesten interessire, der Hund müsse mich ernähren mit seiner Arbeit, ich fräße das Gnadenbrod des Hundes. Der verdammte Hund!"

O, verwünschen Sie ihn nicht mehr, unterbrach ich die Zürnende, er ist jetzt todt, ich habe ihn sterben sehen . . .

„Ist die Bestie verreckt?" rief Laurence indem sie aufsprang, erröthende Freude im ganzen Gesichte.

Und auch der Zwerg ist todt, setzte ich hinzu.

„Monsieur Türlütü?" rief Laurence, ebenfalls mit Freude. Aber diese Freude schwand allmählig aus ihrem Gesichte, und mit einem milderen, fast wehmüthigen Tone, sprach sie endlich: „Armer Türlütü!"

Als ich ihr nicht verhehlte, daß sich der Zwerg in seiner Sterbestunde sehr bitter über sie beklagt, gerieth sie in die leidenschaftlichste Bewegung, und versicherte mir unter vielen Betheurungen, daß sie die Absicht hatte den Zwerg aufs Beste zu versorgen, daß sie ihm ein Jahrgehalt angeboten, wenn er still und bescheiden irgendwo in der Provinz leben wolle. „Aber ehrgeizig wie er ist, fuhr Laurence fort, verlangte er in Paris zu bleiben und sogar in meinem Hotel zu wohnen; er könne alsdann, meinte er, durch meine Vermittlung, seine ehemaligen Verbindungen im Faubourg Saint-Germain wieder an-

knüpfen, und seine frühere glänzende Stellung wieder einnehmen. Als ich ihm dieses rund abschlug, ließ er mir sagen, ich sei ein verfluchtes Gespenst, ein Vampyr, ein Todtenkind . . .“

Laurence hielt plötzlich inne, schauderte heftig zusammen und seufzte endlich aus tiefster Brust: „Ach, ich wollte, sie hätten mich bei meiner Mutter im Grabe gelassen!“ Als ich in sie drang, mir diese geheimnißvollen Worte zu erklären, ergoß sich ein Strom von Thränen aus ihren Augen, und schluchzend gestand sie mir, daß die schwarze Trommelfrau, die sich für ihre Mutter ausgegeben, ihr einst selbst erklärt habe, das Gerücht, womit man sich über ihre Geburt herumtrage, sei kein bloßes Mährchen. „In der Stadt nämlich, wo wir wohnten,“ fuhr Laurence fort, „hieß man mich immer: das Todtenkind! Die alten Spinnweiber behaupteten, ich sei eigentlich die Tochter eines dortigen Grafen, der seine Frau beständig mißhandelte und als sie starb sehr prachtvoll begraben ließ; sie sei aber hochschwanger und nur scheintodt gewesen, und als einige Kirchhofsdiebe, um die reichgeschmückte Leiche zu bestehlen, ihr Grab öffneten, hätten sie die Gräfin ganz lebendig und in Kindesnöthen gefunden; und als sie nach der Entbindung gleich verschied, hätten die Diebe sie wieder ruhig ins Grab gelegt und das Kind mitgenommen und ihrer Hehlerin, der Geliebten des großen Bauchredners, zur Erziehung übergeben. Dieses arme Kind, das begraben gewesen noch ehe es geboren worden, nannte man nun überall: das Todtenkind . . . Ach! Sie begreifen nicht, wie viel Kummer ich schon als kleines Mädchen empfand, wenn man mich bei diesem Namen nannte. Als der große Bauchredner noch lebte und nicht selten mit mir unzufrieden war, rief er immer: verwünschtes Todtenkind, ich wollt' ich hätte dich nie aus dem Grabe geholt! Ein geschickter Bauchredner wie er war, konnte er seine Stimme so moduliren, daß man glauben mußte, sie käme aus der Erde hervor, und er machte mir dann weiß, das sei die Stimme meiner verstorbenen Mutter, die mir ihre Schicksale erzähle. Er konnte sie wohl kennen, diese furchtbaren Schicksale, denn er war einst Kammerdiener des Grafen. Sein grausames Vergnügen war es, wenn ich armes kleines Mädchen über die Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, das furchtbarste Entsetzen empfand. Diese Worte, die aus der Erde hervorzusteigen schienen, meldeten gar schreckliche Geschichten, Geschichten, die ich in ihrem Zusammenhang nie begriff, die ich auch späterhin allmählich vergaß, die mir aber, wenn ich tanzte, recht lebendig wieder in den Sinn kamen. Ja, wenn ich tanzte, ergriff mich immer eine sonderbare Erinnerung, ich vergaß meiner selbst und kam mir vor, als sei ich eine ganz andere Person, und als quälten mich alle Qualen und Geheimnisse dieser Person . . . und sobald ich aufhörte zu tanzen, erlosch wieder alles in meinem Gedächtniß.“

Während Laurence dieses sprach, langsam und wie fragend, stand sie vor

mir am Kamine, worin das Feuer immer angenehmer loderte, und ich saß in dem Lehnsessel, welcher wahrscheinlich der Sitz ihres Gatten, wenn er des Abends vor Schlafengehn seine Schlachten erzählte. Laurence sah mich an mit ihren großen Augen, als früge sie mich um Rath; sie wiegte ihren Kopf so wehmüthig sinnend; sie flößte mir ein so edles, süßes Mitleid ein; sie war so schlank, so jung, so schön, diese Lilie, die aus dem Grabe gewachsen, diese Tochter des Todes, dieses Gespenst mit dem Gesichte eines Engels und dem Leib einer Bajadere! Ich weiß nicht wie es kam, es war vielleicht die Influenz des Sessels, worauf ich saß, aber mir ward plötzlich zu Sinne, als sei ich der alte General, der gestern auf dieser Stelle die Schlacht bei Jena geschildert, als müsse ich fortfahren in meiner Erzählung, und ich sprach: Nach der Schlacht bei Jena ergaben sich binnen wenigen Wochen, fast ohne Schwertstreich, alle preußischen Festungen. Zuerst ergab sich Magdeburg; es war die stärkste Festung und sie hatte dreihundert Kanonen. Ist das nicht schmählich?

Mademoiselle Laurence aber ließ mich nicht weiter reden, alle trübe Stimmung war von ihrem schönen Antlitz verflogen, sie lachte wie ein Kind und rief: „Ja, das ist schmählich, mehr als schmählich! Wenn ich eine Festung wäre und dreihundert Kanonen hätte, würde ich mich nimmermehr ergeben!"

Da nun Mademoiselle Laurence keine Festung war und keine dreihundert Kanonen hatte . . .

Bei diesen Worten hielt Maximilian plötzlich ein in seiner Erzählung, und nach einer kurzen Pause frug er leise: Schlafen Sie Maria?

Ich schlafe, antwortete Maria.

Desto besser, sprach Maximilian mit einem feinen Lächeln, ich brauche also nicht zu fürchten, daß ich Sie langweile, wenn ich die Möbel des Zimmers, worin ich mich befand, etwas ausführlich beschreibe.

Vergessen Sie nur nicht das Bett, theurer Freund!

Es war in der That, erwiederte Maximilian, ein sehr prachtvolles Bett. Die Füße, wie bei allen Betten des Empires, bestanden aus Karyatiden und Sphinxen, es strahlte von reichen Vergoldungen, namentlich von goldenen Adlern, die sich wie Turteltauben schnäbelten, vielleicht ein Sinnbild der Liebe unter dem Empire. Die Vorhänge des Bettes waren von rother Seide, und da die Flammen des Kamines sehr stark hindurchschienen, so befand ich mich mit Laurence in einer ganz feuerrothen Beleuchtung, und ich kam mir vor wie der Gott Pluto, der, von Höllengluthen umlodert, die schlafende Proserpine in seinen Armen hält. Sie schlief, und ich betrachtete in diesem Zustand ihr holdes Gesicht und suchte in ihren Zügen ein Verständniß jener Sympathie, die meine Seele für sie empfand. Was bedeutet dieses Weib? Welcher Sinn lauert unter der Symbolik dieser schönen Formen?

Aber ist es nicht Thorheit, den inneren Sinn einer fremden Erscheinung ergründen zu wollen, während wir nicht einmal das Räthsel unserer eigenen Seele zu lösen vermögen! Wissen wir doch nicht einmal genau, ob die fremden Erscheinungen wirklich existiren! Können wir doch manchmal die Realität nicht von bloßen Traumgesichtern unterscheiden! War es ein Gebilde meiner Phantasie, oder war es entsetzliche Wirklichkeit, was ich in jener Nacht hörte und sah? Ich weiß es nicht. Ich erinnnre mich nur, daß, während die wildesten Gedanken durch mein Herz flutheten, ein seltsames Geräusch mir ans Ohr drang. Es war eine verrückte Melodie, sonderbar leise. Sie kam mir ganz bekannt vor, und endlich unterschied ich die Töne eines Triangels und einer Trommel. Diese Musik, schwirrend und summend, schien aus weiter Ferne zu erklingen, und dennoch, als ich aufblickte, sah ich nahe vor mir, mitten im Zimmer, ein wohlbekanntes Schauspiel: Es war Monsieur Türlütü der Zwerg, welcher den Triangel spielte, und Madame Mutter, welche die große Trommel schlug, während der gelehrte Hund am Boden herumscharrte, als suchte er wieder seine hölzernen Buchstaben zusammen. Der Hund schien nur mühsam sich zu bewegen und sein Fell war von Blut befleckt. Madame Mutter trug noch immer ihre schwarze Trauerkleidung, aber ihr Bauch war nicht mehr so spaßhaft hervortretend, sondern vielmehr widerwärtig herabhängend; auch ihr Gesicht war nicht mehr roth, sondern blaß. Der Zwerg, welcher noch immer die brodirte Kleidung eines altfranzösischen Marquis und ein gepudertes Touppée trug, schien etwas gewachsen zu sein, vielleicht weil er so gräßlich abgemagert war. Er zeigte wieder seine Fechterkünste und schien auch seine alten Prahlereien wieder abzuhaspeln; er sprach jedoch so leise, daß ich kein Wort verstand, und nur an seiner Lippenbewegung konnte ich manchmal merken, daß er wieder wie ein Hahn krähte.

Während diese lächerlich grauenhaften Zerrbilder, wie ein Schattenspiel, mit unheimlicher Hast, sich vor meinen Augen bewegten, fühlte ich, wie Mademoiselle Laurence immer unruhiger athmete. Ein kalter Schauer überfröstelte ihren ganzen Leib, und wie von unerträglichen Schmerzen zuckten ihre holden Glieder. Endlich aber, geschmeidig wie ein Aal, glitt sie aus meinen Armen, stand plötzlich mitten im Zimmer und begann zu tanzen, während die Mutter mit der Trommel und der Zwerg mit dem Triangel ihre gedämpfte leise Musik ertönen ließen. Sie tanzte ganz wie ehemals an der Waterloo-Brücke und auf den Carrefours von London. Es waren dieselben geheimnißvollen Pantomimen, dieselben Ausbrüche der leidenschaftlichen Sprünge, dasselbe bachantische Zurückwerfen des Hauptes, manchmal auch dasselbe Hinbeugen nach der Erde, als wolle sie horchen, was man unten spräche, dann auch das Zittern, das Erbleichen, das Erstarren, und wieder aufs Neue das Horchen mit nach dem Boden gebeugtem Ohr. Auch rieb sie wieder ihre Hände, als ob sie sich

wüsche. Endlich schien sie auch wieder ihren tiefen, schmerzlichen, bitteren Blick auf mich zu werfen . . . aber nur in den Zügen ihres todtblassen Antlitzes erkannte ich diesen Blick, nicht in ihren Augen, denn diese waren geschlossen. In immer leiseren Klängen verhallte die Musik; die Trommelmutter und der Zwerg, allmählich verbleichend und wie Nebel zerquirlend, verschwanden endlich ganz; aber Mademoiselle Laurence stand noch immer und tanzte mit verschlossenen Augen. Dieses Tanzen mit verschlossenen Augen im nächtlich stillen Zimmer gab diesem holden Wesen ein so gespenstisches Aussehen, daß mir sehr unheimlich zu Muthe wurde, daß ich manchmal schauderte, und ich war herzlich froh, als sie ihren Tanz beendigt hatte.

Wahrhaftig, der Anblick dieser Scene hatte für mich nichts Angenehmes. Aber der Mensch gewöhnt sich an alles. Und es ist sogar möglich, daß das Unheimliche diesem Weibe einen noch besonderen Reitz verlieh, daß sich meinen Empfindungen eine schauerliche Zärtlichkeit beimischte . . . . genug, nach einigen Wochen wunderte ich mich nicht mehr im mindesten, wenn des Nachts die leisen Klänge von Trommel und Triangel ertönten, und meine theure Laurence plötzlich aufstand und mit verschlossenen Augen ein Solo tanzte. Ihr Gemahl, der alte Bonapartist, kommandirte in der Gegend von Paris und seine Dienstpflicht erlaubte ihm nicht die Tage in der Stadt zuzubringen. Wie sich von selbst versteht, er wurde mein intimster Freund, und er weinte helle Tropfen, als er späterhin für lange Zeit von mir Abschied nahm. Er reiste nämlich mit seiner Gemahlin nach Sicilien, und beide habe ich seitdem nicht wiedergesehen.

Als Maximilian diese Erzählung vollendet, erfaßte er rasch seinen Hut und schlüpfte aus dem Zimmer.

Elementargeister.

— — — Wie man behauptet, giebt es greiſe Menſchen in Weſtphalen, die noch immer wiſſen wo die alten Götterbilder verborgen liegen; auf ihrem Sterbebette ſagen ſie es dem jüngſten Enkel, und er trägt dann das theure Geheimniß in dem verſchwiegenen Sachſenherzen. In Weſtphalen, dem ehemaligen Sachſen, iſt nicht alles todt was begraben iſt. Wenn man dort durch die alten Eichenhaine wandelt, hört man noch die Stimmen der Vorzeit, da hört man noch den Nachhall jener tiefſinnigen Zauberſprüche, worin mehr Lebensfülle quillt, als in der ganzen Literatur der Mark Brandenburg. Eine geheimnißvolle Ehrfurcht durchſchauerte meine Seele, als ich einſt, dieſe Waldungen durchwandernd, bei der uralten Siegburg vorbei kam. „Hier," ſagte mein Wegweiſer, „hier wohnte einſt König Wittekind" und er ſeufzte tief. Es war ein ſchlichter Holzhauer und er trug ein großes Beil.

Ich bin überzeugt, dieſer Mann, wenn es drauf ankömmt, ſchlägt ſich noch heute für König Wittekind; und wehe dem Schädel, worauf ſein Beil fällt!

Das war ein ſchwarzer Tag für Sachſenland als Wittekind, ſein tapferer Herzog, von Kaiſer Karl geſchlagen wurde, bei Engter. „Als er flüchtend gen Ellerbruch zog, und nun alles, mit Weib und Kind, an den Furth kam und ſich drängte, mochte eine alte Frau nicht weiter gehen. Weil ſie aber dem Feinde nicht lebendig in die Hände fallen ſollte, ſo wurde ſie von den Sachſen lebendig in einen Sandhügel bei Bellmans-Kamp begraben; dabei ſprachen ſie: krup under, krup under, de Welt is di gram, du kannſt dem Gerappel nich mer folgen."

Man ſagt, daß die alte Frau noch lebt. Nicht alles iſt todt in Weſtphalen, was begraben iſt.

Die Gebrüder Grimm erzählen dieſe Geſchichte in ihren deutſchen Sagen; die gewiſſenhaften fleißigen Nachforſchungen dieſer wackeren Gelehrten, werde ich in den folgenden Blättern zuweilen benutzen. Unſchätzbar iſt das Verdienſt dieſer Männer um germaniſche Alterthumskunde. Der einzige Jakob Grimm hat für Sprachwiſſenſchaft mehr geleiſtet, als Eure ganze franzöſiſche Akademie ſeit Richelieu. Seine deutſche Grammatik iſt ein koloſſales Werk, ein gothiſcher Dom, worin alle germaniſchen Völker ihre Stimmen erheben, wie Rieſenchöre, jedes in ſeinem Dialekte. Jakob Grimm hat vielleicht dem Teufel ſeine Seele verſchrieben, damit er ihm die Materialien lieferte und ihm als Handlanger diente, bei dieſem ungeheuren Sprachbauwerk. In der That, um dieſe Quadern von Gelehrſamkeit herbeizuſchleppen, um aus dieſen hun-

derttausend Citaten einen Mörtel zu stampfen, dazu gehört mehr als ein Menschenleben und mehr als Menschengeduld.

Eine Hauptquelle für Erforschung des altgermanischen Volksglaubens ist Parazelsus. Ich habe seiner schon mehrmals erwähnt. Seine Werke sind ins Lateinische übersetzt, nicht schlecht aber lückenhaft. In der deutschen Urschrift ist er schwer zu lesen; abstruser Stil, aber hie und da treten die großen Gedanken hervor mit großem Wort. Er ist ein Naturphilosoph in der heutigsten Bedeutung des Ausdrucks. Man muß seine Terminologie nicht immer in ihrem tradizionellen Sinne verstehen. In seiner Lehre von den Elementargeistern gebraucht er die Namen Nymphen, Undinen, Silvanen, Salamander, aber nur deßhalb weil diese Namen dem Publikum schon geläufig sind, nicht weil sie ganz dasjenige bezeichnen, wovon er reden will. Anstatt neue Worte willkürlich zu schaffen, hat er es vorgezogen für seine Ideen alte Ausdrücke zu suchen, die bisher etwas Aehnliches bezeichneten. Daher ist er vielfach mißverstanden worden, und manche haben ihn der Spötterei, manche sogar des Unglaubens bezüchtigt. Die Einen meinten er beabsichtige alte Kindermährchen aus Scherz in ein System zu bringen, die Anderen tadelten, daß er, abweichend von der christlichen Ansicht, jene Elementargeister nicht für lauter Teufel erklären wollte. Wir haben keine Gründe anzunehmen, sagt er irgendwo, daß diese Wesen dem Teufel gehören; und was der Teufel selbst ist, das wissen wir auch noch nicht. Er behauptet, die Elementargeister wären, eben so gut wie wir, wirkliche Geschöpfe Gottes, die aber nicht wie Unseresgleichen aus Adams Geschlechte seien und denen Gott zum Wohnsitz die vier Elemente angewiesen habe. Ihre Leibesorganisazion sei diesen Elementen gemäß. Nach den vier Elementen ordnet nun Parazelsus die verschiedenen Geister und hier giebt er uns ein bestimmtes System.

Den Volksglauben selbst in ein System bringen, wie Manche beabsichtigen, ist aber eben so unthunlich, als wollte man die vorüberziehenden Wolken in Rahmen fassen. Höchstens kann man unter bestimmten Rubriken das Aehnliche zusammentragen. Dieses wollen wir auch in Betreff der Elementargeister versuchen.

Von den Kobolden haben wir bereits gesprochen. Sie sind Gespenster, ein Gemisch von verstorbenen Menschen und Teufeln; man muß sie von den eigentlichen Erdgeistern genau unterscheiden. Diese wohnen meistens in den Bergen und man nennt sie Wichtelmänner, Gnomen, Metallarii, kleines Volk, Zwerge. Die Sage von diesen Zwergen ist analog mit der Sage von den Riesen, und sie deutet auf die Anwesenheit zweier verschiedener Stämme, die einst mehr oder minder friedlich das Land bewohnt, aber seitdem verschollen sind. Die Riesen sind auf immer verschwunden aus Deutschland. Die Zwerge aber trifft man mitunter noch in den Bergschachten, wo sie, gekleidet

wie kleine Bergleute, die kostbaren Metalle und Edelsteine ausgraben. Von jeher haben die Zwerge immer vollauf Gold, Silber und Diamanten besessen; denn sie konnten überall unsichtbar herumkriechen, und kein Loch war ihnen zu klein, um durchzuschlüpfen, führte es nur endlich zu den Stollen des Reichthums. Die Riesen aber blieben immer arm und wenn man ihnen etwas geborgt hätte, würden sie Riesenschulden hinterlassen haben. Von der Kunstfertigkeit der Zwerge ist in den alten Liedern viel rühmlich die Rede. Sie schmiedeten die besten Schwerter, aber nur die Riesen wußten mit diesen Schwertern dreinzuschlagen. Waren diese Riesen wirklich von so hoher Statur? Die Furcht hat vielleicht ihrem Maaße manche Elle hinzugefügt. Dergleichen hat sich oft schon ereignet. Nicetas, ein Byzantiner, der die Einnahme von Constantinopel durch die Kreuzfahrer berichtet, gesteht ganz ernsthaft, daß einer dieser eisernen Ritter des Nordens, der alles vor sich her zu Paaren trieb, ihnen, in diesem schrecklichen Augenblick, fünfzig Fuß groß zu sein schien.

Die Wohnungen der Zwerge waren, wie schon erwähnt, die Berge. Die kleinen Oeffnungen, die man in den Felsen findet, nennt das Volk noch heut zu Tag Zwerglöcher. Im Harz, namentlich im Bodenthale, habe ich dergleichen viele gesehen. Manche Tropfsteinbildungen, die man in den Gebirgshöhlen trifft, so wie auch manche bizarre Felsenspitzen nennt das Volk die Zwergenhochzeit. Es sind Zwerge, die ein böser Zauberer in Steine verwandelt, als sie eben von einer Trauung aus ihrem kleinen Kirchlein nach Hause trippelten, oder auch beim Hochzeitmahl sich gütlich thaten. Die Sagen von solchen Versteinerungen sind im Norden eben so heimisch wie im Morgenlande, wo der bornirte Moslem die Statuen von Kariatyden, die er in den Ruinen alter Griechentempel findet, für lauter versteinerte Menschen hält. Wie im Harze, so auch in der Bretagne, sah ich allerlei wundersam gruppirte Steine, die von den Bauern Zwergenhochzeiten genannt wurden; die Steine bei Loc Maria Ker sind die Häuser der Torriganen, der Kurilen, wie man dort das kleine Volk benamset.

Die Zwerge tragen kleine Mützchen wodurch sie sich unsichtbar machen können; man nennt sie Tarnkappen oder auch Nebelkäppchen. Ein Bauer hatte einst, beim Dreschen, mit dem Dreschflegel die Tarnkappe eines Zwerges herabgeschlagen; dieser wurde sichtbar und schlüpfte schnell in eine Erdspalte. Die Zwerge zeigten sich auch manchmal freiwillig den Menschen, hatten gern mit uns Umgang, und waren zufrieden genug, wenn wir ihnen nur kein Leids zufügten. Wir aber, boshaft wie wir noch sind, wir spielten ihnen manchen Schabernak. In Wyß Volkssagen lies't man folgende Geschichte:

„Des Sommers kam die Schaar der Zwerge häufig aus den Flühen herab ins Thal, und gesellte sich entweder hülfreich oder doch zuschauend zu den arbeitenden Menschen, namentlich zu den Mähdern in der Heuerndte. Da setzten

sie sich denn wohl vergnügt auf den langen und dicken Ast eines Ahorns ins schattige Laub. Einmal aber kamen boshafte Leute und sägten bei Nacht den Ast durch, so daß er bloß noch schwach am Stamme hielt, und als die arglosen Geschöpfe sich am Morgen darauf niederließen, krachte der Ast vollends entzwei, die Zwerge stürzten auf den Grund, wurden ausgelacht, erzürnten sich heftig und jammerten:

„O wie ist der Himmel so hoch
Und die Untreu so groß!
Heut hierher und nimmermehr!"

Sie sollen seit der Zeit das Land verlassen haben. Es giebt indessen noch zwei andere Tradizionen, die ebenfalls den Abzug der Zwerge unserer Neckſucht und Bosheit zuschreiben. Die eine wird in den erwähnten Volkssagen folgendermaßen erzählt:

„Die Zwerge welche in Höhlen und Klüften rings um die Menschen herumwohnten, waren gegen diese immer freundlich und gut gesinnt, und des Nachts, wenn die Menschen schliefen, verrichteten sie deren schwere Arbeit. Wenn dann das Landvolk frühmorgens mit Wagen und Geräthe herbeizog und erstaunte, daß alles gethan war, steckten die Zwerge im Gesträuch und lachten hell auf. Oftmals zürnten die Bauern, wenn sie ihr noch nicht ganz zeitiges Getreide auf dem Acker niedergeschnitten fanden, aber als bald Hagel und Gewitter hereinbrach und sie wohl sahen, daß vielleicht kein Hälmchen dem Verderben entronnen sein würde, da dankten sie innig dem vorausſichtigen Zwergvolk. Endlich aber verscherzten die Menschen durch ihren Frevel die Huld und Gunst der Zwerge, sie entflohen, und seitdem hat sie kein Auge wieder erblickt. Die Ursache war diese. Ein Hirt hatte oben am Berg einen trefflichen Kirschbaum stehen. Als die Früchte eines Sommers reiften, begab es sich daß dreimal hinter einander Nachts der Baum geleert wurde und alles Obst auf die Bänke und Hürden getragen war, wo der Hirt sonst die Kirschen aufzubewahren pflegte. Die Leute im Dorfe sprachen: „das thut niemand anders, als die redlichen Zwerge, die kommen bei Nacht in langen Mänteln mit bedeckten Füßen herangetrippelt, leise wie Vögel, und schaffen den Menschen emsig ihr Tagwerk; schon einmal hat man sie heimlich belauscht, allein man stört sie nicht, sondern läßt sie kommen und gehn." Durch diese Rede wurde der Hirt neugierig und hätte gern gewußt, warum die Zwerge so sorgfältig ihre Füße bärgen und ob diese anders gestaltet wären, als Menschenfüße. Da nun das nächste Jahr wieder der Sommer und die Zeit kam, daß die Zwerge heimlich die Kirschen abbrachen und in den Speicher trugen, nahm der Hirt einen Sack voll Asche und streute sie rings um den Berg herum aus. Den anderen Morgen, mit Tagesanbruch, eilte er zur Stelle hin, der Baum war richtig

leer gepflückt, und er ſah unten in der Aſche die Spuren von vielen Gänſefüßen eingedrückt. Da lachte der Hirt und ſpottete, daß der Zwerge Geheimniß verrathen war. Bald aber zerbrachen und verwüſteten dieſe ihre Wohnungen und flohen tiefer in den Berg hinab, grollen dem Menſchengeſchlecht und verſagen ihm ihre Hülfe. Jener Hirt, der ſie verrathen hatte, wurde ſiech und blödſinnig fortan bis an ſein Lebensende."

Die andere Tradizion, die in Otmars Volksſagen mitgetheilt wird, iſt von viel betrübſam härterem Charakter:

„Zwiſchen Walkenried und Neuhof in der Grafſchaft Hohenſtein hatten einſt die Zwerge zwei Königreiche. Ein Bewohner jener Gegend merkte einmal, daß ſeine Feldfrüchte alle Nächte beraubt wurden, ohne daß er den Thäter entdecken konnte. Endlich ging er auf den Rath einer weiſen Frau bei einbrechender Nacht an ſeinem Erbſenfelde auf und ab, und ſchlug mit einem dünnen Stabe über daſſelbe in die bloße Luft hinein. Es dauerte nicht lange, ſo ſtanden einige Zwerge leibhaftig vor ihm. Er hatte ihnen die unſichtbar machenden Nebelkappen abgeſchlagen. Zitternd fielen die Zwerge vor ihm nieder und bekannten: daß ihr Volk es ſei, welches die Felder der Landesbewohner beraubte, wozu aber die äußerſte Noth ſie zwänge. Die Nachricht von den eingefangenen Zwergen brachte die ganze Gegend in Bewegung. Das Zwergvolk ſandte endlich Abgeordnete, und bot Löſung für ſich und die gefangenen Brüder, und wollte dann auf immer das Land verlaſſen. Doch die Art des Abzugs erregte neuen Streit. Die Landeseinwohner wollten die Zwerge nicht mit ihren geſammelten und verſteckten Schätzen abziehen laſſen und das Zwergvolk wollte bei ſeinem Abzuge nicht geſehen ſein. Endlich kam man dahin überein, daß die Zwerge über eine ſchmale Brücke bei Neuhof ziehen, und daß jeder von ihnen in ein dorthin geſtelltes Gefäß einen beſtimmten Theil ſeines Vermögens, als Abzugszoll, werfen ſollte, ohne daß einer der Landesbewohner zugegen wäre. Dies geſchah. Doch einige Neugierige hatten ſich unter die Brücke verſteckt, um den Zug der Zwerge wenigſtens zu hören. Und ſo hörten ſie denn viele Stunden lang das Gerappel der kleinen Menſchen; es war ihnen als ob eine ſehr große Heerde Schafe über die Brücke ging."

Nach einer Variante ſollte jeder abziehende Zwerg nur ein einziges Geldſtück in das Faß werfen, welches man vor der Brücke hingeſtellt; und den anderen Morgen fand man das Faß ganz gefüllt mit alten Goldmünzen. Auch ſoll vorher der Zwergenkönig ſelber, in ſeinem rothen Mäntelchen, zu den Landeseinwohnern gekommen ſein um ſie zu bitten ihn und ſein Volk nicht fort zu jagen. Flehendlich erhob er ſeine Aermchen gen Himmel und weinte die rührendſten Thränen, wie einſt Don Iſaak Abarbanel vor Ferdinand von Arragonien.

Von den Zwergen, den Erdgeiſtern, ſind genau zu unterſcheiden die Elfen, die Luftgeiſter, die auch in Frankreich mehr bekannt ſind und die beſonders in engliſchen Gedichten ſo anmuthig gefeiert werden. Wenn die Elfen nicht ihrer Natur nach unſterblich wären, ſo würden ſie es ſchon allein durch Shakeſpeare geworden ſein. Sie leben ewig im Sommernachtstraum der Poeſie.

Der Glaube an Elfen iſt nach meinem Bedünken viel mehr celtiſchen als ſcandinaviſchen Urſprungs. Daher mehr Elfenſagen im weſtlichen Norden als im öſtlichen. In Deutſchland weiß man wenig von Elfen und alles iſt da nur matter Nachklang von bretaniſchen Sagen, wie z. B. Wielands Oberon. Was das Volk in Deutſchland Elfen oder Elben nennt, ſind die unheimlichen Geburten der Hexen, die mit dem Böſen gebuhlt. Die eigentlichen Elfenſagen ſind heimiſch in Irland und Nordfrankreich; indem ſie von hier hinabklingen bis zur Provence, vermiſchen ſie ſich mit dem Feenglauben des Morgenlands. Aus ſolcher Vermiſchung erblühen nun die vortrefflichen Lais vom Grafen Lanval, dem die ſchöne Fee ihre Gunſt ſchenkt unter dem Beding, daß er ſein Glück verſchweige. Als aber König Arthus, bei einem Feſtgelage zu Karduel, ſeine Königin Genevra für die ſchönſte Frau der Welt erklärte, da konnte Graf Lanval nicht länger ſchweigen; er ſprach, und ſein Glück war, wenigſtens auf Erden, zu Ende. Nicht viel beſſer ergeht es dem Ritter Grüeland; auch er kann ſein Liebesglück nicht verſchweigen, die geliebte Fee verſchwindet, und auf ſeinem Roß Gedefer reitet er lange vergebens, um ſie zu ſuchen. Aber in dem Feenland Avirlun finden die unglücklichen Ritter ihre Geliebten wieder. Hier können Graf Lanval und Herr Grüeland ſo viel ſchwatzen, als nur ihr Herz gelüſtet. Hier kann auch Ogier der Däne von ſeinen Heldenfahrten ausruhen in den Armen ſeiner Morgane. Ihr Franzoſen kennt ſie alle, dieſe Geſchichten. Ihr kennt Avalun, aber der Perſer kennt es auch, und er nennt es Ginniſtan. Es iſt das Land der Poeſie.

Das Aeußere der Elfen und ihr Weben und Treiben iſt Euch ebenfalls ziemlich bekannt. Spencers Elfenkönigin iſt längſt zu Euch herübergeflogen aus England. Wer kennt nicht Titania? Weſſen Hirn iſt ſo dick, daß es nicht manchmal das heitere Geklinge ihres Luftzuges vernimmt? Iſt es aber wahr, daß es ein Vorzeichen des Todes, wenn man dieſe Elfenkönigin mit leiblichen Augen erblickt und gar einen freundlichen Gruß von ihr empfängt? Ich möchte dieſes gern genau wiſſen, denn:

In dem Wald, im Mondenſcheine,
Sah ich jüngſt die Elfen reuten;
Ihre Hörner hört' ich klingen,
Ihre Glöckchen hört' ich läuten.

Ihre weißen Rößlein trugen
Güldnes Hirschgeweih und flogen
Rasch dahin, wie Schwanenzüge
Kam es durch die Luft gezogen.

Lächelnd nickte mir die Kön'gin,
Lächelnd, im Vorüberreuten.
Galt das meiner neuen Liebe,
Oder soll es Tod bedeuten?

In den dänischen Volksliedern giebt es zwei Elfensagen, die den Charakter dieser Luftgeister am treuesten zur Anschauung bringen. Das eine Lied erzählt vom dem Traumgesichte eines jungen Fants, der sich auf Elvershöh niedergelegt hatte und allmählig eingeschlummert war. Er träumt, er stände auf seinem Schwerte gestützt, während die Elfen im Kreise um ihn her tanzen und durch Liebkosen und Versprechung ihn verlocken wollen, an ihrem Reigen Theil zu nehmen. Eine von den Elfen kömmt an ihn heran und streichelt ihm die Wange und flüstert: tanze mit uns, schöner Knabe, und das Süßeste was nur immer dein Herz gelüstet wollen wir dir singen. Und da beginnt auch ein Gesang von so bezwingender Liebeslust, daß der reißende Strom, dessen Wasser sonst wildbrausend dahin fließt, plötzlich still steht und in der ruhigen Fluth die Fischlein hervortauchen und vergnügt mit ihren Schwänzlein spielen. Eine andere Elfe flüstert: tanze mit uns, schöner Knabe, und wir wollen dir Runensprüche lehren, womit du den Bär und den wilden Eber besiegen kannst, so wie auch den Drachen, der das Gold hütet; sein Gold soll dir anheimfallen. Der junge Fant widersteht jedoch allen diesen Lockungen, und die erzürnten Jungfrauen drohen endlich ihm den kalten Tod ins Herz zu bohren. Schon zücken sie ihre scharfen Messer, da, zum Glücke kräht der Hahn, und der Träumer erwacht mit heiler Haut.

Das andere Gedicht ist minder luftig gehalten, die Erscheinung der Elfen findet nicht im Traume, sondern in der Wirklichkeit statt, und ihr schauerlich anmuthiges Wesen tritt uns desto schärfer entgegen. Es ist das Lied von dem Herrn Oluf, der Abends spät ausreitet, um seine Hochzeitsgäste zu entbieten. Der Refrain ist immer: Aber das Tanzen geht so schnell durch den Wald. Man glaubt unheimlich lüsterne Melodieen zu hören und zwischendrein ein Kichern und Wispern, wie von muthwilligen Mädchen. Herr Oluf sieht endlich wie vier, fünf, ja noch mehre Jungfrauen hervortanzen und Erlkönigstochter die Hand nach ihm ausstreckt. Sie bittet ihn zärtlichst in den Kreis einzutreten und mit ihr zu tanzen. Der Ritter aber will nicht tanzen und sagt zu seiner Entschuldigung: morgen ist mein Hochzeitstag. Da werden ihm nun gar verführerische Geschenke angeboten; jedoch, weder die Widderhauts-

stiefel, die so gut am Beine sitzen würden, noch die güldenen Sporen, die man so hübsch daran schnallen kann, noch das weißseidne Hemd, daß die Elfenkönigin selber mit Mondschein gebleicht hat, nicht mal die silberne Schärpe, die man ihm ebenfalls so kostbar anrühmt, nichts kann ihn bestimmen, in den Elfenreigen einzutreten und mitzutanzen. Seine beständige Entschuldigung ist: morgen ist mein Hochzeitstag. Da, freilich, verlieren die Elfen endlich die Geduld, sie geben ihm einen Schlag aufs Herz, wie er ihn noch nie empfunden, und heben den zu Boden gesunkenen Ritter wieder auf sein Roß, und sagen spöttisch: so reite denn heim zu deiner Braut. Ach! als er auf seine Burg zurückkehrte, da waren seine Wangen sehr blaß und sein Leib sehr krank, und als am Morgen früh die Braut ankam mit der Hochzeitschaar, mit Sang und Klang, da war Herr Oluf ein stiller Mann; denn er lag todt unter dem rothen Bahrtuch.

„Aber das Tanzen geht hin so schnell durch den Wald."

Der Tanz ist charakteristisch bei den Luftgeistern: sie sind zu ätherischer Natur, als daß sie prosaisch gewöhnlichen Ganges, wie wir, über diese Erde wandeln sollten. Indessen, so zart sie auch sind, so lassen doch ihre Füßchen einige Spuren zurück auf den Rasenplätzen, wo sie ihre nächtlichen Reigen gehalten. Es sind eingedrückte Kreise, denen das Volk den Namen Elfenringe gegeben.

In einem Theile Oestreichs giebt es eine Sage, die mit der vorhergehenden eine gewisse Aehnlichkeit bietet, obgleich sie ursprünglich slavisch ist. Es ist die Sage von den gespenstischen Tänzerinnen, die dort unter dem Namen „die Willis" bekannt sind. Die Willis sind Bräute, die vor der Hochzeit gestorben sind. Die armen jungen Geschöpfe können nicht im Grabe ruhig liegen, in ihren todten Herzen, in ihren todten Füßen, blieb noch jene Tanzlust, die sie im Leben nicht befriedigen konnten, und um Mitternacht steigen sie hervor, versammeln sich truppenweis an den Heerstraßen, und Wehe dem jungen Menschen, der ihnen da begegnet! Er muß mit ihnen tanzen, sie umschlingen ihn mit ungezügelter Tobsucht, und er tanzt mit ihnen ohne Ruh und Rast bis er todt niederfällt. Geschmückt mit ihren Hochzeitkleidern, Blumenkronen und flatternde Bänder auf den Häuptern, funkelnde Ringe an den Fingern, tanzen die Willis im Mondglanz eben so wie die Elfen. Ihr Antlitz, obgleich schneeweiß, ist jugendlich schön, sie lachen so schauerlich heiter, so frevelhaft liebenswürdig, sie nicken so geheimnißvoll lüstern, so verheißend; diese todten Bachantinnen sind unwiderstehlich.

Das Volk, wenn es blühende Bräute sterben sah, konnte sich nicht überreden, daß Jugend und Schönheit so jählings gänzlich der schwarzen Vernichtung an-

heimfallen, und leicht entstand der Glaube, daß die Braut noch nach dem Tode die entbehrten Freuden sucht.

Dies erinnert uns an eins der schönsten Gedichte Goethes, die Braut von Korinth, womit das französische Publikum, durch Frau von Stael, schon längst Bekanntschaft gemacht hat. Das Thema dieses Gedichtes ist uralt und verliert sich hoch hinauf in die Schauernisse der thessalischen Mährchen. Aelian erzählt davon und Aehnliches berichtet Philostrates im Leben des Apollonius von Thiane. Es ist die fatale Hochzeitgeschichte, wo die Braut eine Lamia ist.

Es ist den Volkssagen eigenthümlich, daß ihre furchtbarsten Katastrophen gewöhnlich bei Hochzeitfesten ausbrechen. Das plötzlich eintretende Schreckniß kontrastirt dann desto grausig schroffer mit der heiteren Umgebung, mit der Vorbereitung zur Freude, mit der lustigen Musik. So lange der Rand des Bechers noch nicht die Lippen berührt, kann der kostbare Trank noch immer verschüttet werden. Ein düsterer Hachzeitgast kann eintreten, den niemand gebeten hat, und den doch keiner den Muth hat fortzuweisen. Er sagt der Braut ein Wort ins Ohr und sie erbleicht. Er giebt dem Bräutigam einen leisen Wink, und dieser folgt ihm aus dem Saale, wandelt mit ihm weit hinaus in die wehende Nacht, und kehrt nimmermehr heim. Gewöhnlich ist es ein früheres Liebesversprechen, weshalb plötzlich eine kalte Geisterhand die Braut und den Bräutigam trennt. Als Herr Peter von Staufenberg beim Hochzeitmahle saß, und zufällig aufwärts schaute, erblickte er einen kleinen weißen Fuß, der durch die Saalesdecke hervortrat. Er erkannte den Fuß jener Nixe, womit er früher im zärtlichsten Liebesbündnisse gestanden, und an diesem Wahrzeichen merkte er wohl, daß er durch seine Treulosigkeit das Leben verwirkt. Er schickt zum Beichtiger, läßt sich das Abendmahl reichen und bereitet sich zum Tode. Von dieser Geschichte wird in deutschen Landen noch viel gesagt und gesungen. Es heißt auch, die beleidigte Nixe habe den ungetreuen Ritter unsichtbar umarmt und in dieser Umarmung gewürgt. Tief gerührt werden die Frauen bei dieser tragischen Erzählung. Aber unsere jungen Freigeister lächeln darüber spöttisch und wollen nimmermehr glauben, daß die Nixen so gefährlich sind. Sie werden späterhin ihre Ungläubigkeit bitter bereuen.

Die Nixen haben die größte Aehnlichkeit mit den Elfen. Sie sind beide verlockend, anreitzend und lieben den Tanz. Die Elfen tanzen auf Moorgründen, grünen Wiesen, freien Waldplätzen und am liebsten unter alten Eichen. Die Nixen tanzen bei Teichen und Flüssen; man sah sie auch wohl auf dem Wasser tanzen, den Vorabend wenn jemand dort ertrank. Auch kommen sie oft zu den Tanzplätzen der Menschen und tanzen mit ihnen ganz wie unser eins. Die weiblichen Nixen erkennt man an dem Saum ihrer weißen Kleider, der immer feucht ist. Auch wohl an dem feinen Gespinnste

ihrer Schleier und an der vornehmen Zierlichkeit ihres geheimnißvollen Wesens. Den männlichen Nix erkennt man daran, daß er grüne Zähne hat, die faſt wie Fiſchgräten gebildet ſind. Auch empfindet man einen inneren Schauer, wenn man ſeine außerordentlich weiche, eiskalte Hand berührt. Gewöhnlich trägt er einen grünen Hut. Wehe dem Mädchen, das, ohne ihn zu kennen, gar zu ſorglos mit ihm tanzt. Er zieht ſie hinab in ſein feuchtes Reich. Marsk Stig, der Königsmörder, hatte zwei ſchöne Töchter, wovon die jüngſte in des Waſſermanns Gewalt gerieth, ſogar während ſie in der Kirche war.

Der Nix erſchien als ein ſtattlicher Ritter; ſeine Mutter hatte ihm ein Roß von klarem Waſſer und Sattel und Zaum von dem weißeſten Sande gemacht, und die argloſe Schöne reichte ihm freudig ihre Hand. Wird ſie ihm da unten im Meere die verſprochene Treue halten? Ich weiß nicht; aber ich kenne eine Sage von einem anderen Waſſermann, der ſich ebenfalls eine Frau vom feſten Lande geholt hat und aufs liſtigſte von ihr betrogen ward. Es iſt die Sage von Roßmer, dem Waſſermann, der, ohne es zu wiſſen, ſeine eigene Frau in einer Kiſte auf den Rücken nahm und ſie ihrer Mutter zurückbrachte. Er vergoß darüber nachher die bitterſten Thränen.

Die Nixen haben ebenfalls oft dafür zu büßen, daß ſie an dem Umgang der Menſchen Gefallen fanden. Auch hierüber weiß ich eine Geſchichte, die von deutſchen Dichtern vielfach beſungen worden. Aber am rührendſten klingt ſie in folgenden ſchlichten Worten, wie ſie die Gebrüder Grimm, in ihren Sagen, mittheilen:

„Zu Epfenbach bei Sinzheim traten ſeit der Leute Gedenken jeden Abend drei wunderſchöne, weißgekleidete Jungfrauen in die Spinnſtube des Dorfs. Sie brachten immer neue Lieder und Weiſen mit, wußten hübſche Mährchen und Spiele, auch ihre Rocken und Spindeln hatten etwas Eigenes und keine Spinnerin konnte ſo fein und behend den Faden drehen. Aber mit dem Schlag elf ſtanden ſie auf, packten ihre Rocken zuſammen und ließen ſich durch keine Bitte einen Augenblick länger halten. Man wußte nicht woher ſie kamen, noch wohin ſie gingen; man nannte ſie nur: die Jungfern aus dem See, oder die Schweſtern aus dem See. Die Burſchen ſahen ſie gern und verliebten ſich in ſie, zu allermeiſt des Schulmeiſters Sohn. Der konnte nicht ſatt werden ſie zu hören und mit ihnen zu ſprechen, und nichts that ihm leider, als daß ſie jeden Abend ſchon ſo früh aufbrachen. Da verfiel er einmal auf den Gedanken und ſtellte die Dorfuhr eine Stunde zurück, und Abends im ſteten Geſpräch und Scherz merkte kein Menſch den Verzug der Stunde. Und als die Glocke elf ſchlug, es aber ſchon eigentlich zwölf war, ſtanden die drei Jungfrauen auf, legten ihre Rocken zuſammen und gingen fort. Den folgenden Morgen kamen etliche Leute am See vorbei; da hörten ſie wimmern und ſahen drei blutige Stellen oben auf der Fläche. Seit der Zeit kamen die

Schweſtern nimmermehr zur Stube. Des Schulmeiſters Sohn zehrte ab und ſtarb kurz darnach.“

Es liegt etwas ſo Geheimnißvolles in dem Treiben der Nixen. Der Menſch kann ſich unter dieſer Waſſerdecke ſo viel Süßes und zugleich ſo viel Entſetzliches denken. Die Fiſche, die allein etwas davon wiſſen können, ſind ſtumm. Oder ſchweigen ſie etwa aus Klugheit? Fürchten ſie grauſame Ahndung, wenn ſie die Heimlichkeiten des ſtillen Waſſerreichs verriethen? So ein Waſſerreich mit ſeinen wollüſtigen Heimlichkeiten und verborgenen Schreckniſſen mahnt an Venedig. Oder war Venedig ſelbſt ein ſolches Reich, das zufällig, aus der Tiefe des adriatiſchen Meers, zur Oberwelt heraufgetaucht mit ſeinen Marmorpaläſten, mit ſeinen delphinäugigen Curtiſanen, mit ſeinen Glasperlen- und Corallenfabriken, mit ſeinen Staatsinquiſitoren, mit ſeinen geheimen Erſäufungsanſtalten, mit ſeinem bunten Maskengelächter? Wenn einſt Venedig wieder in die Lagunen hinabgeſunken ſein mag, dann wird ſeine Geſchichte wie ein Nixenmährchen klingen, und die Amme wird den Kindern von dem großen Waſſervolk erzählen, das, durch Beharrlichkeit und Liſt, ſogar über das feſte Land geherrſcht, aber endlich von einem zweiköpfigen Adler todtgebiſſen worden.

Das Geheimnißvolle iſt der Charakter der Nixen, wie das träumeriſch Luftige der Charakter der Elfen. Beide ſind vielleicht in der urſprünglichen Sage ſelbſt nicht ſehr unterſchieden, und erſt ſpätere Zeiten haben hier eine Sonderung vorgenommen. Die Namen ſelbſt geben keine ſichere Auskunft. In Scandinavien heißen alle Geiſter Elfen, Alf, und man unterſcheidet ſie in weiße und ſchwarze Alfen; letztere ſind eigentliche Kobolde. Den Namen Nix gab man in Dänemark ebenfalls den Hauskobolden, die man dort, wie ich ſchon früher gemeldet, Niſſen nennt.

Dann giebt es auch Abnormitäten, Nixen, welche nur bis zur Hüfte menſchliche Bildung tragen, unten aber in einem Fiſchſchweif endigen, oder mit der Oberhälfte ihres Leibes als eine wunderſchöne Frau und mit der Unterhälfte als eine ſchuppige Schlange erſcheinen, wie Eure Meluſine, die Geliebte des Grafen Raimund von Poitiers.

Glücklicher Raimund, deſſen Geliebte nur zur Hälfte eine Schlange war!

Auch kommt es oft vor, daß die Nixen, wenn ſie ſich mit Menſchen in ein Liebesbündniß einlaſſen, nicht bloß Verſchwiegenheit verlangen, ſondern auch bitten, man möge ſie nie befragen nach ihrer Herkunft, nach Heimath und Sippſchaft. Auch ſagen ſie nicht ihren rechten Namen, ſondern ſie geben ſich unter den Menſchen ſo zu ſagen einen nom de guerre. Der Gatte der kleviſchen Prinzeſſin nannte ſich Helias. War er ein Nix oder Elfe? Wie oft, wenn ich den Rhein hinabfuhr, und dem Schwanenthurm von Kleve vorüberkam, dachte ich an den geheimnißvollen Ritter, der ſo wehmüthig ſtreng ſein

Inkognito bewahrte, und den die bloße Frage nach seiner Herkunft aus den Armen der Liebe vertreiben konnte. Als die Prinzessin ihre Neugier nicht bemeistern konnte, und einst in der Nacht zu ihrem Gemahle die Worte sprach: Herr, solltet Ihr nicht unserer Kinder wegen sagen, wer Ihr seid? da stieg er seufzend aus dem Bette, setzte sich wieder auf sein Schwanenschiff, fuhr den Rhein hinab, und kam nimmermehr zurück. Aber es ist auch wirklich verdrießlich, wenn die Weiber zu viel fragen. Braucht Eure Lippen zum Küssen, nicht zum Fragen, Ihr Schönen. Schweigen ist die wesentlichste Bedingung des Glückes. Wenn der Mann die Gunstbezeugungen seines Glückes ausplaudert, oder wenn das Weib nach den Geheimnissen ihres Glückes neugierig forscht, dann gehen sie beide ihres Glückes verlustig.

Elfen und Nixen können zaubern, können sich in jede beliebige Gestalt verwandeln; indessen manchmal sind auch sie selber von mächtigeren Geistern und Nekromanten in allerlei häßliche Mißgebilde verwünscht worden. Sie werden aber erlöst durch Liebe, wie im Mährchen Zemire und Azor; das krötige Ungeheuer muß dreimal geküßt werden und es verwandelt sich in einen schönen Prinzen. Sobald du deinen Widerwillen gegen das Häßliche überwindest und das Häßliche sogar lieb gewinnst, so verwandelt es sich in etwas Schönes. Keine Verwünschung widersteht der Liebe. Liebe ist ja selber der stärkste Zauber, jede andere Verzauberung muß ihr weichen. Nur gegen eine Gewalt ist sie ohnmächtig. Welche ist das? Es ist nicht das Feuer, nicht das Wasser, nicht die Luft, nicht die Erde mit allen ihren Metallen; es ist die Zeit.

Die seltsamsten Sagen in Betreff der Elementargeister findet man bei dem alten guten Johannes Prätorius, dessen "Anthropodemus plutonious, oder neue Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren Menschen," im Jahr 1666 zu Magdeburg erschienen ist. Schon die Jahrzahl ist merkwürdig; es ist das Jahr dem der jüngste Tag prophezeit worden. Der Inhalt des Buches ist ein Wust von Unsinn, aufgegabeltem Aberglauben, maulhängkolischen und affentheuerlichen Historien und gelehrten Citaten, Kraut und Rüben. Die zu behandelnden Gegenstände sind geordnet nach den Anfangsbuchstaben ihres Namens, die ebenfalls höchst willkürlich gewählt sind. Auch die Eintheilungen sind ergötzlich, z. B. wenn der Verfasser von Gespenstern handeln will, so handelt er 1° von wirklichen Gespenstern, 2° von erdichteten Gespenstern, d. h. von Betrügern, die sich als Gespenster vermummen. Aber er ist voll Belehrung, und in diesem Buche, so wie auch in seinen andern Werken, haben sich Tradizionen erhalten, die theils sehr wichtig für das Studium der germanischen Religionsalterthümer, theils auch als bloße Curiositäten sehr interessant sind. Ich bin überzeugt, Ihr alle wißt nicht, daß es Meerbischöfe giebt? Ich zweifle sogar, ob die Gazette de France es weiß. Und doch wäre es wichtig für manche Leute zu wissen, daß das Christenthum sogar im Ocean

seine Anhänger hat und gewiß in großer Anzahl. Vielleicht die Majorität der Meergeschöpfe sind Christen, wenigstens eben so gute Christen wie die Majorität der Franzosen. Ich möchte dieses gerne verschweigen, um der katholischen Parthei in Frankreich durch diese Mittheilung keine Freude zu machen, aber da ich hier von Nixen, von Wassermenschen, zu sprechen habe, verlangt es die deutsch-gewissenhafte Gründlichkeit, daß ich der Seebischöfe erwähne. Prätorius erzählt nemlich folgendes:

„In den holländischen Chroniken lies't man, Cornelius von Amsterdam habe an einen Medikus Namens Gelbert nach Rom geschrieben: daß im Jahr 1531 in dem nordischen Meere, nahe bei Elpach, ein Meermann sei gefangen worden, der wie ein Bischof von der römischen Kirche ausgesehen habe. Den habe man dem König von Polen zugeschickt. Weil er aber ganz im geringsten nichts essen wollte von allem was ihm dargereicht, sei er am dritten Tage gestorben, habe nichts geredet, sondern nur große Seufzer geholet."

Eine Seite weiter hat Prätorius ein anderes Beispiel mitgetheilt:

„Im Jahr 1433 hat man in dem baltischen Meere, gegen Polen, einen Meermann gefunden, welcher einem Bischof ganz ähnlich gewesen. Er hatte einen Bischofshut auf dem Haupte, seinen Bischofstab in der Hand, und ein Meßgewand an. Er ließ sich berühren, sonderlich von den Bischöfen des Ortes, und erwies ihnen Ehre, jedoch ohne Rede. Der König wollte ihn in einem Thurm verwahren lassen, darwiderseţte er sich mit Gebährden, und bat die Bischöfe, daß man ihn wieder in sein Element lassen wolle, welches auch geschehen, und wurde er von zweien Bischöfen dahin begleitet und erwieß sich freudig. Sobald er in das Wasser kam machte er ein Kreuz, und tauchte sich hinunter, wurde auch künftig nicht mehr gesehen. Dieses ist zu lesen in Flandr. Chronic. in Hist. Ecclesiast. Spondani, wie auch in den Memorabilibus Wolfii."

Ich habe beide Geschichten wörtlich mitgetheilt und meine Quelle genau angegeben, damit man nicht etwa glaube, ich hätte die Meerbischöfe erfunden. Ich werde mich wohl hüten noch mehr Bischöfe zu erfinden.

Einigen Engländern, mit denen ich mich gestern über die Reform der anglikanisch episkopalen Kirche unterhielt, habe ich den Rath gegeben, aus ihren Landbischöfen lauter Meerbischöfe zu machen.

Zur Ergänzung der Sagen von Nixen und Elfen habe ich noch der Schwanenjungfrauen zu erwähnen. Die Sage ist hier sehr unbestimmt und mit einem allzugeheimnißvollen Dunkel umwoben. Sind sie Wassergeister? Sind sie Luftgeister? Sind sie Zauberinnen? Manchmal kommen sie aus den Lüften als Schwäne herabgeflogen, legen ihre weiße Federhülle von sich, wie ein Gewand, sind dann schöne Jungfrauen, und baden sich in stillen Gewässern. Ueberrascht sie dort irgend ein neugieriger Bursche, dann springen sie rasch aus

dem Waſſer, hüllen ſich geſchwind in ihre Federhaut, und ſchwingen ſich dann als Schwäne wieder empor in die Lüfte. Der vortreffliche Muſäus erzählt in ſeinen Volksmährchen die ſchöne Geſchichte von einem jungen Ritter, dem es gelang eins von jenen Federgewänden zu ſtehlen; als die Jungfrauen aus dem Bade ſtiegen, ſich ſchnell in ihre Federkleider hüllten und davon flogen, blieb eine zurück, die vergebens ihr Federkleid ſuchte. Sie kann nicht fortfliegen, weint beträchtlich, iſt wunderſchön, und der ſchlaue Ritter heirathet ſie. Sieben Jahre leben ſie glücklich; aber einſt, in der Abweſenheit des Gemahls, kramt die Frau in verborgenen Schränken und Truhen, und findet dort ihr altes Federgewand; geſchwind ſchlüpft ſie hinein und fliegt davon.

In den altdäniſchen Liedern iſt von einem ſolchen Federgewand ſehr oft die Rede; aber dunkel und höchſt befremdlicher Art. Hier finden wir Spuren von dem älteſten Zauberweſen. Hier ſind Töne von nordiſchem Heidenthum, die, wie halbvergeſſene Träume, in unſerem Gedächtniſſe einen wunderbaren Anklang finden. Ich kann nicht umhin ein altes Lied mitzutheilen, worin nicht blos von der Federhaut geſprochen wird, ſondern auch von den Nachtraben, die ein Seitenſtück zu den Schwanenjungfrauen bilden. Dieſes Lied iſt ſo ſchauerlich, ſo grauenhaft, ſo düſter, wie eine ſcandinaviſche Nacht, und doch glüht darin eine Liebe, die an wilder Süße und brennender Innigkeit nicht ihres Gleichen hat, eine Liebe, die, immer gewaltiger entlodernd, endlich wie ein Nordlicht emporſchießt und mit ihren leidenſchaftlichen Strahlen den ganzen Himmel überflammt. Indem ich hier dieſes ungeheure Liebesgedicht mittheile, muß ich vorausbemerken, daß ich mir dabei nur metriſche Veränderungen erlaubte, daß ich nur am Aeußerlichen, an dem Gewande, hie und da ein Bischen geſchneidert. Der Refrain nach jeder Strophe iſt immer: „So fliegt er über das Meer!“

Sie ſchifften wohl über das ſalzige Meer,
Der König und die Königin beide;
Daß die Königin nicht geblieben daheim,
Das war zu großem Leide.

Das Schiff das ſtand auf einmal ſtill,
Sie konnten's nicht weiter lenken;
Ein wilder Nachtrabe geflogen kam,
Er wollt's in den Grund verſenken.

„Iſt jemand unter den Wellen verſteckt,
Und hält das Schiff befeſtigt?
Ich gebe ihm beides Silber und Gold,
Er laſſe uns unbeläſtigt.

„So du es biſt, Nachtrabe wild,
So ſenk' uns nicht zu Grunde,
Ich gebe dir beides Silber und Gold,
Wohl fünfzehn gewogene Pfunde."

„„Dein Gold und Silber verlang ich nicht,
Ich verlange beſſere Gaben,
Was du trägſt unter dem Leibgurt dein,
Das will ich von dir haben.""

„Was ich trage unter dem Leibgurt mein,
Das will ich dir gerne geben;
Das ſind ja meine Schlüſſel klein,
Nimm hin, und laſſ' mir mein Leben."

Sie zog heraus die Schlüſſel klein,
Sie warf ſie ihm über Bordte.
Der wilde Rabe von dannen flog,
Er hielt ſie freudig beim Worte.

Und als die Kön'gin nach Hauſe kam,
Sie ging am Strande ſpazieren,
Da merkt' ſie wie German, der fröhliche Held,
Sich unter dem Leibgurt thät rühren.

Und als fünf Monde verfloſſen dahin,
Die Königin eilt in die Kammer,
Eines ſchönen Sohnes ſie genas,
Das ward zu großem Jammer.

Er ward geboren in der Nacht,
Und getauft ſogleich den Morgen,
Sie nannten ihn German, den fröhlichen Held,
Sie glaubten ihn ſchon geborgen.

Der Knabe wuchs, er wußte ſich gut
Im Reiten und Fechten zu üben,
So oft ſeine liebe Mutter ihn ſah
Thät ſich ihr Herz betrüben.

O Mutter, liebe Mutter mein,
Wenn ich Euch vorübergehe
Warum ſo traurig werdet Ihr,
Daß ich Euch weinen ſehe?"

„So wiſſe, German, du fröhlicher Held,
Dein Leben iſt bald geendet,
Denn als ich dich unter dem Leibgurt trug,
Hab' ich dich dem Raben verpfändet."

„O Mutter, liebe Mutter mein
O laßt Eur Leid nur fahren,
Was mir mein Schickſal beſcheeren will,
Davor kann mich niemand bewahren."

Das war eines Donnerstags, im Herbſt,
Als kaum der Morgen graute,
Die Frauenſtube offen ſtand,
Da kamen krächzende Laute.

Der häßliche Rabe kam herein,
Setzt ſich zu der Königin dorten:
„Frau Königin, gebt mir Eur Kind,
Ihr habt's mir verſprochen mit Worten."

Sie aber hat beim höchſten Gott,
Bei allen Heil'gen geſchworen,
Sie wüßte weder von Tochter noch Sohn,
Die ſie auf Erden geboren.

Der häßliche Rabe flog zornig davon,
Und zornig ſchrie er im Fluge:
„Wo find' ich German, den fröhlichen Held,
Er gehört mir mit gutem Fuge."

Und German war alt ſchon fünfzehn Jahr,
Und ein Mädchen zu freien gedacht' er;
Er ſchickte Boten nach Engeland,
Er warb um des Königs Tochter.

Des Königs Tochter ward ihm verlobt
Und nach England zu reiſen beſchloß er:
Wie komm' ich ſchnell zu meiner Braut,
Rings um die Inſel iſt Waſſer?

Und das war German, der fröhliche Held,
In Scharlach ſich kleiden that er,
In ſeinem ſcharlachrothen Kleid
Vor ſeine Mutter trat er.

„O Mutter, liebe Mutter mein,
Erfüllet mein Begehre,
Und leiht mir Euer Federgewand,
Daß ich fliegen kann über dem Meere.“

„„Mein Federgewand in dem Winkel dort hängt,
Die Federn die fallen zur Erde;
Ich denke daß ich zur Frühjahrzeit
Das Gefieder ausbesseren werde.

Auch sind die Fittige viel zu breit,
Die Wolken drücken sie nieder —
Und ziehst du fort in ein fremdes Land
Ich schaue dich niemals wieder.““

Er setzte sich in das Federgewand,
Flog fort wohl über das Wasser;
Da traf er den wilden Nachtraben an,
Auf der Klippe im Meere saß er.

Wohl über das Wasser flog er fort,
Inmitten des Sundes kam er;
Da hört' er einen erschrecklichen Laut,
Eine häßliche Stimme vernahm er:

„Willkommen, German, du fröhlicher Held,
So lange erwarte ich deiner;
Als deine Mutter dich mir versprach,
Da warst du viel zarter und kleiner.“

„„O laß' mich fliegen zu meiner Braut,
Ich treffe (bei meinem Worte!),
Sobald ich sie gesprochen hab',
Dich hier auf demselben Orte.““

„So will ich dich zeichnen, daß immerdar
Ich dich wiedererkenne im Leben,
Und dieses Zeichen erinnere dich
An das Wort, das du mir gegeben.“

Er hackte ihm aus sein rechtes Aug',
Trank halb ihm das Blut aus dem Herzen.
Der Ritter kam zu seiner Braut,
Mit großen Liebesschmerzen.

Er ſetzte ſich in der Jungfraun Saal,
Er war ſo blutig, ſo bleiche;
Die koſenden Jungfrau'n in dem Saal,
Sie verſtummten alle ſogleiche.

Die Jungfraun ließen Freud' und Scherz,
Sie ſaßen ſtill ſo ſehre;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Warf von ſich Nadel und Scheere.

Die Jungfraun ſaßen ſtill ſo ſehr,
Sie ließen Scherz und Freude;
Aber die ſtolze Jungfrau Adelutz
Schlug zuſammen die Hände beide.

„Willkommen, German, der fröhliche Held,
Wo habt Ihr geſpielet ſo muthig?
Warum ſind Eure Wangen ſo bleich
Und Eure Kleider ſo blutig?"

„Ade, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Muß wieder zurück zu dem Raben,
Der mein Aug' ausriß und mein Herzblut trank,
Auch meinen Leib will er haben."

Einen goldnen Kamm zieht ſie heraus,
Selbſt kämmt ſie ihm ſeine Haare;
Bei jedem Haare das ſie kämmt,
Vergießt ſie Thränen viel klare.

Bei jeder Locke, die ſie ihm ſchlingt,
Vergießt ſie Thränen viel klare;
Sie verwünſcht ſeine Mutter, durch deren Schuld,
Er ſo viel Unglück erfahre.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz
Zog ihn in ihre Arme beide;
„Deine böſe Mutter ſei verwünſcht,
Sie bracht' uns zu ſolchem Leide."

„„Hört, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Meine Mutter verwünſchet nimmer,
Sie konnte nicht wie ſie gewollt,
Seinem Schickſal erliegt man immer.""

Er ſetzte ſich in ſein Federgewand,
Flog wieder fort ſo ſchnelle.
Sie ſetzt ſich in ein andres Federgewand
Und folgt ihm auf der Stelle.

Er flog wohl auf, er flog wohl ab,
In der weiten Wolkenhöhe;
Sie flog beſtändig hinter ihm drein,
Blieb immer in ſeiner Nähe.

„Kehrt um, ſtolze Jungfrau Adelutz,
Müßt wieder nach Hauſe fliegen;
Eure Saalthür ließet Ihr offen ſtehn,
Eure Schlüſſel zur Erde liegen."

„„Laſſ' meine Saalthür offen ſtehn,
Meine Schlüſſel liegen zur Erde;
Wo Ihr empfangen habt Eur Leid,
Dahin ich Euch folgen werde.""

Er flog wohl ab, er flog wohl auf,
Die Wolken hingen ſo dichte,
Es brach herein die Dämmerung,
Sie verlor ihn aus dem Geſichte.

Alle die Vögel die ſie im Fluge traf,
Die ſchnitt ſie da in Stücken;
Nur dem wilden häßlichen Raben zu nahn,
Das wollt' ihr nicht gelücken.

Die ſtolze Jungfrau Adelutz,
Herunter flog zum Strand ſie;
Sie fand nicht German, den fröhlichen Held
Seine rechte Hand nur fand ſie.

Da ſchwang ſie ſich wieder erzürnt empor,
Zu treffen den wilden Raben,
Sie flog gen Weſten, gen Oſten ſie flog,
Von ihr ſelbſt den Tod ſollt' er haben.

Alle die Vögel, die kamen vor ihre Scheer',
Hat ſie in Stücken zerſchnitten;
Und als ſie den wilden Nachtraben traf,
Sie ſchnitt ihn entzwei in der Mitten.

Sie ſchnitt ihn und zerrt ihn, ſo lang bis ſie ſelbſt
Des müden Todes geſtorben.
Sie hat um German, den fröhlichen Held,
So viel Kummer und Noth erworben.

Höchſt bedeutungsvoll iſt in dieſem Liede nicht bloß die Erwähnung des Federgewandes, ſondern das Fliegen ſelbſt. Zur Zeit des Heidenthums waren es Königinnen und edle Frauen, von welchen man ſagte, daß ſie in den Lüften zu fliegen verſtünden, und dieſe Zauberkunſt, die damals für etwas Ehrenwerthes galt, wurde ſpäter, in chriſtlicher Zeit, als eine Abſcheulichkeit des Hexenweſens dargeſtellt. Der Volksglaube von den Luftfahrten der Hexen iſt eine Traveſtie alter germaniſcher Tradizionen und verdankt ſeine Entſtehung keineswegs dem Chriſtenthum, wie man aus einer Bibelſtelle, wo Satan unſeren Heiland durch die Lüfte führt, irrthümlich vermuthet hat. Jene Bibelſtelle könnte allenfalls zur Juſtifikazion des Volksglaubens dienen, indem dadurch bewieſen ward, daß der Teufel wirklich im Stande ſei die Menſchen durch die Luft zu tragen.

Die Schwanenjungfraun, von welchen ich geredet, halten Manche für die Valkyren der Skandinavier. Auch von dieſen haben ſich bedeutſame Spuren im Volksglauben erhalten. Die Hexen, die Shakeſpeare in ſeinem Makbeth auftreten läßt, werden in der alten Sage, die der Dichter faſt umſtändlich benutzt hat, weit edler geſchildert. Nach dieſer Sage ſind dem Helden im Walde, kurz vor der Schlacht, drei räthſelhafte Jungfrauen begegnet, die ihm ſein Schickſal vorausſagten und ſpurlos verſchwanden. Es waren Valkyren, oder gar die Nornen, die Parzen des Nordens. An dieſe mahnen auch die drei wunderlichen Spinnerinnen, die uns aus alten Ammenmährchen bekannt ſind; die eine hat einen Plattfuß, die andre einen breiten Daumen und die dritte eine Hängelippe. Hieran erkennt man ſie immer, ſie mögen ſich verjüngt oder verältert präſentiren.

Ich kann nicht umhin, hier eines Mährchens zu erwähnen, als deſſen Schauplatz mir die rheiniſche Heimath wieder recht blühend und lachend in's Gedächtniß tritt. Auch hier erſcheinen drei Frauen, von welchen ich nicht beſtimmen kann, ob ſie Elementargeiſter ſind oder Zauberinnen, nämlich Zauberinnen von der altheidniſchen Obſervanz, die ſich von der ſpäteren Hexenſchweſterſchaft, durch poetiſchen Anſtand, ſo ſehr unterſcheiden. Ganz genau habe ich die Geſchichte nicht im Kopfe; wenn ich nicht irre, wird ſie in Schreibers rheiniſchen Sagen aufs umſtändlichſte erzählt. Es iſt die Sage vom Wisperthale, welches unweit Lorch am Rheine gelegen iſt. Dieſes Thal führt ſeinen Namen von den wispernden Stimmen, die einem dort ans Ohr vorbeipfeifen und an ein gewiſſes heimliches Piſt! Piſt! erinnern, das man zur Abendzeit

in gewissen Seitengäßchen einer Hauptstadt zu vernehmen pflegt. Durch dieses Wisperthal wanderten eines Tages drei junge Gesellen, sehr frohgelaunt und höchst neugierig, was doch das beständige Pist! Pist! bedeuten möge. Der ältere und gescheuteste von ihnen, ein Schwertfeger seines Handwerks, rief endlich ganz laut: Das sind Stimmen von Weibern, die gewiß so häßlich sind, daß sie sich nicht zeigen dürfen! Er hatte kaum die herausfordernd schlauen Worte gesprochen, da standen plötzlich drei wunderschöne Jungfrauen vor ihm, die ihn und seine zwei Gefährten mit anmuthiger Gebärde einluden, sich in ihrem Schlosse von den Mühseligkeiten der Reise zu erholen und sonstig zu erlustigen. Dieses Schloß, welches sich ganz in ihrer Nähe befand, hatten die jungen Gesellen vorher gar nicht bemerkt, vielleicht weil es nicht frei aufgebaut, sondern in einem Felsen ausgehauen war, so daß nur die kleinen Spitzbögenfenster und ein großer Thorweg von außen sichtbar. Als sie hineintraten in das Schloß, wunderten sie sich nicht wenig über die Pracht, die ihnen von allen Seiten entgegenglänzte. Die drei Jungfrauen, welche es ganz allein zu bewohnen schienen, gaben ihnen dort ein köstliches Gastmahl, wobei sie ihnen selber den Weinbecher kredenzten. Die jungen Gesellen, denen das Herz in der Brust immer freudiger lachte, hatten nie so schöne blühende und liebreitzende Weibsbilder gesehen und sie verlobten sich denselben mit vielen brennenden Küssen. Am dritten Tage sprachen die Jungfrauen: wenn Ihr immer mit uns leben wollt, Ihr holden Bräutigame, so müßt Ihr vorher noch einmal in den Wald gehen und Euch erkundigen, was die Vögel dort singen und sagen; sobald Ihr dem Sperling, der Elster und der Eule ihre Sprüche abgelauscht und sie wohlverstanden habt, dann kommt wieder zurück in unsere Arme.

Die drei Gesellen begaben sich hierauf in den Wald, und nachdem sie sich durch Gestripp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorn sich geritzt, auch über manche Wurzel gestolpert, kamen sie zu dem Baume, worauf ein Sperling saß, welcher folgenden Spruch zwitscherte:

Es sind mal drei dumme Hänse
In's Schlaraffenland gezogen;
Da kamen die gebratenen Gänse
Ihnen just vors Maul geflogen.
Sie aber sprachen: die armen Schlaraffen,
Sie wissen doch nichts Gescheutes zu schaffen,
Die Gänse müßten viel kleiner sein,
Sie gehn uns ja nicht ins Maul hinein.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das ist eine ganz richtige Bemerkung! Ja, ja, wenn der lieben Dummheit die gebratenen Gänse sogar vor's Maul ge-

flogen kommen, ſo fruchtet es ihr doch nichts! Ihr Maul iſt zu klein und die Gänſe ſind zu groß, und ſie weiß ſich nicht zu helfen!

Nachdem die drei Geſellen weiter gewandert, ſich durch Geſtripp und Krüppelholz den Weg gebahnt, an manchem Dorn ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, auf deſſen Zweigen eine Elſter hin und her ſprang und folgenden Spruch plapperte: Meine Mutter war eine Elſter, meine Großmutter war ebenfalls eine Elſter, meine Urgroßmutter war wieder eine Elſter, auch meine Ur-Urgroßmutter war eine Elſter, und wenn meine Ur-Urgroßmutter nicht geſtorben wär', ſo lebte ſie noch.

Ja, ja, rief der Schwertfeger, das verſtehe ich! das iſt ja die allgemeine Weltgeſchichte. Das iſt am Ende der Inbegriff aller unſerer Forſchungen und viel mehr werden die Menſchen auf dieſer Welt nimmermehr erfahren.

Nachdem die drei Geſellen wieder weiter gewandert, durch Geſtripp und Krüppelholz ſich den Weg gebahnt, an manchem Dorn ſich geritzt, über manche Wurzel geſtolpert, kamen ſie zu einem Baume, in deſſen Höhlung eine Eule ſaß, die folgenden Spruch vor ſich hinmurrte: Wer mit einem Weibe ſpricht, der wird von einem Weibe betrogen, wer mit zwei Weibern ſpricht, der wird von zwei betrogen, und wer mit drei Weibern ſpricht, der wird von drei betrogen.

Holla! rief zornig der Schwertfeger, du häßlicher, armſeliger Vogel mit deiner häßlichen armſeligen Weisheit, die man von jedem bucklichten Bettler für einen Pfennig kaufen könnte! Das iſt alter, abgeſtandener Leumund. Du würdeſt die Weiber weit beſſer beurtheilen, wenn du hübſch und luſtig wäreſt wie wir, oder wenn du gar unſere Bräute kenneteſt, die ſo ſchön ſind wie die Sonne und ſo treu wie Gold!

Hierauf machten ſich die drei Geſellen auf den Rückweg, und nachdem ſie, luſtig pfeifend und trillernd, einige Zeit lang gewandert, befanden ſie ſich wieder Angeſichts des Felſenſchloſſes, und mit ausgelaſſener Fröhlichkeit ſangen ſie das Schelmenlied:

Riegel auf, Riegel zu,
Feins Liebchen, was machſt du?
Schläfſt du oder wachſt du?
Weinſt du oder lachſt du?

Während nun die jungen Geſellen ſolchermaßen jubilirend vor dem Schloßthore ſtanden, öffneten ſich über demſelben drei Fenſterchen, und aus jedem guckte ein altes Mütterchen heraus, alle drei langnaſig und tiefäugig, wackelten ſie vergnügt mit ihren greiſen Köpfen, und ſie öffneten ihre zahnloſen Mäuler und ſie kreiſchten: Da unten ſind ja unſere holden Bräutigame! Wartet nur, Ihr holden Bräutigame, wir werden Euch gleich das Thor öffnen

und Euch mit Küssen bewillkommen, und Ihr sollt jetzt das Lebensglück genießen in den Armen der Liebe!

Die jungen Gesellen, zu Tode bestürzt, warteten nicht so lange bis die Pforten des Schlosses und die Arme ihrer Bräutchen, und das Lebensglück, das sie darin genießen sollten, sich ihnen öffneten; sie nahmen auf der Stelle Reißaus, liefen über Hals und über Kopf, und machten so lange Beine, daß sie noch desselben Tags in der Stadt Lorch anlangten. Als sie hier des Abends in der Schenke beim Weine saßen, mußten sie manchen Schoppen leeren, ehe sie sich von ihrem Schrecken ganz erholt. Der Schwertfeger aber fluchte hoch und theuer, daß die Eule der klügste Vogel der Welt sei und mit Recht für ein Sinnbild der Weisheit gelte.

Ich habe in diesen Blättern immer nur flüchtig ein Thema berührt, welches zu den interessantesten Betrachtungen einen bändereichen Stoff bieten könnte: nämlich die Art und Weise wie das Christenthum die altgermanische Religion entweder zu vertilgen oder in sich aufzunehmen suchte und wie sich die Spuren derselben im Volksglauben erhalten haben. Wie jener Vertilgungskrieg geführt wurde ist bekannt. — — — — Wenn das Volk, gewohnt an den ehemaligen Naturdienst, auch nach der Bekehrung für gewisse Orte eine verjährte Ehrfurcht bewahrte, so suchte man solche Sympathie entweder für den neuen Glauben zu benutzen, oder als Antriebe des bösen Feindes zu verschreien. Bei jenen Quellen, die das Heidenthum als göttlich verehrte, baute der christliche Priester sein kluges Kirchlein, und er selber segnete jetzt das Wasser und exploitirte dessen Wunderkraft. Es sind noch immer die alten lieben Brünnlein der Vorzeit, wohin das Volk wallfahrtet, und wo es gläubig seine Gesundheit schöpft, bis auf heutigen Tag. Die heiligen Eichen, die den frommen Aexten widerstanden, wurden verläumdet; unter diesen Bäumen, hieß es jetzt, trieben die Teufel ihren nächtlichen Spuk und die Hexen ihre höllische Unzucht. Aber die Eiche blieb dennoch der Lieblingsbaum des deutschen Volkes, die Eiche ist noch heut zu Tage das Symbol der deutschen Nazionalität selber: es ist der größte und stärkste Baum des Waldes; seine Wurzel dringt bis in die Grundtiefe der Erde; sein Wipfel, wie ein grünes Banner flattert stolz in den Lüften; die Elfen der Poesie wohnen in seinem Stamme; die Mistel der heiligsten Weisheit rankt an seinen Aesten; nur seine Früchte sind kleinlich und ungenießbar für Menschen.

In den altdeutschen Gesetzen giebts jedoch noch viele Verbote: daß man bei den Flüssen, den Bäumen und Steinen nicht seine Andacht verrichten solle, in ketzerischem Irrwahn, daß eine Gottheit darin wohne. Karl der Große mußte, in seinen Capitularien, ausdrücklich befehlen: man solle nicht opfern bei Steinen, Bäumen, Flüssen; auch solle man dort keine geweihte Kerzen anzünden.

Diese drei, Steine, Bäume und Flüsse, erscheinen als Hauptmomente des germanischen Cultus, und damit korrespondirt der Glaube an Wesen die in den Steinen wohnen, nämlich Zwerge, an Wesen die in den Bäumen wohnen, nämlich Elfen, und Wesen die im Wasser wohnen, nämlich Niren. Will man einmal systematisiren, so ist diese Art weit zweckmäßiger, als das Systematisiren nach den verschiedenen Elementen, wo man noch für das Feuer eine vierte Klasse Elementargeister, nämlich die Salamander annimmt. Das Volk aber, welches immer systemlos, hat nie etwas von dergleichen gewußt. Es giebt unter dem Volke eigentlich nur die Sage von einem Thiere, welches im Feuer leben könne und Salamander heiße. Alle Knaben sind eifrige Naturforscher, und als kleiner Junge habe ich es mir mal sehr angelegen sein lassen, zu untersuchen, ob die Salamander wirklich im Feuer leben können. Als es einst meinen Schulkameraden gelungen, ein solches Thier zu fangen, hatte ich nichts Eiligeres zu thun, als dasselbe in den Ofen zu werfen, wo es erst einen weißen Schleim in die Flammen spritzte, immer leiser zischte und endlich den Geist aufgab. Dieses Thier sieht aus wie eine Eidechse, ist aber safrangelb, etwas schwarz gesprenkelt, und der weiße Saft, den es im Feuer von sich giebt und womit es vielleicht manchmal die Flamme löscht, mag den Glauben veranlaßt haben, daß es in den Flammen leben könne.

Die feurigen Männer, die des Nachts umherwandeln, sind keine Elementargeister, sondern Gespenster von verstorbenen Menschen, todten Wucherern, unbarmherzigen Amtmännern und Bösewichtern, die einen Grenzstein verrückt haben. Die Irrwische sind auch keine Geister. Man weiß nicht genau was sie sind; sie verlocken den Wandrer in Moorgrund und Sümpfe. Wie gesagt, eine ganze Classe Feuergeister, wie Parazelsus sie beschreibt, kennt das Volk nicht. Es spricht höchstens nur von einem einzigen Feuergeist und das ist kein anderer als Lucifer, Satan, der Teufel. In alten Balladen erscheint er unter dem Namen der Feuerkönig, und im Theater, wenn er auftritt oder abgeht, fehlen nie die obligaten Flammen. Da er also der einzige Feuergeist ist und uns für eine ganze Classe solcher Geister schadlos halten muß, wollen wir ihn näher besprechen.

In der That, wenn der Teufel kein Feuergeist wäre, wie könnte er es denn in der Hölle aushalten? Er ist ein Wesen von so kalter Natur, daß er sogar nirgends anders als im Feuer sich behaglich fühlen kann. Ueber diese kalte Natur des Teufels haben sich alle die armen Frauen beklagt, die mit ihm in nähere Berührung gekommen. Merkwürdig übereinstimmend sind in dieser Hinsicht die Aussagen der Hexen, wie wir sie in den Hexenprozessen aller Lande finden können. Diese Damen, die ihre fleischlichen Verbindungen mit dem Teufel eingestanden, sogar auf der Folter, erzählen immer von der Kälte seiner

Umarmungen; eiskalt, klagten sie, waren die Ergüsse dieser teuflischen Zärtlichkeit.

Der Teufel ist kalt, selbst als Liebhaber. Aber häßlich ist er nicht; denn er kann ja jede Gestalt annehmen. Nicht selten hat er sich ja auch mit weiblichem Liebreitz bekleidet, um irgend einen frommen Klosterbruder von seinen Bußübungen abzuhalten oder gar zur sinnlichen Freude zu verlocken. Bei anderen, die er nur schrecken wollte, erschien er in Thiergestalt, er und seine höllischen Gesellen. Besonders wenn er vergnügt ist und viel geschlemmt und gebechert hat, zeigt er sich gern als ein Vieh. Da war ein Edelmann in Sachsen, der hatte seine Freunde eingeladen zu einem Gastmahl. Als nun der Tisch gedeckt und die Stunde der Mahlzeit gekommen und alles zugerichtet war, fehlten ihm seine Gäste, die sich einer nach dem anderen entschuldigen ließen. Darob zornig, entfuhren ihm die Worte: „wenn kein Mensch kommen will, so mag der Teufel bei mir essen mit der ganzen Hölle!" und er verließ das Haus um seinen Unmuth zu verschmerzen. Mittlerweile kommen in den Hof hereingeritten große und schwarze Reiter, und hießen des Edelmanns Knecht seinen Herrn suchen, um ihm anzuzeigen, daß die zuletzt geladenen Gäste angelangt seien. Der Knecht, nach langem Suchen, findet endlich seinen Herrn, kehrt mit diesem zurück, haben aber beide nicht den Muth ins Haus hineinzugehen. Denn sie hören wie drinnen das Schlemmen, Schreien und Singen immer toller wird, und endlich sehen sie wie die besoffenen Teufel, in der Gestalt von Bären, Katzen, Böcken, Wölfen und Füchsen, ans offene Fenster traten, in den Pfoten die vollen Becher oder die dampfenden Teller, und mit glänzenden Schnautzen und lachenden Zähnen heruntergrüßend.

Daß der Teufel in Gestalt eines schwarzen Bockes dem Convente der Hexen präsidirt, ist allgemein bekannt. Welche Rolle er in dieser Gestalt zu spielen pflegte, werde ich später berichten, wenn ich von Hexen und Zauberei zu reden habe. In dem merkwürdigen Buche, worin der hochgelehrte Georgius Godelmanus über dieses letztere Thema einen wahrhaften und folgebegründeten Bericht abstattet, finde ich auch, daß der Teufel nicht selten in der Gestalt eines Mönchs erscheint. Er erzählt folgendes Beispiel:

„Als ich in der berühmten hohen Schule zu Wittenberg die Rechte studirte, gedenkt mir noch wohl, etlichemal von meinen Lehrmeistern daselbst gehört zu haben, daß vor Luthers Thür gekommen sei ein Münch, welcher heftig an der Thüre geklopft, und wie ihm der Diener aufthat und fragte was er wollte, da fraget der Münch: ob der Luther daheim wäre? Als Lutherus die Sache erfuhr, ließ er ihn herein gehen, weil er nun eine gute Weile keinen Münch gesehen hatte. Da dieser hereinkam sprach er, er habe etliche Papistische Irrthümer, derwegen er sich gern mit ihm besprechen wollte, und er legte ihm einige Syllogismos und Schulreden für, und da sie Luther ohne Mühe auf-

löſte, brachte er andere, die nicht ſo leicht aufzulöſen waren, daher Lutherus, etwas bewegt, dieſe Worte entfahren ließ: du machſt mir viel zu ſchaffen, da ich doch anderes zu thun hätte! und ſtund ſobald auf und zeigte ihm in der Bibel die Erklärung der Frage ſo der Münch vorbrachte. Und als er in demſelbigen Geſpräche vermerkte, daß des Münchs Hände nicht ungleich wären Vogelsklauen, ſprach er: Biſt du nicht Der? Halt, höre zu, dieſes Urtheil iſt wider dich gefällt! und zeigte ihm ſobald den Spruch in Geneſi, dem erſten Buche Moſis: des Weibes Saamen wird der Schlange den Kopf zertreten. Da der Teufel mit dieſem Spruch überwunden, ward er zornig und ging murrend davon, warf das Schreibzeug hinter den Ofen, und verbreitete einen Duft, deſſen die Stube noch etliche Tage übel roch."

In der vorſtehenden Erzählung bemerkt man eine Eigenthümlichkeit des Teufels, die ſich ſchon frühe kund gab und bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Es iſt nemlich ſeine Disputirſucht, ſeine Sophiſtik, ſeine „Syllogismen." Der Teufel verſteht ſich auf Logik, und ſchon vor achthundert Jahren hat der Papſt Silveſter, der berühmte Gerbert, ſolches zu ſeinem Schaden erfahren. Dieſer hatte nemlich, als er zu Cordova ſtudirte, mit Satan einen Bund geſchloſſen und durch ſeine hölliſche Hülfe lernte er Geometrie, Algebra, Aſtronomie, Pflanzenkunde, allerlei nützliche Kunſtſtücke, unter anderen die Kunſt Papſt zu werden. In Jeruſalem ſollte vertragsmäßig ſein Leben enden. Er hütete ſich wohl hinzugehen. Als er aber einſt in einer Kapelle zu Rom Meſſe las, kam der Teufel um ihn abzuholen, und indem der Papſt ſich dagegen ſträubt, beweiſt ihm jener, daß die Kapelle worin ſie ſich befänden, den Namen Jeruſalem führe, daß die Bedingungen des alten Bündniſſes erfüllt ſeien, und daß er ihm nun zur Hölle folgen müſſe. Und der Teufel holte den Papſt, indem er ihm lachend ins Ohr flüſterte:

Tu non pensavi qu'io loico fossi!

(Dante Inferno c. 28.)

„Du dachteſt nicht daran, daß ich ein Logiker bin!"

Der Teufel verſteht Logik, er iſt Meiſter in der Metaphyſik, und mit ſeinen Spitzfindigkeiten und Ausdeuteleien überliſtet er alle ſeine Verbündeten. Wenn ſie nicht genau aufpaßten und den Contrakt ſpäter nachlaſen, fanden ſie zu ihrem Erſchrecken, daß der Teufel anſtatt Jahre nur Monate, oder Wochen, oder gar Tage geſchrieben, und er kommt ihnen plötzlich über den Hals und beweiſt ihnen, daß die Friſt abgelaufen. In einem der älteren Puppenſpiele, welche das Satansbündniß, Schandleben und erbärmliche Ende des Doktor Fauſtus vorſtellen, findet ſich ein ähnlicher Zug. Fauſt, welcher vom Teufel die Befriedigung aller irdiſchen Genüſſe begehrte, hat ihm dafür ſeine Seele verſchrieben und ſich anheiſchig gemacht, zur Hölle zu fahren, ſobald er die

dritte Mordthat begangen habe. Er hat schon zwei Menschen getödtet und glaubt ehe er zum dritten Male jemanden umbringe, sei er dem Teufel noch nicht verfallen. Dieser aber beweist ihm, daß eben sein Teufelsbündniß, sein Seelentodtschlag, als dritte Mordthat zähle, und mit dieser verdammten Logik führt er ihn zur Hölle. Wie weit Goethe in seinem Mephisto jenen Charakterzug der Sophistik exploitirt hat, kann jeder selbst beurtheilen. Nichts ist ergötzlicher als die Lektüre von Teufelskontrakten, die sich aus der Zeit der Hexenprozesse erhalten haben, und worin der Contrahent sich vorsichtig gegen alle Chikanen verklausulirt und alle Stipulazionen aufs ängstlichste paraphrasirt.

Der Teufel ist ein Logiker. Er ist nicht bloß der Repräsentant der weltlichen Herrlichkeit, der Sinnenfreude, des Fleisches, er ist auch Repräsentant der menschlichen Vernunft, eben weil diese alle Rechte der Materie vindizirt; und er bildet somit den Gegensatz zu Christus, der nicht bloß den Geist, die ascetische Entsinnlichung, das himmlische Heil, sondern auch den Glauben repräsentirt. Der Teufel glaubt nicht, er stützt sich nicht blindlings auf fremde Autoritäten, er will vielmehr dem eigenen Denken vertrauen, er macht Gebrauch von der Vernunft! Dieses ist nun freilich etwas Entsetzliches, und mit Recht hat die römisch-katholisch-apostolische Kirche das Selbstdenken als Teufelei verdammt und den Teufel, den Repräsentanten der Vernunft, für den Vater der Lüge erklärt.

Ueber die Gestalt des Teufels läßt sich in der That nichts genaues angeben. Die Einen behaupten, wie ich schon erwähnt, er habe gar keine bestimmte Gestalt und könne sich in jeder beliebigen Form produziren. Dieses ist wahrscheinlich. Finde ich doch in der Dämonomagie von Horst, daß der Teufel sich sogar zu Salat machen könne. Eine sonst ehrbare Nonne, die aber ihre Ordensregeln nicht genau befolgte und sich nicht oft genug mit dem heiligen Kreuze bezeichnete, aß einmal Salat. Kaum hatte sie ihn gegessen als sie Regungen empfand, die ihr sonst fremd waren und sich keineswegs mit ihrem Stande vertrugen. Es wurde ihr jetzt gar sonderbar zu Muthe des Abends, im Mondschein, wenn die Blumen so stark dufteten und die Nachtigallen so schmelzend und schluchzend sangen. Bald darauf machte ein angenehmer Junggeselle mit ihr Bekanntschaft. Nachdem beide mit einander vertrauter geworden, fragte sie der schöne Jüngling einmal: „weißt du denn auch wer ich bin?" Nein, sagte die Nonne mit einiger Bestürzung. „Ich bin der Teufel, erwiederte jener. Erinnerst du dich nicht jenes Salates? Der Salat das war ich!"

Manche behaupten, der Teufel sehe immer wie ein Thier aus, und es sei nur eitel Täuschung, wenn wir ihn in einer anderen Gestalt erblicken. Etwas Cynisches hat der Teufel freilich, und diesen Charakterzug hat niemand besser

beleuchtet wie unser Dichter Wolfgang Goethe. Ein anderer deutscher Schriftsteller, der in seinen Mängeln eben so großartig ist wie in seinen Vorzügen, jedenfalls aber zu den Dichtern ersten Ranges gezählt werden muß, Herr Grabbe, hat den Teufel in jener Beziehung ebenfalls vortrefflich gezeichnet. Auch die Kälte in der Natur des Teufels hat er ganz richtig begriffen. In einem Drama dieses genialen Schriftstellers erscheint der Teufel auf Erden, weil seine Mutter in der Hölle schruppt; letzteres ist eine bei uns gebräuchliche Art die Zimmer zu reinigen, wobei das Estricht mit heißem Wasser übergossen und mit einem groben Tuche gerieben wird, so daß ein quikender Mißton und lauwarmer Dampf entsteht, der es einem vernünftigen Wesen unmöglich macht unterdessen zu Hause zu bleiben. Der Teufel muß deshalb aus der wohlgeheizten Hölle sich in die kalte Oberwelt hinaufflüchten, und hier, obgleich es ein heißer Juliustag ist, empfindet der arme Teufel dennoch einen so großen Frost, daß er fast erfriert und nur mit ärztlicher Hülfe aus dieser Erstarrung gerettet wird.

Wir sahen eben, daß der Teufel eine Mutter hat; viele behaupten, er habe eigentlich nur eine Großmutter. Auch diese kommt zuweilen zur Oberwelt, und auf sie bezieht sich vielleicht das Sprüchwort: wo der Teufel selbst nichts ausrichten kann, da schickt er ein altes Weib. Gewöhnlich aber ist sie in der Hölle mit der Küche beschäftigt, oder sitzt in ihrem rothen Lehnsessel, und wenn der Teufel des Abends, müde von den Tagesgeschäften, nach Hause kommt, frißt er in schlingender Hast was ihm die Mutter gekocht hat, und dann legt er seinen Kopf in ihren Schooß und läßt sich von ihr lausen und schläft ein. Die Alte pflegt ihm auch wohl dabei ein Lied vorzuschnurren, welches mit folgenden Worten beginnt:

Im Thume, im Thume,
Da steht eine Rosenblume,
Rose roth wie Blut.

Es ist eine eigne Sache um die Schriftstellerei. Der Eine hat Glück in der Ausübung derselben, der Andre hat Unglück. Das schlimmste Mißgeschick trifft vielleicht meinen armen Freund Heinrich Kitzler, Magister Artium zu Göttingen. Keiner dort ist so gelehrt, keiner so ideenreich, keiner so fleißig wie dieser Freund, und dennoch ist bis auf diese Stunde noch kein Buch von ihm auf der Leipziger Messe zum Vorschein gekommen. Der alte Stiefel auf der Bibliothek lächelte immer, wenn Heinrich Kitzler ihn um ein Buch bat, dessen er sehr bedürftig sei für ein Werk, welches er eben unter der Feder habe. Es wird noch lange unter der Feder bleiben! murmelte dann der alte Stiefel während er die Bücherleiter hinaufstieg. Sogar die Köchinnen lächelten, wenn sie auf der Bibliothek die Bücher abholten: „für den Kitzler." Der Mann galt allgemein für einen Esel, und im Grunde war er nur ein ehrlicher Mann. Keiner kannte die wahre Ursache warum nie ein Buch von ihm herauskam, und nur durch Zufall entdeckte ich sie, als ich ihn einst um Mitternacht besuchte, um mein Licht bei ihm anzuzünden; denn er war mein Stubennachbar. Er hatte eben sein großes Werk über die Vortrefflichkeit des Christenthums vollendet; aber er schien sich darob keineswegs zu freuen und betrachtete mit Wehmuth sein Manuscript. Nun wird dein Name doch endlich, sprach ich zu ihm, im Leipziger Meßkatalog unter den fertig gewordenen Büchern prangen! Ach nein, seufzte er aus tiefster Brust, auch dieses Werk werde ich ins Feuer werfen müssen, wie die vorigen . . . Und nun vertraute er mir sein schreckliches Geheimniß. Den armen Magister traf wirklich das schlimmste Mißgeschick, jedesmal wenn er ein Buch schrieb. Nachdem er nemlich für das Thema, das er beweisen wollte, alle seine Gründe entwickelt, glaubte er sich verpflichtet die Einwürfe, die etwa ein Gegner anführen könnte, ebenfalls mitzutheilen: er ergrübelte alsdann vom entgegengesetzten Standpunkte aus die scharfsinnigsten Argumente, und indem diese unbewußt in seinem Gemüthe Wurzel faßten, geschah es immer, daß, wenn das Buch fertig war, die Meinungen des armen Verfassers sich allmälig umgewandelt hatten, und eine dem Buche ganz entgegengesetzte Ueberzeugung in seinem Geiste erwachte. Er war alsdann auch ehrlich genug (wie ein französischer Schriftsteller ebenfalls handeln würde) den Lorbeer des literarischen Ruhmes auf dem Altare der Wahrheit zu opfern, d. h. sein Manuscript ins Feuer zu werfen. Darum seufzte er aus so tiefster Brust, als er die Vortrefflichkeit des Christenthums bewiesen hatte. Da habe ich nun, sprach er traurig, zwanzig Körbe Kirchen-

väter erzerpirt; da habe ich nun ganze Nächte am Studiertiſche gehockt und Akta Sanktorum geleſen, während auf deiner Stube Punſch getrunken und der Landesvater geſungen wurde; da habe ich nun für theologiſche Novitäten, deren ich zu meinem Werke bedurfte, 38 ſauer erworbene Thaler an Vandenhoek et Rupprecht bezahlt, ſtatt mir für das Geld einen Pfeifenkopf zu kaufen; da habe ich nun gearbeitet wie ein Hund ſeit zwei Jahren, zwei koſtbaren Lebensjahren . . . und alles um mich lächerlich zu machen, um wie ein ertappter Prahler die Augen niederzuſchlagen, wenn die Frau Kirchenräthin Plank mich fragt: wann wird Ihre Vortrefflichkeit des Chriſtenthums herauskommen? Ach! das Buch iſt fertig, fuhr der arme Mann fort, und würde auch dem Publikum gefallen; denn ich habe den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum darin verherrlicht und ich habe bewieſen, daß dadurch auch die Wahrheit und die Vernunft über Heuchelei und Wahnſinn geſiegt. Aber, ich Unglückſeligſter, in tiefſter Bruſt fühle ich daß — — —

Sprich nicht weiter! rief ich mit gerechter Entrüſtung, wage nicht, Verblendeter, das Erhabene zu ſchwärzen und das Glänzende in den Staub zu ziehn! Wenn du auch die Wunder des Evangeliums läugnen möchteſt, ſo kannſt du doch nicht läugnen, daß der Sieg des Evangeliums ſelber ein Wunder war. Eine kleine Schaar wehrloſer Menſchen drang in die große Römerwelt, trotzte ihren Schergen und Weiſen, und triumphirte durch das bloße Wort. Aber welch ein Wort! Das morſche Heidenthum erbebte und krachte bei dem Worte dieſer fremden Männer und Frauen, die ein neues Himmelreich ankündigten und nichts fürchteten auf der alten Erde, nicht die Tatzen der wilden Thiere, nicht den Grimm der noch wilderen Menſchen, nicht das Schwert, nicht die Flamme . . . denn ſie ſelber waren Schwert und Flamme, Flamme und Schwert Gottes! Dieſes Schwert hat das welke Laub und dürre Reiſig abgeſchlagen von dem Baume des Lebens und dadurch geheilt von der einfreſſenden Fäulniß; dieſe Flamme hat den erſtarrten Stamm wieder von innen erwärmt, daß friſches Laub und duftige Blüthen hervorſproßten . . . es iſt die ſchauerlich erhabenſte Erſcheinung der Weltgeſchichte dieſes erſte Auftreten des Chriſtenthums, ſein Kampf und ſein vollkommener Sieg.

Ich ſprach dieſe Worte mit deſto würdigerem Ausdruck, da ich an jenem Abend ſehr viel Eimbecker Bier zu mir genommen hatte, und meine Stimme deſto volltönender erſcholl.

Heinrich Kitzler ließ ſich aber dadurch keineswegs verblüffen, und mit einem ironiſch ſchmerzlichen Lächeln ſprach er: Bruderherz! gieb dir keine überflüſſige Mühe. Alles was du jetzt ſagſt, habe ich ſelber, in dieſem Manuſcripte, weit beſſer und weit gründlicher auseinandergeſetzt. Hier habe ich den verworfenen Weltzuſtand zur Zeit des Heidenthums aufs grellſte ausgemalt, und ich darf mir ſchmeicheln, daß meine kühnen Pinſelſtriche an die Werke der beſten Kir-

chenväter erinnern. Ich habe gezeigt, wie lasterhaft die Griechen und Römer geworden, durch das böse Beispiel jener Götter, welche, nach den Schandthaten die man ihnen nachsagte, kaum würdig gewesen wären für Menschen zu gelten. Ich habe unumwunden ausgesprochen, daß sogar Jupiter, der oberste der Götter, nach dem königl. hannövrischen Criminalrechte, hundertmal das Zuchthaus, wo nicht gar den Galgen, verdient hätte. Dagegen habe ich die Moralsprüche, die im Evangelium vorkommen, gehörig paraphrasirt und gezeigt, wie, nach dem Muster ihres göttlichen Vorbilds, die ersten Christen, trotz der Verachtung und Verfolgung, welche sie dafür erduldeten, nur die schönste Sittenreinheit gelehrt und ausgeübt haben. Das ist die schönste Parthie meines Werks, wo ich begeisterungsvoll schildere, wie das junge Christenthum, der kleine David, mit dem alten Heidenthum in die Schranken tritt und diesen großen Goliath tödtet. Aber ach! dieser Zweikampf erscheint mir seitdem in einem sonderbaren Lichte — — — Ach! alle Lust und Liebe für meine Apologie versiegte mir in der Brust, als ich mir lebhaft ausdachte, wie etwa ein Gegner den Triumph des Evangeliums schildern könnte. Zu meinem Unglück fielen mir einige neuere Schriftsteller, z. B. Edward Gibbon, in die Hände, die sich eben nicht besonders günstig über jenen Sieg aussprachen und nicht sehr davon erbaut schienen, daß die Christen, wo das geistige Schwert und die geistige Flamme nicht hinreichten, zu dem weltlichen Schwert und der weltlichen Flamme ihre Zuflucht nahmen. Ich muß gestehen, daß mich endlich für die Reste des Heidenthums, jene schönen Tempel und Statuen, ein schauerliches Mitleid anwandelte; denn sie gehörten nicht mehr der Religion, die schon lange, lange vor Christi Geburt, todt war, sondern sie gehörten der Kunst, die da ewig lebt. Es trat mir einst feucht in die Augen, als ich zufällig auf der Bibliothek „die Schutzrede für die Tempel" las, worin der alte Grieche Libanius die frommen Barbaren aufs Schmerzlichste beschwor, jene theuren Meisterwerke zu schonen, womit der bildende Geist der Helenen die Welt verziert hatte. Aber vergebens! Jene Denkmäler einer Frühlingsperiode der Menschheit, die nie wiederkehren wird und die nur einmal hervorblühen konnte, gingen unwiderbringlich zu Grunde, durch den schwarzen Zerstörungseifer der Christen — — —

Nein, fuhr der Magister fort in seiner Rede, ich will nicht nachträglich, durch Herausgabe dieses Buches, Theil nehmen an solchem Frevel, nein, das will ich nimmermehr . . . Und Euch, Ihr zerschlagenen Statuen der Schönheit, Euch Ihr Manen der todten Götter, Euch die Ihr nur noch liebliche Traumbilder seid im Schattenreiche der Poesie, Euch opfere ich dieses Buch!

Bei diesen Worten warf Heinrich Kitzler sein Manuscript in die Flammen des Kamines, und von der Vortrefflichkeit des Christenthums blieb nichts übrig als graue Asche. —

Dieſes geſchah zu Göttingen im Winter 1820, einige Tage vor jener verhängnißvollen Neujahrsnacht, wo der Pedell Doris die fürchterlichſten Prügel bekommen und zwiſchen der Burſchenſchaft und den Landsmannſchaften fünf und achtzig Duelle kontrahirt wurden. Es waren fürchterliche Prügel, die damals, wie ein hölzerner Platzregen, auf den breiten Rücken des armen Pedells herabfielen. Aber als guter Chriſt tröſtete er ſich mit der Ueberzeugung, daß wir dort oben im Himmel einſt entſchädigt werden für die Schmerzen, die wir unverdienterweiſe hienieden erduldet haben. Das iſt nun lange her. Der alte Doris hat längſt ausgedultet und ſchlummert in ſeiner friedlichen Ruheſtätte vor dem Weender Thore. Die zwei großen Partheien, die einſt die Wahlplätze von Bovden, Ritſchenkrug und Raſenmühle mit dem Schwertergeklirr ihrer Polemik erfüllten, haben längſt, im Gefühl ihrer gemeinſchaftlichen Nichtigkeit, aufs zärtlichſte Brüderſchaft getrunken; und auf den Schreiber dieſer Blätter hat ebenfalls das Geſetz der Zeit ſeinen mächtigen Einfluß geübt. In meinem Hirne gaukeln minder heitere Farben als damals, und mein Herz iſt ſchwerer geworden: wo ich einſt lachte, weine ich jetzt, und ich verbrenne mit Unmuth die Altarbilder meiner ehemaligen Andacht.

Es gab eine Zeit, wo ich jedem Kapuziner, dem ich auf der Straße begegnete, gläubig die Hand küßte. Ich war ein Kind, und mein Vater ließ mich ruhig gewähren, wohl wiſſend, daß meine Lippen ſich nicht immer mit Kapuzinerfleiſch begnügen würden. Und in der That, ich wurde größer und küßte ſchöne Frauen . . . Aber ſie ſahen mich manchmal an mit ſo bleichem Schmerze, und ich erſchrak in den Armen der Freude . . . Hier war ein Unglück verborgen, das niemand ſah und woran jeder litt; und ich dachte darüber nach. Ich habe auch darüber nachgedacht: ob Entbehrung und Entſagung wirklich allen Genüſſen dieſer Erde vorzuziehen ſei, und ob diejenigen, die hienieden ſich mit Diſteln begnügt haben, dort oben deſto reichlicher mit Ananaſſen geſpeiſt werden? Nein, wer Diſteln gegeſſen, war ein Eſel; und wer die Prügel bekommen hat, der behält ſie. Armer Doris!

Doch es iſt mir nicht erlaubt mit beſtimmten Worten hier von allen den Dingen zu reden, worüber ich nachgedacht, und noch weniger iſt es mir erlaubt die Reſultate meines Nachdenkens mitzutheilen. Werde ich mit verſchloſſenen Lippen ins Grab hinabſteigen müſſen, wie ſo manche andere?

Nur einige banale Thatſachen ſind mir vielleicht vergönnt hier anzuführen, um den Fabeleien, die ich kompilire, einige Vernünftigkeit oder wenigſtens den Schein derſelben einzuweben. Jene Thatſachen beziehen ſich nemlich auf den Sieg des Chriſtenthums über das Heidenthum. Ich bin gar nicht der Meinung meines Freundes Kitzler, daß die Bilderſtürmerei der erſten Chriſten ſo bitter zu tadeln ſei; ſie konnten und durften die alten Tempel und Statuen nicht ſchonen, denn in dieſen lebte noch jene alte griechiſche Heiterkeit, jene

Lebensluſt, die dem Chriſten als Teufelthum erſchien. In dieſen Statuen und Tempeln ſah der Chriſt nicht blos die Gegenſtände eines fremden Cultus, eines nichtigen Irrglaubens, dem alle Realität fehle: ſondern dieſe Tempel hielt er für die Burgen wirklicher Dämonen, und den Göttern, die dieſe Statuen darſtellten, verlieh er eine unbeſtrittene Exiſtenz; ſie waren nemlich lauter Teufel. Wenn die erſten Chriſten ſich weigerten vor den Bildſäulen der Götter zu knien und zu opfern, und deßhalb angeklagt und vor Gericht geſchleppt wurden, antworteten ſie immer: ſie dürften keine Dämonen anbeten! Sie erduldeten lieber das Martyrthum, als daß ſie vor dem Teufel Jupiter, oder vor der Teufelin Diana, oder gar vor der Erzteufelin Venus irgend einen Akt der Verehrung vollzogen.

Arme, griechiſche Philoſophen! Sie konnten dieſen Widerſpruch niemals begreifen, wie ſie auch ſpäterhin niemals begriffen, daß ſie in ihrer Polemik mit den Chriſten keineswegs die alte erſtorbene Glaubenslehre, ſondern weit lebendigere Dinge zu vertheidigen hatten. Es galt nemlich nicht die tiefere Bedeutung der Mythologie durch neuplatoniſche Spitzfindigkeiten zu beweiſen, den erſtorbenen Göttern ein neues ſymboliſches Lebensblut zu infuſiren und ſich mit den plumpen, materiellen Einwürfen der erſten Kirchenväter, die beſonders über den moraliſchen Charakter der Götter faſt voltairiſch ſpotteten, tagtäglich abzuquälen: es galt vielmehr den Helenismus ſelbſt, griechiſche Gefühls- und Denkweiſe, zu vertheidigen und der Ausbreitung des Judäismus, der judäiſchen Gefühls- und Denkweiſe, entgegenzuwirken. Die Frage war: ob der trübſinnige, magere, ſinnenfeindliche, übergeiſtige Judäismus der Nazarener, oder ob heleniſche Heiterkeit, Schönheitsliebe und blühende Lebensluſt in der Welt herrſchen ſolle? Jene ſchönen Götter waren nicht die Hauptſache; niemand glaubte mehr an die ambroſiaduftenden Bewohner des Olymps, aber man amüſirte ſich göttlich in ihren Tempeln, bei ihren Feſtſpielen, Myſterien; da ſchmückte man das Haupt mit Blumen, da gab es feierlich holde Tänze, da lagerte man ſich zu freudigen Mahlen . . . wo nicht gar zu noch ſüßeren Genüſſen.

All dieſe Luſt, all dieſes frohe Gelächter iſt längſt verſchollen, und in den Ruinen der alten Tempel wohnen, nach der Meinung des Volkes noch immer die altgriechiſchen Gottheiten, aber ſie haben durch den Sieg Chriſti all ihre Macht verloren, ſie ſind arge Teufel, die ſich am Tage, unter Eulen und Kröten, in den dunkeln Trümmern ihrer ehemaligen Herrlichkeit verſteckt halten, des Nachts aber in liebreizender Geſtalt emporſteigen, um irgend einen argloſen Wandrer oder verwegenen Geſellen zu bethören und zu verlocken.

Auf dieſen Volksglauben beziehen ſich nun die wunderbarſten Sagen, und neuere Poeten ſchöpften hier die Motive ihrer ſchönſten Dichtungen. Der Schauplatz iſt gewöhnlich Italien und der Held derſelben irgend ein deutſcher

Ritter, der wegen seiner jungen Unerfahrenheit, oder auch seiner schlanken Gestalt wegen, von den schönen Unholden mit besonders lieblichen Listen umgarnt wird. Da geht er nun, an schönen Herbsttagen, mit seinen einsamen Träumen spazieren, denkt vielleicht an die heimischen Eichenwälder und an das blonde Mädchen, das er dort gelassen, der leichte Faun! Aber plötzlich steht er vor einer marmornen Bildsäule, bei deren Anblick er fast betroffen stehen bleibt. Es ist vielleicht die Göttin der Schönheit, und er steht ihr Angesicht zu Angesicht gegenüber, und das Herz des jungen Barbaren wird heimlich ergriffen von dem alten Zauber. Was ist das? So schlanke Glieder hat er noch nie gesehen, und in diesem Marmor ahndet er ein lebendigeres Leben, als er jemals in den rothen Wangen und Lippen, in der ganzen Fleischlichkeit seiner Landsmänninnen gefunden hat. Die weißen Augen sehen ihn so wollüstig an, und doch zugleich so schauerlich schmerzvoll, daß seine Brust erfüllt wird von Liebe und Mitleid, Mitleid und Liebe. Er geht nun öfter spazieren unter den alten Ruinen, und die Landsmannschaft ist verwundert, daß man ihn fast gar nicht mehr sieht bei Trinkgelagen und Waffenspielen. Es gehen kuriose Gerüchte über sein Treiben unter den Trümmern des Heidenthums. Aber eines Morgens stürzt er, mit bleichem verzerrten Antlitz, in die Herberge, berichtet die Zehrung, schnürt seinen Ranzen, und eilt zurück über die Alpen. Was ist ihm begegnet?

Es heißt, daß er eines Tages später als gewöhnlich, als schon die Sonne unterging, nach seinen geliebten Ruinen wanderte, aber, ob der einbrechenden Finsterniß, jenen Ort nicht finden konnte, wo er die Bildsäule der schönen Göttin stundenlang zu betrachten pflegte. Nach langem Umherirren, als es schon Mitternacht sein mochte, befand er sich plötzlich vor einer Villa, die er in dortiger Gegend früherhin nie gesehen hatte, und er war nicht wenig verwundert, als Bediente mit Fackeln heraustraten, und ihn im Namen ihrer Gebieterin einluden, dort zu übernachten. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er in einen weiten, erleuchteten Saal tretend, eine Dame erblickte, die dort ganz allein auf und nieder wandelte und an Gestalt und Gesichtszügen mit der schönen Statue seiner Liebe die auffallendste Aehnlichkeit hatte. Ja, sie glich jenem Marmorbild um so mehr, da sie ganz in blendend weißem Mußlin gekleidet ging und ihr Antlitz außerordentlich bleich war. Als der Ritter, mit sittigem Verneigen, ihr entgegentrat, betrachtete sie ihn lange ernst und schweigend, und fragte ihn endlich lächelnd: ob er hungrig sei? Obgleich nun dem Ritter das Herz in der Brust bebte, so hatte er doch einen deutschen Magen, in Folge des stundenlangen Umherirrens sehnte er sich wirklich nach einer Atzung und er ließ sich gern von der schönen Dame nach dem Speisesaal führen. Sie nahm ihn freundlich bei der Hand und er folgte ihr durch hohe, hallende Gemächer, die, trotz aller Pracht, eine unheimliche Oede verriethen. Die Giran-

bolen warfen ein so gespenstisch fahles Licht auf die Wände, deren bunte Fresken allerlei heidnische Liebesgeschichten, z. B. Paris und Helena, Diana und Endymion, Calypso und Ulysses, darstellten. Die großen, abentheuerlichen Blumen, die in Marmorvasen längs den Fenstergeländern standen, waren von so beängstigend üppigen Bildungen, und dufteten so leichenhaft, so betäubend. Dabei seufzte der Wind in den Kaminen wie ein leidender Mensch. Im Speisesaale setzte sich endlich die schöne Dame dem Ritter gegenüber, kredenzte ihm den Wein und reichte ihm lächelnd die besten Bissen. Mancherlei, bei diesem Abendmahle, mochte dem Ritter wohl befremdlich dünken. Als er um Salz bat, dessen auf dem Tisch fehlte, zuckte ein fast häßlicher Unmuth über das weiße Angesicht der schönen Frau, und erst nach wiederholtem Verlangen, ließ sie endlich mit sichtbarer Verdrießlichkeit, von den Dienern das Salzfaß herbeiholen. Diese stellten es mit zitternden Händen auf den Tisch und verschütteten schier die Hälfte des Inhalts. Doch der gute Wein, der wie Feuer in die Kehle des Ritters hinabglühte, beschwichtigte das geheime Grauen, das ihn manchmal anwandelte; ja, er wurde allmählich zutraulich und lüsternen Muths, und als ihn die schöne Dame frug, ob er wisse, was Liebe sei? da antwortete er ihr mit flammenden Küssen. Trunken von Liebe, vielleicht auch von süßem Wein, entschlief er bald an der Brust seiner zärtlichen Wirthin. Doch wüste Träume schwirrten ihm durch den Sinn; grelle Nachtgesichte, wie sie uns im wahnwitzigen Halbschlafe eines Nervenfiebers zu beschleichen pflegen. Manchmal glaubte er seine alte Großmutter zu sehen, die daheim auf dem rothen Lehnsessel saß und mit hastigbewegten Lippen betete. Manchmal hörte er ein höhnisches Kichern, und das kam von den großen Fledermäusen, die, mit Fackeln in den Krallen, um ihn her flatterten; als er sie genauer betrachtete, wollte ihm jedoch dünken, es seien die Bedienten, die ihm bei Tische aufgewartet hatten. Zuletzt träumte ihm, seine schöne Wirthin habe sich plötzlich in ein häßliches Ungethüm verwandelt, und er selber, in rascher Todesangst, habe zu seinem Schwerte gegriffen und ihr damit das Haupt vom Rumpfe abgeschlagen. — Erst spät morgens, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, erwachte der Ritter aus seinem Schlafe. Aber statt in der prächtigen Villa, worin er übernachtet zu haben vermeinte, befand er sich inmitten der wohlbekannten Ruinen, und mit Entsetzen sah er, daß die schöne Bildsäule, die er so sehr liebte, von ihrem Postamente heruntergefallen war, und ihr abgebrochenes Haupt zu seinen Füßen lag.

Einen ähnlichen Charakter trägt die Sage von dem jungen Ritter, der, als er einst, in einer Villa bei Rom, mit einigen Freunden Ball schlug, seinen Ring, der ihm bei diesem Spiele hinderlich wurde, von seiner Hand abzog, und damit er nicht verloren gehe, an den Finger eines Marmorbildes steckte. Als aber der Ritter, nachdem das Spiel beendigt war, zu der Statue, die eine

heidnische Göttin vorstellte, zurückkehrte, sah er mit Schrecken, daß das marmorne Weib den Finger, woran er seinen Ring gesteckt hatte, nicht mehr grade wie vorher, sondern ganz eingebogen hielt, so daß ihm unmöglich war, den Ring wieder von ihrem Finger abzuziehen, ohne ihr die Hand zu zerbrechen; welches ihm doch ein seltsames Mitgefühl nicht erlaubte. Er ging zu seinen Spielgenossen, um ihnen dieses Wunder zu berichten, und lud sie ein, sich mit eignen Augen davon zu überzeugen. Doch als er mit seinen Freunden zurückkehrte, hielt das Marmorbild den Finger wieder grade ausgestreckt wie gewöhnlich, und der Ring war verschwunden. Einige Zeit nach jenem Ereigniß beschloß der Ritter in den heiligen Ehestand zu treten und er feierte seine Hochzeit. Doch in der Brautnacht, als er eben zu Bette gehen wollte, trat zu ihm ein Weibsbild, welches der oberwähnten Statue ganz ähnlich war an Gestalt und Antlitz, und sie behauptete: dadurch daß er seinen Ring an ihren Finger gesteckt, habe er sich ihr angelobt und er gehöre ihr als rechtmäßiger Gemahl. Vergebens sträubte sich der Ritter gegen diesen Einspruch; jedesmal wenn er sich seiner Anvermählten nahen wollte, trat das heidnische Weibsbild zwischen ihn und sie, so daß er in jener Nacht auf alle Bräutigamsfreuden verzichten mußte. Dasselbe geschah in der zweiten Nacht, so wie auch in der dritten, und der Ritter ward sehr trübsinnig gesinnt. Keiner wußte ihm zu helfen und selbst die frömmsten Leute zuckten die Achsel. Endlich aber hörte er von einem Priester Namens Palumnus, der sich gegen heidnischen Satansspuk schon öfter sehr hülfsam erwiesen. Dieser ließ sich lange erbitten, ehe er dem Ritter seinen Beistand versprach; er müsse dadurch, behauptete er, sich selber den größten Gefahren aussetzen. Der Priester Palumnus schrieb alsdann einige sonderbare Charaktere auf ein kleines Stück Pergament und gab dem Ritter folgende Weisung: er solle sich um Mitternacht in der Gegend von Rom an einen gewissen Kreuzweg stellen; dort würden ihm allerlei wunderbare Erscheinungen vorüberziehen; doch möge er sich von allem was er höre und sähe nicht im mindesten verschüchtern lassen, er müsse ruhig verharren; nur wenn er das Weibsbild erblicke, an deren Finger er seinen Ring gesteckt, solle er hinzutreten und ihr das beschriebene Stück Pergament überreichen. Dieser Vorschrift unterzog sich der Ritter; aber nicht ohne Herzklopfen stand er um Mitternacht am bezeichneten Kreuzwege, wo er den seltsamen Zug vorüberziehen sah. Es waren blasse Männer und Frauen, prächtig gekleidet in Festgewanden aus der Heidenzeit; einige trugen goldene Kronen, andere trugen Lorbeerkränze auf den Häuptern, die sie aber kummervoll senkten; auch allerlei silberne Gefäße, Trinkgeschirre und Geräthschaften, die zum alten Tempeldienste gehörten, wurden vorübergetragen, mit ängstlicher Eile; im Gewühle zeigten sich auch große Stiere mit vergoldeten Hörnern und behängt mit Blumenguirlanden; endlich, auf einem erhabenen Triumphwagen, strahlend in

Purpur, und mit Rosen bekränzt, erschien ein hohes, wunderschönes Götterweib. Zu dieser trat nun der Ritter heran und überreichte ihr das Pergamentblatt des Priesters Palumnus; denn in ihr erkannte er das Marmorbild, das seinen Ring besaß. Als die Schöne die Zeichen erblickte, womit jenes Pergament beschrieben war, hub sie jammernd die Hände gen Himmel, Thränen stürzten aus ihren Augen, und mit verzweiflungsvoller Gebährde rief sie: „grausamer Priester Palumnus! du bist noch immer nicht zufrieden mit dem Leid das du uns zugefügt hast! Doch deinen Verfolgungen wird bald ein Ziel gesetzt, grausamer Priester Palumnus!" Nach diesen Worten reichte sie dem Ritter seinen Ring und dieser fand in der folgenden Nacht kein Hinderniß mehr seine Ehe zu vollziehen. Der Priester Palumnus aber starb den dritten Tag nach jenem Ereigniß.

Diese Geschichte las ich zuerst in dem Mons Veneris von Kornmann. Unlängst fand ich sie auch angeführt in dem absurden Buche über Zauberei von Del-Rio, welcher sie aus dem Werke eines Spaniers mittheilt; sie ist wahrscheinlich spanischen Ursprungs. Der Freiherr von Eichendorf, ein neuerer deutscher Schriftsteller, hat sie zu einer schönen Erzählung aufs anmuthigste benutzt. Die vorletzte Geschichte hat ebenfalls ein deutscher Schriftsteller, Herr Willibald Alexis, zu einer Novelle bearbeitet, die zu seinen poetisch geistreichsten Produkten gehört.

Das oben erwähnte Werk von Kornmann, Mons Veneris, oder der Venus-Berg, ist die wichtigste Quelle für das ganze Thema, welches ich hier behandle. Es ist schon lange her, daß es mir mal zu Augen gekommen, und nur aus früherer Erinnerung kann ich darüber berichten. Aber es schwebt mir noch immer im Gedächtniß, das kleine etwa dritthalbhundert Seiten enthaltende Büchlein, mit seinen lieblichen alten Lettern; es mag wohl um die Mitte des 17. Jahrhunderts gedruckt sein. Die Lehre von den Elementargeistern ist darin aufs bündigste abgehandelt, und daran schließt der Verfasser seine wunderbaren Mittheilungen über den Venus-Berg. Eben nach dem Beispiele Kornmanns, habe auch ich bei Gelegenheit der Elementargeister von der Transformazion der altheidnischen Götter sprechen müssen. Diese sind keine Gespenster, denn, wie ich mehrmals angeführt, sie sind nicht todt; sie sind unerschaffene, unsterbliche Wesen, die nach dem Siege Christi, sich zurückziehen mußten in die unterirdische Verborgenheit, wo sie mit den übrigen Elementargeistern zusammenhausend, ihre dämonische Wirthschaft treiben. Am eigenthümlichsten, romantisch wunderbar, klingt im deutschen Volke die Sage von der Göttin Venus, die, als ihre Tempel gebrochen wurden, sich in einen geheimen Berg flüchtete, wo sie mit dem heitersten Luftgesindel, mit schönen Wald- und Wassernymphen, auch manchen berühmten Helden, die plötzlich aus der Welt verschwunden, das abentheuerlichste Freudenleben führt. Schon

von weitem, wenn du dem Berge naheſt, hörſt du das vergnügte Lachen und die ſüßen Cytherklänge, die ſich wie eine unſichtbare Kette um dein Herz ſchlingen, und dich hineinziehen in den Berg. Zum Glück, unfern des Eingangs, hält Wache ein alter Ritter, geheißen der treue Eckhart; er ſteht geſtützt auf ſeinem großen Schlachtſchwert, wie eine Bildſäule, aber ſein ehrliches eisgraues Haupt wackelt beſtändig und er warnt dich betrübſam vor den zärtlichen Gefahren die deiner im Berge harren. Mancher ließ ſich noch bei Zeiten zurückſchrecken, Mancher hingegen überhörte die meckernde Stimme des alten Warners, und ſtürzte blindlings in den Abgrund der verdammten Luſt. Eine Weile lang gehts gut. Aber der Menſch iſt nicht immer aufgelegt zum Lachen, er wird manchmal ſtill und ernſt, und denkt zurück in die Vergangenheit; denn die Vergangenheit iſt die eigentliche Heimath ſeiner Seele, und es erfaßt ihn ein Heimweh nach den Gefühlen die er einſt empfunden hat, und ſeien es auch Gefühle des Schmerzes. So erging es namentlich dem Tannhäuſer, nach dem Berichte eines Liedes, das zu den merkwürdigſten Sprachdenkmalen gehört, die ſich im Munde des deutſchen Volkes erhalten. Ich las das Lied zuerſt in dem erwähnten Werke von Kornmann. Dieſem hat es Prätorius faſt wörtlich entlehnt, aus dem „Blocksberg" von Prätorius haben es die Sammler des „Wunderhorns" abgedruckt, und erſt nach einer vielleicht fehlerhaften Abſchrift aus letzterem Buche muß ich das Lied hier mittheilen:

Nun will ich aber heben an,
Vom Tannhäuſer wollen wir ſingen,
Und was er Wunders hat gethan,
Mit Frau Venuſſinnen.

Der Tannhäuſer war ein Ritter gut,
Er wollt' groß Wunder ſchauen;
Da zog er in Frau Venus Berg,
Zu andern ſchönen Frauen.

„Herr Tannhäuſer, Ihr ſeid mir lieb,
Daran ſollt Ihr gedenken,
Ihr habt mir einen Eid geſchworen,
Ihr wollt nicht von mir wanken."

„„Frau Venus, ich hab' es nicht gethan,
Ich will dem widerſprechen,
Denn niemand ſpricht das mehr als Ihr,
Gott helf mir zu den Rechten.""

„Herr Tannhäuser, wie saget Ihr mir!
Ihr sollet bei uns bleiben,
Ich geb Euch meiner Gespielen ein,
Zu einem ehelichen Weibe.“

„„Nehme ich dann ein ander Weib,
Als ich hab' in meinem Sinne,
So muß ich in der Höllengluth,
Da ewiglich verbrennen.““

„Du sagst mir viel von der Höllengluth,
Du hast es doch nicht befunden;
Gedenk' an meinen rothen Mund,
Der lacht zu allen Stunden.“

„„Was hilft mir Euer rother Mund,
Er ist mir gar unmehre,
Nun gieb mir Urlaub, Frau Venus zart,
Durch aller Frauen Ehre.““

„Herr Tannhäuser wollt Ihr Urlaub han,
Ich will Euch keinen geben;
Nun bleibet edler Tannhäuser zart,
Und frischet Euer Leben.“

„„Mein Leben ist schon worden krank,
Ich kann nicht länger bleiben,
Gebt mir Urlaub, Fraue zart,
Von Eurem stolzen Leibe.““

„Herr Tannhäuser nicht sprecht also,
Ihr seid nicht wohl bei Sinnen,
Nun laßt uns in die Kammer gehn,
Und spielen der heimlichen Minnen.“

„„Eure Minne ist mir worden leid;
Ich hab' in meinem Sinne,
O Venus, edle Jungfrau zart,
Ihr seid eine Teufelinne.““

„Tannhäuser, ach, wie sprecht Ihr so,
Bestehet Ihr mich zu schelten?
Sollt' Ihr noch länger bei uns sein,
Des Worts müßt Ihr entgelten.“

„Tannhäuſer wollt Ihr Urlaub han,
Nehmt Urlaub von den Greiſen,
Und wo Ihr in dem Land umfahren,
Mein Lob das ſollt Ihr preiſen.“

Der Tannhäuſer zog wieder aus dem Berg,
In Jammer und in Reuen:
Ich will gen Rom in die fromme Stadt,
All auf den Papſt vertrauen.

Nun fahr' ich fröhlich auf die Bahn,
Gott muß es immer walten,
Zu einem Papſt, der heißt Urban,
Ob er mich wolle behalten.

„Herr Papſt, Ihr geiſtlicher Vater mein,
Ich klag' Euch meine Sünde,
Die ich mein Tag begangen hab',
Als ich Euch will verkünden;

Ich bin geweſen ein ganzes Jahr,
Bei Venus einer Frauen,
Nun will ich die Beicht' und Buß empfahn,
Ob ich möcht' Gott anſchauen.“

Der Papſt hat einen Stecken weiß,
Der war von dürrem Zweige:
„„Wann dieſer Stecken Blätter trägt,
Sind dir deine Sünden verziehen.““

„Sollt ich leben nicht mehr denn ein Jahr,
Ein Jahr auf dieſer Erden,
So wollt' ich Reu' und Buß empfahn,
Und Gottes Gnad' erwerben.“

Da zog er wieder aus der Stadt,
In Jammer und in Leiden:
Maria Mutter, reine Magd,
Muß ich mich von dir ſcheiden,

So zieh' ich wieder in den Berg,
Ewiglich und ohne Ende,
Zu Venus meiner Frauen zart,
Wohin mich Gott will ſenden.

„Seid willkommen, Tannhäuſer gut,
Ich hab' Euch lang entbehret,
Willkommen ſeid, mein liebſter Herr,
Du Held mir treu bekehret."

Darnach wohl auf den dritten Tag,
Der Stecken hub an zu grünen,
Da ſandt' man Boten in alle Land,
Wohin der Tannhäuſer kommen.

Da war er wieder in dem Berg,
Darinnen ſollt er nun bleiben,
So lang bis an den jüngſten Tag,
Wo ihn Gott will hinweiſen.

Das ſoll nimmer kein Prieſter thun,
Dem Menſchen Mißtroſt geben,
Will er denn Buß' und Reu' empfahn,
Die Sünde ſei ihm vergeben.

Ich erinnere mich, als ich zuerſt dieſes Lied las, in dem erwähnten Buche von Kornmann, überraſchte mich zunächſt der Contraſt ſeiner Sprache mit der pedantiſch verlateiniſirten, unerquicklichen Schreibart des 17ten Jahrhunderts, worin das Buch abgefaßt. Es war mir als hätte ich in einem dumpfen Bergſchacht plötzlich eine große Goldader entdeckt, und die ſtolzeinfachen, urkräftigen Worte ſtrahlten mir ſo blank entgegen, daß mein Herz faſt geblendet wurde von dem unerwarteten Glanz. Ich ahnte gleich, aus dieſem Liede ſprach zu mir eine wohlbekannte Freudenſtimme: ich vernahm darin die Töne jener verketzerten Nachtigallen, die, während der Paſſionszeit des Mittelalters, mit gar ſchweigſamen Schnäblein ſich verſteckt halten mußten, und nur zuweilen, wo man ſie am wenigſten vermuthete, etwa gar hinter einem Kloſtergitter, einige jauchzende Laute hervorflattern ließen. Kennſt du die Briefe von Heloiſe an Abelard? Nächſt dem hohen Liede des großen Königs (ich ſpreche von König Salomo) kenne ich keinen flammenderen Geſang der Zärtlichkeit, als das Zweigeſpräch zwiſchen Frau Venus und dem Tannhäuſer. Dieſes Lied iſt wie eine Schlacht der Liebe und es fließt darin das rotheſte Herzblut.

Das eigentliche Alter des Tannhäuſerliedes wäre ſchwer zu beſtimmen. Es exiſtirt ſchon in fliegenden Blättern vom älteſten Druck. Ein junger deutſcher Dichter, Herr Bechſtein, welcher ſich freundlichſt in Deutſchland daran erinnerte, daß, als ich ihn in Paris bei meinem Freunde Wolf ſah, jene alten fliegenden Blätter das Thema unſerer Unterhaltung bildeten, hat mir

dieſer Tage eins derſelben, betitelt „das Lied von dem Danheüſer" zugeſchickt. Nur die größere Alterthümlichkeit der Sprache hielt mich davon ab, an der Stelle der obigen jüngeren Verſion, dieſe ältere mitzutheilen. Die ältere enthält viele Abweichungen und trägt, nach meinem Bedünken, einen weit poetiſcheren Charakter.

Durch Zufall erhielt ich ebenfalls unlängſt eine Bearbeitung deſſelben Liedes, wo kaum der äußere Rahmen der älteren Verſionen beibehalten worden, die inneren Motive jedoch aufs ſonderbarſte verändert ſind. In ſeiner älteren Geſtalt iſt das Gedicht unſtreitig viel ſchöner, einfacher und großartiger. Nur eine gewiſſe Wahrheit des Gefühls hat die erwähnte jüngere Verſion mit demſelben gemein und da ich gewiß das einzige Exemplar beſitze, das davon exiſtirt, ſo will ich auch dieſe hier mittheilen:

(Das Heine'ſche Tannhäuſerlied iſt bereits im II. Bande p. 125—131 enthalten.)

Der Rabbi von Bacherach.

(Ein Fragment.)

Erſtes Kapitel.

Unterhalb des Rheingaus, wo die Ufer des Stromes ihre lachende Miene verlieren, Berg und Felſen, mit ihren abentheuerlichen Burgruinen, ſich trotziger gebährden, und eine wildere, ernſtere Herrlichkeit emporſteigt, dort liegt, wie eine ſchaurige Sage der Vorzeit, die finſtre, uralte Stadt Bacherach. Nicht immer waren ſo morſch und verfallen dieſe Mauern mit ihren zahnloſen Zinnen und blinden Warththürmchen, in deren Lucken der Wind pfeift und die Spatzen niſten; in dieſen armſelig häßlichen Lehmgaſſen, die man durch das zerriſſene Thor erblickt, herrſchte nicht immer jene öde Stille, die nur dann und wann unterbrochen wird von ſchreienden Kindern, keifenden Weibern und brüllenden Kühen. Dieſe Mauern waren einſt ſtolz und ſtark, und in dieſen Gaſſen bewegte ſich friſches Leben, Macht und Pracht, Luſt und Leid, viel Liebe und viel Haß. Bacherach gehörte einſt zu jenen Munizipien, welche von den Römern während ihrer Herrſchaft am Rheim gegründet worden, und die Einwohner, obgleich die folgenden Zeiten ſehr ſtürmiſch und obgleich ſie ſpäterhin unter hohenſtaufiſche, und zuletzt unter wittelsbacher Oberherrſchaft geriethen, wußten dennoch, nach dem Beiſpiel andrer rheiniſchen Städte, ein ziemlich freies Gemeinweſen zu erhalten. Dieſes beſtand aus einer Verbindung einzelner Körperſchaften, wovon die der patriziſchen Altbürger und die der Zünfte, welche ſich wieder nach ihren verſchiedenen Gewerken unterabtheilten, beiderſeitig nach der Alleinmacht rangen: ſo daß ſie ſämmtlich nach außen, zu Schutz und Trutz gegen den nachbarlichen Raubadel, feſt verbunden ſtanden, nach innen aber, wegen ſtreitender Intereſſen, in beſtändiger Spaltung verharrten; und daher unter ihnen wenig Zuſammenleben, viel Mißtrauen, oft ſogar thätliche Ausbrüche der Leidenſchaft. Der herrſchaftliche Vogt ſaß auf der hohen Burg Sareck, und wie ſein Falke ſchoß er herab, wenn man ihn rief und auch manchmal ungerufen. Die Geiſtlichkeit herrſchte im Dunkeln durch die Verdunkelung des Geiſtes. Eine am meiſten vereinzelte, ohnmächtige und vom Bürgerrechte allmählich verdrängte Körperſchaft war die kleine Judengemeinde, die ſchon zur Römerzeit in Bacherach ſich niedergelaſſen und ſpäterhin, während der großen Judenverfolgung, ganze Schaaren flüchtiger Glaubensbrüder in ſich aufgenommen hatte.

Die große Judenverfolgung begann mit den Kreuzzügen und wüthete am grimmigſten um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, am Ende der großen

Peſt, die, wie jedes andre öffentliche Unglück, durch die Juden entſtanden ſein ſollte, indem man behauptete, ſie hätten den Zorn Gottes herabgeflucht und mit Hülfe der Ausſätzigen die Brunnen vergiftet. Der gereizte Pöbel, beſonders die Horden der Flagellanten, halbnackte Männer und Weiber, die zur Buße ſich ſelbſt geißelnd und ein tolles Marienlied ſingend, die Rheingegend und das übrige Süddeutſchland durchzogen, ermordeten damals viele tauſend Juden, oder marterten ſie, oder tauften ſie gewaltſam. Eine andere Beſchuldigung, die ihnen ſchon in früherer Zeit, das ganze Mittelalter hindurch bis Anfang des vorigen Jahrhunderts, viel Blut und Angſt koſtete, das war das läppiſche, in Chroniken und Legenden bis zum Ekel oft wiederholte Mährchen: daß die Juden geweihte Hoſtien ſtählen, die ſie mit Meſſern durchſtächen, bis das Blut herausfließe, und daß ſie an ihrem Paſchafeſte Chriſtenkinder ſchlachteten, um das Blut derſelben bei ihrem nächtlichen Gottesdienſte zu gebrauchen. Die Juden, hinlänglich verhaßt wegen ihres Glaubens, ihres Reichthums, und ihrer Schuldbücher, waren an jenem Feſttage ganz in den Händen ihrer Feinde, die ihr Verderben nur gar zu leicht bewirken konnten, wenn ſie das Gerücht eines ſolchen Kindermords verbreiteten, vielleicht gar einen blutigen Kinderleichnam in das verfehmte Haus eines Juden heimlich hineinſchwärzten, und dort nächtlich die betende Judenfamilie überfielen; wo alsdann gemordet, geplündert und getauft wurde, und große Wunder geſchahen durch das vorgefundene todte Kind, welches die Kirche am Ende gar kanoniſirte. Sankt-Werner iſt ein ſolcher Heiliger, und ihm zu Ehren ward zu Oberweſel jene prächtige Abtei geſtiftet, die jetzt am Rhein eine der ſchönſten Ruinen bildet, und mit der gothiſchen Herrlichkeit ihrer langen ſpitzbögigen Fenſter, ſtolz emporſchießender Pfeiler und Steinſchnitzeleien uns ſo ſehr entzückt, wenn wir an einem heitergrünen Sommertage vorbeifahren und ihren Urſprung nicht kennen. Zu Ehren dieſes Heiligen wurden am Rhein noch drei andre große Kirchen errichtet, und unzählige Juden getödtet oder mißhandelt. Dies geſchah im Jahre 1287, und auch zu Bacherach, wo eine von dieſen Sankt-Wernerskirchen gebaut wurde, erging damals über die Juden viel Drangſal und Elend. Doch zwei Jahrhunderte ſeitdem blieben ſie verſchont von ſolchen Anfällen der Volkswuth, obgleich ſie noch immer hinlänglich angefeindet und bedroht wurden.

Je mehr aber der Haß ſie von außen bedrängte, deſto inniger und traulicher wurde das häusliche Zuſammenleben, deſto tiefer wurzelte die Frömmigkeit und Gottesfurcht der Juden von Bacherach. Ein Muſter gottgefälligen Wandels war der dortige Rabiner, genannt Rabbi Abraham, ein noch jugendlicher Mann, der aber weit und breit wegen ſeiner Gelahrtheit berühmt war. Er war geboren in dieſer Stadt, und ſein Vater, der dort ebenfalls Rabiner geweſen, hatte ihm in ſeinem letzten Willen befohlen, ſich demſelben Amt zu wid-

men und Bacherach nie zu verlaſſen, es ſei denn wegen Lebensgefahr. Dieſer Befehl und ein Schrank mit ſeltenen Büchern war alles, was ſein Vater, der blos in Armuth und Schriftgelahrtheit lebte, ihm hinterließ. Dennoch war Rabbi Abraham ein ſehr reicher Mann; verheurathet mit der einzigen Tochter ſeines verſtorbenen Vaterbruders, welcher den Juvelenhandel getrieben, erbte er deſſen große Reichthümer. Einige Fuchsbärte in der Gemeinde deuteten darauf hin, als wenn der Rabbi eben des Geldes wegen ſeine Frau geheurathet habe. Aber ſämmtliche Weiber widerſprachen und wußten alte Geſchichten zu erzählen: wie der Rabbi, ſchon vor ſeiner Reiſe nach Spanien, verliebt geweſen in Sara — man hieß ſie eigentlich die ſchöne Sara — und wie Sara ſieben Jahre warten mußte, bis der Rabbi aus Spanien zurückkehrte, indem er ſie gegen den Willen ihres Vaters und ſelbſt gegen ihre eigene Zuſtimmung durch den Trau-Ring geheurathet hatte. Jedweder Jude nämlich kann ein jüdiſches Mädchen zu ſeinem rechtmäßigen Eheweibe machen, wenn es ihm gelang, ihr einen Ring an den Finger zu ſtecken und dabei die Worte zu ſprechen: „ich nehme dich zu meinem Weibe nach den Sitten von Moſes und Iſrael!“ Bei der Erwähnung Spaniens pflegten die Fuchsbärte auf eine ganz eigene Weiſe zu lächeln; und das geſchah wohl wegen eines dunkeln Gerüchts, daß Rabbi Abraham auf der hohen Schule zu Toledo zwar emſig genug das Studium des göttlichen Geſetzes getrieben, aber auch chriſtliche Gebräuche nachgeahmt und freigeiſtige Denkungsart eingeſogen habe, gleich jenen ſpaniſchen Juden, die damals auf einer außerordentlichen Höhe der Bildung ſtanden. Im Innern ihrer Seele aber glaubten jene Fuchsbärte ſehr wenig an die Wahrheit des angedeuteten Gerüchts. Denn überaus rein, fromm und ernſt war ſeit ſeiner Rückkehr aus Spanien die Lebensweiſe des Rabbi, die kleinlichſten Glaubensgebräuche übte er mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, alle Montag und Donnerſtag pflegte er zu faſten, nur am Sabath oder anderen Feiertagen genoß er Fleiſch und Wein, ſein Tag verfloß in Gebet und Studium, des Tages erklärte er das göttliche Geſetz im Kreiſe der Schüler, die der Ruhm ſeines Namens nach Bacherach gezogen, und des Nachts betrachtete er die Sterne des Himmels oder die Augen der ſchönen Sara. Kinderlos war die Ehe des Rabbi; dennoch fehlte es nicht um ihn her an Leben und Bewegung. Der große Saal ſeines Hauſes, welches neben der Synagoge lag, ſtand offen zum Gebrauche der ganzen Gemeinde: hier ging man aus und ein ohne Umſtände, verrichtete ſchleunige Gebete, oder holte Neuigkeiten, oder hielt Berathung in allgemeiner Noth; hier ſpielten die Kinder am Sabathmorgen während in der Synagoge der wöchentliche Abſchnitt verleſen wurde; hier verſammelte man ſich bei Hochzeit- und Leichenzügen, und zankte ſich und verſöhnte ſich; hier fand der Frierende einen warmen Ofen und der Hungrige einen gedeckten Tiſch. Außerdem bewegten ſich um den Rabbi noch eine Menge Verwandte,

Brüder und Schwestern, mit ihren Weibern und Kindern, so wie auch seine und seiner Frau gemeinschaftliche Öhme und Muhmen, eine weitläufige Sippschaft, die alle den Rabbi als Familienhaupt betrachteten, im Hause desselben früh und spät verkehrten, und an hohen Festtagen sämmtlich dort zu speisen pflegten. Solche gemeinschaftliche Familienmahle im Rabinerhause fanden ganz besonders statt bei der jährlichen Feier des Pascha, eines uralten wunderbaren Festes, das noch jetzt die Juden in der ganzen Welt, am Vorabend des vierzehnten Tages im Monat Nissen, zum ewigen Gedächtnisse ihrer Befreiung aus egyptischer Knechtschaft, folgendermaßen begehen:

Sobald es Nacht ist, zündet die Hausfrau die Lichter an, spreitet das Tafeltuch über den Tisch, legt in die Mitte desselben drei von den platten ungesäuerten Bröden, verdeckt sie mit einer Serviette und stellt auf diesen erhöhten Platz sechs kleine Schüsseln, worin symbolische Speisen enthalten, nemlich ein Ei, Lattig, Mairettigwurzel, ein Lammknochen, und eine braune Mischung von Rosinen, Zimmet und Nüssen. An diesen Tisch setzt sich der Hausvater mit allen Verwandten und Genossen und liest ihnen vor aus einem abentheuerlichen Buche, das die Agade heißt, und dessen Inhalt eine seltsame Mischung ist von Sagen der Vorfahren, Wundergeschichten aus Egypten, kuriosen Erzählungen, Streitfragen, Gebeten und Festliedern. Eine große Abendmahlzeit wird in die Mitte dieser Feier eingeschoben, und sogar während des Vorlesens wird zu bestimmten Zeiten etwas von den symbolischen Gerichten gekostet, so wie alsdann auch Stückchen von dem ungesäuerten Brode gegessen und vier Becher rothen Weines getrunken werden. Wehmüthig heiter, ernsthaft spielend und mährchenhaft geheimnißvoll ist der Charakter dieser Abendfeier, und der herkömmlich singende Ton, womit die Agade von dem Hausvater vorgelesen und zuweilen chorartig von den Zuhörern nachgesprochen wird, klingt so schauervoll innig, so mütterlich einlullend, und zugleich so hastig aufweckend, daß selbst diejenigen Juden, die längst von dem Glauben ihrer Väter abgefallen und fremden Freuden und Ehren nachgejagt sind, im tiefsten Herzen erschüttert werden, wenn ihnen die alten, wohlbekannten Paschaklänge zufällig ins Ohr dringen.

Im großen Saale seines Hauses saß einst Rabbi Abraham, und mit seinen Anverwandten, Schülern und übrigen Gästen beging er die Abendfeier des Paschafestes. Im Saale war alles mehr als gewöhnlich blank; über den Tisch zog sich die buntgestickte Seidendecke, deren Goldfranzen bis auf die Erde hingen; traulich schimmerten die Tellerchen mit den symbolischen Speisen, so wie auch die hohen weingefüllten Becher, woran als Zierrath lauter heilige Geschichten von getriebener Arbeit; die Männer saßen in ihren Schwarzmänteln und schwarzen Platthüten und weißen Halsbergen; die Frauen, in

ihren wunderlich glitzernden Kleidern von lombardischen Stoffen, trugen um Haupt und Hals ihr Gold- und Perlengeschmeide; und die silberne Sabathlampe goß ihr festlichstes Licht über die andächtig vergnügten Gesichter der Alten und Jungen. Auf den purpurnen Sammetkissen eines mehr als die übrigen erhabenen Sessels und angelehnt, wie es der Gebrauch heischt, saß Rabbi Abraham und las und sang die Agade, und der bunte Chor stimmte ein oder antwortete bei den vorgeschriebenen Stellen. Der Rabbi trug ebenfalls sein schwarzes Festkleid, seine edelgeformten, etwas strengen Züge waren milder denn gewöhnlich, die Lippen lächelten hervor aus dem braunen Barte, als wenn sie viel Holdes erzählen wollten, und in seinen Augen schwamm es wie selige Erinnerung und Ahnung. Die schöne Sara, die auf einem ebenfalls erhabenen Sammetsessel an seiner Seite saß, trug als Wirthin nichts von ihrem Geschmeide, nur weißes Linnen umschloß ihren schlanken Leib und ihr frommes Antlitz. Dieses Antlitz war rührend schön, wie denn überhaupt die Schönheit der Jüdinnen von eigenthümlich rührender Art ist; das Bewußtsein des tiefen Elends, der bittern Schmach und der schlimmen Fahrnisse, worinnen ihre Verwandte und Freunde leben, verbreitet über ihre holden Gesichtszüge eine gewisse leidende Innigkeit und beobachtende Liebesangst, die unsere Herzen sonderbar bezaubern. So saß heute die schöne Sara und sah beständig nach den Augen ihres Mannes; dann und wann schaute sie auch nach der vor ihr liegenden Agade, dem hübschen, in Gold und Sammt gebundenen Pergamentbuche, einem alten Erbstück mit verjährten Weinflecken aus den Zeiten ihres Großvaters, und worin so viele keck und bunt gemalte Bilder, die sie schon als kleines Mädchen, am Pascha-Abend, so gerne betrachtete, und die allerlei biblische Geschichten darstellten, als da sind: Wie Abraham die steinernen Götzen seines Vaters mit dem Hammer entzwei klopft, wie die Engel zu ihm kommen, wie Moses den Mitzri todtschlägt, wie Pharao prächtig auf dem Throne sitzt, wie ihm die Frösche sogar bei Tische keine Ruhe lassen, wie er Gott sei Dank versäuft, wie die Kinder Israel vorsichtig durch das rothe Meer gehen, wie sie offnen Maules, mit ihren Schafen, Kühen und Ochsen vor dem Berge Sinai stehen, dann auch wie der fromme König David die Harfe spielt, und endlich wie Jerusalem mit den Thürmen und Zinnen seines Tempels bestrahlt wird vom Glanze der Sonne!

Der zweite Becher war schon eingeschenkt, die Gesichter und Stimmen wurden immer heller, und der Rabbi, indem er eins der ungesäuerten Osterbröde ergriff und heiter grüßend empor hielt, las er folgende Worte aus der Agade: „Siehe! das ist die Kost, die unsere Väter in Egypten genossen! Jeglicher, den es hungert, der komme und genieße! Jeglicher, der da traurig, er komme und theile unsere Paschafreude! Gegenwärtigen Jahres feiern wir hier das Fest, aber zum kommenden Jahre im Lande Israels! Gegenwärtigen Jah-

res feiern wir es noch als Knechte, aber zum kommenden Jahre als Söhne der Freiheit!“

Da öffnete sich die Saalthüre, und hereintraten zwei große blasse Männer, in sehr weite Mäntel gehüllt, und der Eine sprach: „Friede sei mit Euch, wir sind reisende Glaubensgenossen und wünschen das Paschafest mit Euch zu feiern.“ Und der Rabbi antwortete rasch und freundlich: „Mit Euch sei Frieden, setzt Euch nieder in meiner Nähe.“ Die beiden Fremdlinge setzten sich alsbald zu Tische und der Rabbi fuhr fort im Vorlesen. Manchmal, während die übrigen noch im Zuge des Nachsprechens waren, warf er kosende Worte nach seinem Weibe, und anspielend auf den alten Scherz, daß ein jüdischer Hausvater sich an diesem Abend für einen König hält, sagte er zu ihr: „Freue dich, meine Königin!“ Sie aber antwortete, wehmüthig lächelnd „es fehlt uns ja der Prinz!“ und damit meinte sie den Sohn des Hauses, der, wie eine Stelle in der Agade es verlangt, mit vorgeschriebenen Worten seinen Vater um die Bedeutung des Festes befragen soll. Der Rabbi erwiderte nichts und zeigte blos mit dem Finger nach einem eben aufgeschlagenen Bilde in der Agade, wo überaus anmuthig zu schauen war: wie drei Engel zu Abraham kommen, um ihm zu verkünden, daß ihm ein Sohn geboren werde von seiner Gattin Sara, welche unterdessen, weiblich pfiffig hinter der Zeltthüre steht um die Unterredung zu belauschen. Dieser leise Wink goß dreifaches Roth über die Wangen der schönen Frau, sie schlug die Augen nieder, und sah dann wieder freundlich empor nach ihrem Manne, der singend fortfuhr im Vorlesen der wunderbaren Geschichte: wie Rabbi Jesua, Rabbi Elieser, Rabbi Asaria, Rabbi Akiba, und Rabbi Tarphen in Bona-Brak angelehnt saßen und sich die ganze Nacht vom Auszuge der Kinder Israel aus Egypten unterhielten, bis ihre Schüler kamen und ihnen zuriefen, es sei Tag und in der Synagoge verlese man schon das große Morgengebet.

Derweilen nun die schöne Sara andächtig zuhörte, und ihren Mann beständig ansah, bemerkte sie, wie plötzlich sein Antlitz in grausiger Verzerrung erstarrte, das Blut aus seinen Wangen und Lippen verschwand, und seine Augen wie Eiszapfen hervorglotzten; — aber fast im selben Augenblicke sah sie, wie seine Züge wieder die vorige Ruhe und Heiterkeit annahmen, wie seine Lippen und Wangen sich wieder rötheten, seine Augen munter umher kreisten, ja, wie sagar eine ihm sonst ganz fremde tolle Laune sein ganzes Wesen ergriff. Die schöne Sara erschrak wie sie noch nie in ihrem ganzen Leben erschrocken war, und ein inneres Grauen stieg kältend in ihr auf, weniger wegen der Zeichen von starrem Entsetzen, die sie einen Momentlang im Gesichte ihres Mannes erblickt hatte, als wegen seiner jetzigen Fröhlichkeit, die allmählig in jauchzende Ausgelassenheit überging. Der Rabbi schob sein Barett spielend von einem Ohr nach dem andern, zupfte und kräuselte possirlich seine Bart-

locken, ſang den Agadetext nach der Weiſe eines Gaſſenhauers, und bei der Aufzählung der egyptiſchen Plagen, wo man mehrmals den Zeigefinger in den vollen Becher eintunkt und den anhängenden Weintropfen zur Erde wirft, beſpritzte der Rabbi die jungen Mädchen mit Rothwein, und es gab großes Klagen über verdorbene Halskrauſen, und ſchallendes Gelächter. Immer unheimlicher ward es der ſchönen Sara bei dieſer krampfhaft ſprudelnden Luſtigkeit ihres Mannes, und beklommen von namenloſer Bangigkeit, ſchaute ſie in das ſummende Gewimmel der buntbeleuchteten Menſchen, die ſich behaglich breit hin und her ſchaukelten, an den dünnen Paſchabröden knoperten, oder Wein ſchlürften, oder mit einander ſchwatzten, oder laut ſangen, überaus vergnügt.

Da kam die Zeit wo die Abendmahlzeit gehalten wird, alle ſtanden auf um ſich zu waſchen, und die ſchöne Sara holte das große, ſilberne, mit getriebenen Goldfiguren reichverzierte Waſchbecken, das ſie jedem der Gäſte vorhielt, während ihm Waſſer über die Hände gegoßen wurde. Als ſie auch dem Rabbi dieſen Dienſt erwies, blinzelte ihr dieſer bedeutſam mit den Augen, und ſchlich ſich zur Thüre hinaus. Die ſchöne Sara folgte ihm auf dem Fuße; haſtig ergriff der Rabbi die Hand ſeines Weibes, eilig zog er ſie fort, durch die dunkelen Gaſſen Bacherachs, eilig zum Thor hinaus, auf die Landſtraße, die den Rhein entlang, nach Bingen führt.

Es war eine jener Frühlingsnächte, die zwar lau genug und hellgeſtirnt ſind, aber doch die Seele mit ſeltſamen Schauern erfüllen. Leichenhaft dufteten die Blumen; ſchadenfroh und zugleich ſelbſtbeängſtigt zwitſcherten die Vögel; der Mond warf heimtückiſch gelbe Streiflichter über den dunkel hinmurmelnden Strom; die hohen Felſenmaſſen des Ufers ſchienen bedrohlich wackelnde Rieſenhäupter; der Thurmwächter auf Burg-Strahleck blies eine melancholiſche Weiſe; und dazwiſchen läutete, eifrig gellend, das Sterbeglöckchen der Sankt-Wernerskirche. Die ſchöne Sara trug in der rechten Hand das ſilberne Waſchbecken, ihre linke hielt der Rabbi noch immer gefaßt, und ſie fühlte wie ſeine Finger eiskalt waren und wie ſein Arm zitterte; aber ſie folgte ſchweigend, vielleicht weil ſie von jeher gewohnt, ihrem Manne blindlings und fragenlos zu gehorchen, vielleicht auch weil ihre Lippen vor innerer Angſt verſchloſſen waren.

Unterhalb der Burg Sonneck, Lorch gegenüber, ungefähr wo jetzt das Dörfchen Niederrheinbach liegt, erhebt ſich eine Felſenplatte, die bogenartig über das Rheinufer hinaushängt. Dieſe erſtieg Rabbi Abraham mit ſeinem Weibe, ſchaute ſich um nach allen Seiten, und ſtarrte hinauf nach den Sternen. Zitternd, und von Todesängſten durchfröſtelt ſtand neben ihm die ſchöne Sara, und betrachtete ſein blaſſes Geſicht, das der Mond geſpenſtiſch beleuchtete, und worauf es hin und her zuckte, wie Schmerz, Furcht, Andacht und Wuth.

Als aber der Rabbi plötzlich das silberne Waschbecken ihr aus der Hand riß und es schollernd hinabwarf in den Rhein: da konnte sie das grausenhafte Angstgefühl nicht länger ertragen, und mit dem Ausrufe „Schabai voller Genade!“ stürzte sie zu den Füßen des Mannes und beschwor ihn das dunkle Räthsel endlich zu enthüllen.

Der Rabbi, des Sprechens ohnmächtig, bewegte mehrmals lautlos die Lippen, und endlich rief er: „Siehst du den Engel des Todes? Dort unten schwebt er über Bacherach! Wir aber sind seinem Schwerte entronnen. Gelobt sei der Herr!“ Und mit einer Stimme, die noch vor innerem Entsetzen bebte, erzählte er: wie er wohlgemuth die Agade hinsingend und angelehnt saß, und zufällig unter den Tisch schaute, habe er dort, zu seinen Füßen, den blutigen Leichnam eines Kindes erblickt. „Da merkte ich“ — setzte der Rabbi hinzu — „daß unsre zwei späte Gäste nicht von der Gemeinde Israels waren, sondern von der Versammlung der Gottlosen, die sich berathen hatten jenen Leichnam heimlich in unser Haus zu schaffen, um uns des Kindermords zu beschuldigen und das Volk aufzureizen uns zu plündern und zu ermorden. Ich durfte nicht merken lassen, daß ich das Werk der Finsterniß durchschaut; ich hätte dadurch nur mein Verderben beschleunigt, und nur die List hat uns beide gerettet. Gelobt sei der Herr! Aengstige dich nicht, schöne Sara; auch unsre Freunde und Verwandte werden gerettet sein. Nur nach meinem Blute lechzten die Ruchlosen; ich bin ihnen entronnen und sie begnügen sich mit meinem Silber und Golde. Komm mit mir, schöne Sara, nach einem anderen Lande, wir wollen das Unglück hinter uns lassen, und damit uns das Unglück nicht verfolge, habe ich ihm das Letzte meiner Habe, das silberne Becken, zur Versöhnung hingeworfen. Der Gott unserer Väter wird uns nicht verlassen. — Komm herab, du bist müde; dort unten steht bei seinem Kahne der stille Wilhelm; er fährt uns den Rhein hinauf.

Lautlos und wie mit gebrochenen Gliedern war die schöne Sara in die Arme des Rabbi hingesunken, und langsam trug er sie hinab nach dem Ufer. Hier stand der stille Wilhelm, ein taubstummer aber bildschöner Knabe, der zum Unterhalt seiner alten Pflegemutter, einer Nachbarin des Rabbi, den Fischfang trieb und hier seinen Kahn angelegt hatte. Es war aber als errieth er schon gleich die Absicht des Rabbi, ja es schien als habe er eben auf ihn gewartet, um seine geschlossenen Lippen zog sich das lieblichste Mitleid, bedeutungstief ruhten seine großen blauen Augen auf der schönen Sara, und sorgsam trug er sie in den Kahn.

Der Blick des stummen Knaben weckte die schöne Sara aus ihrer Betäubung, sie fühlte auf einmal, daß Alles was ihr Mann ihr erzählt, kein bloßer Traum sei, und die Ströme bitterer Thränen ergossen sich über ihre Wangen,

die jetzt so weiß wie ihr Gewand. Da saß sie nun in der Mitte des Kahns, ein weinendes Marmorbild; neben ihr saßen ihr Mann und der stille Wilhelm, welche emsig ruderten.

Sei es nun durch den einförmigen Ruderschlag, oder durch das Schaukeln des Fahrzeugs, oder durch den Duft jener Bergesufer, worauf die Freude wächst, immer geschieht es, daß auch der Betrübteste seltsam beruhigt wird, wenn er in der Frühlingsnacht, in einem leichten Kahne, leicht dahin fährt auf dem lieben, klaren Rheinstrom. Wahrlich, der alte, gutherzige Vater Rhein kann's nicht leiden, wenn seine Kinder weinen; thränenstillend wiegt er sie auf seinen treuen Armen, und erzählt ihnen seine schönsten Mährchen und verspricht ihnen seine goldigsten Schätze, vielleicht gar den uralt versunkenen Niblungshort. Auch die Thränen der schönen Sara flossen immer milder und milder, ihre gewaltigsten Schmerzen wurden fortgespielt von den flüsternden Wellen, die Nacht verlor ihr finstres Grauen, und die heimathlichen Berge grüßten wie zum zärtlichsten Lebewohl. Vor allen aber grüßte traulich ihr Lieblingsberg, der Kedrich, und in seiner seltsamen Mondbeleuchtung schien es, als stände wieder oben ein Fräulein mit ängstlich ausgestreckten Armen, als kröchen die flinken Zwerglein wimmelnd aus ihren Felsenspalten, und als käme ein Reiter den Berg hinaufgesprengt in vollem Galopp; und der schönen Sara war zu Muthe, als sei sie wieder ein kleines Mädchen und säße wieder auf dem Schooße ihrer Muhme aus Lorch, und diese erzählte ihr die hübsche Geschichte von dem kecken Reiter, der das arme, von den Zwergen geraubte Fräulein befreite, und noch andre wahre Geschichten, vom wunderlichen Wisperthale drüben, wo die Vögel ganz vernünftig sprechen, und vom Pfefferkuchenland, wohin die folgsamen Kinder kommen, und von verwünschten Prinzessinen, singenden Bäumen, gläsernen Schlössern, goldenen Brücken, lachenden Niren . . . Aber zwischen all diesen hübschen Mährchen, die klingend und leuchtend zu leben begannen, hörte die schöne Sara die Stimme ihres Vaters, der ärgerlich die arme Muhme ausschalt, daß sie dem Kinde so viel Thorheiten in den Kopf schwatze! Alsbald kams ihr vor, als setzte man sie auf das kleine Bänkchen, vor dem Sammetsessel ihres Vaters, der mit weicher Hand ihr langes Haar streichelte, gar vergnügt mit den Augen lachte, und sich behaglich hin und her wiegte in seinem weiten, blauseidenen Sabbathschlafrock. . . . Es mußte wohl Sabbath sein, denn die geblümte Decke war über den Tisch gespreitet, alle Geräthe im Zimmer leuchteten, spiegelblank gescheuert der weißbärtige Gemeindediener saß an der Seite des Vaters und kaute Rosinen und sprach Hebräisch, auch der kleine Abraham kam herein mit einem allmächtig großen Buche, und bat bescheidentlich seinen Oheim um die Erlaubniß einen Abschnitt der heiligen Schrift erklären zu dürfen, damit der Oheim sich selber überzeuge, daß er in der verflossenen Woche viel gelernt habe und

viel Lob und Kuchen verdiene . . . Nun legte der kleine Burſche das Buch auf die breite Armlehne des Seſſels, und erklärte die Geſchichte von Jakob und Rahel, wie Jakob ſeine Stimme erhoben und laut geweint, als er ſein Mühmchen Rahel zuerſt erblickte, wie er ſo traulich am Brunnen mit ihr geſprochen, wie er ſieben Jahr um Rahel dienen mußte, und wie ſie ihm ſo ſchnell verfloſſen, und wie er die Rahel geheirathet und immer und immer geliebt hat . . . Auf einmal erinnerte ſich auch die ſchöne Sara, daß ihr Vater damals mit luſtigem Tone ausrief: „willſt du nicht eben ſo dein Mühmchen Sara heirathen?“ worauf der kleine Abraham ernſthaft antwortete: „das will ich, und ſie ſoll ſieben Jahr warten.“ Dämmernd zogen dieſe Bilder durch die Seele der ſchönen Frau, ſie ſah, wie ſie und ihr kleiner Vetter, der jetzt ſo groß und ihr Mann geworden, kindiſch mit einander in der Lauberhütte ſpielten, wie ſie ſich dort ergötzten an den bunten Tapeten, Blumen, Spiegeln und vergoldeten Aepfeln, wie der kleine Abraham immer zärtlicher mit ihr koſte, bis er allmählig größer und mürriſch wurde, und endlich ganz groß und ganz mürriſch . . . Und endlich ſitzt ſie zu Hauſe allein in ihrer Kammer eines Samſtags Abend, der Mond ſcheint hell durch's Fenſter, und die Thür fliegt auf, und haſtig ſtürmt herein ihr Vetter Abraham, in Reiſekleidern und blaß wie der Tod, und er greift ihre Hand, ſteckt einen goldenen Ring an ihren Finger und ſpricht feierlich: „ich nehme dich hiermit zu meinem Weibe, nach den Geſetzen von Moſes und Iſrael!“ „Jetzt aber“ — ſetzt er bebend hinzu — „jetzt muß ich fort nach Spanien. Lebewohl, ſieben Jahre ſollſt Du auf mich warten!“ Und er ſtürzt fort, und weinend erzählt die ſchöne Sara das alles ihrem Vater . . . Der tobt und wüthet „ſchneid ab dein Haar, denn du biſt ein verheirathetes Weib!“ — und er will dem Abraham nachreiten um einen Scheidebrief von ihm zu erzwingen; — aber der iſt ſchon über alle Berge, der Vater kehrt ſchweigend nach Haus zurück, und wie die ſchöne Sara ihm die Reitſtiefel ausziehen hilft und beſänftigend äußert, daß der Abraham nach ſieben Jahren zurückkehre, da flucht der Vater: „ſieben Jahr ſollt ihr betteln gehn!“ und bald ſtirbt er.

So zogen der ſchönen Sara die alten Geſchichten durch den Sinn, wie ein haſtiges Schattenſpiel; die Bilder vermiſchten ſich auch wunderlich, und zwiſchendurch ſchauten halb bekannte, halb fremde bärtige Geſichter und große Blumen mit fabelhaft breitem Blattwerk. Es war auch als murmelte der Rhein die Melodien der Agade, und die Bilder derſelben ſtiegen daraus hervor, lebensgroß und verzerrt, tolle Bilder: der Erzvater Abraham zerſchlägt ängſtlich die Götzengeſtalten, die ſich immer haſtig wieder von ſelbſt zuſammenſetzen; der Mitzri wehrt ſich furchtbar gegen den ergrimmten Moſes; der Berg Sinai blitzt und flammt; der König Pharao ſchwimmt im rothen Meere, mit den Zähnen im Maule die zackige Goldkrone feſthaltend; Fröſche

mit Menschenantlitz schwimmen hinterdrein, und die Wellen schäumen und brausen, und eine dunkle Riesenhand taucht drohend daraus hervor.

Das war Hattos Mäusethurm und der Kahn schoß eben durch den Binger Strudel. Die schöne Sara ward dadurch etwas aus ihren Träumereien gerüttelt, und schaute nach den Bergen des Ufers, auf deren Spitzen die Schloßlichter flimmerten, und an deren Fuß die mondbeleuchteten Nachtnebel sich hinzogen. Plötzlich aber glaubte sie dort ihre Freunde und Verwandte zu sehen, wie sie mit Leichengesichtern und in weißwallenden Todtenhemden schreckenhaftig vorüberliefen, den Rhein entlang . . . es ward ihr schwarz vor den Augen, ein Eisstrom ergoß sich in ihre Seele, und wie im Schlafe hörte sie nur noch, daß ihr der Rabbi das Nachtgebet vorbetete, langsam ängstlich, wie es bei todtkranken Leuten geschieht, und träumerisch stammelte sie noch die Worte: „Zehntausend zur Rechten, zehntausend zur Linken; den König zu schützen vor nächtlichem Grauen . . ."

Da verzog sich plötzlich all das eindringende Dunkel und Grausen, der düstre Vorhang ward vom Himmel fortgerissen, es zeigte sich oben die heilige Stadt Jerusalem, mit ihren Thürmen und Thoren; in goldner Pracht leuchtete der Tempel; auf dem Vorhofe desselben erblickte die schöne Sara ihren Vater, in seinem gelben Sabbathschlafrock und vergnügt mit den Augen lachend; aus den runden Tempelfenstern grüßten fröhlich alle ihre Freunde und Verwandte; im Allerheiligsten kniete der fromme König David, mit Purpurmantel und funkelnder Krone, und lieblich ertönte sein Gesang und Saitenspiel, — und selig lächelnd entschlief die schöne Sara.

Zweites Kapitel.

Als die schöne Sara die Augen aufschlug, ward sie fast geblendet von den Strahlen der Sonne. Die hohen Thürme einer großen Stadt erhoben sich, und der stumme Wilhelm stand mit der Hakenstange aufrecht im Kahne und leitete denselben durch das lustige Gewühl vieler buntbewimpelten Schiffe, deren Mannschaft entweder müßig hinabschaute auf die Vorbeifahrenden, oder vielhändig beschäftigt war mit dem Ausladen von Kisten, Ballen und Fässern, die auf kleineren Fahrzeugen ans Land gebracht wurden; wobei ein betäubender Lärm, das beständige Hallorufen der Barkenführer, das Geschrei der Kaufleute vom Ufer her, und das Keifen der Zöllner, die, in ihren rothen Röcken, mit weißen Stäbchen und weißen Gesichtern, von Schiff zu Schiff hüpften.

„Ja, schöne Sara" — sagte der Rabbi zu seiner Frau, heiter lächelnd — „das ist hier die weltberühmte freie Reichs- und Handelsstadt Frankfurt am

Main, und das ist eben der Mainfluß worauf wir jetzt fahren. Da drüben die lachenden Häuser, umgeben von grünen Hügeln, das ist das Sachsenhausen, woher uns der lahme Gumpertz, zur Zeit des Lauberhüttenfestes, die schönen Myrrhen holt. Hier siehst du auch die starke Mainbrücke mit ihren dreizehn Bögen, und gar viel Volk, Wagen und Pferde, geht sicher darüberhin, und in der Mitte steht das Häuschen, wovon die Mühmele Täubchen erzählt hat, daß ein getaufter Jude darin wohnt, der jedem, der ihm eine todte Ratte bringt, sechs Heller auszahlt für Rechnung der jüdischen Gemeinde, die dem Stadtrathe jährlich fünftausend Rattenschwänze abliefern soll!"

Ueber diesen Krieg, den die frankfurter Juden mit den Ratten zu führen haben, mußte die schöne Sara laut lachen; das klare Sonnenlicht und die neue bunte Welt, die vor ihr auftauchte, hatte alles Grauen und Entsetzen der vorigen Nacht aus ihrer Seele verscheucht, und als sie, aus dem landenden Kahne, von ihrem Manne und dem stummen Wilhelm aufs Ufer gehoben worden, fühlte sie sich wie durchdrungen von freudiger Sicherheit. Der stumme Wilhelm aber, mit seinen schönen, tiefblauen Augen, sah ihr lange ins Gesicht, halb schmerzlich, halb heiter, dann warf er noch einen bedeutenden Blick nach dem Rabbi, sprang zurück in seinen Kahn, und bald war er damit verschwunden.

„Der stumme Wilhelm hat doch viele Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Bruder" — bemerkte die schöne Sara. „Die Engel sehen sich alle ähnlich" — erwiederte leichthin der Rabbi, und sein Weib bei der Hand ergreifend, führte er sie durch das Menschengewimmel des Ufers, wo jetzt, weil es die Zeit der Ostermesse, eine Menge hölzerner Krambuden aufgebaut standen. Als sie, durch das dunkle Mainthor, in die Stadt gelangten, fanden sie nicht minder lärmigen Verkehr. Hier, in einer engen Straße, erhob sich ein Kaufmannsladen neben dem andern, und die Häuser, wie überall in Frankfurt waren ganz besonders zum Handel eingerichtet: im Erdgeschosse keine Fenster, sondern lauter offne Bogenthüren, so daß man tief hineinschauen und jeder Vorübergehende die ausgestellten Waaren deutlich betrachten konnte. Wie staunte die schöne Sara ob der Masse kostbarer Sachen und ihrer niegesehenen Pracht! Da standen Venezianer, die allen Luxus des Morgenlands und Italiens feil boten, und die schöne Sara war wie festgebannt beim Anblick der aufgeschichteten Putzsachen und Kleinodien, der bunten Mützen und Mieder, der güldnen Armspangen und Halsbänder, des ganzen Flitterkrams, das die Frauen sehr gern bewundern und womit sie sich noch lieber schmücken. Die reichgestickten Sammt- und Seidenstoffe schienen mit der schönen Sara sprechen und ihr allerlei Wunderliches ins Gedächtniß zurückfunkeln zu wollen, und es war ihr wirklich zu Muthe, als wäre sie wieder ein kleines Mädchen und Mühmele Täubchen habe ihr Versprechen erfüllt, und sie nach der frankfurter

Messe geführt, und jetzt eben stehe sie vor den hübschen Kleidern, wovon ihr so viel erzählt worden. Mit heimlicher Freude überlegte sie schon was sie nach Bacherach mitbringen wolle, welchem von ihren beiden Bäschen, dem kleinen Blümchen oder dem kleinen Vögelchen, der blauseidne Gürtel am besten gefallen würde, ob auch die grünen Höschen dem kleinen Gottschalk passen mögen,— doch plötzlich sagte sie zu sich selber: ach Gott! die sind ja unterdessen großgewachsen und gestern umgebracht worden! Sie schrak heftig zusammen und die Bilder der Nacht wollten schon mit all ihrem Entsetzen wieder in ihr aufsteigen; doch die goldgestickten Kleider blinzelten nach ihr wie mit tausend Schelmenaugen, und redeten ihr alles dunkle aus dem Sinn, und wie sie hinaufsah nach dem Antlitz ihres Mannes, so war dieses umwölkt, und trug seine gewöhnliche ernste Milde. „Mach die Augen zu, schöne Sara" — sagte der Rabbi, und führte seine Frau weiter durch das Menschengedränge.

Welch ein buntes Treiben! Zumeist waren es Handelsleute, die laut mit einander feilschten, oder auch mit sich selber sprechend an den Fingern rechneten, oder auch von einigen hochbepackten Markthelfern, die im kurzen Hundetrapp hinter ihnen herliefen, ihre Einkäufe nach der Herberge schleppen ließen. Andere Gesichter ließen merken, daß blos die Neugier sie herbeigezogen. Am rothen Mantel und der goldenen Halskette erkannte man den breiten Rathsherrn. Das schwarze, wohlhabend bauschichte Wams verrieth den ehrsamen stolzen Altbürger. Die eiserne Pickelhaube, das gelblederne Wams und die klirrenden Pfundsporen verkündigten den schweren Reutersknecht. Unterm schwarzen Sammethäubchen, das in einer Spitze auf der Stirne zusammenlief, barg sich ein rosiges Mädchengesicht, und die jungen Gesellen, die gleich witternden Jagdhunden hinterdrein sprangen, zeigten sich als vollkommene Stutzer durch ihre keckbefiederten Barette, ihre klingelnden Schnabelschuhe und ihre seidnen Kleider von getheilter Farbe, wo die rechte Seite grün, die linke Seite roth, oder die eine regenbogenartig gestreift, die andere buntscheckig gewürfelt war, so daß die närrischen Burschen aussahen, als wären sie in der Mitte gespalten. Von der Menschenströmung fortgezogen, gelangte der Rabbi mit seinem Weibe nach dem Römer. Dieses ist der große mit hohen Giebelhäusern umgebene Marktplatz der Stadt, seinen Namen führend von einem ungeheuren Hause das Zum-Römer hieß und vom Magistrate angekauft und zu einem Rathhause geweiht wurde. In diesem Gebäude wählte man Deutschlands Kaiser und vor demselben wurden oft edle Ritterspiele gehalten. Der König Maximilian, der dergleichen leidenschaftlich liebte, war damals in Frankfurt anwesend, und Tags zuvor hatte man ihm zu Ehren, vor dem Römer, ein großes Stechen veranstaltet. An den hölzernen Schranken, die jetzt von den Zimmerleuten abgebrochen wurden, standen noch viele Müßiggänger und erzählten sich, wie gestern der Herzog von Braunschweig und der

Markgraf von Brandenburg unter Pauken- und Trompetenschall gegen einander gerannt, wie Herr Walter der Lump den Bärenritter so gewaltig aus dem Sattel gestoßen, daß die Lanzensplitter in die Luft flogen, und wie der lange blonde König Max, im Kreise seines Hofgesindes, auf dem Balkone stand und sich vor Freude die Hände rieb. Die Decken von goldenen Stoffen lagen noch auf der Lehne des Balkons und der spitzbögigen Rathhausfenster. Auch die übrigen Häuser des Marktplatzes waren noch festlich geschmückt und mit Wappenschildern verziert, besonders das Haus Limburg, auf dessen Banner eine Jungfrau gemalt war, die einen Sperber auf der Hand trägt, während ihr ein Affe einen Spiegel vorhält. Auf dem Balkone dieses Hauses standen viele Ritter und Damen, in lächelnder Unterhaltung hinabblickend auf das Volk, das unten in tollen Gruppen und Aufzügen hin- und herwogte. Welche Menge Müßiggänger von jedem Stande und Alter drängte sich hier, um ihre Schaulust zu befriedigen! Hier wurde gelacht, gegreint, gestohlen, in die Lenden gekniffen, gejubelt, und zwischendrein schmetterte gellend die Trompete des Arztes, der im rothen Mantel, mit seinem Hanswurst und Affen, auf einem hohen Gerüste stand, seine eigne Kunstfertigkeit recht eigentlich ausposaunte, seine Tinkturen und Wundersalben anpries, oder ernsthaft das Uringlas betrachtete, das ihm irgend ein altes Weib vorhielt, oder sich anschickte einem armen Bauer den Backzahn auszureißen. Zwei Fechtmeister, in bunten Bändern einherflatternd, ihre Rappiere schwingend, begegneten sich hier wie zufällig und stießen mit Scheinzorn auf einander; nach langem Gefechte erklärten sie sich wechselseitig für unüberwindlich und sammelten einige Pfennige. Mit Trommler und Pfeifer marschierte jetzt vorbei die neu errichtete Schützengilde. Hierauf folgte, angeführt von dem Stöcker, der eine rothe Fahne trug, ein Rudel fahrender Fräulein, die aus dem Frauenhause „zum Esel" von Würzburg herkamen und nach dem Rosenthale hinzogen, wo die hochlöbliche Obrigkeit ihnen für die Meßzeit ihr Quartier angewiesen. „Mach die Augen zu, schöne Sara!" — sagte der Rabbi. Denn jene phantastisch und allzu knapp bekleideten Weibsbilder, worunter einige sehr hübsche, gebehrdeten sich auf die unzüchtigste Weise, entblößten ihren weißen, frechen Busen, neckten die Vorübergehenden mit schamlosen Worten, schwangen ihre langen Wanderstöcke, und indem sie auf letzteren, wie auf Steckenpferden, die Sankt-Katharinen-Pforte hinabritten, sangen sie mit gellender Stimme das Hexenlied:

„Wo ist der Bock, das Höllenthier?
Wo ist der Bock? Und fehlt der Bock,
So reiten wir, so reiten wir,
So reiten wir auf dem Stock!"

Dieser Singsang, den man noch in der Ferne hören konnte, verlor sich am Ende in den kirchlich langgezogenen Tönen einer herannahenden Prozession. Das war ein trauriger Zug von kahlköpfigen und baarfüßigen Mönchen, welche brennende Wachslichter oder Fahnen mit Heilgenbildern, oder auch große silberne Kruzifixe trugen. An ihrer Spitze gingen roth- und weißgeröckte Knaben mit dampfenden Weihrauchkesseln. In der Mitte des Zuges unter einem prächtigen Baldachin, sah man Geistliche in weißen Chorhemden von kostbaren Spitzen oder in buntseidenen Stolen, und einer derselben trug in der Hand ein sonnenartig goldnes Gefäß, das er, bei einer Heiligenmische der Marktecke anlangend, hoch empor hob, während er lateinische Worte halb rief, halb sang . . . Zugleich erklingelte ein kleines Glöckchen und alles Volk ringsum verstummte, fiel auf die Knie und bekreuzte sich. Der Rabbi aber sprach zu seinem Weibe: „mach die Augen zu, schöne Sara!" — und hastig zog er sie von hinnen, nach einem schmalen Nebengäßchen, durch ein Labyrinth von engen und krummen Straßen, und endlich über den unbewohnten, wüsten Platz, der das neue Judenquartier von der übrigen Stadt trennte.

Vor jener Zeit wohnten die Juden zwischen dem Dom und dem Mainufer, nemlich von der Brücke bis zum Lumpenbrunnen und von der Mehlwage bis zu Sankt Bartholomäi. Aber die katholischen Priester erlangten eine päpstliche Bulle, die den Juden verwehrte in solcher Nähe der Hauptkirche zu wohnen, und der Magistrat gab ihnen einen Platz auf dem Wollgraben, wo sie das heutige Judenquartier erbauten. Dieses war mit starken Mauern versehen, auch mit eisernen Ketten vor den Thoren, um sie gegen Pöbelandrang zu sperren. Denn hier lebten die Juden ebenfalls in Druck und Angst, und mehr als heut zu Tage in der Erinnerung früherer Nöthen. Im Jahr 1240 hatte das entzügelte Volk ein großes Blutbad unter ihnen angerichtet, welches man die erste Judenschlacht nannte, und im Jahr 1349, als die Geißler bei ihrem Durchzuge die Stadt anzündeten und die Juden des Brandstiftens anklagten, wurden diese von dem aufgereizten Volke zum größten Theil ermordet oder sie fanden den Tod in den Flammen ihrer eignen Häuser, welches man die zweite Judenschlacht nannte. Später bedrohte man die Juden noch oft mit dergleichen Schlachten, und bei innern Unruhen Frankfurt's, besonders bei einem Streite des Rathes mit den Zünften, stand der Christenpöbel oft im Begriff das Judenquartier zu stürmen. Letzteres hatte zwei Thore, die an katholischen Feiertagen von innen geschlossen wurden, und vor jedem Thor befand sich ein Wachthaus mit Stadtsoldaten.

Als der Rabbi mit seinem Weibe an das Thor des Judenquartiers gelangte, lagen die Landsknechte, wie man durch die offenen Fenster sehen konnte, auf der Pritsche ihrer Wachtstube, und draußen, vor der Thüre, im vollen Sonnenschein, saß der Trommelschläger und phantasirte auf seiner großen Trom-

mel. Das war eine ſchwere dicke Geſtalt; Wams und Hoſen von feuergelbem Tuch, an Armen und Lenden weit aufgepufft, und als wenn unzählige Menſchenzungen daraus hervorleckten, von oben bis unten beſät mit kleinen eingenähten rothen Wülſtchen; Bruſt und Rücken gepanzert mit ſchwarzen Tuchpolſtern, woran die Trommel hing; auf dem Kopfe eine platte runde ſchwarze Kappe; das Geſicht eben ſo platt und rund, auch orangengelb und mit rothen Schwärchen geſprickt, und verzogen zu einem gähnenden Lächeln. So ſaß der Kerl und trommelte die Melodie des Liedes, das einſt die Geißler bei der Judenſchlacht geſungen, und mit ſeinem rauhen Biertone gurgelte er die Worte:

„Unſre liebe Fraue,
Die ging im Morgenthaue,
Kyrie Eleiſon!“

„Hans, das iſt eine ſchlechte Melodie“ — rief eine Stimme hinter dem verſchloſſenen Thore des Judenquartiers — „Hans, auch ein ſchlecht Lied, paßt nicht für die Trommel, paßt gar nicht, und bei Leibe nicht in der Meſſe und am Oſtermorgen, ſchlecht Lied, gefährlich Lied, Hans, Hänschen, klein Trommel-Hänschen, ich bin ein einzelner Menſch, und wenn du mich lieb haſt, wenn du den Stern lieb haſt, den langen Stern, den langen Naſenſtern, ſo hör auf!“

Dieſe Worte wurden von dem ungeſehenen Sprecher, theils angſtvoll haſtig, theils aufſeufzend langſam hervorgeſtoßen, in einem Tone, worin das ziehend Weiche und das heiſer Harte ſchroff abwechſelte, wie man ihn bei Schwindſüchtigen findet. Der Trommelſchläger blieb unbewegt, und in der vorigen Melodie forttrommelnd, ſang er weiter:

„Da kam ein kleiner Junge,
Sein Bart war ihm entſprungen,
Haleluja!“

„Hans“ — rief wieder die Stimme des obenerwähnten Sprechers — „Hans, ich bin ein einzelener Menſch, und es iſt ein gefährlich Lied, und ich hör' es nicht gern, und ich hab meine Gründe, und wenn du mich lieb haſt, ſingſt du was anders, und morgen trinken wir . . .“

Bei dem Wort „Trinken“ hielt der Hans inne mit ſeinem Trommeln und Singen, und biedern Tones ſprach er: „Der Teufel hole die Juden, aber du, lieber Naſenſtern, biſt mein Freund, ich beſchütze dich, und wenn wir noch oft zuſammen trinken, werde ich dich auch bekehren. Ich will dein Pathe ſein; wenn du getauft wirſt, wirſt du ſelig, und wenn du Genie haſt und fleißig bei mir lernſt, kannſt du ſogar noch Trommelſchläger werden. Ja, Naſenſtern, du kannſt es noch weit bringen, ich will dir den ganzen Katechismus vortrommeln, wenn wir morgen zuſammen trinken — aber jetzt mach' mal das Thor auf, da ſtehen zwei Fremde und begehren Einlaß.“

„Das Thor auf?“ — ſchrie der Naſenſtern und die Stimme verſagte ihm faſt. „Das geht nicht ſo ſchnell, lieber Hans, man kann nicht wiſſen, man kann gar nicht wiſſen, und ich bin ein einzelner Menſch. Der Veitel Rindskopf hat den Schlüſſel und ſteht jetzt ſtill in der Ecke und brümmelt ſein Achtzehn-Gebet; da darf man ſich nicht unterbrechen laſſen. Jäkel der Narr iſt auch hier, aber er ſchlägt jetzt ſein Waſſer ab. Ich bin ein einzelner Menſch!“

„Der Teufel hole die Juden!“ — rief der Trommelhans, und über dieſen eignen Witz laut lachend, trollte er ſich nach der Wachtſtube und legte ſich ebenfalls auf die Pritſche.

Während nun der Rabbi mit ſeinem Weibe jetzt ganz allein vor dem großen verſchloſſenen Thore ſtand, erhub ſich hinter demſelben eine ſchnarrende, näſelnde, etwas ſpöttiſch gezogene Stimme: „Sternchen, dröhnle nicht ſo lange nimm die Schlüſſel aus Rindsköpfchen's Rocktaſche, oder nimm deine Naſe, und ſchließe damit das Thor auf. Die Leute ſtehen ſchon lange und warten.“

„Die Leute?“ — ſchrie ängſtlich die Stimme des Mannes, den man den Naſenſtern nannte — „ich glaubte, es wäre nur Einer, und ich bitte dich, Narr, lieber Jäkel Narr, guck mal heraus, wer da iſt?“

Da öffnete ſich im Thore ein kleines, wohlvergittertes Fenſterlein, und zum Vorſchein kam eine gelbe, zweihörnige Mütze und darunter das drollig verſchnörkelte Luſtigmachergeſicht Jäkels, des Narren. In demſelben Augenblicke ſchloß ſich wieder die Fenſterlucke und ärgerlich ſchnarrte es: „Mach auf, mach auf, draußen iſt nur ein Mann und ein Weib.“

„Ein Mann und ein Weib!“ — ächzte der Naſenſtern. — „Und wenn das Thor aufgemacht wird, wirft das Weib den Rock ab und es iſt auch ein Mann, und es ſind dann zwei Männer, und wir ſind nur unſerer Drei!“

„Sei kein Haſe“ — erwiederte Jäkel der Narr — „und ſei herzhaft und zeige Courage!“

„Courage!“ — rief der Naſenſtern und lachte mit verdrießlicher Bitterkeit — „Haſe! Haſe iſt ein ſchlechter Vergleich, Haſe iſt ein unreines Thier. Courage! Man hat mich nicht der Courage wegen hierhergeſtellt, ſondern der Vorſicht halber. Wenn zu viele kommen, ſoll ich ſchreien. Aber ich ſelbſt kann ſie nicht zurückhalten. Mein Arm iſt ſchwach, ich trage eine Fontenelle und ich bin ein einzelner Menſch. Wenn man auf mich ſchießt, bin ich todt. Dann ſitzt der reiche Mendel Reiß am Sabbath bei Tiſche, und wiſcht ſich vom Maul die Roſinenſauce, und ſtreichelt ſich den Bauch, und ſagt vielleicht: das lange Naſenſternchen war doch ein braves Kerlchen, wäre Es nicht geweſen, ſo hätten ſie das Thor geſprengt, Es hat ſich doch für uns todtſchießen laſſen, Es war ein braves Kerlchen, Schade, daß es todt iſt —“

Die Stimme wurde hier allmählich weich und weinerlich, aber plötzlich ſchlug ſie über in einen haſtigen, faſt erbitterten Ton: „Courage! Und damit

der reiche Mendel Reiß sich die Rosinensance vom Maul abwischen, und sich den Bauch streicheln, und mich braves Kerlchen nennen möge, soll ich mich todtschießen lassen? Courage! Herzhaft! Der kleine Strauß war herzhaftig, und hat gestern auf dem Römer dem Stechen zugesehen, und hat geglaubt, man kenne ihn nicht, weil er einen violetten Rock trug, von Sammt, drei Gulden die Elle, mit Fuchsschwänzchen, ganz goldgestickt, ganz prächtig — und sie haben ihm den violetten Rock so lange geklopft, bis er abfärbte und auch sein Rücken violett geworden ist und nicht mehr menschenähnlich sieht. Courage! Der krumme Leser war herzhaftig, nannte unseren lumpigen Schultheiß einen Lump, und sie haben ihn an den Füßen aufgehängt, zwischen zwei Hunden, und der Trommelhans trommelte. Courage! Sei kein Hase! Unter den vielen Hunden ist der Hase verloren, ich bin ein einzelner Mensch, und ich habe wirklich Furcht!"

„Schwör' mal!" — rief Jäkel der Narr.

„Ich habe wirklich Furcht!" — wiederholte seufzend der Nasenstern — „ich weiß, die Furcht liegt im Geblüt und ich habe es von meiner seligen Mutter —"

„Ja, ja!" — unterbrach ihn Jäkel der Narr — „und deine Mutter hatte es von ihrem Vater, und der hatte es wieder von dem seinigen, und so hatten es deine Vorältern einer vom andern, bis auf deinen Stammvater, welcher unter König Saul gegen die Philister zu Felde zog und der erste war, welcher Reißaus nahm. — Aber sieh mal, Rindsköpfchen ist gleich fertig, er hat sich bereits zum viertenmal gebückt, schon hüpft er wie ein Floh bei dem dreimaligen Worte Heilig, und jetzt greift er vorsichtig in die Tasche . . ."

In der That, die Schlüssel rasselten, knarrend öffnete sich ein Flügel des Thores, und der Rabbi und sein Weib traten in die ganz menschenleere Judengasse. Der Aufschließer aber, ein kleiner Mann mit gutmüthig sauerm Gesicht, nickte träumerisch wie einer, der in seinen Gedanken nicht gerne gestört sein möchte, und nachdem er das Thor wieder sorgsam verschlossen, schlappte er, ohne ein Wort zu reden, nach einem Winkel hinter dem Thore, beständig Gebete vor sich hinmurmelnd. Minder schweigsam war Jäkel der Narr, ein untersetzter, etwas krummbeiniger Geselle, mit einem lachend vollrothen Antlitz und einer unmenschlich großen Fleischhand, die er, aus den weiten Aermeln seiner buntschäckigen Jacke, zum Willkomm hervorstreckte. Hinter ihm zeigte oder vielmehr barg sich eine lange, magere Gestalt, der schmale Hals weiß befiedert von einer feinen batistnen Krause, und das dünne, blasse Gesicht gar wundersam geziert mit einer fast unglaublich langen Nase, die sich neugierig angstvoll hin und her bewegte.

„Gott willkommen! zum guten Festtag!" — rief Jäkel der Narr — „wundert Euch nicht, daß jetzt die Gasse so leer und still ist. Alle unsere Leute sind

jetzt in der Synagoge und ihr kommt eben zur rechten Zeit, um dort die Geſchichte von der Opferung Iſaaks vorleſen zu hören. Ich kenne ſie, es iſt eine intereſſante Geſchichte, und wenn ich ſie nicht ſchon drei und dreißig mal angehört hätte, ſo würde ich ſie gern dies Jahr noch einmal hören. Und es iſt eine wichtige Geſchichte, denn wenn Abraham den Iſaak wirklich geſchlachtet hätte, und nicht den Ziegenbock, ſo wären jetzt mehr Ziegenböcke und weniger Juden auf der Welt.“ — Und mit wahnſinnig luſtiger Grimaſſe fing der Jäkel an folgendes Lied aus der Agade zu ſingen:

„Ein Böcklein, ein Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Kätzlein und aß das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Hündlein und biß das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Stöcklein und ſchlug das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Feuerlein und verbrannte das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Wäſſerlein und löſchte das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Ochslein und ſoff das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Schlächterlein und ſchlachtete das Ochslein, das geſoffen das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Es kam ein Todesenglein und ſchlachtete das Schlächterlein, das geſchlachtet das Ochslein, das geſoffen das Wäſſerlein, das gelöſcht das Feuerlein, das verbrannt das Stöcklein, das geſchlagen das Hündlein, das gebiſſen das Kätzlein, das gefreſſen das Böcklein, das gekauft Väterlein, er gab dafür zwei Suslein; ein Böcklein, ein Böcklein!

„Ja, ſchöne Frau“ — fügte der Sänger hinzu — „einſt kommt der Tag, wo der Engel des Todes den Schlächter ſchlachten wird, und all unſer Blut kommt über Edom; denn Gott iſt ein rächender Gott — — —“

Bbb

Aber plötzlich den Ernst, der ihn unwillkührlich beschlichen, gewaltsam abstreifend, stürzte sich Jäkel der Narr wieder in seine Possenreißereien und fuhr fort mit schnarrendem Lustigmachertone: „Fürchtet Euch nicht, schöne Frau, der Nasenstern thut Euch nichts zu Leid. Nur für die alte Schnapper-Elle ist er gefährlich. Sie hat sich in seine Nase verliebt, aber die verdient es auch. Sie ist schön wie der Thurm, der gen Damaskus schaut und erhaben wie die Ceder des Libanons. Auswendig glänzt sie wie Gimmgold und Syrob, und inwendig ist lauter Musik und Lieblichkeit. Im Sommer blüht sie, im Winter ist sie zugefroren, und Sommer und Winter wird sie gehätschelt von Schnapper-Elles weißen Händen. Ja, die Schnapper-Elle ist verliebt in ihn, ganz vernarrt. Sie pflegt ihn, sie füttert ihn, und sobald er fett genug ist, wird sie ihn heirathen, und für ihr Alter ist sie noch jung genug, und wer mal nach dreihundert Jahren hierher nach Frankfurt kömmt, wird den Himmel nicht sehen können vor lauter Nasensternen!"

„Ihr seid Jäkel der Narr" — rief lachend der Rabbi — „ich merk' es an Euren Worten. Ich habe oft von Euch sprechen gehört."

„Ja, ja" — erwiederte jener mit drolliger Bescheidenheit — „ja, ja, das macht der Ruhm. Man ist oft weit und breit für einen größern Narren bekannt als man selbst weiß. Doch ich gebe mir viele Mühe ein Narr zu sein, und springe und schüttle mich, damit die Schellen klingeln. Andre habens leichter . . . Aber sagt mir, Rabbi, warum reiset Ihr am Feiertage?"

„Meine Rechtfertigung" — versetzte der Befragte — „steht im Talmud, und es heißt: Gefahr vertreibt den Sabbath."

„Gefahr!" — schrie plötzlich der lange Nasenstern und gebährdete sich wie in Todesangst — „Gefahr! Gefahr! Trommelhans trommel', trommle, Gefahr! Gefahr! Trommelhans . . ."

Draußen aber rief der Trommelhans mit seiner dicken Bierstimme: „Tausend Donner Sakrament! Der Teufel hole die Juden! Das ist schon das dritte Mal, daß du mich heute aus dem Schlafe weckst, Nasenstern! Mach mich nicht rasend! Wenn ich rase, werde ich wie der leibhaftige Satanas, und dann, so wahr ich ein Christ bin, dann schieße ich mit der Büchse durch die Gitterluke des Thores, und dann hüte jeder seine Nase!"

„Schieß nicht! schieß nicht! ich bin ein einzelner Mensch" — wimmerte angstvoll der Nasenstern und drückte sein Gesicht fest an die nächste Mauer, und in dieser Stellung verharrte er zitternd und leise betend.

„Sagt, sagt, was ist passirt?" — rief jetzt auch Jäkel der Narr, mit all jener hastigen Neugier, die schon damals den Frankfurter Juden eigenthümlich war.

Der Rabbi aber riß sich von ihm los und ging mit seinem Weibe weiter die Judengasse hinauf. „Sieh, schöne Sara" — sprach er seufzend — „wie

ſchlecht geſchützt iſt Iſrael! Falſche Freunde hüten ſeine Thore von außen, und drinnen ſind ſeine Hüter Narrheit und Furcht!“

Langſam wanderten die Beiden durch die lange, leere Straße, wo nur hie und da ein blühender Mädchenkopf zum Fenſter hinausguckte, während ſich die Sonne in den blanken Scheiben feſtlich heiter beſpiegelte. Damals nemlich waren die Häuſer des Judenviertels noch neu und nett, auch niedriger wie jetzt, indem erſt ſpäterhin die Juden, als ſie in Frankfurt ſich ſehr vermehrten und doch ihr Quartier nicht erweitern durften, dort immer ein Stockwerk über das andere bauten, ſardellenartig zuſammenrückten und dadurch an Leib und Seele verkrüppelten. Der Theil des Judenquartiers, der nach dem großen Brande ſtehen geblieben und den man die alte Gaſſe nennt, jene hohen ſchwarzen Häuſer, wo ein grinſendes, feuchtes Volk umherſchachert, iſt ein ſchauderhaftes Denkmal des Mittelalters. Die ältere Synagoge exiſtirt nicht mehr; ſie war minder geräumig als die jetzige, die ſpäter erbaut wurde, nachdem die Nüremberger Vertriebenen in die Gemeinde aufgenommen worden. Sie lag nördlicher. Der Rabbi brauchte ihre Lage nicht erſt zu erfragen. Schon aus der Ferne vernahm er die vielen, verworrenen und überaus lauten Stimmen. Im Hofe des Gotteshauſes trennte er ſich von ſeinem Weibe. Nachdem er an dem Brunnen, der dort ſteht, ſeine Hände gewaſchen, trat er in jenen untern Theil der Synagoge, wo die Männer beten; die ſchöne Sara hingegen erſtieg eine Treppe und gelangte oben nach der Abtheilung der Weiber.

Dieſe obere Abtheilung war eine Art Gallerie mit drei Reihen hölzerner, braunroth angeſtrichener Sitze, deren Lehne oben mit einem hängenden Brette verſehen war, das, um das Gebetbuch darauf zu legen, ſehr bequem aufgeklappt werden konnte. Die Frauen ſaßen hier ſchwatzend neben einander, oder ſtanden aufrecht, inbrünſtig betend; manchmal auch traten ſie neugierig an das große Gitter, das ſich längs der Morgenſeite hinzog und durch deſſen dünne grüne Latten man hinabſchauen konnte in die untere Abtheilung der Synagoge. Dort, hinter hohen Betpulten, ſtanden die Männer in ihren ſchwarzen Mänteln, die ſpitzen Bärte herabſchießend über die weißen Halskrauſen, und die plattbedeckten Köpfe mehr oder minder verhüllt von einem viereckigen, mit den geſetzlichen Schaufäden verſehenen Tuche, das aus weißer Wolle oder Seide beſtand, mitunter auch mit goldnen Treſſen geſchmückt war. Die Wände der Synagoge waren ganz einförmig geweißt, und man ſah dort keine andere Zierrath als etwa das vergüldete Eiſengitter um die viereckige Bühne, wo die Geſetzabſchnitte verleſen werden, und die heilige Lade, ein koſtbar gearbeiteter Kaſten, ſcheinbar getragen von marmornen Säulen mit üppigen Capitälern, deren Blumen- und Laubwerk gar lieblich emporrankte, und bedeckt mit einem Vorhang von kornblauem Sammet, worauf mit Goldflittern, Perlen und bunten Steinen eine fromme Inſchrift geſtickt war. Hier hing die ſilberne

Gedächtniß-Ampel und erhob sich ebenfalls eine vergitterte Bühne, auf deren Geländer sich allerlei heilige Geräthe befanden, unter andern der siebenarmige Tempel-Leuchter, und vor demselben, das Antlitz gegen die Lade, stand der Vorsänger, dessen Gesang instrumentenartig begleitet wurde von den Stimmen seiner beiden Gehülfen, des Bassisten und des Diskantsingers. Die Juden haben nämlich alle wirkliche Instrumentalmusik aus ihrer Kirche verbannt, wähnend, daß der Lobgesang Gottes erbaulicher aufsteige aus der warmen Menschenbrust als aus kalten Orgelpfeifen. Recht kindlich freute sich die schöne Sara, als jetzt der Vorsänger, ein trefflicher Tenor, seine Stimme erhob und die uralten, ernsten Melodien, die sie so gut kannte, in noch nie geahneter junger Lieblichkeit aufblüheten, während der Bassist, zum Gegensatze, die tiefen, dunkeln Töne hineinbrummte, und in den Zwischenpausen der Diskantsänger fein und süß trillerte. Solchen Gesang hatte die schöne Sara in der Synagoge von Bacherach niemals gehört, denn der Gemeindevorsteher, David Levi, machte dort den Vorsänger, und wenn dieser schon bejahrte zitternde Mann, mit seiner zerbröckelten, meckernden Stimme wie ein junges Mädchen trillern wollte, und in solch gewaltsamer Anstrengung seinen schlaff herabhängenden Arm fieberhaft schüttelte, so reizte dergleichen wohl mehr zum Lachen als zur Andacht.

Ein frommes Behagen, gemischt mit weiblicher Neugier, zog die schöne Sara ans Gitter, wo sie hinabschauen konnte in die untere Abtheilung, die sogenannte Männerschule. Sie hatte noch nie eine so große Anzahl Glaubensgenossen gesehen, wie sie da unten erblickte, und es ward ihr noch heimlich wohler ums Herz in der Mitte so vieler Menschen, die ihr so nahe verwandt durch gemeinschaftliche Abstammung, Denkweise und Leiden. Aber noch viel bewegter wurde die Seele des Weibes, als drei alte Männer ehrfurchtsvoll vor die heilige Lade traten, den glänzenden Vorhang an die Seite schoben, den Kasten aufschlossen und sorgsam jenes Buch herausnahmen, das Gott mit heilig eigner Hand geschrieben und für dessen Erhaltung die Juden so viel erduldet, so viel Elend und Haß, Schmach und Tod, ein tausendjähriges Martyrthum. Dieses Buch, eine große Pergamentrolle, war wie ein fürstliches Kind in einem buntgestickten Mäntelchen von rothem Sammet gehüllt; oben, auf den beiden Rollhölzern steckten zwei silberne Gehäuschen, worin allerlei Granaten und Glöckchen sich zierlich bewegten und klingelten, und vorn, an silbernen Kettchen, hingen goldne Schilde mit bunten Edelsteinen. Der Vorsänger nahm das Buch, und als sei es ein wirkliches Kind, ein Kind um dessentwillen man große Schmerzen erlitten und das man nur desto mehr liebt, wiegte er es in seinen Armen, tänzelte damit hin und her, drückte es an seine Brust, und durchschauert von solcher Berührung, erhub er seine Stimme zu einem so jauchzend frommen Dankliede, daß es der schönen Sara bedünkte, als

ob die Säulen der heiligen Lade zu blühen begönnen, und die wunderbaren Blumen und Blätter der Kapitäler immer höher hinaufwüchsen, und die Töne des Diskanten sich in lauter Nachtigallen verwandelten, und die Wölbung der Synagoge gesprengt würde von den gewaltigen Tönen des Bassisten, und die Freudigkeit Gottes herabströmte aus dem blauen Himmel. Das war ein schöner Psalm. Die Gemeinde wiederholte chorartig die Schlußverse und nach der erhöhten Bühne in der Mitte der Synagoge schritt langsam der Vorsänger mit dem heiligen Buche, während Männer und Knaben sich hastig hinzudrängten um die Sammethülle desselben zu küssen oder auch nur zu berühren. Auf der erwähnten Bühne zog man von dem heiligen Buche das sammtne Mäntelchen, so wie auch die mit bunten Buchstaben beschriebenen Windeln, womit es umwickelt war, und aus der geöffneten Pergamentrolle, in jenem singenden Tone, der am Paschafest noch gar besonders modulirt wird, las der Vorsänger die erbauliche Geschichte von der Versuchung Abrahams.

Die schöne Sara war bescheiden vom Gitter zurückgewichen, und eine breite, putzbeladene Frau von mittlerem Alter und gar gespreizt wohlwollendem Wesen, hatte ihr, mit stummem Nicken, die Miteinsicht in ihrem Gebetbuche vergönnt. Diese Frau mochte wohl keine große Schriftgelehrtin sein; denn als sie die Gebete murmelnd vor sich hinlas, wie die Weiber, da sie nicht laut mitsingen dürfen, zu thun pflegen, so bemerkte die schöne Sara, daß sie viele Worte allzusehr nach Gutdünken aussprach, und manche gute Zeile ganz überschlupperte. Nach einer Weile aber hoben sich schmachtend langsam die wasserklaren Augen der guten Frau, ein flaches Lächeln glitt über das porzellanhaft roth und weiße Gesicht, und mit einem Tone, der so vornehm als möglich hinschmelzen wollte, sprach sie zur schönen Sara: „Er singt sehr gut. Aber ich habe doch in Holland noch viel besser singen hören. Sie sind fremd und wissen vielleicht nicht, daß es der Vorsänger aus Worms ist, und daß man ihn hier behalten will wenn er mit jährlichen vierhundert Gulden zufrieden. Es ist ein lieber Mann und seine Hände sind wie Alabaster. Ich halte viel von einer schönen Hand. Eine schöne Hand ziert den ganzen Menschen!“ — Dabei legte die gute Frau selbstgefällig ihre Hand, die wirklich noch schön war, auf die Lehne des Betpultes, und mit einer graziösen Beugung des Hauptes andeutend, daß sie sich im Sprechen nicht gern unterbrechen lasse, setzte sie hinzu: „Das Singerchen ist noch ein Kind und sieht sehr abgezehrt aus. Der Baß ist gar zu häßlich und unser Stern hat mal sehr witzig gesagt: der Baß ist ein größerer Narr als man von einem Baß zu verlangen braucht! Alle drei speisen in meiner Garküche, und Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Elle Schnapper bin.“

Die schöne Sara dankte für diese Mittheilung, wogegen wieder die Schnapper-Elle ihr ausführlich erzählte, wie sie einst in Amsterdam gewesen, dort

wegen ihrer Schönheit gar vielen Nachstellungen unterworfen war, und wie sie drei Tage vor Pfingsten nach Frankfurt gekommen und den Schnapper geheirathet, wie dieser am Ende gestorben, wie er auf dem Todtenbette die rührendsten Dinge gesprochen, und wie es schwer sei als Vorsteherin einer Garküche die Hände zu konserviren. Manchmal sah sie nach der Seite, mit wegwerfendem Blicke, der wahrscheinlich einigen spöttischen jungen Weibern galt, die ihren Anzug musterten. Merkwürdig genug war diese Kleidung: ein weit ausgebauschter Rock von weißem Atlas, worin alle Thierarten der Arche Noä grellfarbig gestickt, ein Wams von Goldstoff wie ein Küraß, die Aermel von rothem Sammt, gelb geschlitzt, auf dem Haupte eine unmenschlich hohe Mütze, um den Hals eine allmächtige Krause von weißem Steifstinnen, so wie auch eine silberne Kette, woran allerlei Schaupfennige, Camäen und Raritäten, unter andern ein großes Bild der Stadt Amsterdam, bis über den Busen herabhingen. Aber die Kleidung der übrigen Frauen war nicht minder merkwürdig und bestand wohl aus einem Gemische von Moden verschiedener Zeiten, und manches Weiblein, bedeckt mit Gold und Diamanten, glich einem wandelnden Juvelierladen. Es war freilich den Frankfurter Juden damals eine bestimmte Kleidung gesetzlich vorgeschrieben, und zur Unterscheidung von den Christen, sollten die Männer an ihren Mänteln gelbe Ringe und die Weiber an ihren Mützen hochaufstehende blaugestreifte Schleier tragen. Jedoch im Judenquartier wurde diese obrigkeitliche Verordnung wenig beachtet, und dort, besonders an Festtagen, und zumal in der Synagoge, suchten die Weiber so viel Kleiderpracht als möglich gegen einander auszukramen, theils um sich beneiden zu lassen, theils auch um den Wohlstand und die Creditfähigkeit ihrer Eheherrn darzuthun.

Während nun unten in der Synagoge die Gesetzabschnitte aus den Büchern Mosis vorgelesen werden, pflegt dort die Andacht etwas nachzulassen. Mancher macht es sich bequem und setzt sich nieder, flüstert auch wohl mit einem Nachbar über weltliche Angelegenheiten, oder geht hinaus auf den Hof, um frische Luft zu schöpfen. Kleine Knaben nehmen sich unterdessen die Freiheit ihre Mütter in der Weiberabtheilung zu besuchen, und hier hat alsdann die Andacht wohl noch größere Rückschritte gemacht: hier wird geplaudert, gerudelt, gelacht, und, wie es überall geschieht, die jüngeren Frauen scherzen über die alten, und diese klagen wieder über die Leichtfertigkeit der Jugend und Verschlechterung der Zeiten. Gleichwie es aber unten in der Synagoge zu Frankfurt einen Vorsänger gab, so gab es in der obern Abtheilung eine Vorklatscherin. Das war Hündchen Reiß, eine platte grünliche Frau, die jedes Unglück witterte und immer eine scandalose Geschichte auf der Zunge trug. Die gewöhnliche Zielscheibe ihrer Spitzreden war die arme Schnapper-Elle, sie wußte gar drollig die erzwungen vornehmen Gebehrden derselben nachzu-

äffen, so wie auch den schmachtenden Anstand, womit sie die schalkhaften Huldigungen der Jugend entgegen nimmt.

„Wißt Ihr wohl," — rief jetzt Hündchen Reiß — „die Schnapper-Elle hat gestern gesagt: wenn ich nicht schön und klug und geliebt wäre, so möchte ich nicht auf der Welt sein!"

Da wurde etwas laut gekichert, und die nachstehende Schnapper-Elle, merkend daß es auf ihre Kosten geschah, hob verachtungsvoll ihr Auge empor, und wie ein stolzes Prachtschiff segelte sie nach einem entfernteren Platze. Die Vögele Ochs, eine runde, etwas täppische Frau, bemerkte mitleidig: die Schnapper-Elle sei zwar eitel und beschränkt, aber sehr bravmüthig, und sie thue sehr viel Gutes an Leute, die es nöthig hätten.

„Besonders an den Nasenstern" — zischte Hündchen Reiß. Und alle die das zarte Verhältniß kannten, lachten um so lauter.

„Wißt Ihr wohl" — setzte Hündchen hämisch hinzu — „der Nasenstern schläft jetzt auch im Hause der Schnapper-Elle . . . Aber seht mal dort unten die Süschen Flörsheim trägt die Halskette, die Daniel Fläsch bei ihrem Manne versetzt hat. Die Fläsch ärgert sich . . . Jetzt spricht sie mit der Flörsheim . . . Wie sie sich so freundlich die Hand drücken! Und hassen sich doch wie Midian und Moab! Wie sie sich so liebevoll anlächeln! Freßt Euch nur nicht vor lauter Zärtlichkeit! Ich will mir das Gespräch anhören!"

Und nun, gleich einem lauernden Thiere, schlich Hündchen Reiß hinzu und hörte, daß die beiden Frauen theilnehmend einander klagten, wie sehr sie sich verflossene Woche abgearbeitet, um in ihren Häusern aufzuräumen und das Küchengeschirr zu schäuern, was vor dem Paschafeste geschehen muß, damit kein einziges Brosämchen der gesäuerten Bröde daran kleben bleibe. Auch von der Mühseligkeit beim Backen der ungesäuerten Bröde sprachen die beiden Frauen. Die Fläsch hatte noch besondere Beklagnisse: im Backhause der Gemeinde mußte sie viel Aerger erleiden, nach der Entscheidung des Looses konnte sie dort erst in den letzten Tagen, am Vorabend des Festes, und erst spät Nachmittags zum Backen gelangen, die alte Hanne hatte den Teig schlecht geknetet, die Mägde rollten mit ihren Wergelhölzern den Teig viel zu dünn, die Hälfte der Bröde verbrannte im Ofen, und außerdem regnete es so stark, daß es durch das bretterne Dach des Backhauses beständig tröpfelte, und sie mußten sich dort, naß und müde, bis tief in die Nacht abarbeiten.

„Und daran, liebe Flörsheim" — setzte die Fläsch hinzu mit einer schonenden Freundlichkeit, die keineswegs ächt war — „daran waren Sie auch ein bischen Schuld, weil Sie mir nicht Ihre Leute zur Hülfleistung beim Backen geschickt haben."

„Ach Verzeihung" — erwiederte die Andre — „meine Leute waren zu sehr beschäftigt, die Meßwaaren müssen verpackt werden, wir haben jetzt so viel zu thun, mein Mann . . ."

„Ich weiß" — fiel ihr die Fläsch mit schneidend hastigem Tone in die Rede — „ich weiß, Ihr habt viel zu thun, viel Pfänder und gute Geschäfte, und Halsketten . . ."

Eben wollte ein giftiges Wort den Lippen der Sprecherin entgleiten und die Flörsheim ward schon roth wie ein Krebs, als plötzlich Hündchen Reiß laut aufkreischte: „Um Gottes Willen, die fremde Frau liegt und stirbt . . . Wasser! Wasser!"

Die schöne Sara lag in Ohnmacht, blaß wie der Tod, und um sie herum drängte sich ein Schwarm von Weibern, geschäftig und jammernd. Die Eine hielt ihr den Kopf, eine zweite hielt ihr den Arm; einige alte Frauen bespritzten sie mit dem Wassergläschen, die hinter ihren Betpulten hängen, zum Behufe des Händewaschens, im Fall sie zufällig ihren eignen Leib berührten; andre hielten unter die Nase der Ohnmächtigen eine alte Zitrone, die mit Gewürznägelchen durchstochen, noch vom letzten Fasttage herrührte, wo sie zum nervenstärkenden Anriechen diente. Ermattet und tief seufzend schlug endlich die schöne Sara die Augen auf, und mit stummen Blicken dankte sie für die gütige Sorgfalt. Doch jetzt ward unten das Achtzehn-Gebet, welches niemand versäumen darf, feierlich angestimmt, und die geschäftigen Weiber eilten zurück nach ihren Plätzen, und verrichteten jenes Gebet, wie es geschehen muß, stehend und das Gesicht gewendet gegen Morgen, welches die Himmelsgegend wo Jerusalem liegt. Vögele Ochs, Schnapper-Elle und Hündchen Reiß verweilten am längsten bei der schönen Sara; die beiden ersteren indem sie ihr eifrigst ihre Dienste anboten, die letztere, nachdem sie sich nochmals bei ihr erkundigte: weshalb sie so plötzlich ohnmächtig geworden?

Die Ohnmacht der schönen Sara hatte aber eine ganz besondere Ursache. Es ist nemlich Gebrauch in der Synagoge, daß jemand, welcher einer großen Gefahr entronnen, nach der Verlesung der Gesetzabschnitte, öffentlich hervortritt und der göttlichen Vorsicht für seine Rettung dankt. Als nun Rabbi Abraham zu solcher Danksagung unten in der Synagoge sich erhob, und die schöne Sara die Stimme ihres Mannes erkannte, merkte sie wie der Ton derselben allmählig in das trübe Gemurmel des Todtengebetes überging, sie hörte die Namen ihrer Lieben und Verwandten, und zwar begleitet von jenem segnenden Beiwort, das man den Verstorbenen ertheilt: und die letzte Hoffnung schwand aus der Seele der schönen Sara, und ihre Seele ward zerrissen von der Gewißheit, daß ihre Lieben und Verwandte wirklich ermordet worden, daß ihre kleine Nichte todt sei, daß auch ihre Bäschen, Blümchen und Vögelchen,

todt seien, auch der kleine Gottschalk todt sei, alle ermordet und todt! Von dem Schmerze dieses Bewußtseins wäre sie schier selber gestorben, hätte sich nicht eine wohlthätige Ohnmacht über ihre Sinne ergossen.

Drittes Kapitel.

Als die schöne Sara, nach beendigtem Gottesdienste, in den Hof der Synagoge hinabstieg, stand dort der Rabbi harrend seines Weibes. Er nickte ihr mit heiterm Antlitz und geleitete sie hinaus auf die Straße, wo die frühere Stille ganz verschwunden und ein lermiges Menschengewimmel zu schauen war. Bärtige Schwarzröcke, wie Ameisenhaufen; Weiber, glanzreich hinflatternd, wie Goldkäfer; neugekleidete Knaben, die den Alten die Gebetbücher nachtrugen; junge Mädchen, die, weil sie nicht in die Synagoge gehen dürfen, jetzt aus den Häusern ihren Eltern entgegen hüpfen, vor ihnen die Lockenköpfchen beugen, um den Segen zu empfangen: Alle heiter und freudig, und die Gasse auf und ab spazierend, im seligen Vorgefühl eines guten Mittagmahls, dessen lieblicher Duft schon mundwässernd hervorstieg, aus den schwarzen, mit Kreide bezeichneten Töpfen, die eben von den lachenden Mägden aus dem großen Gemeinde-Ofen geholt worden.

In diesem Gewirre war besonders bemerkbar die Gestalt eines spanischen Ritters, auf dessen jugendlichen Gesichtszügen jene reizende Blässe lag, welche die Frauen gewöhnlich einer unglücklichen Liebe, die Männer hingegen einer glücklichen zuschreiben. Sein Gang, obschon gleichgültig hinschlendernd, hatte dennoch eine etwas gesuchte Zierlichkeit; die Federn seines Barettes bewegten sich mehr durch das vornehme Wiegen des Hauptes, als durch das Wehen des Windes; mehr als eben nothwendig klirrten seine goldenen Sporen und das Wehrgehänge seines Schwertes, welches er im Arme zu tragen schien, und dessen Griff kostbar hervor blitzte aus dem weißen Reutermantel, der seine schlanken Glieder scheinbar nachlässig umhüllte und dennoch den sorgfältigsten Faltenwurf verieth. Hin und wieder, theils mit Neugier, theils mit Kennermienen nahte er sich den vorüberwandelnden Frauenzimmern, sah ihnen seelenruhig fest ins Antlitz, verweilte bei solchem Anschaun, wenn die Gesichter der Mühe lohnten, sagte auch manchem liebenswürdigen Kinde einige rasche Schmeichelworte, und schritt sorglos weiter ohne die Wirkung zu erwarten. Die schöne Sara hatte er schon mehrmals umkreist, jedesmal wieder zurückgescheucht von dem gebietenden Blick derselben oder auch von der räthselhaft lächelnden Miene ihres Mannes, aber endlich, in stolzem Abstreifen aller scheuen Befangenheit, trat er Beiden keck in den Weg, und mit stutzerhafter Sicherheit und süßlich galantem Tone hielt er folgende Anrede:

„Sennora, ich ſchwöre! . Hört, Sennora, ich ſchwöre! Bei den Roſen beider Caſtilien, bei den arragoneſiſchen Hiazynthen und andaluſiſchen Granatblüthen! Bei der Sonne, die ganz Spanien mit all ſeinen Blumen, Zwiebeln, Erbſenſuppen, Wäldern, Bergen, Mauleſeln, Ziegenböcken und Alt-Chriſten beleuchtet! Bei der Himmelsdecke, woran dieſe Sonne nur ein goldner Quaſt iſt! Und bei dem Gott, der auf der Himmelsdecke ſitzt, und Tag und Nacht über neue Bildung holdſeliger Frauengeſtalten nachſinnt . . . Ich ſchwöre, Sennora, Ihr ſeid das ſchönſte Weib, das ich im deutſchen Lande geſehen habe, und ſo Ihr gewillet ſeid meine Dienſte anzunehmen, ſo bitte ich Euch um die Gunſt, Huld und Erlaubniß mich Euren Ritter nennen zu dürfen, und in Schimpf und Ernſt Eure Farben zu tragen!“

Ein erröthender Schmerz glitt über das Antlitz der ſchönen Sara, und mit einem Blicke, der um ſo ſchneidender wirkt, je ſanfter die Augen ſind, die ihn verſenden, und mit einem Tone, der um ſo vernichtender je bebend weicher die Stimme, antwortete die tief gekränkte Frau:

„Edler Herr! Wenn Ihr mein Ritter ſein wollt, ſo müßt Ihr gegen ganze Völker kämpfen, und in dieſem Kampfe giebt es wenig Dank und noch weniger Ehre zu gewinnen! Und wenn Ihr gar meine Farben tragen wollt, ſo müßt Ihr gelbe Ringe auf Euren Mantel nähen oder eine blaugeſtreifte Schärpe umbinden: denn dieſes ſind meine Farben, die Farben meines Hauſes, des Hauſes, welches Iſrael heißt, und ſehr elend iſt, und auf den Gaſſen verſpottet wird von den Söhnen des Glücks!“

Plötzliche Purpurröthe bedeckte die Wangen des Spaniers, eine unendliche Verlegenheit arbeitete in allen ſeinen Zügen und faſt ſtotternd ſprach er:

„Sennora . . . Ihr habt mich mißverſtanden . . . unſchuldiger Scherz . . . aber, bei Gott, kein Spott, kein Spott über Iſrael . . . ich ſtamme ſelber aus dem Hauſe Iſrael . . . mein Großvater war ein Jude, vielleicht ſogar mein Vater . . .“

„Und ganz ſicher, Sennor, iſt Eur Oheim ein Jude“ — fiel ihm der Rabbi, der dieſer Scene ruhig zugeſehen, plötzlich in die Rede, und mit einem fröhlich neckenden Blicke ſetzte er hinzu: — „und ich will mich ſelbſt dafür verbürgen, daß Don Iſaak Abarbanel, Neffe des großen Rabbi, dem beſten Blute Iſraels entſproſſen iſt, wo nicht gar dem königlichen Geſchlechte Davids!“

Da klirrte das Schwertgehänge unter dem Mantel des Spaniers, ſeine Wangen erblichen wieder bis zur fahlſten Bläſſe, auf ſeiner Oberlippe zuckte es wie Hohn, der mit dem Schmerze ringt, aus ſeinen Augen grinſte der zornigſte Tod, und in einem ganz verwandelten, eiskalten, ſcharfgehackten Tone, ſprach er:

„Sennor Rabbi! Ihr kennt mich. Nun wohlan, ſo wißt Ihr auch, wer ich bin. Und weiß der Fuchs, daß ich der Brut des Löwen angehöre, ſo wird

er ſich hüten, und ſeinen Fuchsbart nicht in Lebensgefahr bringen und meinen Zorn nicht reizen! Wie will der Fuchs den Löwen richten? Nur wer wie der Löwe fühlt, kann ſeine Schwächen begreifen . . .“

„O, ich begreife es wohl“ — antwortete der Rabbi und wehmüthiger Ernſt zog über ſeine Stirne — „ich begreife es wohl, wie der ſtolze Leu aus Stolz ſeinen fürſtlichen Pelz abwirft und ſich in den bunten Schuppenpanzer des Krokodils verkappt, weil es Mode iſt ein greinendes, ſchlaues, gefräßiges Krokodil zu ſein! Was ſollen erſt die geringeren Thiere beginnen, wenn ſich der Löwe verläugnet? Aber hüte dich, Don Iſaak, du biſt nicht geſchaffen für das Element des Krokodils. Das Waſſer — (du weißt wohl wovon ich rede)— iſt dein Unglück, und du wirſt untergehen. Nicht im Waſſer iſt dein Reich; die ſchwächſte Forelle kann beſſer darin gedeihen als der König des Waldes. Weißt du noch, wie dich die Strudel des Tago verſchlingen wollten . . .“

In ein lautes Gelächter ausbrechend, fiel Don Iſaak plötzlich dem Rabbi um den Hals, verſchloß ſeinen Mund mit Küſſen, ſprang ſporenklirrend vor Freude in die Höhe, daß die vorbeigehenden Juden zurückſchraken, und in ſeinem natürlich herzlich heiteren Tone rief er:

„Wahrhaftig, du biſt Abraham von Bacherach! Und es war ein guter Witz und obendrein ein Freundſchaftsſtück, als du zu Toledo von der Alkantara-Brücke ins Waſſer ſprangeſt und deinen Freund, der beſſer trinken als ſchwimmen konnte, beim Schopf faßteſt und aufs Trockene zogeſt! Ich war nahe dran, recht gründliche Unterſuchungen anzuſtellen: ob auf dem Grunde des Tago wirklich Goldkörner zu finden, und ob ihn mit Recht die Römer den goldnen Fluß genannt haben? Ich ſage dir, ich erkälte mich noch heute durch die bloße Erinnerung an jene Waſſerparthie.“

Bei dieſen Worten gebährdete ſich der Spanier, als wollte er anhängende Waſſertropfen von ſich abſchütteln. Das Antlitz des Rabbi aber war gänzlich aufgeheitert. Er drückte ſeinem Freunde wiederholentlich die Hand und jedesmal ſagte er: „Ich freue mich!“

„Und ich freue mich ebenfalls“ — ſprach der Andere — „wir haben uns ſeit ſieben Jahren nicht geſehen; bei unſerem Abſchied war ich noch ein ganz junger Gelbſchnabel, und du, du warſt ſchon ſo geſetzt und ernſthaft . . . Was ward aber aus der ſchönen Donna, die dir damals ſo viele Seufzer koſtete, wohlgereimte Seufzer, die du mit Lautenklang begleitet haſt . . .“

„Still, ſtill! die Donna hört uns, ſie iſt mein Weib, und du ſelbſt haſt ihr heute eine Probe deines Geſchmackes und Dichtertalents dargebracht.“

Nicht ohne Nachwirkung der früheren Verlegenheit, begrüßte der Spanier die ſchöne Frau, welche mit anmuthiger Güte jetzt bedauerte, daß ſie durch Aeußerungen des Unmuths einen Freund ihres Mannes betrübt habe.

„Ach, Sennora" — antwortete Don Isaak — „wer mit täppischer Hand nach einer Rose griff, darf sich nicht beklagen, daß ihn die Dornen verletzten! Wenn der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt . . ."

„Ich bitte dich um Gotteswillen" — unterbrach ihn der Rabbi — „hör auf . . . Wenn wir so lange warten sollen bis der Abendstern sich im blauen Strome goldfunkelnd abspiegelt, so verhungert meine Frau; sie hat seit gestern nichts gegessen und seitdem viel Ungemach und Mühsal erlitten."

„Nun so will ich Euch nach der besten Garküche Israels führen" — rief Don Isaak — „nach dem Hause meiner Freundin Schnapper-Elle, das hier in der Nähe. Schon rieche ich ihren holden Duft, nemlich der Garküche. O wüßtest du, Abraham, wie dieser Duft mich anspricht! Er ist es, der mich, seit ich in dieser Stadt verweile, so oft hinlockt nach den Zelten Jakobs. Der Verkehr mit dem Volke Gottes ist sonst nicht meine Liebhaberei, und wahrlich nicht um hier zu beten, sondern um zu essen besuche ich die Judengasse . . ."

„Du hast uns nie geliebt, Don Isaak . . ."

„Ja" — fuhr der Spanier fort — „ich liebe Eure Küche weit mehr als Euren Glauben; es fehlt ihm die rechte Sauce. Euch selber habe ich nie ordentlich verdauen können. Selbst in Euren besten Zeiten, selbst unter der Regierung meines Ahnherrn Davids, welcher König war über Juda und Israel, hätte ich es nicht unter Euch aushalten können, und ich wäre gewiß eines frühen Morgens aus der Burg Sion entsprungen und nach Phönizien emigrirt, oder nach Babilon, wo die Lebenslust schäumte im Tempel der Götter . . ."

„Du lästerst, Isaak, den einzigen Gott" — murmelte finster der Rabbi — „du bist weit schlimmer als ein Christ, du bist ein Heide, ein Götzendiener . . ."

„Ja, ich bin ein Heide, und eben so zuwider wie die dürren, freudlosen Hebräer sind mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsre liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daß ich vor der schmerzenreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben! . . ."

„Aber schau nicht so sauer" — fuhr der Spanier fort in seiner Rede, als er sah, wie wenig dieselbe den Rabbi zu erbauen schien — „schau mich nicht an mit Abscheu. Meine Nase ist nicht abtrünnig geworden. Als mich einst der Zufall, um Mittagszeit in diese Straße führte, und aus den Küchen der Juden mir die wohlbekannten Düfte in die Nase stiegen: da erfaßte mich jene Sehnsucht, die unsere Väter empfanden, als sie zurückdachten an die Fleischtöpfe Egyptens; wohlschmeckende Jugenderinnerungen stiegen in mir auf; ich sah wieder im Geiste die Karpfen mit brauner Rosinensauce, die meine Tante für den Freitagabend so erbaulich zu bereiten wußte; ich sah wieder das gedämpfte Hammelfleisch mit Knoblauch und Mairettig, womit man die Todten

erwecken kann, und die Suppe mit ſchwärmeriſch ſchwimmenden Klöschen . . . und meine Seele ſchmolz, wie die Töne einer verliebten Nachtigall, und ſeitdem eſſe ich in der Garküche meiner Freundin Donna Schnapper-Elle!"

Dieſe Garküche hatte man unterdeſſen erreicht; Schnapper-Elle ſelbſt ſtand an der Thüre ihres Hauſes, die Meßfremden, die ſich hungrig hineindrängten, freundlich begrüßend. Hinter ihr, den Kopf über ihre Schulter hinauslehnend, ſtand der lange Naſenſtern und muſterte neugierig ängſtlich die Ankömmlinge. Mit übertriebener Grandezza nahte ſich Don Iſaak unſerer Gaſtwirthin, die ſeine ſchalkhaft tiefen Verbeugungen mit unendlichen Knixen erwiederte; drauf zog er den Handſchuh ab von ſeiner rechten Hand, umwickelte ſie mit dem Zipfel ſeines Mantels, ergriff damit die Hand der Schnapper-Elle, ſtrich ſie langſam über die Haare ſeines Stutzbartes und ſprach:

„Sennora! Eure Augen wetteifern mit den Gluthen der Sonne! Aber obgleich die Eier, je länger ſie gekocht werden, ſich deſto mehr verhärten, ſo wird dennoch mein Herz nur um ſo weicher, je länger es von den Flammenſtrahlen Eurer Augen gekocht wird! Aus der Dotter meines Herzens flattert hervor der geflügelte Gott Amur und ſucht ein trauliches Neſtchen in Eurem Buſen . . . Dieſen Buſen, Sennora, womit ſoll ich ihn vergleichen? Es giebt in der weiten Schöpfung keine Blume, keine Frucht, die ihm ähnlich wäre! Dieſes Gewächs iſt einzig in ſeiner Art. Obgleich der Sturm die zarteſten Röslein entblättert, ſo iſt doch Eur Buſen eine Winterroſe, die allen Winden trotzt! Obgleich die ſaure Zitrone, je mehr ſie altert, nur deſto gelber und runzlichter wird, ſo wetteifert dennoch Eur Buſen mit der Farbe und Zartheit der ſüßeſten Ananas! — O Sennora, iſt auch die Stadt Amſterdam ſo ſchön, wie Ihr mir geſtern und vorgeſtern und alle Tage erzählt habt, ſo iſt doch der Boden, worauf ſie ruht, noch tauſendmal ſchöner . . ."

Der Ritter ſprach dieſe letztern Worte mit erheuchelter Befangenheit und ſchielte ſchmachtend nach dem großen Bilde, das an Schnapper-Elles Halſe hing; der Naſenſtern ſchaute von oben herab mit ſuchenden Augen, und der belobte Buſen ſetzte ſich in eine ſo wogende Bewegung, daß die Stadt Amſterdam hin und her wackelte.

„Ach!" — ſeufzte die Schnapper-Elle — „Tugend iſt mehr werth als Schönheit. Was nützt mir die Schönheit? Meine Jugend geht vorüber, und ſeit Schnapper todt iſt — er hat wenigſtens ſchöne Hände gehabt — was hilft mir da die Schönheit?"

Und dabei ſeufzte ſie wieder, und wie ein Echo, faſt unhörbar, ſeufzte hinter ihr der Naſenſtern.

„Was Euch die Schönheit nützt" — rief Don Iſaak — „O, Donna Schnapper-Elle, verſündigt Euch nicht an der Güte der ſchaffenden Natur! Schmäht nicht ihre holdeſten Gaben! Sie würde ſich furchtbar rächen. Dieſe

beſeligenden Augen würden blöde verglaſen, dieſe anmuthigen Lippen würden ſich bis ins Abgeſchmackte verplatten, dieſer keuſche, liebeſuchende Leib würde ſich in eine ſchwerfällige Talgtonne verwandeln, die Stadt Amſterdam würde auf einen muffigen Moraſt zu ruhen kommen —"

Und ſo ſchilderte er Stück vor Stück das jetzige Ausſehn der Schnapper-Elle, ſo daß der armen Frau ſonderbar beängſtigend zu Muthe ward, und ſie den unheimlichen Reden des Ritters zu entrinnen ſuchte. In dieſem Augenblicke war ſie doppelt froh, als ſie der ſchönen Sara anſichtig ward und ſich angelegentlichſt erkundigen konnte, ob ſie ganz von ihrer Ohnmacht geneſen. Sie ſtürzte ſich dabei in ein lebhaftes Geſpräch, worin ſie alle ihre falſche Vornehmthuerei und ächte Herzensgüte entwickelte, und mit mehr Weitläufigkeit als Klugheit die fatale Geſchichte erzählte, wie ſie ſelbſt vor Schrecken faſt in Ohnmacht gefallen wäre, als ſie wildfremd mit der Trekſchuite zu Amſterdam ankam, und der ſpitzbübiſche Träger ihres Koffers ſie nicht in ein ehrbares Wirthshaus, ſondern in ein freches Frauenhaus brachte, was ſie bald gemerkt an dem vielen Branntweingeſöffe und den unſittlichen Zumuthungen . . . und ſie wäre, wie geſagt, wirklich in Ohnmacht gefallen, wenn ſie es, während den ſechs Wochen, die ſie in jenem verfänglichen Hauſe zubrachte, nur einen Augenblick wagen durfte, die Augen zu ſchließen . . ."

„Meiner Tugend wegen" — ſetzte ſie hinzu — „durfte ich es nicht wagen. Und das alles paſſirte mir wegen meiner Schönheit! Aber Schönheit vergeht und Tugend beſteht."

Don Iſaak war ſchon im Begriff, die Einzelheiten dieſer Geſchichte kritiſch zu beleuchten, als glücklicherweiſe der ſcheele Aaron Hirſchkuh, von Homburg an der Lahn, mit der weißen Serviette im Maule, aus dem Hauſe hervorkam, und ärgerlich klagte, daß ſchon längſt die Suppe aufgetragen ſei und die Gäſte zu Tiſche ſäßen und die Wirthin fehle. — — —

(Der Schluß und die folgenden Kapitel ſind, ohne Verſchulden des Autors, verloren gegangen.)

Ueber die französische Bühne.

Vertraute Briefe an August Lewald.

(Geschrieben im Mai 1837, auf einem Dorfe bei Paris.)

Erſter Brief.

Endlich, endlich erlaubte es die Witterung, Paris und den warmen Kamin zu verlaſſen, und die erſten Stunden, die ich auf dem Lande zubringe, ſollen wieder dem geliebten Freunde gewidmet ſein. Wie hübſch ſcheint mir die Sonne aufs Papier und vergoldet die Buchſtaben, die Ihnen meine heiterſten Grüße überbringen! Ja, der Winter flüchtet ſich über die Berge, und hinter ihm drein flattern die neckiſchen Frühlingslüfte, gleich einer Schaar leichtfertiger Griſetten, die einen verliebten Greis mit Spottgelächter, oder wohl gar mit Birkenreiſern, verfolgen. Wie er keucht und ächzt, der weißhaarige Geck! Wie ihn die jungen Mädchen unerbittlich vor ſich hintreiben! Wie die bunten Buſenbänder kniſtern und glänzen! Hie und da fällt eine Schleife ins Gras! Die Veilchen ſchauen neugierig hervor, und mit ängſtlicher Wonne betrachten ſie die heitere Hetzjagd. Der Alte iſt endlich ganz in die Flucht geſchlagen und die Nachtigallen ſingen ein Triumphlied. Sie ſingen ſo ſchön und ſo friſch! Endlich können wir die große Oper mitſammt Meyerbeer und Düprés entbehren. Rourrit entbehren wir ſchon längſt. Jeder in dieſer Welt iſt am Ende entbehrlich, ausgenommen etwa die Sonne und ich. Denn ohne dieſe beiden kann ich mir keinen Frühling denken, und auch keine Frühlingslüfte und keine Griſetten, und keine deutſche Literatur! . . . Die ganze Welt wäre ein gähnendes Nichts, der Schatten einer Null, der Traum eines Flohs, ein Gedicht von Carl Streckfuß!

Ja, es iſt Frühling und ich kann endlich die Unterjacke ausziehn. Die kleinen Jungen haben ſogar ihre Röckchen ausgezogen und ſpringen in Hemdärmeln um den großen Baum, der neben der kleinen Dorfkirche ſteht und als Glockenthurm dient. Jetzt iſt der Baum ganz mit Blüthen bedeckt, und ſieht aus wie ein alter gepuderter Großvater, der, ruhig und lächelnd, in der Mitte der blonden Enkel ſteht, die luſtig um ihn herumtanzen. Manchmal überſchüttet er ſie neckend mit ſeinen weißen Flocken. Aber dann jauchzen die Knaben um ſo brauſender. Streng iſt es unterſagt, bei Prügelſtrafe unterſagt, an dem Glockenſtrang zu ziehen. Doch der große Junge, der den übrigen ein gutes Beiſpiel geben ſollte, kann dem Gelüſte nicht widerſtehen, er zieht heimlich an dem verbotenen Strang, und dann ertönt die Glocke wie großväterliches Mahnen.

Späterhin, im Sommer, wenn der Baum in ganzer Grüne prangt und das Laubwerk die Glocke dicht umhüllt, hat ihr Ton etwas geheimnißvolles,

es ſind wunderbar gedämpfte Laute, und ſobald ſie erklingen, verſtummen plötzlich die geſchwätzigen Vögel, die ſich auf den Zweigen wiegten, und fliegen erſchrocken davon.

Im Herbſte iſt der Ton der Glocke noch viel ernſter, noch viel ſchauerlicher, und man glaubt eine Geiſterſtimme zu vernehmen. Beſonders wenn Jemand begraben wird, hat das Glockengeläute einen unausſprechlich wehmüthigen Nachhall; bei jedem Glockenſchlag fallen dann einige gelbe kranke Blätter vom Baume herab, und dieſer tönende Blätterfall, dieſes klingende Sinnbild des Sterbens, erfüllte mich einſt mit ſo übermächtiger Trauer, daß ich wie ein Kind weinte. Das geſchah vorig Jahr als die Margot ihren Mann begrub . . .

Aber jetzt iſt ein ſchönes Frühlingswetter, die Sonne lacht, die Kinder jauchzen, ſogar lauter als eben nöthig wäre, und hier, in dem kleinen Dorfhäuschen, wo ich ſchon vorig Jahr die ſchönſten Monate zubrachte, will ich Ihnen über das franzöſiſche Theater eine Reihe Briefe ſchreiben, und dabei, Ihrem Wunſche gemäß, auch die Bezüge auf die heimiſche Bühne nicht außer Augen laſſen. Letzteres hat ſeine Schwierigkeit, da die Erinnerungen der deutſchen Bretterwelt täglich mehr und mehr in meinem Gedächtniſſe erbleichen. Von Theaterſtücken, die in der letzten Zeit geſchrieben worden, iſt mir nichts zu Geſicht gekommen, als zwei Tragödien von Immermann, Merlin und Peter der Große, welche gewiß beide, der Merlin wegen der Poeſie, der Peter wegen der Politik, nicht aufgeführt werden konnten . . . Und denken Sie ſich meine Miene: in dem Paquete, welches dieſe Schöpfungen eines lieben großen Dichters enthielt, fand ich einige Bände beigepackt, welche „dramatiſche Werke von Ernſt Raupach" betitelt waren!

Von Angeſicht kannte ich ihn zwar, aber geleſen hatte ich noch nie etwas von dieſem Schooßkinde der deutſchen Theaterdirektionen. Einige ſeiner Stücke hatte ich nur durch die Bühne kennen gelernt, und da weiß man nicht genau, ob der Autor von dem Schauſpieler, oder dieſer von jenem hingerichtet wird. Die Gunſt des Schickſals wollte es nun, daß ich in fremdem Lande einige Luſtſpiele des Doktors Ernſt Raupach mit Muße leſen konnte. Nicht ohne Anſtrengung konnte ich mich bis zu den letzten Akten durcharbeiten. Die ſchlechten Witze möchte ich ihm alle hingehen laſſen, und am Ende will er damit nur dem Publikum ſchmeicheln; denn der arme Hecht im Parterre wird zu ſich ſelber ſagen: ſolche Witze kann ich auch machen! und für dieſes befriedigte Selbſtgefühl wird er dem Autor Dank wiſſen. Unerträglich war mir aber der Styl. Ich bin ſo ſehr verwöhnt, der gute Ton der Unterhaltung, die wahre, leichte Geſellſchaftsſprache iſt mir durch meinen langen Aufenthalt in Frankreich ſo ſehr zum Bedürfniß geworden, daß ich bei der Lektüre der Raupachſchen Luſtſpiele ein ſonderbares Uebelbefinden verſpürte.

Dieſer Styl hat auch ſo etwas Einſames, Abgeſondertes, Ungeſelliges, das die Bruſt beklemmt. Die Converſation in dieſen Luſtſpielen iſt erlogen, ſie iſt immer nur bauchrednerisch vielſtimmiger Monolog, ein öbes Ablagern von lauter hageſtolzen Gedanken, Gedanken die allein ſchlafen, ſich ſelbſt des Morgens ihren Caffee kochen, ſich ſelbſt raſiren, allein ſpazieren gehn vor's Brandenburger Thor, und für ſich ſelbſt Blumen pflücken. Wo er Frauenzimmer ſprechen läßt, tragen die Redensarten unter der weißen Mouſſelinrobe eine ſchmierige Hoſe von Geſundheitsflanell und riechen nach Tabak und Juchten.

Aber unter den Blinden iſt der Einäugige König, und unter unſeren ſchlechten Luſtſpieldichtern iſt Raupach der Beſte. Wenn ich ſchlechte Luſtſpieldichter ſage, ſo will ich nur von jenen armen Teufeln reden, die ihre Machwerke unter dem Titel Luſtſpiele aufführen laſſen, oder, da ſie meiſtens Comödianten ſind, ſelber aufführen. Aber dieſe ſogenannten Luſtſpiele ſind eigentlich nur proſaiſche Pantomimen mit traditionellen Masken: Väter, Böſewichter, Hofräthe, Chevaliers, der Liebhaber, die Liebende, die Soubrette, Mütter, oder wie ſie ſonſt benannt werden in den Contracten unſerer Schauſpieler, die nur zu dergleichen feſtſtehenden Rollen, nach herkömmlichen Typen, abgerichtet ſind. Gleich der italieniſchen Maskenkomödie iſt unſer deutſches Luſtſpiel eigentlich nur ein einziges, aber unendlich variirtes Stück. Die Charaktere und Verhältniſſe ſind gegeben, und wer ein Talent zu Combinationsſpielen beſitzt, unternimmt die Zuſammenſetzung dieſer gegebenen Charaktere und Verhältniſſe, und bildet daraus ein ſcheinbar neues Stück, ungefähr nach demſelben Verfahren, wie man im chineſiſchen Puzzelſpiel mit einer beſtimmten Anzahl verſchiedenartig ausgeſchnittener Holzblättchen allerlei Figuren combinirt. Mit dieſem Talente ſind oft die unbedeutendſten Menſchen begabt, und vergebens ſtrebt danach der wahre Dichter, der ſeinen Genius nur frei zu bewegen und nur lebende Geſtalten, keine conſtruirten Holzfiguren, zu ſchaffen weiß. Einige wahre Dichter, welche ſich die undankbare Mühe gaben, deutſche Luſtſpiele zu ſchreiben, ſchufen einige neue komiſche Masken; aber da geriethen ſie in Colliſion mit den Schauſpielern, welche, nur zu den ſchon vorhandenen Masken dreſſirt, um ihre Ungelehrigkeit oder Lerufaulheit zu beſchönigen, gegen die neuen Stücke ſo wirkſam kabalirten, daß ſie nicht wirkſam aufgeführt werden konnten.

Vielleicht liegt dem Urtheil, das mir eben über die Werke des Dr. Raupach entfallen iſt, ein geheimer Unmuth gegen die Perſon des Verfaſſers zu Grunde. Der Anblick dieſes Mannes hat mich einſt zittern gemacht und, wie Sie wiſſen, das verzeiht kein Fürſt. Sie ſehen mich mit Befremden an, Sie finden den Dr. Raupach gar nicht ſo furchtbar, und ſind auch nicht gewohnt mich vor einem lebenden Menſchen zittern zu ſehen? Aber es iſt dennoch der Fall, ich habe vor dem Dr. Raupach einſt eine ſolche Angſt empfunden, daß

meine Knie zu ſchlottern und meine Zähne zu klappern begonnen. Ich kann, neben dem Titelblatt der dramatiſchen Werke von Ernſt Raupach, das geſtochene Geſicht des Verfaſſers nicht betrachten, ohne daß mir noch jetzt das Herz in der Bruſt bebt . . . Sie ſehen mich mit großem Erſtaunen an, theurer Freund, und ich höre auch neben Ihnen eine weibliche Stimme, welche neugierig ſteht: ich bitte, erzählen Sie . . .

Doch das iſt eine lange Geſchichte, und dergleichen heute zu erzählen, dazu fehlt mir die Zeit. Auch werde ich an zu viele Dinge, die ich gerne vergäße, bei dieſer Gelegenheit erinnert, z. B. an die trüben Tage, die ich in Potsdam zubrachte und an den großen Schmerz, der mich damals in die Einſamkeit bannte. Ich ſpazierte dort mutterſeel allein, in dem verſchollenen Sansſouci, unter den Orangenbäumen der großen Rampe . . . Mein Gott, wie unerquicklich, poeſielos ſind dieſe Orangenbäume! Sie ſehen aus wie verkleidete Eichbüſche, und dabei hat jeder Baum ſeine Nummer, wie ein Mitarbeiter am Brockhauſiſchen Converſationsblatte, und dieſe numerirte Natur hat etwas ſo pfiffig Langweiliges, ſo korporalſtöckig Gezwungenes! Es wollte mich immer bedünken, als ſchnupften ſie Tabak, dieſe Orangenbäume, wie ihr ſeliger Herr, der alte Fritz, welcher, wie Sie wiſſen, ein großer Heros geweſen, zur Zeit als Rammler ein großer Dichter war. Glauben Sie bei Leibe nicht, daß ich den Ruhm Friedrichs des Großen zu ſchmälern ſuche! Ich erkenne ſogar ſeine Verdienſte um die deutſche Poeſie. Hat er nicht dem Gellert einen Schimmel und der Madame Karſchin fünf Thaler geſchenkt? Hat er nicht, um die deutſche Literatur zu fördern, ſeine eignen ſchlechten Gedichte in franzöſiſcher Sprache geſchrieben? Hätte er ſie in deutſcher Sprache herausgegeben, ſo konnte ſein hohes Beiſpiel einen unberechenbaren Schaden ſtiften! Die deutſche Muſe wird ihm dieſen Dienſt nie vergeſſen.

Ich befand mich, wie geſagt, zu Potsdam nicht ſonderlich heiter geſtimmt, und dazu kam noch, daß der Leib mit der Seele eine Wette einging, wer von beiden mich am meiſten quälen könne. Ach! der pſychiſche Schmerz iſt leichter zu ertragen als der phyſiſche, und gewährt man mir z. B. die Wahl zwiſchen einem böſen Gewiſſen und einem böſen Zahn, ſo wähle ich erſteres. Ach, es iſt nichts gräßlicheres als Zahnſchmerz! Das fühlte ich in Potsdam, ich vergaß alle meine Seelenleiden und beſchloß nach Berlin zu reiſen, um mir dort den kranken Zahn ausziehen zu laſſen. Welche ſchauerliche, grauenhafte Operation! Sie hat ſo etwas vom Geköpftwerden. Man muß ſich auch dabei auf einen Stuhl ſetzen, und ganz ſtill halten, und ruhig den ſchrecklichen Ruck erwarten! Mein Haar ſträubt ſich, wenn ich nur daran denke. Aber die Vorſehung, in ihrer Weisheit, hat alles zu unſerem Beſten eingerichtet und ſogar die Schmerzen des Menſchen dienen am Ende nur zu ſeinem Heile. Freilich, Zahnſchmerzen ſind fürchterlich, unerträglich; doch die wohlthätig

berechnende Vorsehung hat unseren Zahnschmerzen eben diesen fürchterlich unerträglichen Charakter verliehen, damit wir aus Verzweiflung endlich zum Zahnarzt laufen und uns den Zahn ausreißen lassen. Wahrlich, niemand würde sich zu dieser Operation, oder vielmehr Exekution entschließen, wenn der Zahnschmerz nur im mindesten erträglich wäre!

Sie können sich nicht vorstellen, wie zagen und bangen Sinnes ich während der dreistündigen Fahrt im Postwagen saß. Als ich zu Berlin anlangte, war ich wie gebrochen, und da man in solchen Momenten gar keinen Sinn für Geld hat, gab ich dem Postillion zwölf gute Groschen Trinkgeld. Der Kerl sah mich mit sonderbar unschlüssigem Gesichte an; denn nach dem neuen Naglerschen Postreglement war es den Postillionen streng untersagt, Trinkgelder anzunehmen. Er hielt lange das Zwölfgroschenstück, als wenn er es wöge, in der Hand, und ehe er es einsteckte, sprach er mit wehmüthiger Stimme: „Seit zwanzig Jahren bin ich Postillion und bin ganz an Trinkgelder gewöhnt, und jetzt auf einmal wird uns von dem Herrn Oberpostdirektor bei harter Strafe verboten, etwas von den Passagieren anzunehmen; aber das ist ein unmenschliches Gesetz, kein Mensch kann ein Trinkgeld abweisen, das ist gegen die Natur!" Ich drückte dem ehrlichen Mann die Hand und seufzte. Seufzend gelangte ich endlich in den Gasthof, und als ich mich dort gleich nach einem guten Zahnarzt erkundigte, sprach der Wirth mit großer Freude: „das ist ja ganz vortrefflich, so eben ist ein berühmter Zahnarzt von St. Petersburg bei mir eingekehrt, und wenn Sie an der Tabled'hôte speisen, werden Sie ihn sehen." Ja, dachte ich, ich will erst meine Henkersmahlzeit halten, ehe ich mich aufs Armesünder-Stühlchen setze. Aber bei Tische fehlte mir doch alle Lust zum Essen. Ich hatte Hunger aber keinen Appetit. Trotz meines Leichtsinns konnte ich mir doch die Schreckniſſe, die in der nächsten Stunde meiner harrten, nicht aus dem Sinne schlagen. Sogar mein Lieblingsgericht, Hammelfleisch mit Teltower Rübchen, widerstand mir. Unwillkürlich suchten meine Augen den schrecklichen Mann, den Zahnhenker aus St. Petersburg, und mit dem Instinkte der Angst hatte ich ihn bald unter den übrigen Gästen herausgefunden. Er saß fern von mir, am Ende der Tafel, hatte ein verzwicktes und verkniffenes Gesicht, eine Gesicht wie eine Zange womit man Zähne auszieht. Es war ein fataler Kautz, in einem aschgrauen Rock mit blitzenden Stahlknöpfen. Ich wagte kaum ihm ins Gesicht zu sehen, und als er eine Gabel in die Hand nahm, erschrak ich, als nahe er schon meinen Kinnbacken mit dem Brecheisen. Mit bebender Angst wandte ich mich weg von seinem Anblick, und hätte mir auch gern die Ohren verstopft, um nur nicht den Ton seiner Stimme zu vernehmen. An diesem Tone merkte ich, daß er einer jener Leute war, die inwendig, im Leibe, grau angestrichen sind und hölzerne Gedärme haben. Er sprach von Rußland, wo er lange

Zeit verweilt, wo aber ſeine Kunſt keinen hinreichenden Spielraum gefunden. Er ſprach mit jener ſtillen impertinenten Zurückhaltung, die noch unerträglicher iſt als die volllauteſte Aufſchneiderei. Jedesmal wenn er ſprach, ward mir flau zu Muthe und zitterte meine Seele. Aus Verzweiflung warf ich mich in ein Geſpräch mit meinem Tiſchnachbar, und indem ich dem Schrecklichen recht ängſtlich den Rücken zukehrte, ſprach ich auch ſo ſelbſtbetäubend laut, daß ich die Stimme deſſelben endlich nicht mehr hörte. Mein Nachbar war ein liebenswürdiger Mann, von dem vornehmſten Anſtand, von den feinſten Manieren, und ſeine wohlwollende Unterhaltung linderte die peinliche Stimmung, worin ich mich befand. Er war die Beſcheidenheit ſelbſt. Die Rede floß milde von ſeinen ſanftgewölbten Lippen, ſeine Augen waren klar und freundlich, und als er hörte, daß ich an einem kranken Zahn litt, erröthete er und bot mir ſeine Dienſte an. Um Gotteswillen, rief ich, wer ſind Sie denn? Ich bin der Zahnarzt Meyer aus St. Petersburg, antwortete er. Ich rückte faſt unartig ſchnell mit meinem Stuhle von ihm weg, und ſtotterte in großer Verlegenheit: wer iſt denn dort oben an der Tafel der Mann im aſchgrauen Rock mit blitzenden Spiegelknöpfen? Ich weiß nicht, erwiederte mein Nachbar, indem er mich befremdet anſah. Doch der Kellner, welcher meine Frage vernommen, flüſterte mir mit großer Wichtigkeit ins Ohr: es iſt der Herr Theaterdichter Raupach.

Zweiter Brief.

. . . . Oder iſt es wahr, daß wir Deutſchen wirklich kein gutes Luſtſpiel produciren können, und auf ewig verdammt ſind dergleichen Dichtungen von den Franzoſen zu borgen?

Ich höre, daß Ihr Euch in Stuttgart mit dieſer Frage ſo lange herumgequält, bis Ihr aus Verzweiflung auf den Kopf des beſten Luſtſpieldichters einen Preis geſetzt habt. Wie ich vernehme, gehörten Sie ſelber, lieber Lewald, zu den Männern der Jury, und die J. G. Cotta'ſche Buchhandlung hat Euch ſo lange ohne Bier und Tabak eingeſperrt gehalten, bis Ihr Euer dramaturgiſches Verdict ausgeſprochen. Wenigſtens habt Ihr dadurch den Stoff zu einem guten Luſtſpiel gewonnen.

Nichts iſt haltloſer als die Gründe, womit man die Bejahung der oben aufgeworfenen Frage zu unterſtützen pflegt. Man behauptet z. B. die Deutſchen beſäßen kein gutes Luſtſpiel, weil ſie ein ernſtes Volk ſeien, die Franzoſen hingegen wären ein heiteres Volk und deßhalb begabter für das Luſtſpiel. Dieſer Satz iſt grundfalſch. Die Franzoſen ſind keineswegs ein heiteres Volk. Im

Gegentheil, ich fange an zu glauben, daß Lorenz Sterne Recht hatte, wenn er behauptete: sie seien viel zu ernsthaft. Und damals, als Yorik seine sentimentale Reise nach Frankreich schrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüßigkeit und parfümirte Fadaise des alten Regimes, und die Franzosen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen. Und gar jetzt, seit der Juliusrevoluzion, wie haben sie in der Ernsthaftigkeit, oder wenigstens in der Spaßlosigkeit, die langweiligsten Fortschritte gemacht! Ihre Gesichter sind länger geworden, ihre Mundwinkel sind tiefsinniger herabgezogen; sie lernten von uns Philosophie und Tabakrauchen. Eine große Umwandlung hat sich seitdem mit den Franzosen begeben, sie sehen sich selber nicht mehr ähnlich. Nichts ist kläglicher als das Geschwätze unserer Teutomanen, die, wenn sie gegen die Franzosen losziehen, doch noch immer die Franzosen des Empires, die sie in Deutschland gesehen, vor Augen haben. Sie denken nicht dran, daß dieses veränderungslustige Volk, ob dessen Unbeständigkeit sie selber immer eifern, seit zwanzig Jahren nicht in Denkungsart und Gefühlsweise stabil bleiben konnte!

Nein, sie sind nicht heiterer als wir; wir Deutsche haben für das Komische vielleicht mehr Sinn und Empfänglichkeit als die Franzosen, wir, das Volk des Humors. Dabei findet man in Deutschland für die Lachlust ergiebigere Stoffe, mehr wahrhaft lächerliche Charaktere, als in Frankreich, wo die Persiflage der Gesellschaft jede außerordentliche Lächerlichkeit im Keime erstickt, wo kein Originalnarr sich ungehindert entwickeln und ausbilden kann. Mit Stolz darf ein Deutscher behaupten, daß nur auf deutschem Boden die Narren zu jener titanenhaften Höhe emporblühen können, wovon ein verflachter, frühunterdrückter französischer Narr keine Ahnung hat. Nur Deutschland erzeugt jene kolossalen Thoren, deren Schellenkappe bis in den Himmel reicht und mit ihrem Geklingel die Sterne ergötzt! Laßt uns nicht die Verdienste der Landsleute verkennen und ausländischer Narrheit huldigen; laßt uns nicht ungerecht sein gegen das eigne Vaterland!

Es ist ebenfalls ein Irrthum, wenn man die Unfruchtbarkeit der deutschen Thalia dem Mangel an freier Luft, oder, erlauben Sie mir das leichtsinnige Wort, dem Mangel an politischer Freiheit zuschreibt. Das, was man politische Freiheit zu nennen pflegt, ist für das Gedeihen des Lustspiels durchaus nicht nöthig. Man denke nur an Venedig, wo, trotz der Bleikammern und geheimen Ersäufungsanstalten, dennoch Goldoni und Gozzi ihre Meisterwerke schufen, an Spanien, wo trotz dem absoluten Beil und dem orthodoxen Feuer, die köstlichen Mantel- und Degenstücke gedichtet wurden, man denke an Molière, welcher unter Ludwig XIV. schrieb; sogar China besitzt vortreffliche Lustspiele ... Nein, nicht der politische Zustand bedingt die Entwicklung des Lustspiels bei einem Volke, und ich würde dieses ausführlich beweisen, geriethe

ich nicht dadurch in ein Gebiet, von welchem ich mich gern entfernt halte. Ja, liebſter Freund, ich hege eine wahre Scheu vor der Politik, und jedem politiſchen Gedanken gehe ich auf zehn Schritte aus dem Wege wie einem tollen Hunde. Wenn mir in meinem Ideengange unverſehens ein politiſcher Gedanke begegnet, bete ich ſchnell den Spruch . . .

Kennen Sie, liebſter Freund, den Spruch, den man ſchnell vor ſich hinſpricht, wenn man einem tollen Hund begegnet? Ich erinnere mich deſſelben noch aus meinen Knabenjahren, und ich lernte ihn damals von dem alten Kaplan Aſthöver. Wenn wir ſpazieren gingen und eines Hundes anſichtig wurden, der den Schwanz ein bischen zweideutig eingekniffen trug, beteten wir geſchwind: „O Hund, Du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor Deinem Biß — Behüte mich mein Herr und Heiland Jeſu Chriſt, Amen!“

Wie vor der Politik, hege ich jetzt auch eine grenzenloſe Furcht vor der Theologie, die mir ebenfalls nichts als Verdruß eingetränkt hat. Ich laſſe mich vom Satan nicht mehr verführen, ich enthalte mich ſelbſt alles Nachdenkens über das Chriſtenthum, und bin kein Narr mehr, daß ich Hengſtenberg und Conſorten zum Lebensgenuß bekehren wollte; mögen dieſe Unglücklichen bis an ihr Lebensende nur Diſteln ſtatt Ananas freſſen und ihr Fleiſch kaſteien; tant mieux, ich ſelber möchte ihnen die Ruthen dazu liefern. Die Theologie hat mich ins Unglück gebracht; Sie wiſſen, durch welches Mißverſtändniß. Sie wiſſen, wie ich vom Bundestag, ohne daß ich darum nachgeſucht hätte, beim jungen Deutſchland angeſtellt wurde, und wie ich bis auf heutigen Tag vergebens um meine Entlaſſung gebeten habe. Vergebens ſchreibe ich die demüthigſten Bittſchriften, vergebens behaupte ich, daß ich an alle meine religiöſen Irrthümer gar nicht mehr glaube . . . nichts will fruchten! Ich verlange wahrhaftig keinen Groſchen Penſion, aber ich möchte gern in Ruheſtand geſetzt werden. Liebſter Freund, Sie thun mir wirklich einen Gefallen, wenn Sie mich in Ihrem Journale gelegentlich des Obſcurantismus und Servilismus beſchuldigen wollten; das kann mir nützen. Von meinen Feinden brauche ich einen ſolchen Liebesdienſt nicht beſonders zu erbitten, ſie verläumden mich mit der größten Zuvorkommenheit.

. . . Ich bemerkte zuletzt, daß die Franzoſen, bei denen das Luſtſpiel mehr als bei uns gedeiht, nicht eben ihrer politiſchen Freiheit dieſen Vortheil beizumeſſen haben; es iſt mir vielleicht erlaubt, etwas ausführlicher zu zeigen, wie vielmehr der ſociale Zuſtand iſt, dem die Luſtſpiel-Dichter in Frankreich ihre Suprematie verdanken.

Selten behandelt der franzöſiſche Luſtſpieldichter das öffentliche Treiben des Volkes als Hauptſtoff, er pflegt nur einzelne Momente deſſelben zu benutzen;

auf dieſem Boden pflückt er nur hie und da einige närriſche Blumen, womit er den Spiegel umkränzt, aus deſſen ironiſch geſchliffenen Facetten uns das häusliche Treiben der Franzoſen entgegenlacht. Eine größere Ausbeute findet der Luſtſpieldichter in den Contraſten, die manche alte Inſtitution mit den heutigen Sitten, und manche heutige Sitten mit der geheimen Denkweiſe des Volkes bildet, und endlich gar beſonders ergiebig ſind für ihn die Gegenſätze, die ſo ergötzlich zum Vorſchein kommen, wenn der edle Enthuſiasmus, der bei den Franzoſen ſo leicht auflodert und ebenfalls leicht erliſcht, mit den poſitiven, induſtriellen Tendenzen des Tages in Colliſion geräth. Wir ſtehen hier auf einem Boden, wo die große Despotin, die Revoluzion, ſeit fünfzig Jahren ihre Willkürherrſchaft ausgeübt, hier niederreißend, dort ſchonend, aber überall rüttelnd an den Fundamenten des geſellſchaftlichen Lebens: — und dieſe Gleichheitswuth, die nicht das Niedrige erheben, ſondern nur die Erhabenheiten abflachen konnte; dieſer Zwiſt der Gegenwart mit der Vergangenheit, die ſich wechſelſeitig verhöhnen, der Zank eines Wahnſinnigen mit einem Geſpenſte; dieſer Umſturz aller Autoritäten, der geiſtigen ſowohl als der materiellen; dieſes Stolpern über die letzten Trümmer derſelben; und dieſer Blödſinn in ungeheuren Schickſalſtunden, wo die Nothwendigkeit einer Autorität fühlbar wird, und wo der Zerſtörer vor ſeinem eignen Werke erſchrickt, aus Angſt zu ſingen beginnt und endlich laut auflacht . . . Sehen Sie, das iſt ſchrecklich, gewiſſermaßen ſogar entſetzlich, aber für das Luſtſpiel iſt das ganz vortrefflich!

Nur wird doch einem Deutſchen etwas unheimlich hier zu Muthe. Bei den ewigen Göttern! wir ſollten unſerem Herrn und Heiland täglich dafür danken, daß wir kein Luſtſpiel haben wie die Franzoſen, daß bei uns keine Blumen wachſen, die nur einem Scherbenberg, einem Trümmerhaufen, wie es die franzöſiſche Geſellſchaft iſt, entblühen können! Der franzöſiſche Luſtſpieldichter kommt mir zuweilen vor wie ein Affe, der auf den Ruinen einer zerſtörten Stadt ſitzt, und Grimaſſen ſchneidet, und ſein grinſendes Gelache erhebt, wenn aus den gebrochenen Ogiven der Kathedrale der Kopf eines wirklichen Fuchſes herausſchaut, wenn im ehemaligen Boudoir der königlichen Mätreſſe eine wirkliche Sau ihr Wochenbett hält, oder wenn die Raben auf den Zinnen des Gildehauſes gravitätiſch Rath halten, oder gar die Hyäne in der Fürſtengruft die alten Knochen aufwühlt . . .

Ich habe ſchon erwähnt, daß die Hauptmotive des franzöſiſchen Luſtſpiels nicht dem öffentlichen, ſondern dem häuslichen Zuſtande des Volkes entlehnt ſind; und hier iſt das Verhältniß zwiſchen Mann und Frau das ergiebigſte Thema. Wie in allen Lebensbezügen, ſo ſind auch in der Familie der Franzoſen alle Bande gelockert und alle Autoritäten niedergebrochen. Daß das väterliche Anſehen bei Sohn und Tochter vernichtet iſt, iſt leicht begreiflich, bedenkt man die korroſive Macht jenes Criticismus, der aus der materialiſti-

ſchen Philoſophie hervorging. Dieſer Mangel an Pietät gebährdet ſich noch weit greller in dem Verhältniß zwiſchen Mann und Weib, ſowohl in den ehelichen als außerehelichen Bündniſſen, die hier einen Charakter gewinnen, der ſie ganz beſonders zum Luſtſpiele eignet. Hier iſt der Originalſchauplatz aller jener Geſchlechtskriege, die uns in Deutſchland nur aus ſchlechten Ueberſetzungen oder Bearbeitungen bekannt ſind, und die ein Deutſcher kaum als ein Polibius, aber nimmermehr als ein Cäſar beſchreiben kann. Krieg, freilich, führen die beiden Gatten, wie überhaupt Mann und Weib, in allen Landen, aber dem ſchönen Geſchlechte fehlt anderswo als in Frankreich die Freiheit der Bewegung, der Krieg muß verſteckter geführt werden; er kann nicht äußerlich, dramatiſch, zur Erſcheinung kommen. Anderswo bringt es die Frau kaum zu einer kleinen Emeute, höchſtens zu einer Inſurrekzion. Hier aber ſtehen ſich beide Ehemächte mit gleichen Streitkräften gegenüber, und liefern ihre entſetzlichſten Hausſchlachten. Bei der Einförmigkeit des deutſchen Lebens amüſirt Ihr Euch ſehr im deutſchen Schauſpielhaus, beim Anblick jener Feldzüge der beiden Geſchlechter, wo eins das andere durch ſtrategiſche Künſte, geheimen Hinterhalt, nächtlichen Ueberfall, zweideutigen Waffenſtillſtand, oder gar durch ewige Friedensſchlüſſe, zu überliſten ſucht. Iſt man aber hier in Frankreich auf den Wahlplätzen ſelbſt, wo dergleichen nicht blos zum Scheine, ſondern auch in der Wirklichkeit aufgeführt wird, und trägt man ein deutſches Gemüth in der Bruſt, ſo ſchmilzt einem das Vergnügen bei dem beſten franzöſiſchen Luſtſpiel. Und ach! ſeit langer Zeit lache ich nicht mehr über Arnal, wenn er mit ſeiner köſtlichſten Niäſerie den Hahnrei ſpielt. Und ich lache auch nicht mehr über Jenny Vertprés, wenn ſie als große Dame, alle mögliche Grazie entfaltend, mit den Blumen des Ehebruchs tändelt. Und ich lache auch nicht mehr über Mademoiſelle Dejazet, die, wie Sie wiſſen, die Rolle einer Griſette ſo vortrefflich, mit einer klaſſiſchen Liederlichkeit, zu ſpielen weiß. Wie viel Niederlagen in der Tugend gehörten dazu, ehe dieſes Weib zu ſolchen Triumphen in der Kunſt gelangen konnte! Sie iſt vielleicht die beſte Schauſpielerin Frankreichs. Wie meiſterhaft ſpielt ſie eine arme Modiſtin, die, durch die Liberalität eines reichen Liebhabers, ſich plötzlich mit allem Luxus einer großen Dame umgeben ſieht, oder eine kleine Wäſcherin, die zum erſten Male die Zärtlichkeiten eines Carabins (auf deutſch: Studiosus Medicinae) anhört und ſich von ihm nach dem bal champêtre der Grande Chaumière geleiten läßt . . . Ach! das iſt Alles ſehr hübſch und ſpaßhaft und die Leute lachen dabei; aber ich, wenn ich heimlich bedenke wo dergleichen Luſtſpiel in der Wirklichkeit endet, nemlich in den Goſſen der Proſtituzion, in den Hoſpitälern von St. Lazarre, auf den Tiſchen der Anatomie, wo der Carabin nicht ſelten ſeine ehemalige Liebesgefährtin belehrſam zerſchneiden ſieht . . . Dann erſtickt mir das Lachen in der Kehle, und fürchtete

ich nicht vor dem gebildetſten Publikum der Welt als Narr zu erſcheinen, ſo würde ich meine Thränen nicht zurückhalten.

Sehen Sie, theurer Freund, das iſt eben der geheime Fluch des Exils, daß uns nie ganz wöhnlich zu Muthe wird in der Atmoſphäre der Fremde, daß wir mit unſerer mitgebrachten, heimiſchen Denk- und Gefühlsweiſe immer iſolirt ſtehen unter einem Volke, das ganz anders fühlt und denkt als wir, daß wir beſtändig verletzt werden von ſittlichen, oder vielmehr unſittlichen Erſcheinungen, womit der Einheimiſche ſich längſt ausgeſöhnt, ja wofür er durch die Gewohnheit allen Sinn verloren hat, wie für die Naturerſcheinungen ſeines Landes . . . Ach! das geiſtige Klima iſt uns in der Fremde eben ſo unwirthlich wie das phyſiſche: ja, mit dieſem kann man ſich leichter abfinden, und höchſtens erkrankt dadurch der Leib, nicht die Seele!

Ein revoluzionärer Froſch, welcher ſich gern aus dem dicken Heimathgewäſſer erhübe und die Exiſtenz des Vogels in der Luft für das Ideal der Freiheit anſieht, wird es dennoch im Trocknen, in der ſogenannten freien Luft, nicht lange aushalten können, und ſehnt ſich gewiß bald zurück nach dem ſchweren, ſoliden Geburtsſumpf. Anfangs bläht er ſich ſehr ſtark auf, und begrüßt freudig die Sonne, die im Monat Juli ſo herrlich ſtrahlt, und er ſpricht zu ſich ſelber: „ich bin mehr als meine Landsleute die Fiſche, die Stockfiſche, die ſtummen Waſſerthiere, mir gab Jupiter die Gabe der Rede, ja ich bin ſogar Sänger, ſchon dadurch fühl ich mich den Vögeln verwandt, und es fehlen mir nur die Flügel . . .“ Der arme Froſch! und bekäme er auch Flügel, ſo würde er ſich doch nicht über Alles erheben können, in den Lüften würde ihm der leichte Vogelſinn fehlen, er würde immer unwillkührlich zur Erde hinabſchauen, von dieſer Höhe würden ihm die ſchmerzlichen Erſcheinungen des irdiſchen Jammerthals erſt recht ſichtbar werden, und der gefiederte Froſch wird alsdann größere Beengniſſe empfinden als früher in dem deutſcheſten Sumpf!

Dritter Brief.

Das Gehirn iſt mir ſchwer und wüſt. Ich habe dieſe Nacht faſt gar nicht ſchlafen können. Beſtändig rollte ich mich im Bette umher, und beſtändig rollte mir ſelber im Kopfe der Gedanke: Wer war der verlarvte Scharfrichter, welcher zu Whitehall Carl I. köpfte? Erſt gegen Morgen ſchlummerte ich ein, und da träumte mir: es ſei Nacht, und ich ſtände einſam auf dem Pont-neuf zu Paris, und ſchaute hinab in die dunkle Seine. Unten aber, zwiſchen den Pfeilern der Brücke, kamen nackte Menſchen zum Vorſchein, die bis an die Hüften aus dem Waſſer hervortauchten, in den Händen brennende Lampen

hielten und Etwas zu ſuchen ſchienen. Sie ſchauten mit bedeutſamen Blicken zu mir hinauf, und ich ſelber nickte ihnen hinab, wie im geheimnißvollſten Einverſtändniß .... Endlich ſchlug die ſchwere Notredame-Glocke, und ich erwachte. Und nun grüble ich ſchon eine Stunde darüber nach: was eigentlich die nackten Leute unter dem Pont-neuf ſuchten? Ich glaube, im Traume wußt' ich es und habe es ſeitdem vergeſſen.

Die glänzenden Morgennebel verſprechen einen ſchönen Frühlingstag. Der Hahn kräht. Der alte Invalide, welcher neben uns wohnt, ſitzt ſchon vor ſeiner Hausthüre und ſingt ſeine napoleoniſchen Lieder. Sein Enkel, das blondgelockte Kind, iſt ebenfalls ſchon auf ſeinen nackten Beinchen, und ſteht jetzt vor meinem Fenſter, ein Stück Zucker in den Händchen, und will damit die Roſen füttern. Ein Sperling trippelt heran mit den kleinen Füßchen, und betrachtet das liebe Kind wie neugierig, wie verwundert. Mit haſtigem Schritt kommt aber die Mutter, das ſchöne Bauerweib, nimmt das Kind auf den Arm und trägt es wieder ins Haus, damit es ſich nicht in der Morgenluft erkälte.

Ich aber greife wieder zur Feder, um über das franzöſiſche Theater meine verworrenen Gedanken in einem noch verworreneren Style niederzukritzeln. Schwerlich wird in dieſer geſchriebenen Wildniß Etwas zum Vorſchein kommen, was für Sie, theurer Freund, belehrſam wäre. Ihnen, dem Dramaturgen, der das Theater in allen ſeinen Beziehungen kennt und den Comödianten in die Nieren ſieht, wie uns Menſchen der liebe Gott; Ihnen, der Sie auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einſt gelebt, geliebt und gelitten haben, wie in der Welt ſelbſt der liebe Gott: Ihnen werde ich wohl weder über deutſches noch franzöſiſches Theater viel Neues ſagen können! Nur flüchtige Bemerkungen wage ich hier hinzuwerfen, die ein geneigtes Kopfnicken von Ihnen erſchmeicheln ſollen.

So hoffe ich, findet Ihre Beiſtimmung, was ich im vorigen Briefe über das franzöſiſche Luſtſpiel angedeutet habe. Das ſittliche Verhältniß oder vielmehr Mißverhältniß zwiſchen Mann und Weib iſt hier in Frankreich der Dünger, welcher den Boden des Luſtſpiels ſo koſtbar befruchtet. Die Ehe, oder vielmehr der Ehebruch, iſt der Mittelpunkt aller jener Luſtſpielraketen, die ſo brillant in die Höhe ſchießen, aber eine melancholiſche Dunkelheit, wo nicht gar einen üblen Duft, zurücklaſſen. Die alte Religion, das katholiſche Chriſtenthum, welche die Ehe ſanktionirte und den ungetreuen Gatten mit der Hölle bedrohte, iſt hier mit ſammt dieſer Hölle erloſchen. Die Moral, die nichts anders iſt als die in die Sitten eingewachſene Religion, hat dadurch alle ihre Lebenswurzeln verloren, und rankt jetzt mißmuthig welk an den dürren Stäben der Vernunft, die man an die Stelle der Religion aufgepflanzt hat. Aber nicht einmal dieſe armſelig wurzelloſe, nur auf Vernunft geſtützte Moral wird

hier gehörig respektirt, und die Gesellschaft huldigt nur der Convenienz, welche nichts Anderes ist als der Schein der Moral, die Verpflichtung einer sorgfältigen Vermeidung alles Dessen, was einen öffentlichen Skandal hervorbringen kann; ich sage, einen öffentlichen, nicht einen heimlichen Skandal, denn alles Skandalöse, was nicht zur Erscheinung kommt, existirt nicht für die Gesellschaft; sie bestraft die Sünde nur in Fällen, wo die Zungen allzulaut murmeln. Und selbst dann gibt es gnädige Milderungen. Die Sünderin wird nicht früher ganz verdammt, als bis der Ehegatte selbst sein Schuldig ausspricht. Der verrufenſten Messaline öffnen sich die Flügelthore des französischen Salons, so lange das eheliche Hornvieh geduldig an ihrer Seite hineintrabt. Dagegen das Mädchen, das sich wahnsinnig großmüthig, weiblich aufopferungsvoll in die Arme des Geliebten wirft, ist auf immer aus der Gesellschaft verbannt. Aber dieses geschieht selten, erstens weil Mädchen hier zu Lande nie lieben, und zweitens weil sie im Liebesfalle sich so bald als möglich zu verheirathen suchen, um jener Freiheit theilhaft zu werden, die von der Sitte nur den verheiratheten Frauen bewilligt ist.

Das ist es. Bei uns in Deutschland, wie auch in England und anderen germanischen Ländern, gestattet man den Mädchen die größtmöglichste Freiheit, verehelichte Frauen hingegen treten in die strengste Abhängigkeit und unter die ängstlichste Obhut ihres Gemahls. Hier in Frankreich ist, wie gesagt, das Gegentheil der Fall, junge Mädchen verharren hier so lange in klösterlicher Eingezogenheit, bis sie entweder heirathen oder unter strengster Aufsicht einer Verwandten in die Welt eingeführt werden. In der Welt, d. h. im französischen Salon, sitzen sie immer schweigend und wenig beachtet; denn es ist hier weder guter Ton noch klug, einem unverheiratheten Mädchen den Hof zu machen.

Das ist es. Wir Deutsche, wie unsere germanischen Nachbarn, wir huldigen mit unserer Liebe immer nur unverheiratheten Mädchen, und nur diese besingen unsere Poeten; bei den Franzosen hingegen ist nur die verheirathete Frau der Gegenstand der Liebe, im Leben wie in der Kunst.

Ich habe so eben auf eine Thatsache hingewiesen, welche einer wesentlichen Verschiedenheit der deutschen Tragödie und der französischen zum Grunde liegt. Die Heldinnen der deutschen Tragödien sind fast immer Jungfrauen, in der französischen Tragödie sind es verheirathete Weiber, und die complizirteren Verhältnisse, die hier eintreten, eröffnen vielleicht einen freieren Spielraum für Handlung und Passion.

Es wird mir nie in den Sinn kommen, die französische Tragödie auf Kosten der deutschen, oder umgekehrt, zu preisen. Die Literatur und die Kunst jedes Landes sind bedingt von lokalen Bedürfnissen, die man bei ihrer Würdigung nicht unberücksichtigt lassen darf. Der Werth deutscher Tragödien, wie die

von Goethe, Schiller, Kleist, Immermann, Grabbe, Oehlenschläger, Uhland, Grillparzer, Werner und dergleichen Großdichtern besteht mehr in der Poesie als in der Handlung und Passion. Aber wie köstlich auch die Poesie ist, so wirkt sie doch mehr auf den einsamen Leser als auf eine große Versammlung. Was im Theater auf die Masse des Publikums am hinreißendsten wirkt, ist eben Handlung und Passion, und in diesen beiden excelliren die französischen Trauerspieldichter. Die Franzosen sind schon von Natur aktiver und passionirter als wir, und es ist schwer zu bestimmen: ob es die angeborene Aktivität ist, wodurch die Passion bei ihnen mehr als bei uns zur äußeren Erscheinung kommt, oder ob die angeborene Passion ihren Handlungen einen leidenschaftlicheren Charakter ertheilt und ihr ganzes Leben dadurch dramatischer gestaltet als das unsrige, dessen stille Gewässer im Zwangsbette des Herkommens ruhig dahinfließen und mehr Tiefe als Wellenschlag verrathen. Genug, das Leben ist hier in Frankreich dramatischer, und der Spiegel des Lebens, das Theater, zeigt hier im höchsten Grade Handlung und Passion.

Die Passion, wie sie sich in der französischen Tragödie geberdet, jener unaufhörliche Sturm der Gefühle, jener beständige Donner und Blitz, jene ewige Gemüthsbewegung, ist den Bedürfnissen des französischen Publikums eben so sehr angemessen, wie es den Bedürfnissen eines deutschen Publikums angemessen ist, daß der Autor die tollen Ausbrüche der Leidenschaft erst langsam motivirt, daß er nachher stille Partieen eintreten läßt, damit sich das deutsche Gemüth wieder sanft erhole, daß er unserer Besinnung und der Ahnung kleine Ruhestellen gewährt, daß wir bequem und ohne Uebereilung gerührt werden. Im deutschen Parterre sitzen friedliebende Staatsbürger und Regierungsbeamte, die dort ruhig ihr Sauerkraut verdauen möchten, und oben in den Logen sitzen blauäugige Töchter gebildeter Stände, schöne blonde Seelen, die ihren Strickstrumpf oder sonst eine Handarbeit ins Theater mitgebracht haben und gelinde schwärmen wollen, ohne daß ihnen eine Masche fällt. Und alle Zuschauer besitzen jene deutsche Tugend, die uns angeboren oder wenigstens anerzogen wird, Geduld. Auch geht man bei uns ins Schauspiel, um das Spiel der Comödianten, oder, wie wir uns ausdrücken, die Leistungen der Künstler zu beurtheilen, und Letztere liefern allen Stoff der Unterhaltung in unseren Salons und Journalen. Ein Franzose hingegen geht ins Theater, um das Stück zu sehen, um Emozionen zu empfangen; über das Dargestellte werden die Darsteller ganz vergessen, und wenig ist überhaupt von ihnen die Rede. Die Unruhe treibt den Franzosen ins Theater, und hier sucht er am allerwenigsten Ruhe. Ließe ihm der Autor nur einen Moment Ruhe, er wäre kapabel, Azor zu rufen, was auf deutsch pfeifen heißt. Die Hauptaufgabe für den französischen Bühnendichter ist also, daß sein Publikum gar nicht zu sich selber, gar nicht zur Besinnung komme, daß Schlag auf Schlag die Emozio-

nen herbeigeführt werden, daß Liebe, Haß, Eifersucht, Ehrgeiz, Stolz, Point d'honneur, kurz alle jene leidenschaftlichen Gefühle, die im wirklichen Leben der Franzosen sich schon tobsüchtig genug geberden, auf den Brettern in noch wilderen Rasereien ausbrechen.

Aber um zu beurtheilen, ob in einem französischen Stück die Uebertreibung der Leidenschaft zu groß ist, ob hier nicht alle Grenzen überschritten sind, dazu gehört die innigste Bekanntschaft mit dem französischen Leben selbst, das dem Dichter als Vorbild diente. Um französische Stücke einer gerechten Kritik zu unterwerfen, muß man sie mit französischem, nicht mit deutschem Maßstabe messen. Die Leidenschaften, die uns, wenn wir in einem umfriedeten Winkel des geruhsamen Deutschlands ein französisches Stück sehen oder lesen, ganz übertrieben erscheinen, sind vielleicht dem wirklichen Leben hier treu nachgesprochen, und was uns im theatralischen Gewande so greuelhaft unnatürlich vorkommt, ereignet sich täglich und stündlich in Paris in der bürgerlichsten Wirklichkeit. Nein, in Deutschland ist es unmöglich, sich von dieser französischen Leidenschaft eine Vorstellung zu machen. Wir sehen ihre Handlungen, wir hören ihre Worte, aber diese Handlungen und Worte setzen uns zwar in Verwunderung, erregen in uns vielleicht eine ferne Ahnung, aber nimmermehr geben sie uns eine bestimmte Kenntniß der Gefühle, denen sie entsprossen. Wer wissen will, was Brennen ist, muß die Hand ins Feuer halten; der Anblick eines Gebrannten ist nicht hinreichend, und am ungenügendsten ist es, wenn wir über die Natur der Flamme nur durch Hörensagen oder Bücher unterrichtet werden. Leute, die am Nordpol der Gesellschaft leben, haben keinen Begriff davon, wie leicht in dem heißen Clima der französischen Societät die Herzen sich entzünden oder gar, während den Juliustagen, die Köpfe von den tollsten Sonnenstichen erhitzt sind. Hören wir, wie sie dort schreien, und sehen wir, wie sie Gesichter schneiden, wenn dergleichen Gluthen ihnen Hirn und Herz versengen, so sind wir Deutschen schier verwundert, und schütteln die Köpfe, und erklären Alles für Unnatur oder gar Wahnsinn.

Wie wir Deutsche in den Werken französischer Dichter den unaufhörlichen Sturm und Drang der Passion nicht begreifen können, so unbegreiflich ist den Franzosen die stille Heimlichkeit, das ahnung- und erinnerungssüchtige Traumleben, das selbst in den leidenschaftlich bewegtesten Dichtungen der Deutschen beständig hervortritt. Menschen, die nur an den Tag denken, nur dem Tage die höchste Geltung zuerkennen und ihn daher auch mit der erstaunlichsten Sicherheit handhaben, die begreifen nicht die Gefühlsweise eines Volkes, das nur ein Gestern und ein Morgen, aber kein Heute hat, das sich der Vergangenheit beständig erinnert und die Zukunft beständig ahnet, aber die Gegenwart nimmermehr zu fassen weiß, in der Liebe, wie in der Politik. Mit Verwunderung betrachten sie uns Deutsche, die wir oft sieben Jahre lang die

blauen Augen der Geliebten anflehen, ehe wir es wagen, mit entſchloſſenem Arm ihre Hüften zu umſchlingen. Sie ſehen uns an mit Verwunderung, wenn wir erſt die ganze Geſchichte der franzöſiſchen Revolution ſammt allen Commentarien gründlich durchſtudiren und die letzten Supplementbände abwarten, ehe wir dieſe Arbeit ins Deutſche übertragen, ehe wir eine Prachtausgabe der Menſchenrechte, mit einer Dedicazion an den König von Bayern . . .

„O Hund, du Hund — Du biſt nicht geſund — Du biſt vermaledeit — In Ewigkeit — Vor deinem Biß behüte mich, mein Herr und Heiland, Jeſu Chriſt, Amen!“

Vierter Brief.

Ich bin dieſen Morgen, liebſter Freund, in einer wunderlich weichen Stimmung. Der Frühling wirkt auf mich recht ſonderbar. Den Tag über bin ich betäubt und es ſchlummert meine Seele. Aber des Nachts bin ich ſo aufgeregt, daß ich erſt gegen Morgen einſchlafe, und dann umſchlingen mich die qualvoll entzückendſten Träume. O ſchmerzliches Glück, wie beängſtigend drückteſt du mich an dein Herz vor einigen Stunden! Mir träumte von ihr, die ich nicht lieben will und nicht lieben darf, deren Leidenſchaft mich aber dennoch heimlich beſeligt. Es war in ihrem Landhauſe, in dem kleinen, dämmerigen Gemache, wo die wilden Oleanderbäume das Balkonfenſter überragen. Das Fenſter war offen, und der helle Mond ſchien zu uns ins Zimmer herein und warf ſeine ſilbernen Streiflichter über ihre weißen Arme, die mich ſo liebevoll umſchloſſen hielten. Wir ſchwiegen und dachten nur an unſer ſüßes Elend. An den Wänden bewegten ſich die Schatten der Bäume, deren Blüthen immer ſtärker dufteten. Draußen im Garten, erſt ferne, dann wieder nahe, ertönte eine Geige, lange, langſam gezogene Töne, jetzt traurig, dann wieder gutmüthig heiter, manchmal wie wehmüthiges Schluchzen, mitunter auch grollend, aber immer lieblich, ſchön und wahr . . . „Wer iſt das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Bruder, welcher die Geige ſpielt.“ Aber bald ſchwieg draußen die Geige, und ſtatt ihrer vernahmen wir einer Flöte ſchmelzend verhallende Töne, und die klangen ſo bittend, ſo flehend, ſo verblutend, und es waren ſo geheimnißvolle Klagelaute, daß ſie einem die Seele mit wahnſinnigem Grauen erfüllten, daß man an die ſchauerlichſten Dinge denken mußte, an Leben ohne Liebe, an Tod ohne Auferſtehung, an Thränen, die man nicht weinen kann . . . „Wer iſt das?“ flüſterte ich leiſe. Und ſie antwortete: „Es iſt mein Mann, welcher die Flöte bläst.“

Theurer Freund, schlimmer noch als das Träumen ist das Erwachen.

Wie glücklich sind doch die Franzosen! Sie träumen gar nicht. Ich habe mich genau darnach erkundigt, und dieser Umstand erklärt auch, warum sie mit so wacher Sicherheit ihr Tagesgeschäft verrichten und sich nicht auf unklare, dämmernde Gedanken und Gefühle einlassen, in der Kunst wie im Leben. In den Tragödien unsrer großen deutschen Dichter spielt der Traum eine große Rolle, wovon französische Trauerspieldichter nicht die geringste Ahnung haben. Ahnungen haben sie überhaupt nicht. Was der Art in neueren französischen Dichtungen zum Vorschein kommt, ist weder dem Naturell des Dichters noch des Publikums angemessen, ist nur den Deutschen nachempfunden, ja am Ende vielleicht nur armselig abgestohlen. Denn die Franzosen begehen nicht bloß Gedankenplagiate, sie entwenden uns nicht bloß poetische Figuren und Bilder, Ideen und Ansichten, sondern sie stehlen uns auch Empfindungen, Stimmungen, Seelenzustände, sie begehen Gefühlsplagiate. Dieses gewahrt man namentlich, wenn Einige von ihnen die Gemüthsfaseleien der katholisch-romantischen Schule aus der Schlegelzeit jetzt nachheucheln.

Mit wenigen Ausnahmen, können alle Franzosen ihre Erziehung nicht verläugnen; sie sind mehr oder weniger Materialisten, je nachdem sie mehr oder weniger jene französische Erziehung genossen, die ein Produkt der materialistischen Philosophie ist. Daher ist ihren Dichtern die Naivetät, das Gemüth, die Erkenntniß durch Anschauungen und das Aufgehen im angeschauten Gegenstande versagt. Sie haben nur Reflexion, Passion und Sentimentalität.

Ja, ich möchte hier zu gleicher Zeit eine Andeutung aussprechen, die zur Beurtheilung mancher deutschen Autoren nützlich wäre: Die Sentimentalität ist ein Produkt des Materialismus. Der Materialist trägt nämlich in der Seele das dämmernde Bewußtsein, daß dennoch in der Welt nicht Alles Materie ist; wenn ihm sein kurzer Verstand die Materialität aller Dinge noch so bündig demonstrirt, so sträubt sich doch dagegen sein Gefühl; es beschleicht ihn zuweilen das geheime Bedürfniß, in den Dingen auch etwas Urgeistiges anzuerkennen; und dieses unklare Sehnen und Bedürfen erzeugt jene unklare Empfindsamkeit, welche wir Sentimentalität nennen. Sentimentalität ist die Verzweiflung der Materie, die sich selber nicht genügt und nach etwas Besserem, ins unbestimmte Gefühl hinausschwärmt. — Und in der That, ich habe gefunden, daß es eben die sentimentalen Autoren waren, die zu Hause, oder wenn ihnen der Wein die Zunge gelöst hatte, in den derbsten Zoten ihren Materialismus auskramten. Der sentimentale Ton, besonders wenn er mit patriotischen, sittlich religiösen Bettelgedanken verbrämt ist, gilt aber bei dem großen Publikum als das Kennzeichen einer schönen Seele!

Frankreich ist das Land des Materialismus; er bekundet sich in allen Erscheinungen des hiesigen Lebens. Manche begabte Geister versuchen zwar seine

Wurzel auszugraben, aber dieſe Verſuche bringen noch größere Mißlichkeiten hervor. In den aufgelockerten Boden fallen die Samenkörner jener ſpiritualiſtiſchen Irrlehren, deren Gift den ſocialen Zuſtand Frankreichs auf's Unheilſamſte verſchlimmert.

Täglich ſteigert ſich meine Angſt über die Kriſen, die dieſer ſociale Zuſtand Frankreichs hervorbringen kann; wenn die Franzoſen nur im Mindeſten an die Zukunft dächten, könnten ſie auch keinen Augenblick mit Ruhe ihres Daſeins froh werden. Und wirklich freuen ſie ſich deſſen nie mit Ruhe. Sie ſitzen nicht gemächlich am Banquette des Lebens, ſondern ſie verſchlucken dort eilig die holden Gerichte, ſtürzen den ſüßen Trank haſtig in den Schlund und können ſich dem Genuſſe nie mit Wohlbehagen hingeben. Sie mahnen mich an den alten Holzſchnitt in unſerer Hausbibel, wo die Kinder Israel vor dem Auszug aus Egypten das Paſchafeſt begehen, und ſtehend, reiſegerüſtet und den Wanderſtab in den Händen, ihren Lämmerbraten verzehren. Werden uns in Deutſchland die Lebenswonnen auch viel ſpärlicher zugetheilt, ſo iſt es uns doch vergönnt, ſie mit behaglichſter Ruhe zu genießen. Unſere Tage gleiten ſanft dahin, wie ein Haar, welches man durch die Milch zieht.

Liebſter Lewald, der letztere Vergleich iſt nicht von mir, ſondern von einem Rabbinen; ich las ihn unlängſt in einer Blumenleſe rabbiniſcher Poeſie, wo der Dichter das Leben des Gerechten mit einem Haare vergleicht, welches man durch die Milch zieht. Anfangs kotzte ich ein Bischen über dieſes Bild, denn nichts wirkt erbrechlicher auf meinen Magen, als wenn ich des Morgens meinen Kaffee trinke und ein Haar in der Milch finde. Nun gar ein langes Haar, welches ſich ſanft hindurchziehen läßt, wie das Leben des Gerechten! Aber das iſt eine Idioſynkraſie von mir; ich will mich durchaus an das Bild gewöhnen, und werde es bei jeder Gelegenheit anwenden. Ein Schriftſteller darf ſich nicht ſeiner Subjektivität ganz überlaſſen, er muß Alles ſchreiben können, und ſollte es ihm noch ſo übel dabei werden.

Das Leben eines Deutſchen gleicht einem Haar, welches durch die Milch gezogen wird. Ja, man könnte der Vergleichung noch größere Vollkommenheit verleihen, wenn man ſagte: Das deutſche Volk gleicht einem Zopf von dreißig Millionen zuſammengeflochtenen Haaren, welcher in einem großen Milchtopfe ſeelenruhig herum ſchwimmt. Die Hälfte des Bildes könnte ich beibehalten und das franzöſiſche Leben mit einem Milchtopfe vergleichen, worin tauſend und abertauſend Fliegen hineingeſtürzt ſind, und die einen ſich auf den Rücken der andern emporzuſchwingen ſuchen, am Ende aber doch alle zu Grunde gehen, mit Ausnahme einiger wenigen, die ſich durch Zufall oder Klugheit bis an den Rand des Topfes zu rudern gewußt, und dort, im Trockenen, aber mit naſſen Flügeln, herumkriechen.

Ich habe Ihnen über den ſocialen Zuſtand der Franzoſen, aus beſonderen Gründen, nur wenige Andeutungen geben wollen; wie ſich aber die Verwickelung löſen wird, das vermag kein Menſch zu errathen. Vielleicht naht Frankreich einer ſchrecklichen Cataſtrophe. Diejenigen, welche eine Revoluzion anfangen, ſind gewöhnlich ihre Opfer, und ſolches Schickſal trifft vielleicht Völker eben ſo gut, wie Individuen. Das franzöſiſche Volk, welches die große Revoluzion Europa's begonnen, geht vielleicht zu Grunde, während nachfolgende Völker die Früchte ſeines Beginnens ernten.

Aber hoffentlich irre ich mich. Das franzöſiſche Volk iſt die Katze, welche, ſie falle auch von der gefährlichſten Höhe herab, dennoch nie den Hals bricht, ſondern unten gleich wieder auf den Beinen ſteht.

Eigentlich, liebſter Lewald, weiß ich nicht, ob es naturhiſtoriſch richtig iſt, daß die Katzen immer auf vier Pfoten fallen und ſich daher nie beſchädigen, wie ich als kleiner Junge einſt gehört hatte. Ich wollte damals gleich das Experiment anſtellen, ſtieg mit unſerer Katze auf's Dach und warf ſie von dieſer Höhe in die Straße hinab. Zufällig aber ritt eben ein Koſak an unſerem Hauſe vorbei, die arme Katze fiel juſt auf die Spitze ſeiner Lanze, und er ritt luſtig mit dem geſpießten Thiere von dannen. — Wenn es nun wirklich wahr iſt, daß Katzen immer unbeſchädigt auf die Beine fallen, ſo müſſen ſie ſich doch in ſolchem Falle vor den Lanzen der Koſaken in Acht nehmen . . .

Fünfter Brief

Mein Nachbar, der alte Grenadier, ſitzt heute nachſinnend vor ſeiner Hausthür; manchmal beginnt er eins ſeiner alten bonapartiſtiſchen Lieder, doch die Stimme verſagt ihm vor innerer Bewegung; ſeine Augen ſind roth, und allem Anſchein nach hat der alte Kauz geweint.

Aber er war geſtern Abend bei Frankoni und hat dort die Schlacht bei Auſterlitz geſehen. Um Mitternacht verließ er Paris, und die Erinnerungen beſchäftigten ſeine Seele ſo übermächtig, daß er wie ſomnambul die ganze Nacht durchmarſchirte und zu ſeiner eigenen Verwunderung dieſen Morgen im Dorfe anlangte. Er hat mir die Fehler des Stücks auseinandergeſetzt, denn er war ſelber bei Auſterlitz, wo das Wetter ſo kalt geweſen, daß ihm die Flinte an den Fingern feſtfror; bei Frankoni hingegen konnte man es vor Hitze nicht aushalten. Mit dem Pulverdampf war er ſehr zufrieden, auch mit dem Geruche der Pferde; nur behauptete er, daß die Cavallerie bei Auſterlitz keine ſo gut dreſſirten Schimmel beſeſſen. Ob das Manöver der Infanterie ganz richtig dargeſtellt worden, wußte er nicht genau zu beurtheilen;

denn bei Auſterlitz, wie bei jeder Schlacht, ſei der Pulverdampf ſo ſtark geweſen, daß man kaum ſah, was ganz in der Nähe vorging. Der Pulverdampf bei Frankoni war aber, wie der Alte ſagte, ganz vortrefflich, und ſchlug ihm ſo angenehm auf die Bruſt, daß er dadurch von ſeinem Huſten geheilt ward. „Und der Kaiſer?“ fragte ich ihn. „Der Kaiſer,“ antwortete der Alte, „war ganz unverändert, wie er leibt und lebte, in ſeiner grauen Kapote mit dem dreieckigen Hütchen, und das Herz pochte mir in der Bruſt. Ach, der Kaiſer,“ ſetzte der Alte hinzu, „Gott weiß, wie ich ihn liebe, ich bin oft genug in dieſem Leben für ihn ins Feuer gegangen, und ſogar nach dem Tode muß ich für ihn ins Feuer gehen!“

Den letzten Zuſatz ſprach Ricou, ſo heißt der Alte, mit einem geheimnißvoll düſteren Tone, und ſchon mehrmals hatte ich von ihm die Aeußerung vernommen, daß er einſt für den Kaiſer in die Hölle käme. Als ich heute ernſthaft in ihn drang, mir dieſe räthſelhaften Worte zu erklären, erzählte er mir folgende entſetzliche Geſchichte:

„Als Napoleon den Papſt Pius VII. von Rom wegführen und nach dem hohen Bergſchloſſe von Savona bringen ließ, gehörte Ricou zu einer Compagnie Grenadiere, die ihn dort bewachten. Anfangs gewährte man dem Papſte manche Freiheiten; ungehindert konnte er zu beliebigen Stunden ſeine Gemächer verlaſſen und ſich nach der Schloßkapelle begeben, wo er täglich ſelber Meſſe las. Wenn er dann durch den großen Saal ſchritt, wo die kaiſerlichen Grenadiere Wache hielten, ſtreckte er die Hand nach ihnen aus und gab ihnen den Segen. Aber eines Morgens erhielten die Grenadiere beſtimmten Befehl, den Ausgang der päpſtlichen Gemächer ſtrenger als vorher zu bewachen und dem Papſt den Durchgang im großen Saale zu verſagen. Unglücklicherweiſe traf juſt Ricou das Loos, dieſen Befehl auszuführen, ihn, welcher Bretagner von Geburt, alſo erzkatholiſch war und in dem gefangenen Papſte den Statthalter Chriſti verehrte. Der arme Ricou ſtand Schildwache vor den Gemächern des Papſtes, als dieſer, wie gewöhnlich, um in der Schloßkapelle Meſſe zu leſen, durch den großen Saal wandern wollte. Aber Ricou trat vor ihn hin und erklärte, daß er die Conſigne erhalten, den heiligen Vater nicht durch zu laſſen. Vergebens ſuchten einige Prieſter, die ſich im Gefolge des Papſtes befanden, ihm ins Gemüth zu reden und ihm zu bedeuten, welch einen Frevel, welche Sünde, welche Verdammniß er auf ſich lade, wenn er Seine Heiligkeit, das Oberhaupt der Kirche, verhindere, Meſſe zu leſen . . . Aber Ricou blieb unerſchütterlich, er berief ſich immer auf die Unmöglichkeit, ſeine Conſigne zu brechen, und als der Papſt dennoch weiter ſchreiten wollte, rief er entſchloſſen: “Au nom de l'Empereur!” und trieb ihn mit vorgehaltenem Bajonnette zurück. Nach einigen Tagen wurde der ſtrenge Befehl wieder aufgehoben, und der Papſt durfte, wie früherhin, um Meſſe zu leſen, den

großen Saal durchwandern. Allen Anwesenden gab er dann wieder den Segen, nur nicht dem armen Ricou, den er seitdem immer mit strengem Strafblicke ansah und dem er den Rücken kehrte, während er gegen die Uebrigen die segnende Hand ausstreckte. „Und doch konnte ich nicht anders handeln" — setzte der alte Invalide hinzu, als er mir diese entsetzliche Geschichte erzählte — „ich konnte nicht anders handeln, ich hatte meine Consigne, ich mußte dem Kaiser gehorchen; und auf seinen Befehl — Gott verzeih mir's! — hätte ich dem lieben Gott selber das Bajonnett durch den Leib gerannt."

Ich habe dem armen Schelm versichert, daß der Kaiser für alle Sünden der großen Armee verantwortlich sei, was ihm aber wenig schaden könne, da kein Teufel in der Hölle sich unterstehen würde, den Napoleon anzutasten. Der Alte gab mir gern Beifall und erzählte, wie gewöhnlich, mit geschwätziger Begeisterung, von der Herrlichkeit des Kaiserreichs, der imperialen Zeit, wo Alles so goldströmend und blühend, statt daß heut zu Tage die ganze Welt so welk und abgefärbt aussieht.

War wirklich die Zeit des Kaiserreichs in Frankreich so schön und beglückend, wie diese Bonapartisten, klein und groß, vom Invaliden Ricou bis zur Herzogin von Abrantes, uns vorzuprahlen pflegen? Ich glaube nicht. Die Aecker lagen brach und die Menschen wurden zur Schlachtbank geführt. Ueberall Mutterthränen und häusliche Verödung. Aber es geht diesen Bonapartisten wie dem versoffenen Bettler, der die scharfsinnige Bemerkung gemacht hatte, daß, so lange er nüchtern blieb, seine Wohnung nur eine erbärmliche Hütte, sein Weib in Lumpen gehüllt und sein Kind krank und hungrig war, daß aber, sobald er einige Gläser Branntwein getrunken, dieses ganze Elend sich plötzlich änderte, seine Hütte sich in einen Palast verwandelte, sein Weib wie eine geputzte Prinzessin aussah, und sein Kind wie die wohlgenährteste Gesundheit ihn anlachte. Wenn man ihn nun ob seiner schlechten Wirthschaft manchmal ausschalt, so versicherte er immer, man möge ihm nur genug Branntwein zu trinken geben, und sein ganzer Haushalt würde bald ein glänzenderes Ansehen gewinnen. Statt Branntwein war es Ruhm, Ehrgier und Eroberungslust, was jene Bonapartisten so sehr berauschte, daß sie die wirkliche Gestalt der Dinge während der Kaiserzeit nicht sahen; und jetzt, bei jeder Gelegenheit, wo eine Klage über schlechte Zeiten laut wird, rufen sie immer: Das würde sich gleich ändern, Frankreich würde blühen und glänzen, wenn man uns wieder wie sonst zu trinken gäbe: Ehrenkreuze, Epaulette, contributions volontaires, spanische Gemälde, Herzogthümer in vollen Zügen.

Wie dem aber auch sei, nicht blos die alten Bonapartisten, sondern auch die große Masse des Volks wiegt sich gern in diesen Illusionen, und die Tage des Kaiserreichs sind die Poesie dieser Leute, eine Poesie, die noch dazu Opposition bildet gegen die Geistesnüchternheit des siegenden Bürgerstandes. Der Herois-

mus der imperialen Herrſchaft iſt der einzige, wofür die Franzoſen noch empfänglich ſind, und Napoleon iſt der einzige Heros, an den ſie noch glauben.

Wenn Sie Dieſes erwägen, theurer Freund, ſo begreifen Sie auch ſeine Geltung für das franzöſiſche Theater und den Erfolg, womit die hieſigen Bühnendichter dieſe einzige, in der Sandwüſte des Indifferentismus einzige Quelle der Begeiſterung ſo oft ausbeuten. Wenn in den kleinen Vaudevillen der Boulevards-Theater eine Scene aus der Kaiſerzeit dargeſtellt wird, oder gar der Kaiſer in Perſon auftritt, dann mag das Stück auch noch ſo ſchlecht ſein, es fehlt doch nicht an Beifallsbezeugungen; denn die Seele der Zuſchauer ſpielt mit, und ſie applaudiren ihren eigenen Gefühlen und Erinnerungen. Da giebt es Couplets, worin Stichworte ſind, die wie betäubende Kolbenſchläge auf das Gehirn eines Franzoſen, andere, die wie Zwiebeln auf ſeine Thränendrüſen wirken. Das jauchzt, das weint, das flammt bei den Worten: Aigle français, soleil d'Austerlitz, Jena, les pyramides, la grande armée, l'honneur, la vieille garde, Napoléon . . . oder wenn gar der Mann ſelber, l'homme, zum Vorſchein kommt, am Ende des Stücks, als Deus ex machina! Er hat immer das Wünſchelhütchen auf dem Kopfe und die Hände hinterm Rücken und ſpricht ſo lakoniſch als möglich. Er ſingt nie. Ich habe nie ein Vaudeville geſehen, worin Napoleon geſungen. Alle Andere ſingen. Ich habe ſogar den alten Fritz, Frédéric le Grand, in Vaudevillen ſingen hören, und zwar ſang er ſo ſchlechte Verſe, daß man ſchier glauben konnte, er habe ſie ſelbſt gedichtet.

In der That, die Verſe dieſer Vaudeville ſind ſpottſchlecht, aber nicht die Muſik, namentlich in den Stücken, wo alte Stelzfüße die Feldherrngröße und das kummervolle Ende des Kaiſers beſingen. Die graziöſe Leichtfertigkeit des Vaudevilles geht dann über in einen elegiſch-ſentimentalen Ton, der ſelbſt einen Deutſchen rühren könnte. Den ſchlechten Texten ſolcher Complaintes ſind nemlich alsdann jene bekannten Melodien untergelegt, womit das Volk ſeine Napoleonslieder abſingt. Dieſe Letzteren ertönen hier an allen Orten, man ſollte glauben, ſie ſchwebten in der Luft oder die Vögel ſängen ſie in den Baumzweigen. Mir liegen beſtändig dieſe elegiſch-ſentimentalen Melodien im Sinn, wie ich ſie von jungen Mädchen, kleinen Kindern, verkrüppelten Soldaten, mit allerlei Begleitungen und allerlei Variationen ſingen hörte. Am rührendſten ſang ſie der blinde Invalide auf der Citadelle von Dieppe. Meine Wohnung lag dicht am Fuße jener Citadelle, wo ſie ins Meer hinausragt, und dort, auf dem dunkeln Gemäuer, ſaß er ganze Nächte, der Alte, und ſang die Thaten des Kaiſers Napoleon. Das Meer ſchien ſeinen Geſängen zu lauſchen, das Wort Gloire zog immer ſo feierlich über die Wellen, die manchmal wie vor Verwunderung aufrauſchten und dann wieder ſtill weiter zogen ihren nächtlichen Weg . . . Wenn ſie nach St. Helena kamen, grüßten

ſie vielleicht ehrfurchtsvoll den tragiſchen Felſen oder brandeten dort mit ſchmerzlichem Unmuth. Wie manche Nacht ſtand ich am Fenſter und horchte ihm zu, dem alten Invaliden von Dieppe. Ich kann ſeiner nicht vergeſſen. Ich ſehe ihn noch immer ſitzen auf dem alten Gemäuer, während aus den dunkeln Wolken der Mond hervortrat und ihn wehmüthig beleuchtete, den Oſſian des Kaiſerreichs.

Von welcher Bedeutung Napoleon einſt für die franzöſiſche Bühne ſein wird, läßt ſich gar nicht ermeſſen. Bis jetzt ſah man den Kaiſer nur in Vaudevillen oder großen Spektakel- und Dekorationsſtücken. Aber es iſt die Göttin der Tragödie, welche dieſe hohe Geſtalt als rechtmäßiges Eigenthum in Anſpruch nimmt. Iſt es doch, als habe jene Fortuna, die ſein Leben ſo ſonderbar lenkte, ihn zu einem ganz beſonderen Geſchenk für ihre Couſine Melpomene beſtimmt. Die Tragödiendichter aller Zeiten werden die Schickſale dieſes Mannes in Verſen und Proſa verherrlichen. Die franzöſiſchen Dichter ſind jedoch ganz beſonders an dieſen Helden gewieſen, da das franzöſiſche Volk mit ſeiner ganzen Vergangenheit gebrochen hat, für die Helden der feudaliſtiſchen und courtiſanesken Zeit der Valois und Bourbonen keine wohlwollende Sympathie, wo nicht gar eine häßliche Antipathie empfindet, und Napoleon, der Sohn der Revolution, die einzig große Herrſchergeſtalt, der einzige königliche Held iſt, woran das neue Frankreich ſein volles Herz weiden kann.

Hier habe ich beiläufig angedeutet, daß der politiſche Zuſtand der Franzoſen dem Gedeihen ihrer Tragödie nicht günſtig ſein kann. Wenn ſie geſchichtliche Stoffe aus dem Mittelalter oder aus der Zeit der letzten Bourbonen behandeln, ſo können ſie ſich des Einfluſſes eines gewiſſen Parteigeiſtes nimmermehr erwehren, und der Dichter bildet dann ſchon von vorn herein, ohne es zu wiſſen, eine modern-liberale Oppoſition gegen den alten König oder Ritter, den er feiern wollte. Dadurch entſtehen Mißlaute, die einem Deutſchen, der mit der Vergangenheit noch nicht thatſächlich gebrochen hat, und gar einem deutſchen Dichter, der in der Unpartheilichkeit Goethe'ſcher Künſtlerweiſe auferzogen worden, aufs unangenehmſte ins Gemüth ſtechen. Die letzten Töne der Marſeillaiſe müſſen verhallen, ehe Autor und Publikum in Frankreich ſich an den Helden ihrer früheren Geſchichte wieder gehörig erbauen können. Und wäre auch die Seele des Autors ſchon gereinigt von allen Schlacken des Haſſes, ſo fände doch ſein Wort kein unparteiiſches Ohr im Parterre, wo die Männer ſitzen, die nicht vergeſſen können, in welche blutigen Konflikte ſie mit der Sippſchaft jener Helden gerathen, die auf der Bühne tragiren. Man kann den Anblick der Väter nicht ſehr goutiren, wenn man den Söhnen auf dem Place de Grève das Haupt abgeſchlagen hat. So etwas trübt den reinen Theatergenuß. Nicht ſelten verkennt man die Unparteilichkeit des Dichters ſo weit, daß man

ihn antirevolutionärer Geſinnungen beſchuldigt. — „Was ſoll dieſes Ritterthum, dieſer phantaſtiſche Plunder?“ ruft dann der entrüſtete Republikaner, und er ſchreit Anathema über den Dichter, der die Helden alter Zeit, zur Verführung des Volkes, zur Erweckung ariſtokratiſcher Sympathien, mit ſeinen Verſen verherrlicht.

Hier, wie in vielen anderen Dingen, zeigt ſich eine wahlverwandtſchaftliche Aehnlichkeit zwiſchen den franzöſiſchen Republikanern und den engliſchen Puritanern. Es knurret faſt derſelbe Ton in ihrer Theaterpolemik, nur daß dieſen der religiöſe, jenen der politſche Fanatismus die abſurdeſten Argumente leiht. Unter den Aktenſtücken aus der Cromwel'ſchen Periode giebt es eine Streitſchrift des berühmten Puritaners Prynne, betitelt: Histrio-mastix, (gedr. 1633), woraus ich Ihnen folgende Diatribe gegen das Theater zur Ergötzung mittheile:

There is scarce one devil in hell, hardly a notorios sin or sinner upon earth, either of modern or antient times, but hath some part or other in our stage-plays.

O, that our players, our play-hounters would now seriously consider, that the persons whose parts, whose sins they act and see, are even then gelling in the eternal flames of hell for these particular sins of theyrs, even then, while they are playing of these sins, these parts of theyrs on the stage! O, that they would now remember the sighs, the groans, the tears, the anguish, weeping and gnashing of teeth, the crys and shrieks that these wickednesses causes in hell, while the are acting, applauding, committing and laughing at them in the playhouse!

Sechſter Brief.

Mein theurer, innig geliebter Freund! Mir iſt, als trüge ich dieſen Morgen einen Kranz von Mohnblumen auf dem Haupte, der all mein Sinnen und Denken einſchläfert. Unwirſch rüttle ich manchmal den Kopf, und dann erwachen wohl darin hie und da einige Gedanken, aber gleich nicken ſie wieder ein und ſchnarchen um die Wette. Die Witze, die Flöhe des Gehirns, die zwiſchen den ſchlummernden Gedanken umherſpringen, zeigen ſich ebenfalls nicht beſonders munter, und ſind vielmehr ſentimental und träge. Iſt es die Frühlingsluft, die dergleichen Kopfbetäubungen verurſacht, oder die veränderte Lebensart? Hier geh' ich Abends ſchon um neun Uhr zu Bette, ohne müde zu ſein, genieße dann keinen geſunden Schlaf, der alle Glieder bindet, ſondern wälze mich die ganze Nacht in einem traumſüchtigen Halbſchlummer. In

Paris hingegen, wo ich mich erſt einige Stunden nach Mitternacht zur Ruhe begeben konnte, war mein Schlaf wie von Eiſen. Kam ich doch erſt um acht Uhr vom Tiſche, und dann rollten wir ins Theater. Der Dr. Dettmold aus Hannover, der den verfloſſenen Winter in Paris zubrachte und uns immer ins Theater begleitete, hielt uns munter, wenn die Stücke auch noch ſo einſchläfernd. Wir haben viel zuſammen gelacht und kritiſirt und mediſirt. Seien Sie ruhig, Liebſter, Ihrer wurde nur mit der ſchönſten Anerkenntniß gedacht. Wir zollten Ihnen das freudigſte Lob.

Sie wundern ſich, daß ich ſo oft ins Theater gegangen; Sie wiſſen, der Beſuch des Schauſpielhauſes gehört nicht eben zu meinen Gewohnheiten. Aus Caprice enthielt ich mich dieſen Winter des Salonlebens, und damit die Freunde, bei denen ich ſelten erſchien, mich nicht im Theater ſähen, wählte ich gewöhnlich eine Avant-ſcene, in deren Ecke man ſich am beſten den Augen des Publikums verbergen kann. Dieſe Avant-ſcenen ſind auch außerdem meine Lieblingsplätze. Man ſieht hier nicht bloß was auf dem Theater geſpielt wird, ſondern auch was hinter den Couliſſen vorgeht, hinter jenen Couliſſen, wo die Kunſt aufhört und die liebe Natur wieder anfängt. Wenn auf der Bühne irgend eine pathetiſche Tragödie zu ſchauen iſt, und zu gleicher Zeit von dem liederlichen Comödiantentreiben hinter den Couliſſen hie und da ein Stück zum Vorſchein kömmt, ſo mahnt dergleichen an antike Wandbilder oder an die Fresken der Münchener Glyptothek und mancher italieniſchen Palazzos, wo in den Ausſchnitteden der großen hiſtoriſchen Gemälde lauter poſſirliche Arabesken, lachende Götterſpäße, Bacchanalien und Satyr-Idyllen angebracht ſind.

Das Theater français beſuchte ich ſehr wenig; dieſes Haus hat für mich etwas Oedes, Unerfreuliches. Hier ſpuken noch die Geſpenſter der alten Tragödie, mit Dolch und Giftbecher in den bleichen Händen; hier ſtäubt noch der Puder der klaſſiſchen Perücken. Daß man auf dieſem klaſſiſchen Boden manchmal der modernen Romantik ihre tollen Spiele erlaubt, oder daß man den Anforderungen des älteren und des jüngeren Publikums, durch eine Miſchung des Klaſſiſchen und Romantiſchen entgegen kommt, daß man gleichſam ein tragiſches Juſte-milieu gebildet hat, das iſt am unerträglichſten. Dieſe franzöſiſchen Tragödiendichter ſind emancipirte Sklaven, die immer noch ein Stück der alten klaſſiſchen Kette mit ſich herumſchleppen; ein feines Ohr hört bei jedem ihrer Tritte noch immer ein Geklirre, wie zur Zeit der Herrſchaft Agamemnons und Talmas.

Ich bin weit davon entfernt, die ältere franzöſiſche Tragödie unbedingt zu verwerfen. Ich ehre Corneille und ich liebe Racine. Sie haben Meiſterwerke geliefert, die auf ewigen Poſtamenten ſtehen bleiben im Tempel der Kunſt. Aber für das Theater iſt ihre Zeit vorüber, ſie haben ihre Sendung

erfüllt vor einem Publikum von Edelleuten, die sich gern für Erben des älteren Heroismus hielten, oder wenigstens diesen Heroismus nicht kleinbürgerlich verwarfen. Auch noch unter dem Empire konnten die Helden von Corneille und Racine auf die größte Sympathie rechnen, damals, wo sie vor der Loge des großen Kaisers und vor einem Parterre von Königen spielten. Diese Zeiten sind vorbei, die alte Aristokratie ist todt, und Napoleon ist todt, und der Thron ist nichts als ein gewöhnlicher Holzstuhl, überzogen mit rothem Sammt, und heute herrscht die Bourgeoisie, die Helden des Paul de Kock und des Eugène Scribe.

Ein Zwitterstyl und eine Geschmacksanarchie, wie sie jetzt im Theater Français vorwalten, ist gräulich. Die meisten Novatoren neigen sich gar zu einem Naturalismus, der für die höhere Tragödie eben so verwerflich ist wie die hohle Nachahmung des klassischen Pathos. Sie kennen zur Genüge, lieber Lewald, das Natürlichkeitssystem, den Iffiandianismus, der einst in Deutschland grassirte, und von Weimar aus, besonders durch den Einfluß von Schiller und Göthe, besiegt wurde. Ein solches Natürlichkeitssystem will sich auch hier ausbreiten, und seine Anhänger eifern gegen metrische Form und gemessenen Vortrag. Wenn erstere nur in dem Alexandriner und letzterer nur in dem Zütergegröhle der älteren Periode bestehen soll, so hätten diese Leute Recht, und die schlichte Prosa und der nüchternste Gesellschaftston wären ersprießlicher für die Bühne. Aber die wahre Tragödie muß alsdann untergehen. Diese fordert Rhythmus der Sprache und eine von dem Gesellschaftston verschiedene Deklamation. Ich möchte dergleichen fast für alle dramatischen Erzeugnisse in Anspruch nehmen. Wenigstens sei die Bühne niemals eine banale Wiederholung des Lebens, und sie zeige dasselbe in einer gewissen vornehmen Veredlung, die sich, wenn auch nicht im Wortmaaß und Vortrag, doch in dem Grundton, in der inneren Feierlichkeit eines Stückes, ausspricht. Denn das Theater ist eine andere Welt, die von der unsrigen geschieden ist, wie die Scene von Parterre. Zwischen dem Theater und der Wirklichkeit liegt das Orchester, die Musik, und zieht sich der Feuerstreif der Rampe. Die Wirklichkeit, nachdem sie das Tonreich durchwandert und auch die bedeutungsvollen Rampenlichter überschritten, steht auf dem Theater als Poesie verklärt uns gegenüber. Wie ein verhallendes Echo klingt noch in ihr der holde Wollaut der Musik, und sie ist mährchenhaft angestrahlt von den geheimnißvollen Lampen. Das ist ein Zauberklang und Zauberglanz, der einem prosaischen Publikum sehr leicht als unnatürlich vorkommt, und der doch noch weit natürlicher ist als die gewöhnliche Natur; es ist nämlich durch die Kunst erhöhete, bis zur blühendsten Göttlichkeit gesteigerte Natur.

Die besten Tragödiendichter der Franzosen sind noch immer Alexander Dümas und Victor Hugo. Diesen nenne ich zuletzt, weil seine Wirksamkeit für

das Theater nicht so groß und erfolgreich ist, obgleich er alle seine Zeitgenossen diesseits des Rheines an poetischer Bedeutung überragt. Ich will ihm keineswegs das Talent für das Dramatische absprechen, wie von Vielen geschieht, die aus perfider Absicht beständig seine lyrische Größe preisen. Er ist ein Dichter und kommandirt die Poesie in jeder Form. Seine Dramen sind eben so lobenswerth wie seine Oden. Aber auf dem Theater wirkt mehr das Rhetorische als das Poetische, und die Vorwürfe, die bei dem Fiasko eines Stückes dem Dichter gemacht werden, träfen mit größerem Rechte die Masse des Publikums, welches für naive Naturlaute, tiefsinnige Gestaltungen, und psychologische Feinheiten minder empfänglich ist, als für pompöse Phrase, plumpes Gewieher der Leidenschaft und Coulissenreißerei. Letzteres heißt im französischen Schauspielerargot: brûler les blanches.

Victor Hugo ist überhaupt hier in Frankreich noch nicht nach seinem vollen Werthe gefeiert. Deutsche Kritik und deutsche Unparteilichkeit weiß seine Verdienste mit besserem Maaße zu messen, und mit freierem Lobe zu würdigen. Hier steht seiner Anerkenntniß nicht bloß eine klägliche Kritikasterei, sondern auch die politische Parteisucht im Wege. Die Carlisten betrachten ihn als einen Abtrünnigen, der seine Leyer, als sie noch von den letzten Accorden des Salbungslieds Carls X. vibrirte, zu einem Hymnus auf die Juliusrevolution umzustimmen gewußt. Die Republikaner mißtrauen seinem Eifer für die Volkssache, und wittern in jeder Phrase die versteckte Vorliebe für Adelthum und Katholicismus. Sogar die unsichtbare Kirche der St. Simonisten, die überall und nirgends, wie die christliche Kirche von Constantin, auch diese verwirft ihn; denn diese betrachtet die Kunst als ein Priesterthum und verlangt, daß jedes Werk des Dichters, des Malers, des Bildhauers, des Musikers, Zeugniß gebe von seiner höheren Weihe, daß es seine heilige Sendung beurkunde, daß es die Beglückung und Verschönerung des Menschengeschlechts bezwecke. Die Meisterwerke Victor Hugos vertragen keinen solchen moralischen Maaßstab, ja sie sündigen gegen alle jene großmüthigen, aber irrigen Anforderungen der neuen Kirche. Ich nenne sie irrig, denn, wie Sie wissen, ich bin für die Autonomie der Kunst; weder der Religion, noch der Politik soll sie als Magd dienen, sie ist sich selber letzter Zweck, wie die Welt selbst. Hier begegnen wir denselben einseitigen Vorwürfen, die schon Goethe von unseren Frommen zu ertragen hatte, und wie dieser muß auch Victor Hugo die unpassende Anklage hören, daß er keine Begeisterung empfände für das Ideale, daß er ohne moralischen Halt, daß er ein kaltherziger Egoist sei u. s. w. Dazu kommt eine falsche Kritik, welche das Beste, was wir an ihm loben müssen, sein Talent der sinnlichen Gestaltung, für einen Fehler erklärt, und sie sagen: es mangle seinen Schöpfungen die innerliche Poesie, la poésie intime, Umriß und Farbe seien ihm die Hauptsache, er gebe äußerlich faßbare Poesie, er sei

materiell, kurz sie tadeln an ihm eben die löblichste Eigenschaft, seinen Sinn für das Plastische.

Und dergleichen Unrecht geschieht ihm nicht von den alten Classikern, die ihn nur mit aristotelischen Waffen befehdeten und längst besiegt sind, sondern von seinen ehemaligen Kampfgenossen, einer Fraction der romantischen Schule, die sich mit ihrem literarischen Gonfaloniere ganz überworfen hat. Fast alle seine früheren Freunde sind von ihm abgefallen, und, um die Wahrheit zu gestehen, abgefallen durch seine eigene Schuld, verletzt durch jenen Egoismus, der bei der Schöpfung von Meisterwerken sehr vortheilhaft, im gesellschaftlichen Umgang aber sehr nachtheilig wirkt. Sogar St. Beuve hat es nicht mehr mit ihm aushalten können; sogar St. Beuve tadelt ihn jetzt, er, welcher einst der getreueste Schildknappe seines Ruhmes war. Wie in Afrika, wenn der König von Dafur öffentlich ausreitet, ein Panegyrist vor ihm herläuft, welcher mit lautester Stimme beständig schreit: „seht da den Büffel, den Abkömmling eines Büffels, den Stier der Stiere, alle andere sind Ochsen, und nur dieser ist der rechte Büffel!" so lief einst St. Beuve jedesmal vor Victor Hugo einher, wenn dieser mit einem neuen Werke vors Publikum trat, und stieß in die Posaune und lobhudelte den Büffel der Poesie. Diese Zeit ist vorbei, St. Beuve feiert jetzt die gewöhnlichen Kälber und ausgezeichneten Kühe der französischen Literatur, die befreundeten Stimmen schweigen oder tadeln, und der größte Dichter Frankreichs kann in seiner Heimath nimmermehr die gebührende Anerkennung finden.

Ja, Victor Hugo ist der größte Dichter Frankreichs, und, was viel sagen will, er könnte sogar in Deutschland unter den Dichtern erster Klasse eine Stellung einnehmen. Er hat Phantasie und Gemüth, und dazu einen Mangel an Takt, wie nie bei Franzosen, sondern nur bei uns Deutschen gefunden wird. Es fehlt seinem Geiste an Harmonie, und er ist voller geschmackloser Auswüchse, wie Grabbe und Jean Paul. Es fehlt ihm das schöne Maaßhalten, welches wir bei den klassischen Schriftstellern bewundern. Seine Muse, trotz ihrer Herrlichkeit, ist mit einer gewissen deutschen Unbeholfenheit behaftet. Ich möchte dasselbe von seiner Muse behaupten, was man von den schönen Engländerinnen sagt: sie hat zwei linke Hände.

Alexander Dümas ist kein so großer Dichter wie Victor Hugo, aber er besitzt Eigenschaften, womit er auf dem Theater weit mehr als dieser ausrichten kann. Ihm steht zu Gebote jener unmittelbare Ausdruck der Leidenschaft, welchen die Franzosen Verve nennen, und dann ist er mehr Franzose als Hugo: er sympathisirt mit allen Tugenden und Gebrechen, Tagesnöthen und Unruhigkeiten seiner Landsleute, er ist enthusiastisch, aufbrausend, comödiantenhaft, edelmüthig, leichtsinnig, großsprecherisch, ein echter Sohn Frankreichs, der Gaskogne von Europa. Er redet zu dem Herzen mit dem Herzen, und wird ver-

ſtanden und applaudirt. Sein Kopf iſt ein Gaſthof, wo manchmal gute Gedanken einkehren, die ſich aber dort nicht länger als über Nacht aufhalten; ſehr oft ſteht er leer. Keiner hat wie Dümas ein Talent für das Dramatiſche. Das Theater iſt ſein wahrer Beruf. Er iſt ein geborener Bühnendichter, und von Rechtswegen gehören ihm alle dramatiſchen Stoffe, er finde ſie in der Natur oder in Schiller, Shakeſpeare und Calderon. Er entlockt ihnen neue Effekte, er ſchmilzt die alten Münzen um, damit ſie wieder eine freudige Tagesgeltung gewinnen, und wir ſollten ihm ſogar danken für ſeine Diebſtähle an der Vergangenheit, denn er bereichert damit die Gegenwart. Eine ungerechte Critik, ein unter betrübſamen Umſtänden ans Licht getretener Aufſatz im Journal des Débats, hat unſerem armen Dichter bei der großen unwiſſenden Menge ſehr ſtark geſchadet, indem vielen Scenen ſeiner Stücke die frappanteſten Parallelſtellen in ausländiſchen Tragödien nachgewieſen wurden. Aber nichts iſt thörigter als dieſer Vorwurf des Plagiats, es giebt in der Kunſt kein ſechstes Gebot, der Dichter darf überall zugreifen, wo er Material zu ſeinen Werken findet, und ſelbſt ganze Säulen mit ausgemeißelten Kapitälern darf er ſich zueignen, wenn nur der Tempel herrlich iſt, den er damit ſtützt. Dieſes hat Goethe ſehr gut verſtanden, und vor ihm ſogar Shakeſpeare. Nichts iſt thörigter als das Begehrniß, ein Dichter ſolle alle ſeine Stoffe aus ſich ſelber herausſchaffen; das ſei Originalität. Ich erinnere mich einer Fabel, wo die Spinne mit der Biene ſpricht und ihr vorwirft, daß ſie aus tauſend Blumen das Material ſammle, wovon ſie ihren Wachsbau und den Honig darin bereite: ich aber, ſetzt ſie triumphirend hinzu, ich ziehe mein ganzes Kunſtgewebe in Originalfäden aus mir ſelber hervor.

Wie ich eben erwähnte, der Aufſatz gegen Dümas im Journal des Débats trat unter betrübſamen Umſtänden ans Licht; er war nemlich abgefaßt von einem jener jungen Seiden, die blindlings den Befehlen Victor Hugo's gehorchen, und er ward gedruckt in einem Blatte, deſſen Direktoren mit demſelben aufs Innigſte befreundet ſind. Hugo war großartig genug, die Mitwiſſenſchaft an dem Erſcheinen dieſes Artikels nicht abzuläugnen, und er glaubte ſeinem alten Freunde Dümas, wie es in literariſchen Freundſchaften üblich iſt, zu rechter Zeit den zweckmäßigen Todesſtoß verſetzt zu haben. In der That, über Dümas Renommee hing ſeitdem ein ſchwarzer Trauerflor, und Viele behaupteten, wenn man dieſen Flor wegzöge, werde man gar nichts mehr dahinter erblicken. Aber ſeit der Aufführung eines Dramas wie „Edmund Kean" iſt Dümas Renommee aus ihrer dunklen Verhüllung wieder leuchtend hervorgetreten, und er beurkundete damit aufs Neue ſein großes dramatiſches Talent.

Dieſes Stück, welches ſich gewiß auch die deutſche Bühne zugeeignet hat, iſt mit einer Lebendigkeit aufgefaßt und ausgeführt, wie ich noch nie geſehen; da iſt ein Guß, eine Neuheit in den Mitteln, die ſich wie von ſelbſt darbieten,

eine Fabel, deren Verwicklungen ganz natürlich aus einander entſpringen, ein Gefühl, das aus dem Herzen kommt und zum Herzen ſpricht, kurz eine Schöpfung. Mag Dümas auch in Aeußerlichkeiten des Coſtüms und des Lokales ſich kleine Fehler zu Schulden kommen laſſen; in dem ganzen Gemälde herrſcht nichts deſto weniger eine erſchütternde Wahrheit: er verſetzte mich im Geiſte wieder ganz zurück nach Alt-England, und den ſeligen Kean ſelber, den ich dort ſo oft ſah, glaubte ich wieder leibhaftig vor mir zu ſehen. Zu ſolcher Täuſchung hat freilich auch der Schauſpieler beigetragen, der die Rolle des Kean ſpielte, obgleich ſein Aeußeres, die impoſante Geſtalt von Frederic Lemaitre, ſo ſehr verſchieden war von der kleinen unterſetzten Figur des ſeligen Kean. Dieſer aber hatte dennoch etwas in ſeiner Perſönlichkeit, ſo wie auch in ſeinem Spiel, was ich bei Frederic Lemaitre wieder finde. Es herrſcht zwiſchen ihnen eine wunderbare Verwandtſchaft. Kean war eine jener exceptionellen Naturen, die weniger die allgemeinen ſchlichten Gefühle, als vielmehr das Ungewöhnliche, Bizarre, Außerordentliche, das ſich in einer Menſchenbruſt begeben kann, durch überraſchende Bewegung des Körpers, unbegreiflichen Ton der Stimme und noch unbegreiflicheren Blick des Auges, zur äußeren Anſchauung bringen. Daſſelbe iſt bei Frederic Lemaitre der Fall und dieſer iſt ebenfalls einer jener fürchterlichen Farceure, bei deren Anblick Thalia vor Entſetzen erbleicht und Melpomene vor Wonne lächelt. Kean war einer jener Menſchen, deren Charakter allen Reibungen der Civiliſazion trotzt, die, ich will nicht ſagen aus beſſerem, ſondern aus ganz anderem Stoffe als wir andere beſtehen, eckige Sonderlinge mit einſeitiger Begabung, aber in dieſer Einſeitigkeit außerordentlich, alles vorhandene überragend, erfüllt von jener unbegrenzten, unergründlichen, unbewußten, teufliſch göttlichen Gewalt, welche wir das Dämoniſche nennen. Mehr oder minder findet ſich dieſes Dämoniſche bei allen großen Männern der That oder des Wortes. Kean war gar kein vielſeitiger Schauſpieler; er konnte zwar in vielerlei Rollen ſpielen, doch in dieſen Rollen ſpielte er immer ſich ſelber. Aber dadurch gab er uns immer eine erſchütternde Wahrheit und obgleich zehn Jahre ſeitdem verfloſſen ſind, ſehe ich ihn doch noch immer vor mir ſtehen als Shylok, als Othello, Richard, Makbeth, und bei manchen dunklen Stellen dieſer Shakeſpeareſchen Stücke erſchloß mir ſein Spiel das volle Verſtändniß. Da gabs Modulationen in ſeiner Stimme, die ein ganzes Schreckenleben offenbarten, da gab es Lichter in ſeinem Auge, die einwärts alle Finſterniſſe einer Titanenſeele beleuchteten, da gab es Plötzlichkeiten in der Bewegung der Hand, des Fußes, des Kopfes, die mehr ſagten als ein vierbändiger Commentar von Franz Horn.

Siebenter Brief.

Es wäre ungerecht, wenn ich, nach so rühmlicher Erwähnung Frederic Lemaitres, den andern großen Schauspieler, dessen sich Paris zu erfreuen hat, mit Stillschweigen überginge. Boccage genießt hier eines eben so glänzenden Ruhmes, und seine Persönlichkeit ist, wo nicht eben so merkwürdig, doch gewiß ebenso interessant, wie die seines Collegen. Boccage ist ein schöner, vornehmer Mensch, der sich in den edelsten Formen bewegt. Er besitzt eine metallreiche, zu allen Tonarten biegsame Stimme, die eben so gut des furchtbarsten Donners von Zorn und Grimm, als der hinschmelzendsten Zärtlichkeit des Liebesflüsterns fähig ist. In den wildesten Ausbrüchen der Leidenschaft bewahrt er eine Grazie, bewahrt er die Würde der Kunst, und verschmäht es, in rohe Natur überzuschnappen, wie Frederic Lemaitre, der zu diesem Preise größere Effekte erreicht, aber Effekte, die uns nicht durch poetische Schönheit entzücken. Dieser ist eine exceptionelle Natur, der von seiner dämonischen Gewalt mehr besessen wird als er sie selber besitzt, und den ich mit Kean vergleichen konnte; jener, Boccage, ist nicht von anderen Menschen organisch verschieden, sondern unterscheidet sich von ihnen durch eine ausgebildetere Organisazion, er ist nicht ein Zwittergeschöpf von Ariel und Kaliban, sondern er ist ein harmonischer Mensch, eine schöne schlanke Gestalt, wie Phöbus Apollo. Sein Auge ist nicht so bedeutend, aber mit der Kopfbewegung kann er ungeheure Effekte hervorbringen, besonders wenn er manchmal weltverhöhnend vornehm das Haupt zurückwirft. Er hat kalte ironische Seufzer, die einem wie eine stählerne Säge durch die Seele ziehen. Er hat Thränen in der Stimme und tiefe Schmerzenslaute, daß man glauben sollte er verblute nach innen. Wenn er sich plötzlich mit beiden Händen die Augen bedeckt, so wird einem zu Muthe, als spräche der Tod: es werde Finsterniß! Wenn er aber dann wieder lächelt, mit all seinem süßen Zauber lächelt, dann ist es, als ob in seinen Mundwinkeln die Sonne aufgehe.

Da ich doch einmal in die Beurtheilung des Spiels gerathe, so erlaube ich mir, Ihnen über die Verschiedenheit der Deklamazion in den drei Königreichen der civilisirten Welt, in England, Frankreich und Deutschland, einige unmaßgebliche Bemerkungen mitzutheilen.

Als ich in England der Vorstellung englischer Tragödien zuerst beiwohnte, ist mir besonders eine Gestikulazion aufgefallen, die mit der Gestikulazion der Pantomimenspiele die größte Aehnlichkeit zeigte. Dieses erschien mir aber nicht als Unnatur, sondern vielmehr als Uebertreibung der Natur, und es dauerte lange, ehe ich mich daran gewöhnen, trotz des carikirten Vortrags die

Schönheit einer Shakespearschen Tragödie auf englischem Boden genießen konnte. Auch das Schreien, das zerreißende Schreien, womit dort sowohl Männer wie Weiber ihre Rollen tragiren, konnte ich im Anfang nicht vertragen. Ist in England, wo die Schauspielhäuser so groß sind, dieses Schreien nothwendig, damit die Worte nicht im weiten Raume verhallen? Ist die obenerwähnte carikirte Gestikulazion ebenfalls eine lokale Nothwendigkeit, indem der größte Theil der Zuschauer in so großer Entfernung von der Bühne sich befindet? Ich weiß nicht. Es herrscht vielleicht auf dem englischen Theater ein Gewohnheitsrecht der Darstellung, und diesem ist die Uebertreibung beizumessen, die mir besonders auffiel bei Schauspielerinnen, bei zarten Organen, die, auf Stelzen schreitend, nicht selten in die widerwärtigsten Mißlaute herabstürzen, bei jungfräulichen Leidenschaften, die sich wie Trampelthiere gebärden. Der Umstand, daß früherhin die Frauenzimmerrollen auf der englischen Bühne von Männern gespielt wurden, wirkt vielleicht noch auf die Deklamazion der heutigen Schauspielerinnen, die ihre Rollen vielleicht nach alten Ueberlieferungen, nach Theatertradizionen, herschreien.

Indessen, wie groß auch die Gebrechen sind, womit die englische Deklamazion behaftet ist, so leistet sie doch einen bedeutenden Ersatz durch die Innigkeit und Naivetät, die sie zuweilen hervortreten läßt. Diese Eigenschaften verdankt sie der Landessprache, die eigentlich ein Dialekt ist, und alle Tugenden einer aus dem Volke unmittelbar hervorgegangenen Mundart besitzt. Die französische Sprache ist vielmehr ein Produkt der Gesellschaft und sie entbehrt jene Innigkeit und Naivetät, die nur eine lautere, dem Herzen des Volks entsprungene und mit dem Herzblut desselben geschwängerte Wortquelle gewähren kann. Dafür aber besitzt die französische Deklamazion eine Grazie und Flüssigkeit, die der englischen ganz fremd, ja unmöglich ist. Die Rede ist hier in Frankreich, durch das schwatzende Gesellschaftsleben, während drei Jahrhunderten so rein filtrirt worden, daß sie alle unedlen Ausdrücke und unklaren Wendungen, alles Trübe und Gemeine, aber auch allen Duft, alle jene wilden Heilkräfte, alle jene geheimen Zauber, die im rohen Worte rinnen und rieseln, unwiederbringlich verloren hat. Die französische Sprache, und also auch die französische Deklamazion, ist, wie das Volk selber, nur dem Tage, der Gegenwart, angewiesen, das dämmernde Reich der Erinnerung und der Ahnung ist ihr verschlossen: sie gedeiht im Lichte der Sonne, und von dieser stammt ihre schöne Klarheit und Wärme; fremd und unwirthlich ist ihr die Nacht mit dem blassen Mondschein, den mystischen Sternen, den süßen Träumen und schauerlichen Gespenstern.

Was aber das eigentliche Spiel der französischen Schauspieler betrifft, so überragen sie ihre Collegen in allen Landen, und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil alle Franzosen geborene Comödianten sind. Das weiß sich in

alle Lebensrollen ſo leicht hineinzuſtudiren und immer ſo vortheilhaft zu drapiren, daß es eine Freude iſt anzuſehen. Die Franzoſen ſind die Hofſchauſpieler des lieben Gottes, les comédiens ordinaires du bon Dieu, eine auserleſene Truppe, und die ganze franzöſiſche Geſchichte kommt mir manchmal vor wie eine große Comödie, die aber zum Beſten der Menſchheit aufgeführt wird. Im Leben wie in der Literatur und den bildenden Künſten der Franzoſen herrſcht der Charakter des Theatraliſchen.

Was uns Deutſche betrifft, ſo ſind wir ehrliche Leute und gute Bürger. Was uns die Natur verſagt, das erzielen wir durch Studium. Nur wenn wir zu ſtark brüllen, fürchten wir zuweilen, daß man in den Logen erſchrecken und uns beſtrafen möchte, und wir inſinuiren dann mit einer gewiſſen Schlauheit, daß wir keine wirklichen Löwen ſind, ſondern nur in tragiſche Löwenhäute eingenähte Zettel, und dieſe Inſinuazion nennen wir Ironie. Wir ſind ehrliche Leute und ſpielen am beſten ehrliche Leute. Jubilirende Staatsdiener, alte Dalners, rechtſchaffene Oberforſtmeiſter und treue Bediente ſind unſere Wonne. Helden werden uns ſehr ſauer, doch können wir ſchon damit fertig werden, beſonders in Garniſonſtädten, wo wir gute Muſter vor Augen haben. Mit Königen ſind wir nicht glücklich. In fürſtlichen Reſidenzen hindert uns der Reſpekt, die Königsrollen mit abſoluter Keckheit zu ſpielen; man könnte es übel nehmen, und wir laſſen dann unter dem Hermelin den ſchäbigen Kittel der Unterthansdemuth hervorlauſchen. In den deutſchen Freiſtaaten, in Hamburg, Lübeck, Bremen und Frankfurt, in dieſen glorreichen Republiken, dürften die Schauſpieler ihre Könige ganz unbefangen ſpielen, aber der Patriotismus verleitet ſie, die Bühne zu politiſchen Zwecken zu mißbrauchen, und ſie ſpielen mit Vorſatz ihre Könige ſo ſchlecht, daß ſie das Königthum, wo nicht verhaßt, doch wenigſtens lächerlich machen. Sie befördern indirekt den Sinn für Republikanismus, und das iſt beſonders in Hamburg der Fall, wo die Könige am miſerabelſten geſpielt werden. Wäre der dortige hochweiſe Senat nicht undankbar, wie die Regierungen aller Republiken, Athen, Rom, Florenz, es immer geweſen ſind, ſo müßte die Republik Hamburg für ihre Schauſpieler ein großes Pantheon errichten, mit der Aufſchrift: den ſchlechten Comödianten das dankbare Vaterland!

Erinnern Sie ſich noch, lieber Lewald, des ſeligen Schwarz, der in Hamburg den König Philipp im Don Carlos ſpielte, und immer ſeine Worte ganz langſam bis in den Mittelpunkt der Erde hinabzog und dann wieder plötzlich gen Himmel ſchnellte, dergeſtalt, daß ſie uns nur eine Sekunde lang zu Geſicht kamen?

Aber um nicht ungerecht zu ſein, müſſen wir eingeſtehen, daß es vornämlich an der deutſchen Sprache liegt, wenn auf unſerem Theater der Vortrag ſchlechter iſt, als bei den Engländern und Franzoſen. Die Sprache der Er-

steren iſt ein Dialekt, die Sprache der Letzteren iſt ein Erzeugniß der Geſellſchaft; die unſrige iſt weder das eine noch das andere, ſie entbehrt dadurch ſowohl der naiven Innigkeit als der flüſſigen Grazie, ſie iſt nur eine Bücherſprache, ein bodenloſes Fabrikat der Schriftſteller, das wir durch Buchhändlervertrieb von der Leipziger Meſſe beziehen. Die Deklamation der Engländer iſt Uebertreibung der Natur, Uebernatur; die unſrige iſt Unnatur. Die Deklamation der Franzoſen iſt affectirter Tirademton; die unſrige iſt Lüge. Da iſt ein herkömmliches Gegreine auf unſerem Theater, wodurch mir oft die beſten Stücke von Schiller verleidet wurden; beſonders bei ſentimentalen Stellen, wo unſere Schauſpielerinnen in ein wäſſriges Geſinge zerſchmelzen. Doch wir wollen von deutſchen Schauſpielerinnen nichts Böſes ſagen, ſie ſind ja meine Landsmänninnen, und dann haben ja die Gänſe das Capitol gerettet, und dann giebt es auch ſo viel ordentliche Frauenzimmer darunter, und endlich . . . ich werde hier unterbrochen von dem Teufelslärm, der vor meinem Fenſter, auf dem Kirchhofe, los iſt.

. . . Bei den Knaben, die eben noch ſo friedlich um den großen Baum herumtanzten, regte ſich der alte Adam, oder vielmehr der alte Kain, und ſie begannen ſich unter einander zu balgen. Ich mußte, um die Ruhe wieder herzuſtellen, zu ihnen hinaustreten, und kaum gelang es mir, ſie mit Worten zu beſchwichtigen. Da war ein kleiner Junge, der mit ganz beſonderer Wuth auf den Rücken eines anderen kleinen Jungen losſchlug. Als ich ihn frug: was hat dir das arme Kind gethan? ſah er mich großäugig an und ſtotterte: es iſt ja mein Bruder.

Auch in meinem Hauſe blüht heute nichts weniger als der ewige Friede. Auf dem Corridor höre ich eben einen Spektakel, als fiele eine Klopſtockſche Ode die Treppe herunter. Wirth und Wirthin zanken ſich, und Letztere macht ihrem armen Mann den Vorwurf, er ſei ein Verſchwender, er verzehre ihr Heirathsgut, und ſie ſtürbe vor Kummer. Krank iſt ſie freilich, aber vor Geiz. Jeder Biſſen, den ihr Mann in den Mund ſteckt, bekömmt ihr ſchlecht. Und dann auch wenn ihr Mann ſeine Medizin einnimmt und etwas in den Flaſchen übrig läßt, pflegt ſie ſelber die Reſte zu verſchlucken, damit kein Tropfen von der theuern Medizin verloren gehe, und davon wird ſie krank. Der arme Mann, ein Schneider von Nation und ſeines Handwerks ein Deutſcher, hat ſich aufs Land zurückgezogen um ſeine übrigen Tage in ländlicher Ruhe zu genießen. Dieſe Ruhe findet er aber gewiß nur auf dem Grabe ſeiner Gattin. Deshalb vielleicht hat er ſich ein Haus neben dem Kirchhof gekauft, und ſchaut er ſo ſehnſuchtsvoll nach den Ruheſtätten der Abgeſchiedenen. Sein einziges Vergnügen beſteht in Tabak und Roſen, und von letzteren weiß er die ſchönſten Gattungen zu ziehen. Er hat dieſen Morgen einige Töpfe mit Roſenſtöcken in das Parterre vor meinem Fenſter einge-

pflanzt. Sie blühen wunderſchön. Aber, liebſter Lewald, fragen Sie doch Ihre Frau, warum dieſe Roſen nicht duften? Entweder haben dieſe Roſen den Schnupfen oder ich.

Achter Brief.

Ich habe im vorletzten Briefe die beiden Chorführer des franzöſiſchen Dramas beſprochen. Es waren jedoch nicht eben die Namen Victor Hugo und Alexander Dümas, welche dieſen Winter auf den Theatern des Boulevards am meiſten florirten. Hier gabs drei Namen, die beſtändig im Munde des Volkes wiederklangen, obgleich ſie bis jetzt in der Literatur unbekannt ſind. Es waren: Malleſile, Rougemont und Boucharby. Von Erſterem hoffe ich das Beſte, er beſitzt, ſo viel ich merke, große poetiſche Anlagen. Sie erinnern ſich vielleicht ſeiner „Sieben Infanten von Lara," jenes Greuelſtücks, das wir einſt an der Porte-Saint-Martin mit einander ſahen. Aus dieſem wüſten Miſchmaſch von Blut und Wuth traten manchmal wunderſchöne, wahrhaft erhabene Scenen hervor, die von romantiſcher Phantaſie und dramatiſchem Talente zeugten. Eine andere Tragödie von Malleſile, Glenarvon, iſt von noch größerer Bedeutung, da ſie weniger verworren und unklar, und eine Expoſition enthält, die erſchütternd ſchön und grandios. In beiden Stücken ſind die Rollen der ehebrecheriſchen Mutter vortrefflich beſetzt durch Mademoiſelle Georges, der ungeheuren, ſtrahlenden Fleiſchſonne am Theaterhimmel des Boulevards. Vor einigen Monaten gab Malleſile ein neues Stück, betitelt: der Alpenhirt, le paysan des alpes. Hier hat er ſich einer größeren Einfachheit befliſſen, aber auf Koſten des poetiſchen Gehalts. Das Stück iſt ſchwächer als ſeine früheren Tragödien. Wie in dieſen werden auch hier die ehelichen Schranken pathetiſch niedergeriſſen.

Der zweite Laureat des Boulevards, Rougemont, begründete ſeine Renommée durch drei Schauſpiele, die in der kurzen Friſt von etwa ſechs Monaten hinter einander zum Vorſchein kamen und des größten Beifalls genoſſen. Das erſte hieß: „Die Herzogin von Lavaubalière," ein ſchwaches Machwerk, worin viel Handlung iſt, die aber nicht überraſchend kühn oder natürlich ſich entfaltet, ſondern immer mühſam durch kleinliche Berechnung herbeigeführt wird, ſo wie auch die Leidenſchaft darin ihre Glut nur erheuchelt und innerlich träge und wurmkalt iſt. Das zweite Stück, betitelt „Leon" iſt ſchon beſſer, und obgleich es ebenfalls an der erwähnten Vorſätzlichkeit leidet, ſo enthält es doch einige großartig erſchütternde Scenen. Vorige Woche ſah ich das dritte Stück, Eulalie Granger, ein rein bürgerliches Drama, ganz vortrefflich, indem der Verfaſſer darin der Natur ſeines Talentes gehorcht, und die trau-

rigen Wirrniſſe heutiger Geſellſchaft mit Verſtandesklarheit in einem ſchön eingerahmten Gemälde darſtellt.

Von Bouchardy, dem dritten Laureaten, iſt bis jetzt nur ein einziges Stück aufgeführt worden, das aber mit beiſpielloſem Erfolg gekrönt ward. Es heißt „Gaspardo," iſt binnen fünf Monaten alle Tage geſpielt worden, und geht es in dieſem Zuge fort, ſo erlebt es einige hundert Vorſtellungen. Ehrlich geſagt, der Verſtand ſteht mir ſtill, wenn ich den letzten Gründen dieſes koloſſalen Beifalls nachſinne. Das Stück iſt mittelmäßig, wo nicht gar ganz ſchlecht. Voll Handlung, wovon aber die eine über den Kopf der anderen ſtolpert, ſo daß ein Effekt dem anderen den Hals bricht. Der Gedanke, worin ſich der ganze Spektakel bewegt, iſt eng, und weder ein Charakter noch eine Situation kann ſich natürlich entwickeln und entfalten. Dieſes Aufeinanderthürmen von Stoff iſt zwar ſchon bei den vorhergenannten Bühnendichtern in unerträglichem Grade zu finden; aber der Verfaſſer des Gaspardo hat ſie beide noch überboten. Indeſſen, das iſt Vorſatz, das iſt Prinzip, wie mir einige junge Dramaturgen verſichern, durch dieſes Zuſammenhäufen von heterogenen Stoffen, Zeitperioden und Lokalen, unterſcheidet ſich der jetzige Romantiker von den ehemaligen Klaſſikern, die in den geſchloſſenen Schranken des Dramas auf die Einheit der Zeit, des Ortes und der Handlung ſo ſtrenge hielten.

Haben dieſe Neuerer wirklich die Grenzen des franzöſiſchen Theaters erweitert? Ich weiß nicht. Aber dieſe franzöſiſchen Bühnendichter mahnen mich immer an den Kerkermeiſter, welcher über die Enge des Gefängniſſes ſich beklagte, und um den Raum deſſelben zu erweitern kein beſſeres Mittel wußte, als daß er immer mehr und mehr Gefangene hineinſperrte, die aber, ſtatt die Kerkerwände auszudehnen, ſich nur einander erdrückten.

Nachträglich erwähne ich, daß auch in Gaspardo und Eulalie Grangèr, wie in allen dionyſiſchen Spielen des Boulevards, die Ehe als Sündenbock geſchlachtet wird.

Ich möchte Ihnen gern noch, lieber Freund, von einigen anderen Bühnendichtern des Boulevards berichten, aber wenn ſie auch dann und wann ein verdauliches Stück liefern, ſo zeigt ſich darin nur eine Leichtigkeit der Behandlung, die wir bei allen Franzoſen finden, keineswegs aber eine Eigenthümlichkeit der Auffaſſung. Auch habe ich nur die Stücke geſehen und gleich vergeſſen, und mich nie danach erkundigt, wie ihre Autoren hießen. Zum Erſatze aber will ich Ihnen die Namen der Eunuchen mittheilen, die dem König Ahasverus in Suſa als Kämmerer dienten; ſie hießen: Mehuman, Bistha, Harbona, Bigtha, Abagtha, Sethar und Charkas.

Die Theater des Boulevards, von denen ich eben ſprach, und die ich in dieſen Briefen beſtändig im Sinne hatte, ſind die eigentlichen Volkstheater, welche

an der Porte-Saint-Martin anfangen, und dem Boulevard du Temple entlang, in immer absteigendem Werthe sich aufgestellt haben. Ja, diese lokale Rangordnung ist ganz richtig. Erst kommt das Schauspielhaus, welches den Namen der Porte-Saint-Martin führt, und für das Drama gewiß das beste Theater von Paris ist, die Werke von Hugo und Dümas am vortrefflichsten gibt und eine vortreffliche Truppe, worunter Mademoiselle George und Bocage, besitzt. Hierauf folgt das Ambigu-Comique, wo es schon mit Darstellung und Darstellern schlechter bestellt ist, aber noch immer das romantische Drama tragirt wird. Von da gelangen wir zu Frankoni, welche Bühne jedoch in dieser Reihe nicht mitzurechnen ist, da man dort mehr Pferde- als Menschenstücke aufführt. Dann kommt la Gaité, ein Theater, das unlängst abgebrannt, aber jetzt wieder aufgebaut ist, und von außen wie von innen seinem heiteren Namen entspricht. Das romantische Drama hat hier ebenfalls das Bürgerrecht, und auch in diesem freundlichen Hause fließen zuweilen die Thränen und pochen die Herzen von den furchtbarsten Emotionen; aber hier wird doch schon mehr gesungen und gelacht, und das Vaudeville kommt schon mit seinem leichten Geträller zum Vorschein. Dasselbe ist der Fall in dem daneben stehenden Theater les folies dramatiques, welches ebenfalls Dramen und noch mehr Vaudevilles gibt; aber schlecht ist dieses Theater nicht zu nennen, und ich habe dort manches gute Stück aufführen, und zwar gut aufführen sehen. Nach den Folies dramatiques, dem Werthe wie dem Lokale nach, folgt das Theater von Madame Sacqui, wo man ebenfalls noch Dramen, aber äußerst mittelmäßige und die miserabelsten Singspäße gibt, die endlich bei dem benachbarten Fünembülen, in die derbsten Possenreißereien ausarten. Hinter der Fünembülen, wo einer der vortrefflichsten Pierots, der berühmte Debureau, seine weißen Gesichter schneidet, entdeckte ich noch ein ganz kleines Theater, welches Lazarry heißt, wo man ganz schlecht spielt, wo das Schlechte endlich seine Grenzen gefunden, wo die Kunst mit Brettern zugenagelt ist.

Während Ihrer Abwesenheit ist zu Paris noch ein neues Theater errichtet worden, ganz am Ende des Boulevards, bei der Bastille, und heißt: Théâtre de la porte Saint-Antoine. Es ist in jeder Hinsicht hors de ligne, und man kann es weder seiner artistischen noch lokalen Stellung nach unter die erwähnten Boulevardstheater rangiren. Auch ist es zu neu, als daß man über seinen Werth schon etwas Bestimmtes aussprechen dürfte. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, sind übrigens nicht schlecht. Unlängst habe ich dort, in der Nachbarschaft der Bastille, ein Drama aufführen sehen, welches den Namen dieses Gefängnisses trägt, und sehr ergreifende Stellen enthielt. Die Heldin, wie sich von selbst versteht, ist die Gemahlin des Gouverneurs der Bastille und entflieht mit einem Staatsgefangenen. Auch ein gutes Lustspiel sah ich dort aufführen, welches den Titel führt: mariez vous donc! und die Schicksale

eines Ehemanns veranſchaulicht, der keine vornehme Convenienz-Ehe ſchließen wollte, ſondern ein ſchönes Mädchen aus dem Volke heirathet. Der Vetter wird ihr Liebhaber, die Schwiegermutter bildet mit dieſem und der getreuen Gemahlin die Hausopposition gegen den Ehemann, den ihr Luxus und die ſchlechte Wirthſchaft in Armuth ſtürzen. Um den Lebensunterhalt für ſeine Familie zu gewinnen, muß der Unglückliche endlich an der Barriere eine Tanzbude für Lumpengeſindel eröffnen. Wenn die Quadrille nicht vollzählig iſt, läßt er ſein ſiebenjähriges Söhnchen mittanzen, und das Kind weiß ſchon ſeine Pas mit den liederlichſten Pantomimen des Chahüts zu variiren. So findet ihn ein Freund, und während der arme Mann, mit der Violine in der Hand, fiedelnd und ſpringend die Touren angibt, findet er manchmal eine Zwiſchenpauſe, wo er dem Ankömmling ſeine Eheſtandsnöthen erzählen kann. Es gibt nichts Schmerzlicheres, als der Contraſt der Erzählung und der gleichzeitigen Beſchäftigung des Erzählers, der ſeine Leidensgeſchichte oft unterbrechen muß, um mit einem chassez! oder en avant deux! in die Tanzreihen einzuſpringen und mitzutanzen. Die Tanzmuſik, die melodramatiſch jenen Eheſtandsgeſchichten als Accompagnement dient, dieſe ſonſt ſo heiteren Töne, ſchneiden einem hier ironiſch gräßlich ins Herz. Ich habe nicht in das Gelächter der Zuſchauer einſtimmen können. Gelacht habe ich nur über den Schwiegervater, einen alten Trunkenbold, der all ſein Hab und Gut verſchluckt und endlich betteln gehen muß. Aber er bettelt höchſt humoriſtiſch. Er iſt ein dicker Faulwanſt mit einem rothverſoffenen Geſichte, und an einem Seile führt er einen räudigen, blinden Hund, welchen er ſeinen Beliſar nennt. Der Menſch, behauptet er, ſei undankbar gegen die Hunde, die den blinden Menſchen ſo oft als getreue Führer dienten; er aber wolle dieſen Beſtien ihre Menſchenliebe vergelten, und er diene jetzt als Führer ſeinem armen Beliſar, ſeinem blinden Hund.

Ich habe ſo herzlich gelacht, daß die Umſtehenden mich gewiß für den Chatouilleur des Theaters hielten.

Wiſſen Sie, was ein Chatouilleur iſt? Ich ſelber kenne die Bedeutung dieſes Wortes erſt ſeit Kurzem, und verdanke dieſe Belehrung meinem Barbier, deſſen Bruder als Chatouilleur bei einem Boulevardstheater angeſtellt iſt. Er wird nämlich dafür bezahlt, daß er bei der Vorſtellung von Luſtſpielen, jedesmal wenn ein guter Witz geriſſen wird, laut lacht und die Lachluſt des Publikums aufreizt. Dieſes iſt ein ſehr wichtiges Amt, und der Succes von vielen Luſtſpielen hängt davon ab. Denn manchmal ſind die guten Witze ſehr ſchlecht, und das Publikum würde durchaus nicht lachen, wenn nicht der Chatouilleur die Kunſt verſtände, durch allerlei Modulationen ſeines Lachens, vom leiſeſten Kichern bis zum herzlichſten Wonnegrunzen, das Mitgelächter der Menge zu erzwingen. Das Lachen hat einen epidemiſchen Charakter wie

das Gähnen, und ich empfehle Ihnen für die deutsche Bühne die Einführung eines Chatouilleurs, eines Vorlachers. Vorgähner besitzen Sie dort gewiß genug. Aber es ist nicht leicht, jenes Amt zu verrichten, und wie mir mein Barbier versichert, es gehört viel Talent dazu. Sein Bruder übt es jetzt schon seit fünfzehn Jahren, und brachte es darin zu einer solchen Virtuosität, daß er nur einen einzigen seiner feineren, halbgedämpften, halbentschlüpften Fistellaute anzuschlagen braucht, um die Menge in ein volles Jauchzen ausbrechen zu lassen. Er ist ein Mann von Talent, setzte mein Barbier hinzu, und er verdient mehr Geld als ich; denn außerdem ist er noch als Leidtragender bei den Pompes-Funebres angestellt, und er hat des Morgens oft fünf bis sechs Leichenzüge, wo er, in seiner rabenschwarzen Trauerkleidung mit weißem Taschentuch und betrübtem Gesichte, so weinerlich aussehen kann, daß man schwören sollte, er folge dem Sarge seines eigenen Vaters.

Wahrlich, lieber Lewald, ich habe Respekt vor dieser Vielseitigkeit, doch wäre ich auch derselben fähig, für alles Geld in der Welt möchte ich nicht die Aemter dieses Mannes übernehmen. Denken Sie sich, wie schrecklich es ist, an einem Frühlingsmorgen, wenn man eben seinen vergnügten Kaffe getrunken und die Sonne einem froh ins Herz lacht, schon gleich eine Leichenbittermiene vorzunehmen, und Thränen zu vergießen für irgend einen abgeschiedenen Gewürzkrämer, den man vielleicht gar nicht kennt, und dessen Tod einem nur erfreulich sein kann, weil er dem Leidtragenden sieben Francs und zehn Sous einträgt. Und dann, wenn man sechsmal vom Kirchhofe zurückgekehrt und todtmüde und sterbensverdrießlich und ernsthaft ist, soll man noch den ganzen Abend lachen über alle schlechten Witze, die man schon so oft belacht hat, lachen mit dem ganzen Gesichte, mit jeder Muskel, mit allen Krämpfen des Leibes und der Seele, um ein blasirtes Parterre zum Mitgelächter zu stimuliren ... Das ist entsetzlich! Ich möchte lieber König von Frankreich sein.

Neunter Brief.

Aber was ist die Musik? Diese Frage hat mich gestern Abend vor dem Einschlafen Stundenlang beschäftigt. Es hat mit der Musik eine wunderliche Bewandtniß; ich möchte sagen, sie ist ein Wunder. Sie steht zwischen Gedanken und Erscheinung; als dämmernde Vermittlerin steht sie zwischen Geist und Materie; sie ist Beiden verwandt und doch von Beiden verschieden: sie ist Geist, aber Geist, welcher eines Zeitmaaßes bedarf; sie ist Materie, aber Materie, die des Raumes entbehren kann.

Wir wissen nicht, was Musik ist. Aber was gute Musik ist, das wissen wir, und noch besser wissen wir, was schlechte Musik ist; denn von Letzterer ist

uns eine größere Menge zu Ohren gekommen. Die musikalische Kritik kann sich nur auf Erfahrung, nicht auf eine Syntheſe stützen; sie sollte die musikalischen Werke nur nach ihren Aehnlichkeiten klassificiren und den Eindruck, den sie auf die Gesammtheit hervorgebracht, als Maaßstab annehmen.

Nichts ist unzulänglicher, als das Theoretisiren in der Musik; hier giebt es freilich Gesetze, mathematisch bestimmte Gesetze, aber diese Gesetze sind nicht die Musik, sondern ihre Bedingnisse, wie die Kunst des Zeichnens und die Farbenlehre, oder gar Palett und Pinsel nicht die Malerei sind, sondern nur nothwendige Mittel. Das Wesen der Musik ist Offenbarung, es läßt sich keine Rechenschaft davon geben, und die wahre musikalische Kritik ist eine Erfahrungswissenschaft.

Ich kenne nichts Unerquicklicheres, als eine Kritik von Monsieur Fetis, oder von seinem Sohne, Monsieur Foetus, wo a priori, aus letzten Gründen, einem musikalischen Werke sein Werth ab- und zuraisonnirt wird. Dergleichen Kritiken, abgefaßt in einem gewissen Argot und gespickt mit technischen Ausdrücken, die nicht der allgemein gebildeten Welt, sondern nur den executirenden Künstlern bekannt sind, geben jenem leeren Gewäsche ein gewisses Ansehen bei der großen Menge. Wie mein Freund Detmold, in Beziehung auf die Malerei, ein Handbuch geschrieben hat, wodurch man in zwei Stunden zur Kunstkennerschaft gelangt, so sollte Jemand ein ähnliches Büchlein in Beziehung auf die Musik schreiben, und, durch ein ironisches Vokabular der musikalischen Kritikphrasen und des Orchesterjargons, dem hohlen Handwerke eines Fetis und eines Foetus ein Ende machen. Die beste Musikkritik, die einzige, die vielleicht Etwas beweist, hörte ich voriges Jahr in Marseille an der Table-d'hôte, wo zwei Commis-Voyageurs über das Tagesthema, ob Rossini oder Meyerbeer der größere Meister sei, disputirten. Sobald der Eine dem Italiener die höchste Vortrefflichkeit zusprach, opponirte der Andere, aber nicht mit trockenen Worten, sondern er trillerte einige besonders schöne Melodien aus Robert le Diable. Hierauf wußte der Erstere nicht schlagender zu repartiren, als indem er eifrig einige Fetzen aus dem Barbiere de Siviglia entgegensang, und so trieben sie es Beide während der ganzen Tischzeit; statt eines lärmenden Austausches von nichtssagenden Redensarten gaben sie uns die köstlichste Tafelmusik, und am Ende mußte ich gestehen, daß man über Musik entweder gar nicht oder nur auf diese realistische Weise disputiren sollte.

Sie merken, theurer Freund, daß ich sie mit keinen herkömmlichen Phrasen in Betreff der Oper belästigen werde. Doch bei Besprechung der französischen Bühne kann ich letztere nicht ganz unerwähnt lassen. Auch keine vergleichende Diskussion über Rossini und Meyerbeer, in gewöhnlicher Weise, haben Sie von mir zu befürchten. Ich beschränke mich darauf, Beide zu lieben, und keinen von Beiden liebe ich auf Unkosten des Anderen. Wenn ich mit Ersterem

vielleicht mehr noch als mit Letzterem sympathisire, so ist das nur ein Privatgefühl, keineswegs ein Anerkenntniß größeren Werthes. Vielleicht sind es eben Untugenden, welche manchen entsprechenden Untugenden in mir selber so wahlverwandt anklingen. Von Natur neige ich mich zu einem gewissen Dolce far niente, und ich lagere mich gern auf blumige Rasen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daß ich aus dieser gemächlichen Träumerei sehr oft durch harte Rippenstöße des Schicksals geweckt wurde, ich mußte gezwungenerweise Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich schlug mich trotz den Tapfersten . . . Aber ich weiß nicht wie ich mich ausdrücken soll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewisse Abgeschiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wußte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtroß auch noch so rüstig tummelte und mit dem Schwert auch noch so gnadenlos auf die Feinde einhieb, so erfaßte mich doch nie das Fieber oder die Lust, oder die Angst der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, daß die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichtesten Gedränge des Parteikriegs mich herumschlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht. Einem solchen Menschen muß Rossini besser zusagen als Meyerbeer, und doch zu gewissen Zeiten wird er der Musik des Letzteren, wo nicht sich ganz hingeben, doch gewiß enthusiastisch huldigen. Denn auf den Wogen Rossinischer Musik schaukeln sich am behaglichsten die individuellen Freuden und Leiden des Menschen; Liebe und Haß, Zärtlichkeit und Sehnsucht, Eifersucht und Schmollen, Alles ist hier das isolirte Gefühl eines Einzelnen. Charakteristisch ist daher in der Musik Rossini's das Vorwalten der Melodie, welche immer der unmittelbare Ausdruck eines isolirten Empfindens ist. Bei Meyerbeer hingegen finden wir die Oberherrschaft der Harmonie; in dem Strome der harmonischen Massen verklingen, ja ersäufen die Melodien, wie die besonderen Empfindungen des einzelnen Menschen untergehen in dem Gesammtgefühl eines ganzen Volkes, und in diese harmonischen Ströme stürzt sich gern unsere Seele, wenn sie von den Leiden und Freuden des ganzen Menschengeschlechts erfaßt wird und Partei ergreift für die großen Fragen der Gesellschaft. Meyerbeers Musik ist mehr social als individuell; die dankbare Gegenwart, die ihre inneren und äußeren Fehden, ihren Gemüthszwiespalt und ihren Willenskampf, ihre Noth und ihre Hoffnung in seiner Musik wieder findet, feiert ihre eigene Leidenschaft und Begeisterung, während sie dem großen Maestro applaudirt. Rossini's Musik war angemessener für die Zeit der Restauration, wo, nach großen Kämpfen und Enttäuschungen, bei den blasirten Menschen der Sinn für ihre großen

Gesammtinteressen in den Hintergrund zurückweichen mußte, und die Gefühle der Ichheit wieder in ihre legitimen Rechte eintreten konnten. Nimmermehr würde Rossini während der Revoluzion und dem Empire seine große Popularität erlangt haben. Robespierre hätte ihn vielleicht antipatriotischer, moderantistischer Melodien angeklagt, und Napoleon hätte ihn gewiß nicht als Capellmeister angestellt bei der großen Armee, wo er einer Gesammtbegeisterung bedurfte . . . Armer Schwan von Pesaro! der gallische Hahn und der kaiserliche Adler hätten dich vielleicht zerrissen, und geeigneter als die Schlachtfelder der Bürgertugend und des Ruhmes war für dich ein stiller See, an dessen Ufer die zahmen Lilien dir friedlich nickten, und wo du ruhig auf und ab rudern konntest, Schönheit und Lieblichkeit in jeder Bewegung! Die Restauration war Rossini's Triumphzeit, und sogar die Sterne des Himmels, die damals Feierabend hatten und sich nicht mehr um das Schicksal der Völker bekümmerten, lauschten ihm mit Entzücken. Die Julusrevoluzion hat indessen im Himmel und auf Erden eine große Bewegung hervorgebracht, Sterne und Menschen, Engel und Könige, ja der liebe Gott selbst, wurden ihrem Friedenszustand entrissen, haben wieder viel Geschäfte, haben eine neue Zeit zu ordnen, haben weder Muße noch hinlängliche Seelenruhe, um sich an den Melodien des Privatgefühls zu ergötzen, und nur wenn die großen Chöre von Robert le Diable oder gar der Hugenotten harmonisch grollen, harmonisch jauchzen, harmonisch schluchzen, horchen ihre Herzen, und schluchzen, jauchzen und grollen im begeisterten Einklang.

Dieses ist vielleicht der letzte Grund jenes unerhörten, kolossalen Beifalls, dessen sich die zwei großen Opern von Meyerbeer in der ganzen Welt erfreuen. Er ist der Mann seiner Zeit, und die Zeit, die immer ihre Leute zu wählen weiß, hat ihn tumultuarisch auf's Schild gehoben, und proklamirt seine Herrschaft und hält mit ihm ihren fröhlichen Einzug. Es ist eben keine behagliche Position, solcher Weise im Triumph getragen zu werden: durch Ungeschick oder Ungeschicklichkeit eines einzigen Schildhalters kann man in ein bedenkliches Wackeln gerathen, wo nicht gar stark beschädigt werden; die Blumenkränze, die Einem an den Kopf fliegen, können zuweilen mehr verletzen als erquicken, wo nicht gar besudeln, wenn sie aus schmutzigen Händen kommen; und die Ueberlast der Lorbeeren kann Einem gewiß viel Angstschweiß auspressen . . . Rossini, wenn er solchem Zuge begegnet, lächelt überaus ironisch mit seinen feinen, italienischen Lippen, und er klagt dann über seinen schlechten Magen, der sich täglich verschlimmere, so daß er gar nichts mehr essen könne.

Das ist hart, denn Rossini war immer einer der größten Gourmands. Meyerbeer ist just das Gegentheil; wie in seiner äußeren Erscheinung, so ist er auch in seinen Genüssen die Bescheidenheit selbst. Nur wenn er Freunde geladen hat, findet man bei ihm einen guten Tisch. Als ich einst à la for-

tane du pot bei ihm ſpeiſen wollte, fand ich ihn bei einem ärmlichen Gerichte Stockfiſche, welches ſein ganzes Diner ausmachte; wie natürlich, ich behauptete, ſchon geſpeist zu haben.

Manche haben behauptet, er ſei geizig. Dieſes iſt nicht der Fall. Er iſt nur geizig in Ausgaben, die ſeine Perſon betreffen. Für Andere iſt er die Freigebigkeit ſelbſt, und beſonders unglückliche Landsleute haben ſich derſelben bis zum Mißbrauch erfreut. Wohlthätigkeit iſt eine Haustugend der Meyerbeer'ſchen Familie, beſonders der Mutter, welcher ich alle Hülfsbedürftigen, und nie ohne Erfolg, auf den Hals jage. Dieſe Frau iſt aber auch die glücklichſte Mutter, die es auf der Welt giebt. Ueberall umklingt ſie die Herrlichkeit ihres Sohnes, wo ſie geht und ſteht, flattern ihr einige Fetzen von ſeiner Muſik um die Ohren, überall glänzt ihr ſein Ruhm entgegen, und gar in der Oper, wo ein ganzes Publikum ſeine Begeiſterung für Giacomo in dem brauſendſten Beifall ausſpricht, da bebt ihr Mutterherz vor Entzückungen, die wir kaum ahnen mögen. Ich kenne in der ganzen Weltgeſchichte nur eine Mutter, die ihr zu vergleichen wäre, das iſt die Mutter des heiligen Boromäus, die noch bei ihren Lebzeiten ihren Sohn kanoniſirt ſah, und in der Kirche, nebſt Tauſenden von Gläubigen, vor ihm knien und zu ihm beten konnte.

Meyerbeer ſchreibt jetzt eine neue Oper, welcher ich mit großer Neugier entgegen ſehe. Die Entfaltung dieſes Genius iſt für mich ein höchſt merkwürdiges Schauſpiel. Mit Intereſſe folge ich den Phaſen ſeines muſikaliſchen, wie ſeines perſönlichen Lebens, und beobachtete die Wechſelwirkungen, die zwiſchen ihm und ſeinem europäiſchen Publikum ſtattfinden. Es ſind jetzt zehn Jahre, daß ich ihm zuerſt in Berlin begegnete, zwiſchen dem Univerſitätsgebäude und der Wachtſtube, zwiſchen der Wiſſenſchaft und der Trommel, und er ſchien ſich in dieſer Stellung ſehr beklemmt zu fühlen. Ich erinnere mich, ich traf ihn in der Geſellſchaft des Dr. Marx, welcher damals zu einer gewiſſen muſikaliſchen Regence gehörte, die während der Minderjährigkeit eines gewiſſen jungen Genies, das man als legitimen Thronfolger Mozarts betrachtete, beſtändig dem Sebaſtian Bach huldigte. Der Enthuſiasmus für Sebaſtian Bach ſollte aber nicht bloß jenes Interregnum ausfüllen, ſondern auch die Reputation von Roſſini vernichten, den die Regence am meiſten fürchtete und alſo auch am meiſten haßte. Meyerbeer galt damals für einen Nachahmer Roſſini's, und der Dr. Marx behandelte ihn mit einer gewiſſen Herablaſſung, mit einer leutſeligen Oberhoheitsmiene, worüber ich jetzt herzlich lachen muß. Der Roſſinismus war damals das große Verbrechen Meyerbeers; er war noch weit entfernt von der Ehre, um ſeiner ſelbſt willen angefeindet zu werden. Er enthielt ſich auch wohlweislich aller Anſprüche, und als ich ihm erzählte, mit welchem Enthuſiasmus ich jüngſt in Italien ſeinen Cruciato aufführen ſehen, lächelte er mit launiger Wehmuth und ſagte: „Sie

compromittiren ſich, wenn Sie mich armen Italiener hier in Berlin loben, in der Hauptſtadt von Sebaſtian Bach!“

Meyerbeer war in der That damals ganz ein Nachahmer der Italiener geworden. Der Mißmuth gegen den feuchtkalten, verſtandeswitzigen, farbloſen Berlinianismus hatte frühzeitig eine natürliche Reaktion in ihm hervorgebracht; er entſprang nach Italien, genoß fröhlich ſeines Lebens, ergab ſich dort ganz ſeinen Privatgefühlen, und componirte dort jene köſtlichen Opern, worin der Roſſinismus mit der ſüßeſten Uebertreibung geſteigert iſt; hier iſt das Gold noch übergüldet und die Blume mit noch ſtärkeren Wohldüften parfümirt. Das war die glücklichſte Zeit Meyerbeers; er ſchrieb im vergnügten Rauſche der italieniſchen Sinnenluſt, und im Leben wie in der Kunſt pflückte er die leichteſten Blumen.

Aber dergleichen konnte einer deutſchen Natur nicht lange genügen. Ein gewiſſes Heimweh nach dem Ernſte des Vaterlandes ward in ihm wach: während er unter welſchen Myrthen lagerte, beſchlich ihn die Erinnerung an die geheimnißvollen Schauer deutſcher Eichenwälder; während ſüdliche Zephyre ihn umkoſten, dachte er an die dunklen Choräle des Nordwinds: — es ging ihm vielleicht gar wie der Frau von Sevigné, die, als ſie neben einer Orangerie wohnte und beſtändig von lauter Orangenblüthen umduftet war, ſich am Ende nach dem ſchlechten Geruche einer geſunden Miſtkarre zu ſehnen begann... Kurz, eine neue Reaktion fand ſtatt, Signor Giacomo ward plötzlich wieder ein Deutſcher und ſchloß ſich wieder an Deutſchland, nicht an das alte, morſche, abgelebte Deutſchland des engbrüſtigen Spießbürgerthums, ſondern an das junge, großmüthige, weltfreie Deutſchland einer neuen Generation, die alle Fragen der Menſchheit zu ihren eigenen gemacht hat, und die, wenn auch nicht immer auf ihrem Banner, doch deſto unauslöſchlicher in ihrem Herzen, die großen Menſchheitsfragen eingeſchrieben trägt.

Bald nach der Julirevolution trat Meyerbeer vor das Publikum mit einem Werke, das während den Wehen jener Revolution ſeinem Geiſte entſproſſen, mit Robert le Diable, dem Helden, der nicht genau weiß, was er will, der beſtändig mit ſich ſelber im Kampfe liegt, ein treues Bild des moraliſchen Schwankens damaliger Zeit, einer Zeit, die ſich zwiſchen Tugend und Laſter ſo qualvoll unruhig bewegte, in Beſtrebungen und Hinderniſſen ſich aufrieb, und nicht immer genug Kraft beſaß, den Anfechtungen Satans zu widerſtehen! Ich liebe keineswegs dieſe Oper, dieſes Meiſterwerk der Zagheit, ich ſage der Zagheit, nicht bloß in Betreff des Stoffes, ſondern auch der Exekution, indem der Componiſt ſeinem Genius noch nicht traut, noch nicht wagt, ſich dem ganzen Willen deſſelben hinzugeben, und der Menge zitternd dient, ſtatt ihr unerſchrocken zu gebieten. Man hat damals Meyerbeer mit Recht ein ängſtliches Genie genannt; es mangelte ihm der ſiegreiche Glaube an ſich

ſelbſt, er zeigte Furcht vor der öffentlichen Meinung, der kleinſte Tadel erſchreckte ihn, er ſchmeichelte allen Launen des Publikums, und gab links und rechts die eifrigſten Poignées de main, als habe er auch in der Muſik die Volksſouverainetät anerkannt und begründe ſein Regiment auf Stimmenmehrheit, im Gegenſatze zu Roſſini, der als König von Gottes Gnaden im Reiche der Tonkunſt abſolut herrſchte. Dieſe Aengſtlichkeit hat ihn im Leben noch nicht verlaſſen; er iſt noch immer beſorgt um die Meinung des Publikums, aber der Erfolg von Robert le Diable bewirkte glücklicherweiſe, daß er von jener Sorge nicht beläſtigt wird, während er arbeitet, daß er mit weit mehr Sicherheit componirt, daß er den großen Willen ſeiner Seele in ihren Schöpfungen hervortreten läßt. Und mit dieſer erweiterten Geiſtesfreiheit ſchrieb er die Hugenotten, worin aller Zweifel verſchwunden, der innere Selbſtkampf aufgehört und der äußere Zweikampf angefangen hat, deſſen koloſſale Geſtaltung uns in Erſtaunen ſetzt. Erſt durch dieſes Werk gewann Meyerbeer ſein unſterbliches Bürgerrecht in der ewigen Geiſterſtadt, im himmliſchen Jeruſalem der Kunſt. In den Hugenotten offenbart ſich endlich Meyerbeer ohne Scheu; mit unerſchrockenen Linien zeichnete er hier ſeinen ganzen Gedanken, und Alles, was ſeine Bruſt bewegte, wagte er auszuſprechen in ungezügelten Tönen.

Was dieſes Werk ganz beſonders auszeichnet, iſt das Gleichmaaß, das zwiſchen dem Enthuſiasmus und der artiſtiſchen Vollendung ſtattfindet, oder, um mich beſſer auszudrücken, die gleiche Höhe, welche darin die Paſſion und die Kunſt erreichen; der Menſch und der Künſtler haben hier gewetteifert, und wenn jener die Sturmglocke der wildeſten Leidenſchaften anzieht, weiß dieſer die rohen Naturtöne zum ſchauerlich ſüßeſten Wohllaut zu verklären. Während die große Menge ergriffen wird von der inneren Gewalt, von der Paſſion der Hugenotten, bewundert der Kunſtverſtändige die Meiſterſchaft, die ſich in den Formen bekundet. Dieſes Werk iſt ein gothiſcher Dom, deſſen himmelſtrebender Pfeilerbau und koloſſale Kuppel von der kühnen Hand eines Rieſen aufgepflanzt zu ſein ſcheinen, während die unzähligen, zierlich feinen Feſtons, Roſacen und Arabesken, die wie ein ſteinerner Spitzenſchleier darüber ausgebreitet ſind, von einer unermüdlichen Zwergsgeduld Zeugniß geben. Rieſe in der Conception und Geſtaltung des Ganzen, Zwerg in der mühſeligen Ausführung der Einzelheiten, iſt uns der Baumeiſter der Hugenotten eben ſo unbegreiflich, wie die Compoſitoren der alten Dome. Als ich jüngſt mit einem Freunde vor der Kathedrale zu Amiens ſtand, und mein Freund dieſes Monument von felſenthürmender Rieſenkraft und unermüdlich ſchnitzelnder Zwergsgeduld mit Schrecken und Mitleiden betrachtete, und mich endlich frug: wie es komme, daß wir heut zu Tage keine ſolchen Bauwerke mehr zu Stande bringen? antwortete ich ihm: „Theurer Alphonſe, die Menſchen in jener

alten Zeit hatten Ueberzeugungen, wir Neueren haben nur Meinungen, und es gehört etwas mehr als eine bloße Meinung dazu, um so einen gothischen Dom aufzurichten."

Das ist es. Meyerbeer ist ein Mann der Ueberzeugung. Dieses bezieht sich aber nicht eigentlich auf die Tagesfragen der Gesellschaft, obgleich auch in diesem Betracht bei Meyerbeer die Gesinnungen fester begründet stehen, als bei anderen Künstlern. Meyerbeer, den die Fürsten dieser Erde mit allen möglichen Ehrenbezeugungen überschütten, und der auch für diese Auszeichnungen so viel Sinn hat, trägt doch ein Herz in der Brust, welches für die heiligsten Interessen der Menschheit glüht, und unumwunden gesteht er seinen Cultus für die Helden der Revoluzion. Es ist ein Glück für ihn, daß manche nordischen Behörden keine Musik verstehen, sie würden sonst in den Hugenotten nicht blos einen Parteikampf zwischen Protestanten und Katholiken erblicken. Aber dennoch sind seine Ueberzeugungen nicht eigentlich politischer und noch weniger religiöser Art. Die eigentliche Religion Meyerbeers ist die Religion Mozarts, Glucks, Beethovens, es ist die Musik; nur an diese glaubt er, nur in diesem Glauben findet er seine Seligkeit und lebt er mit einer Ueberzeugung, die den Ueberzeugungen früherer Jahrhunderte ähnlich ist an Tiefe, Leidenschaft und Ausdauer. Ja, ich möchte sagen, er ist Apostel dieser Religion. Wie mit apostolischem Eifer und Drang behandelt er Alles, was seine Musik betrifft. Während andere Künstler zufrieden sind, wenn sie etwas Schönes geschaffen haben, ja nicht selten alles Interesse für ihr Werk verlieren, so bald es fertig ist: so beginnt im Gegentheil bei Meyerbeer die größere Kindesnoth erst nach der Entbindung, er giebt sich alsdann nicht zufrieden, bis die Schöpfung seines Geistes sich auch glänzend dem übrigen Volke offenbart, bis das ganze Publikum von seiner Musik erbaut wird, bis seine Oper in alle Herzen die Gefühle gegossen, die er der ganzen Welt predigen will, bis er mit der ganzen Menschheit kommunizirt hat. Wie der Apostel, um eine einzige verlorene Seele zu retten, weder Mühe noch Schmerzen achtet, so wird auch Meyerbeer, erfährt er, daß irgend Jemand seine Musik verläugnet, ihm unermüdlich nachstellen, bis er ihn zu sich bekehrt hat; und das einzige gerettete Lamm, und sei es auch die unbedeutendste Feuilletonistenseele, ist ihm dann lieber als die ganze Heerde von Gläubigen, die ihn immer mit orthodoxer Treue verehrten.

Die Musik ist die Ueberzeugung von Meyerbeer, und das ist vielleicht der Grund aller jener Aengstlichkeiten und Bekümmernisse, die der große Meister so oft an den Tag legt, und die uns nicht selten ein Lächeln entlocken. Man muß ihn sehen, wenn er eine neue Oper einstudirt; er ist dann der Plagegeist aller Musiker und Sänger, die er mit unaufhörlichen Proben quält. Nie kann er sich ganz zufrieden geben, ein einziger falscher Ton im Orchester ist

ihm ein Dolchſtich, woran er zu ſterben glaubt. Dieſe Unruhe verfolgt ihn noch lange, wenn die Oper bereits aufgeführt und mit Beifallsrauſch empfangen worden. Er ängſtigt ſich dann noch immer, und ich glaube, er giebt ſich nicht eher zufrieden, als bis einige Tauſend Menſchen, die ſeine Oper gehört und bewundert haben, geſtorben und begraben ſind; bei dieſen wenigſtens hat er keinen Abfall zu befürchten, dieſe Seelen ſind ihm ſicher. An den Tagen, wo ſeine Oper gegeben wird, kann es ihm der liebe Gott nie recht machen; regnet es und iſt es kalt, ſo fürchtet er, daß Mademoiſelle Falcon den Schnupfen bekomme, iſt hingegen der Abend hell und warm, ſo fürchtet er, daß das ſchöne Wetter die Leute ins Freie locken und das Theater leer ſtehen möchte. Nichts iſt der Peinlichkeit zu vergleichen, womit Meyerbeer, wenn ſeine Muſik endlich gedruckt wird, die Correktur beſorgt; dieſe unermüdliche Verbeſſerungsſucht während der Correktur iſt bei den Pariſer Künſtlern zum Sprichwort geworden. Aber man bedenke, daß ihm die Muſik über Alles theuer iſt, theurer gewiß als ſein Leben. Als die Cholera in Paris zu wüthen begann, beſchwor ich Meyerbeer, ſo ſchleunig als möglich abzureiſen; aber er hatte noch für einige Tage Geſchäfte, die er nicht hintenan ſetzen konnte, er hatte mit einem Italiener das italieniſche Libretto für Robert le Diable zu arrangiren.

Weit mehr als Robert le Diable ſind die Hugenotten ein Werk der Ueberzeugung, ſowohl in Hinſicht des Inhalts als der Form. Wie ich ſchon bemerkt habe, während die große Menge vom Inhalt hingeriſſen wird, bewundert der ſtillere Betrachter die ungeheuren Fortſchritte der Kunſt, die neuen Formen, die hier hervortreten. Nach dem Ausſpruch der competenteſten Richter müſſen jetzt alle Muſiker, die für die Oper ſchreiben wollen, vorher die Hugenotten ſtudiren. In der Inſtrumentation hat es Meyerbeer am weiteſten gebracht. Unerhört iſt die Behandlung der Chöre, die ſich hier wie Individuen ausſprechen und aller opernhaften Herkömmlichkeit entäußert haben. Seit dem Don Juan gibt es gewiß keine größere Erſcheinung im Reiche der Tonkunſt, als jener vierte Akt der Hugenotten, wo auf die grauenhaft erſchütternde Scene der Schwerterweihe, der eingeſegneten Mordluſt, noch ein Duo geſetzt iſt, das jenen erſten Effekt noch überbietet; ein koloſſales Wagniß, das man dem ängſtlichen Genie kaum zutrauen ſollte, deſſen Gelingen aber eben ſo ſehr unſer Entzücken wie unſere Verwunderung erregt. Was mich betrifft, ſo glaube ich, daß Meyerbeer dieſe Aufgabe nicht durch Kunſtmittel gelöst hat, ſondern durch Naturmittel, indem jenes famoſe Duo eine Reihe von Gefühlen ausſpricht, die vielleicht nie, oder wenigſtens nie mit ſolcher Wahrheit, in einer Oper hervorgetreten, und für welche dennoch in den Gemüthern der Gegenwart die wildeſten Sympathien auflodern. Was mich betrifft, ſo geſtehe ich, daß nie bei einer Muſik mein Herz ſo ſtürmiſch pochte, wie bei dem vierten Akte der Hugenotten, daß ich aber dieſem Akte und ſeinen Aufre-

gungen aus dem Wege gehe und mit weit größerem Vergnügen dem zweiten Akte beiwohne. Dieser ist ein Idyll, das an Lieblichkeit und Grazie den romantischen Lustspielen von Shakespeare, vielleicht aber noch mehr dem Amynta von Tasso ähnlich ist. In der That, unter den Rosen der Freude lauscht darin eine sanfte Schwermuth, die an den unglücklichen Hofdichter von Ferrara erinnert. Es ist mehr die Sehnsucht nach der Heiterkeit, als die Heiterkeit selbst, es ist kein herzliches Lachen, sondern ein Lächeln des Herzens, eines Herzens, welches heimlich krank ist und von Gesundheit nur träumen kann. Wie kommt es, daß ein Künstler, dem von der Wiege an alle blutsaugenden Lebens-Sorgen abgewedelt worden, der, geboren im Schooße des Reichthums, gehätschelt von der ganzen Familie, die allen seinen Neigungen bereitwillig, ja enthusiastisch fröhnte, weit mehr als irgend ein sterblicher Künstler zum Glück berechtigt war, — wie kommt es, daß Dieser dennoch jene ungeheuren Schmerzen erfahren hat, die uns aus seiner Musik entgegenseufzen und schluchzen? Denn was er nicht selber empfindet, kann der Musiker nicht so gewaltig, nicht so erschütternd aussprechen. Es ist sonderbar, daß der Künstler, dessen materielle Bedürfnisse befriedigt sind, desto unleidlicher von moralischen Drangsalen heimgesucht wird! Aber das ist ein Glück für das Publikum, das den Schmerzen des Künstlers seine idealsten Freuden verdankt. Der Künstler ist jenes Kind, wovon das Volksmährchen erzählt, daß seine Thränen lauter Perlen sind. Ach! die böse Stiefmutter, die Welt, schlägt das arme Kind um so unbarmherziger, damit es nur recht viele Perlen weine!

Man hat die Hugenotten, mehr noch als Robert le Diable, eines Mangels an Melodien zeihen wollen. Dieser Vorwurf beruht auf einem Irrthum: „Vor lauter Wald sieht man die Bäume nicht!“ Die Melodie ist hier der Harmonie untergeordnet, und bereits, bei einer Vergleichung mit der Musik Rossini's, worin das umgekehrte Verhältniß stattfindet, habe ich angedeutet, daß es diese Vorherrschaft der Harmonie ist, welche die Musik von Meyerbeer als eine menschheitlich bewegte, gesellschaftlich moderne Musik charakterisirt. An Melodien fehlt es ihr wahrlich nicht, nur dürfen diese Melodien nicht störsam schroff, ich möchte sagen egoistisch, hervortreten, sie dürfen nur dem Ganzen dienen, sie sind disciplinirt, statt daß bei den Italienern die Melodien isolirt, ich möchte fast sagen außergesetzlich, sich geltend machen, ungefähr wie ihre berühmten Banditen. Man merkt es nur nicht; mancher gemeine Soldat schlägt sich in einer großen Schlacht eben so gut, wie der Calabrese, der einsame Raubheld, dessen persönliche Tapferkeit uns weniger überraschen würde, wenn er unter regulären Truppen, in Reih und Glied, sich schlüge. Ich will einer Vorherrschaft der Melodie bei Leibe ihr Verdienst nicht absprechen, aber bemerken muß ich, als eine Folge derselben sehen wir in Italien jene Gleichgültigkeit gegen das Ensemble der Oper, gegen die Oper als geschlossenes

Kunstwerk, die sich so naiv äußert, daß man in den Logen, während keine Bravourpartien gesungen werden, Gesellschaft empfängt, ungenirt plaudert, wo nicht gar Karten spielt.

Die Vorherrschaft der Harmonie in den Meyerbeerschen Schöpfungen ist vielleicht eine nothwendige Folge seiner weiten, das Reich des Gedankens und der Erscheinungen umfassenden Bildung. Zu seiner Erziehung wurden Schätze verwendet und sein Geist war empfänglich; er ward früh eingeweiht in allen Wissenschaften und unterscheidet sich auch hierdurch von den meisten Musikern, deren glänzende Ignoranz einigermaßen verzeihlich, da es ihnen gewöhnlich an Mitteln und Zeit fehlte, sich außerhalb ihres Faches große Kenntnisse zu erwerben. Das Gelernte ward bei ihm Natur und die Schule der Welt gab ihm die höchste Entwicklung; er gehört zu jener geringen Zahl Deutscher, die selbst Frankreich als Muster der Urbanität anerkennen mußte. Solche Bildungshöhe war vielleicht nöthig, wenn man das Material, das zur Schöpfung der Hugenotten gehörte, zusammenfinden und sicheren Sinnes gestalten wollte. Aber ob nicht was an Weite der Auffassung und Klarheit des Ueberblicks gewonnen ward, an anderen Eigenschaften verloren ging, das ist eine Frage. Die Bildung vernichtet bei dem Künstler jene scharfe Accentuation, jene schroffe Färbung, jene Ursprünglichkeit der Gedanken, jene Unmittelbarkeit der Gefühle, die wir bei rohbegrenzten, ungebildeten Naturen so sehr bewundern.

Die Bildung wird überhaupt immer theuer erkauft und die kleine Blanka hat Recht. Dieses etwa achtjährige Töchterchen von Meyerbeer beneidet den Müßiggang der kleinen Buben und Mädchen, die sie auf der Straße spielen sieht, und äußerte sich jüngst folgendermaßen: „Welch ein Unglück, daß ich gebildete Eltern habe! Ich muß von Morgen bis Abend alles Mögliche auswendig lernen und still sitzen und artig sein, während die ungebildeten Kinder da unten den ganzen Tag glücklich herumlaufen und sich amüsiren können!"

Zehnter Brief.

Außer Meyerbeer besitzt die Academie royale de musique wenige Tondichter, von welchen es der Mühe lohnte ausführlich zu reden. Und dennoch befindet sich die französische Oper in der reichsten Blüthe, oder, um mich richtiger auszudrücken, sie erfreut sich täglich einer guten Recette. Dieser Zustand des Gedeihens begann vor sechs Jahren durch die Leitung des berühmten Herrn Veron, dessen Prinzipien seitdem von dem neuen Direktor, Herrn Düponchel, mit demselben Erfolg angewendet werden. Ich sage Prinzipien, denn

in der That, Herr Veron hatte Prinzipien, Resultate seines Nachdenkens in der Kunstwelt und Wissenschaft, und wie er als Apotheker eine vortreffliche Musik für den Husten erfunden hat, so erfand er als Operndirektor ein Heilmittel gegen die Musik. Er hatte nemlich an sich selber bemerkt, daß ein Schauspiel von Frankoni ihm mehr Vergnügen machte als die beste Oper; er überzeugte sich, daß der größte Theil des Publikums von denselben Empfindungen beseelt sei, daß die meisten Leute aus Convenienz in die große Oper gehen, und nur dann sich dort ergötzen, wenn schöne Dekorationen, Kostüme und Tänze so sehr ihre Aufmerksamkeit fesseln, daß sie die fatale Musik ganz überhören. Der große Veron kam daher auf den genialen Gedanken, die Schaulust der Leute in so hohem Grade zu befriedigen, daß die Musik sie gar nicht mehr geniren kann, daß sie in der großen Oper dasselbe Vergnügen finden wie bei Frankoni. Der große Veron und das große Publikum verstanden sich: Jener wußte die Musik unschädlich zu machen und gab unter dem Titel „Oper" nichts als Pracht- und Spektakelstücke; dieses, das Publikum, konnte mit seinen Töchtern und Gattinnen in die große Oper gehen, wie es gebildeten Ständen ziemt, ohne vor langer Weile zu sterben. Amerika war entdeckt, das Ei stand auf der Spitze, das Opernhaus füllte sich täglich, Frankoni ward überboten und machte Bankrott, und Herr Veron ist seitdem ein reicher Mann. Der Name Veron wird ewig leben in den Annalen der Musik; er hat den Tempel der Göttin verschönert, aber sie selbst zur Thür hinausgeschmissen. Nichts übertrifft den Luxus, der in der großen Oper überhand genommen, und diese ist jetzt das Paradies der Harthörigen.

Der jetzige Direktor folgt den Grundsätzen seines Vorgängers, obgleich er zu der Persönlichkeit desselben den ergötzlich schroffsten Contrast bildet. Haben Sie Herrn Veron jemals gesehen? Im Caffe de Paris oder auf dem Boulevard Coblence ist sie Ihnen gewiß manchmal aufgefallen, diese feiste carikirte Figur, mit dem schief eingedrückten Hute auf dem Kopfe, welcher in einer ungeheuren weißen Cravatte, deren Vatermörder bis über die Ohren reichen, ganz vergraben ist, so daß das rothe, lebenslustige Gesicht mit den kleinen blinzelnden Augen nur wenig zum Vorschein kommt. In dem Bewußtsein seiner Menschenkenntniß und seines Gelingens, wälzt er sich so behaglich, so insolent behaglich einher, umgeben von einem Hofstaate junger, mitunter auch ältlicher Dandys der Literatur, die er gewöhnlich mit Champagner oder schönen Figurantinnen regalirt. Es ist der Gott des Materialismus, und sein geistverhöhnender Blick schnitt mir oft peinigend ins Herz, wenn ich ihm begegnete.

Herr Düponchel ist ein hagerer, gelbblasser Mann, welcher, wo nicht edel, doch vornehm aussieht, immer trist, eine Leichenbittermiene, und Jemand nannte ihn ganz richtig: un deuil perpetuel. Nach seiner äußeren Erschei-

nung würde man ihn eher für den Aufseher des Père la chaise, als für den Direktor der großen Oper halten. Er erinnerte mich immer an den melancholischen Hofnarren Ludwigs XIII. Dieser Ritter von der traurigen Gestalt ist jetzt Maître de plaisir der Pariser und ich möchte ihn manchmal belauschen, wenn er, einsam in seiner Behausung, auf neue Späße sinnt, womit er seinen Souverän, das französische Publikum, ergötzen soll, wenn er, wehmüthig-närrisch das trübe Haupt schüttelt, und das rothe Buch ergreift, um nachzusehen, ob die Taglioni . . .

Sie sehen mich verwundert an? Ja, das ist ein kurioses Buch, dessen Bedeutung sehr schwer mit anständigen Worten zu erklären sein möchte. Nur durch Analogien kann ich mich hier verständlich machen. Wissen Sie, was der Schnupfen der Sängerinnen ist? Ich höre Sie seufzen, und Sie denken wieder an Ihre Märtyrerzeit: die letzte Probe ist überstanden, die Oper ist schon für den Abend angekündigt, da kommt plötzlich die Prima Donna und erklärt, daß sie nicht singen könne, denn sie habe den Schnupfen. Da ist nichts anzufangen, ein Blick gen Himmel, ein ungeheurer Schmerzensblick! und ein neuer Zettel wird gedruckt, worin man einem verehrungswürdigen Publikum anzeigt, daß die Vorstellung der Vestalin, wegen Unpäßlichkeit der Mademoiselle Schnaps, nicht stattfinden könne und statt dessen Rochus Pumpernickel aufgeführt wird. Den Tänzerinnen half es nichts, wenn sie den Schnupfen ansagten, er hinderte sie ja nicht am Tanzen, und sie beneideten lange Zeit die Sängerinnen ob jener rheumatischen Erfindung, womit diese sich zu jeder Zeit einen Feierabend und ihrem Feinde, dem Theaterdirektor einen Leidenstag verschaffen konnten. Sie erflehten daher vom lieben Gott dasselbe Qualrecht, und dieser, ein Freund des Ballets, wie alle Monarchen, begabte sie mit einer Unpäßlichkeit, die an sich selber harmlos, sie dennoch verhindert, öffentlich zu pirouettiren, und die wir, nach der Analogie von thé dansant, den tanzenden Schnupfen nennen möchten. Wenn nun eine Tänzerin nicht auftreten will, hat sie eben so gut ihren unabweisbaren Vorwand, wie die beste Sängerin. Der ehemalige Direktor der großen Oper verwünschte sich oft zu allen Teufeln, wenn die Sylphide gegeben werden sollte, und die Taglioni ihm meldete, sie könne heute keine Flügel und keine Trikothosen anziehen und nicht auftreten, denn sie habe den tanzenden Schnupfen . . . Der große Veron, in seiner tiefsinnigen Weise, entdeckte, daß der tanzende Schnupfen sich von dem singenden Schnupfen der Sängerinnen durch eine gewisse Regelmäßigkeit unterscheide, und seine jedesmalige Erscheinung lange voraus berechnet werden könne: denn der liebe Gott, ordnungsliebend, wie er ist, gab den Tänzerinnen eine Unpäßlichkeit, die im Zusammenhang mit den Gesetzen der Astronomie, der Physik, der Hydraulik, kurz des ganzen Universums steht und folglich kalkulable ist; der Schnupfen der Sängerinnen hingegen ist eine Privaterfindung, eine Er-

findung der Weiberlaune, und folglich inkalkulable. In dieſem Umſtand der Berechenbarkeit der periodiſchen Wiederkehr des tanzenden Schnupfens ſuchte der große Veron eine Abhülfe gegen die Vexationen der Tänzerinnen, und jedesmal, wenn eine derſelben den ihrigen bekam, ward das Datum dieſes Ereigniſſes in ein beſonderes Buch aufgezeichnet, und das iſt das rothe Buch, welches eben Herr Düponchell in Händen hielt, und in welchem er nachrechnen konnte, an welchem Tage die Taglioni . . . Dieſes Buch, welches den Inventionsgeiſt, und überhaupt den Geiſt des ehemaligen Operndirektors, des Herrn Veron, charakteriſirt, iſt gewiß von praktiſcher Nützlichkeit.

Aus den vorhergehenden Bemerkungen werden Sie die gegenwärtige Bedeutung der franzöſiſchen großen Oper begriffen haben. Sie hat ſich mit den Feinden der Muſik ausgeſöhnt, und wie in den Tuilerien iſt der wohlhabende Bürgerſtand auch in die Academie de Muſique eingedrungen, während die vornehme Geſellſchaft das Feld geräumt hat. Die ſchöne Ariſtokratie, dieſe Elite, die ſich durch Rang, Bildung, Geburt, Faſhion und Müßiggang auszeichnet, flüchtete ſich in die italieniſche Oper, in dieſe muſikaliſche Oaſe, wo die großen Nachtigallen der Kunſt noch immer trillern, die Quellen der Melodie noch immer zaubervoll rieſeln, und die Palmen der Schönheit mit ihren ſtolzen Fächern Beifall winken . . . während rings umher eine blaſſe Sandwüſte, eine Sahara der Muſik. Nur noch einzelne gute Conzerte tauchen manchmal hervor in dieſer Wüſte, und gewähren dem Freunde der Tonkunſt eine außerordentliche Labung. Dahin gehörten dieſen Winter die Sonntage des Conſervatoires. Einige Privatſoireen auf der Rue de Bondy, und beſonders die Conzerte von Berlioz und Liſzt. Die beiden letzteren ſind wohl die merkwürdigſten Erſcheinungen in der hieſigen muſikaliſchen Welt; ich ſage die merkwürdigſten, nicht die ſchönſten, nicht die erfreulichſten. Von Berlioz werden wir bald eine Oper erhalten. Das Süjet iſt eine Epiſode aus dem Leben Benvenutos Cellini, der Guß des Perſeus. Man erwartet Außerordentliches, da dieſer Componiſt ſchon Außerordentliches geleiſtet. Seine Geiſtesrichtung iſt das Phantaſtiſche, nicht verbunden mit Gemüth, ſondern mit Sentimentalität; er hat große Aehnlichkeit mit Callot, Gozzi und Hoffmann. Schon ſeine äußere Erſcheinung deutet darauf hin. Es iſt Schade, daß er ſeine ungeheure, antedeluvianiſche Friſur, dieſe aufſträubenden Haare, die über ſeine Stirne, wie ein Wald über eine ſchroffe Felſenwand, ſich erhoben, abſchneiden laſſen; ſo ſah ich ihn zum erſten Male vor ſechs Jahren, und ſo wird er immer in meinem Gedächtniſſe ſtehen. Es war im Conſervatoire de Muſique, und man gab eine große Symphonie von ihm, ein bizarres Nachtſtück, das nur zuweilen erhellt wird von einer ſentimentalweißen Weiberrobe, die darin hin- und herflattert, oder von einem ſchwefelgelben Blitz der Ironie. Das Beſte darin iſt ein Hexenſabbath, wo der Teufel Meſſe lieſt

und die katholiſche Kirchenmuſik mit der ſchauerlichſten, blutigſten Poſſenhaftigkeit parodirt wird. Es iſt eine Farce, wobei alle geheimen Schlangen, die wir im Herzen tragen, freudig emporziſchen. Mein Logennachbar, ein redſeliger junger Mann, zeigte mir den Componiſten, welcher ſich, am äußerſten Ende des Saales, in einem Winkel des Orcheſters befand, und die Pauke ſchlug. Denn die Pauke iſt ſein Inſtrument. „Sehen Sie in der Avantſcene," ſagte mein Nachbar, „jene dicke Engländerin? Das iſt Miß Smithſon; in dieſe Dame iſt Herr Berlioz ſeit drei Jahren ſterbens verliebt, und dieſer Leidenſchaft verdanken wir die wilde Symphonie, die Sie heute hören." In der That, in der Avant-ſcene-Loge ſaß die berühmte Schauſpielerin von Coventgarden; Berlioz ſah immer unverwandt nach ihr hin, und jedes Mal, wenn ſein Blick dem ihrigen begegnete, ſchlug er los auf ſeine Pauke, wie wüthend. Miß Smithſon iſt ſeitdem Madame Berlioz geworden, und ihr Gatte hat ſich ſeitdem auch die Haare abſchneiden laſſen. Als ich dieſen Winter im Conſervatoire wieder ſeine Symphonie hörte, ſaß er wieder als Paukenſchläger im Hintergrunde des Orcheſters, die dicke Engländerin ſaß wieder in der Avant-ſcene, ihre Blicke begegneten ſich wieder . . . aber er ſchlug nicht mehr ſo wüthend auf die Pauke.

Liſzt iſt der nächſte Wahlverwandte von Berlioz und weiß deſſen Muſik am beſten zu exekutiren. Ich brauche Ihnen von ſeinem Talente nicht zu reden; ſein Ruhm iſt europäiſch. Er iſt unſtreitig derjenige Künſtler, welcher in Paris die unbedingteſten Enthuſiaſten findet, aber auch die eifrigſten Widerſacher. Das iſt ein bedeutendes Zeichen, daß Niemand mit Indifferenz von ihm redet. Ohne poſitiven Gehalt kann man in dieſer Welt weder günſtige, noch feindliche Paſſionen erwecken. Es gehört Feuer dazu, um die Menſchen zu entzünden, ſowohl zum Haß als zur Liebe. Was am beſten für Liſzt zeugt, iſt die volle Achtung, womit ſelbſt die Gegner ſeinen perſönlichen Werth anerkennen. Er iſt ein Menſch von verſchrobenem, aber edlem Charakter, uneigennützig und ohne falſch. Höchſt merkwürdig ſind ſeine Geiſtesrichtungen, er hat große Anlagen zur Spekulazion, und mehr noch als die Intereſſen ſeiner Kunſt, intereſſiren ihn die Unterſuchungen der verſchiedenen Schulen, die ſich mit der Löſung der großen, Himmel und Erde umfaſſenden Frage beſchäftigen. Er glühte lange Zeit für die ſchöne St. Simoniſtiſche Weltanſicht, ſpäter umnebelten ihn die ſpiritualiſtiſchen oder vielmehr vaporiſtiſchen Gedanken von Ballanche, jetzt ſchwärmt er für die republikaniſch-katholiſchen Lehren eines La Mennais, welcher die Jakobinermütze aufs Kreuz gepflanzt hat . . . Der Himmel weiß! in welchem Geiſtesſtall er ſein nächſtes Steckenpferd finden wird. Aber lobenswerth bleibt immer dieſes unermüdliche Lechzen nach Licht und Gottheit, es zeugt von ſeinem Sinn für das Heilige, für das Religiöſe. Daß ein ſo unruhiger Kopf, der von allen Nöthen und Doktrinen

der Zeit in die Wirre getrieben wird, der das Bedürfniß fühlt sich um alle Bedürfnisse der Menschheit zu bekümmern, und gern die Nase in alle Töpfe steckt, worin der liebe Gott die Zukunft kocht: daß Franz Liszt kein stiller Klavierspieler für ruhige Staatsbürger und gemüthliche Schlafmützen sein kann, das versteht sich von selbst. Wenn er am Fortepiano sitzt und sich mehrmals das Haar über die Stirne zurückgestrichen hat, und zu improvisiren beginnt, dann stürmt er nicht selten allzutoll über die elfenbeinernen Tasten, und es erklingt eine Wildniß von himmelhohen Gedanken, wozwischen hie und da die süßesten Blumen ihren Duft verbreiten, daß man zugleich beängstigt und beseligt wird, aber doch noch mehr beängstigt.

Ich gestehe es Ihnen, wie sehr ich auch Liszt liebe, so wirkt doch seine Musik nicht angenehm auf mein Gemüth, um so mehr, da ich ein Sonntagskind bin und die Gespenster auch sehe, welche andere Leute nur hören, da, wie Sie wissen, bei jedem Ton, den die Hand auf dem Klavier anschlägt, auch die entsprechende Klangfigur in meinem Geiste aufsteigt, kurz, da die Musik meinem innern Auge sichtbar wird. Noch zittert mir der Verstand im Kopfe, bei der Erinnerung des Concertes, worin ich Liszt zuletzt spielen hörte. Es war im Concerte für die unglücklichen Italiener, im Hotel jener schönen, edlen und leidenden Fürstin, welche ihr leibliches und ihr geistiges Vaterland, Italien und den Himmel, so schön repräsentirt . . . (Sie haben sie gewiß in Paris gesehen, die ideale Gestalt, welche dennoch nur das Gefängniß ist, worin die heiligste Engelseele eingekerkert worden . . . Aber dieser Kerker ist so schön, daß jeder wie verzaubert davor stehen bleibt und ihn anstaunt) . . . Es war im Concerte zum Besten der unglücklichen Italiener, wo ich Liszt verflossenen Winter zuletzt spielen hörte, ich weiß nicht mehr was, aber ich möchte darauf schwören, er variirte einige Themata aus der Apokalypse. Anfangs konnte ich sie nicht ganz deutlich sehen, die vier mystischen Thiere, ich hörte nur ihre Stimme, besonders das Gebrüll des Löwen und das Krächzen des Adlers. Den Ochsen mit dem Buch in der Hand sah ich ganz genau. Am besten spielte er das Thal Josaphat. Es waren Schranken wie bei einem Turnier, und als Zuschauer um den ungeheuren Raum drängten sich die auferstandenen Völker, grabesbleich und zitternd. Zuerst galoppirte Satan in die Schranken, schwarzgeharnischt, auf einem milchweißen Schimmel. Langsam ritt hinter ihm her der Tod, auf seinem fahlen Pferde. Endlich erschien Christus, in goldener Rüstung, auf einem schwarzen Roß, und mit seiner heiligen Lanze stach er erst Satan zu Boden, hernach den Tod, und die Zuschauer jauchzten . . . Stürmischen Beifall zollte man dem Spiel des wackeren Liszt, welcher ermüdet das Clavier verließ, sich vor den Damen verbeugte . . . Um die Lippen der Schönsten zog jenes melancholisch-süße Lächeln . . .

Es wäre ungerecht, wenn ich bei dieſer Gelegenheit nicht eines Pianiſten erwähnen wollte, der neben Liſzt am meiſten gefeiert wird. Es iſt Chopin, der nicht bloß als Virtuoſe durch techniſche Vollendung glänzt, ſondern auch als Componiſt das Höchſte leiſtet. Das iſt ein Menſch vom erſten Range. Chopin iſt der Liebling jener Elite, die in der Muſik die höchſten Geiſtesgenüſſe ſucht. Sein Ruhm iſt ariſtokratiſcher Art, er iſt parfümirt von den Lobſprüchen der guten Geſellſchaft, er iſt vornehm wie ſeine Perſon.

Chopin iſt von franzöſiſchen Eltern in Polen geboren und hat einen Theil ſeiner Erziehung in Deutſchland genoſſen. Dieſe Einflüſſe dreier Nationalitäten machen ſeine Perſönlichkeit zu einer höchſt merkwürdigen Erſcheinung; er hat ſich nemlich das Beſte angeeignet, wodurch ſich die drei Völker auszeichnen: Polen gab ihm ſeinen chevalereſken Sinn und ſeinen geſchichtlichen Schmerz, Frankreich gab ihm ſeine leichte Anmuth, ſeine Grazie, Deutſchland gab ihm den romantiſchen Tiefſinn... Die Natur aber gab ihm eine zierliche, ſchlanke, etwas ſchmächtige Geſtalt, das edelſte Herz und das Genie. Ja, dem Chopin muß man Genie zuſprechen, in der vollen Bedeutung des Worts; er iſt nicht bloß Virtuoſe, er iſt auch Poet, er kann uns die Poeſie, die in ſeiner Seele lebt, zur Anſchauung bringen, er iſt Tondichter, und nichts gleicht dem Genuß, den er uns verſchafft, wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt. Er iſt alsdann weder Pole, noch Franzoſe, noch Deutſcher, er verräth dann einen weit höheren Urſprung, man merkt alsdann, er ſtammt aus dem Lande Mozarts, Raffaels, Goethes, ſein wahres Vaterland iſt das Traumreich der Poeſie. Wenn er am Clavier ſitzt und improviſirt, iſt es mir, als beſuche mich ein Landsmann aus der geliebten Heimath und erzähle mir die kurioſeſten Dinge, die während meiner Abweſenheit dort paſſirt ſind... Manchmal möcht' ich ihn mit Fragen unterbrechen: Und wie gehts der ſchönen Nixe, die ihren ſilbernen Schleier ſo kokett um die grünen Locken zu binden wußte? Verfolgt ſie noch immer der weißbärtige Meergott mit ſeiner närriſch abgeſtandenen Liebe? Sind bei uns die Roſen noch immer ſo flammenſtolz? Singen die Bäume noch immer ſo ſchön im Mondſchein?...

Ach! es iſt ſchon lange her, daß ich in der Fremde lebe, und mit meinem fabelhaften Heimweh komme ich mir manchmal vor wie der fliegende Holländer und ſeine Schiffsgenoſſen, die auf den kalten Wellen ewig geſchaukelt werden, und vergebens zurückverlangen nach den ſtillen Kayen, Tulpen, Myfrawen, Thonpfeifen und Porzellantaſſen von Holland... Amſterdam! Amſterdam! wann kommen wir wieder nach Amſterdam! ſeufzen ſie im Sturm, während die Heulwinde ſie beſtändig hin und her ſchleudern auf den verdammten Wogen ihrer Waſſerhölle. Wohl begreife ich den Schmerz, womit der Capitain des verwünſchten Schiffes einſt ſagte: komme ich jemals zurück nach Amſter-

dam, so will ich dort lieber ein Stein werden an irgend einer Straßenecke, als daß ich jemals die Stadt wieder verließe! Armer Vanderdecken!

Ich hoffe, lieber Freund, daß diese Briefe Sie froh und heiter antreffen, im rosigen Lebenslichte, und daß es mir nicht wie dem fliegenden Holländer ergehe, dessen Briefe gewöhnlich an Personen gerichtet sind, die während seiner Abwesenheit in der Heimath längst verstorben sind!